Geschichtliche Aufsätze

Max Jähns, Karl Koetschau

Gem. v. K Gussow 1893

Max Jähns

Digitized by Google

Gem. v. K Gussow 1893

Max Jähns

Geschichtliche Aufsätze

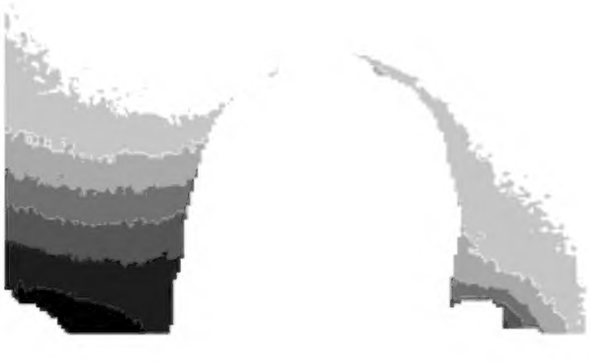
Max Jähns, Karl Koetschau

Digitized by Google

HB 2205.
S 266.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Photogravure Riffarth & Co. Berlin. Gem. v. H. Kuehne 1893.

Max Jähns

Meisenbach Riffarth & Co, Berlin. Gem. v. H. Gussow 1893.

Max Jähns

Ausgeschieden

Digitized by Google

Digitized by Google

Geſchichtliche Aufſätze

von

Max Jähns.

Ausgewählt und herausgegeben, ſowie mit einer biographiſchen Einleitung verſehen

von

Karl Koetſchau,

nebſt einem Anhang: „Max Jähns als militäriſcher Schriftſteller“

von

Alfred Meyer.

Mit einem Bildnis in Kupferlichtdruck.

Ausgeschieden

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1903.

Digitized by Google

Vorwort.

Max Jähns hat die Absicht gehabt, seine Aufsätze, soweit deren Inhalt nicht in seine Bücher Aufnahme gefunden hatte, zu sammeln und in einer Auswahl herauszugeben. Der Tod verhinderte die Ausführung dieses noch nicht weiter vorbereiteten Planes. Die Familie hat nun in der Überzeugung, daß dem Verewigten kein besseres Denkmal gesetzt werden könne, als wenn man ihn noch einmal zum Worte kommen ließe, mich mit der Herausgabe der Aufsätze betraut. Freudigen Herzens unterzog ich mich der Aufgabe, da so mir die einzige Möglichkeit gegeben war, dem verehrten Manne für alle die Wohltaten zu danken, die ich in dem leider so kurzen Verkehr mit ihm aus dem Reichtum seines Geistes und seines Herzens hatte empfangen dürfen.

Die Auswahl erfolgte unter dem leitenden Gedanken, Max Jähns in seinem Künstler- und in seinem Menschentum noch einmal zu zeigen. Deshalb setzen die Aufsätze mit der schönen Abhandlung über „Kriegskunst als Kunst" ein, während die folgenden vier erkennen lassen, wie der Verfasser Kriegskunst künstlerisch schilderte, und die beiden letzten ihn als warmherzigen Menschen und Vaterlandsfreund, der letzte insbesondere auch noch in seinem Verhältnis zur Dichtkunst darstellen. Es konnte dabei nicht in Betracht kommen, wenn etwa unterdessen, wie bei dem Aufsatz über „Walther von der Vogelweide", die Forschung vorwärts geschritten war. Denn trotzdem haben diese Aufsätze jedem noch vieles zu sagen: sie werden niemals veralten.

Die biographische Skizze soll den Leser mit der Person des Schriftstellers entweder bekannt machen oder ihn an sie erinnern.

Es wäre reizvoll genug gewesen, die Skizze zum Bilde auswachsen zu lassen. Aber statt des Raumes, wie er mir zur Verfügung gestellt werden konnte, wäre ein Band dazu nötig gewesen. Ich habe versucht, Max Jähns als Menschen und als Künstler zu schildern, und dabei das Recht für mich in Anspruch genommen, durchblicken zu lassen, daß die Liebe zu dem seltenen Manne mir die Feder geführt hat. Es schien mir aber nötig, ihn auch so dem Leser zu zeigen, wie ihn in seiner Wirksamkeit ein gebildeter Soldat beurteilt. Mein lieber Freund, Hauptmann Alfred Meyer, war bei seiner Kenntnis der Militärliteratur und seiner Verehrung für einen ihrer tüchtigsten Vertreter für diese Aufgabe besonders geeignet.

Den Verlagsfirmen Giesecke & Devrient, F. W. Grunow, E. S. Mittler & Sohn und Georg Reimer ist die Bewilligung zum Wiederabdruck der Aufsätze zu danken. Zu besonderem Dank aber verpflichtet mich das Vertrauen der Familie Jähns, die mir ungehinderten Einblick in das reiche, in Briefen und Tagebüchern niedergelegte Material gewährte, und die Unterstützung von Fräulein Hildegard Jähns, welche mir mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit die Durchsicht dieses Materials erleichterte.

Dresden, im März 1903.

Karl Koetschau.

Max Jähns.

Eine biographiſche Skizze

von

Karl Koetſchau.

Max Jähns war ein glücklicher Mensch. Ich darf das aussprechen, obwohl auch ihm, wie jedem, berechtigte Wünsche und Hoffnungen unerfüllt geblieben sind, hemmend auch in sein Dasein Kummer und Sorge traten. Aber wer den Verlauf seines Lebens im ganzen überblickt, Erstrebtes und Erreichtes gegen einander abwägt, der steht doch unter demselben reinen und beglückenden Eindruck, wie ihn ein in sich geschlossenes Kunstwerk hervorruft.

Diese ästhetische Wirkung, die zugleich zu einer ethischen wird, wäre nicht möglich, wenn nicht alles Fühlen, Denken und Schaffen des Mannes von dem eifrigen Streben nach harmonischem Ausgleich aller seiner Kräfte erfüllt gewesen wäre. Die eine große Sehnsucht nach Schönheit, die sich schon im Kinde in ganz naiver Form äußert, wenn es, ähnlich wie der Knabe Goethe, von schönen Menschen leidenschaftlich sich angezogen fühlt, diese Sehnsucht begleitet ihn auf seinem ganzen Lebenswege, selbst dahin, wo man sie am wenigsten vermutet, zu den statistischen Arbeiten, die er im Dienste des Großen Generalstabes ausführte. Die wundervolle Klarheit des Aufbaues, die Phantasie, die zu lebensvollen Zeugen von Kulturerscheinungen trockene Aufzählungen umzugestalten versteht, verrät auch hier die künstlerisch schaffende Hand. Und so allenthalben. Es war Max Jähns nicht möglich, die kleinste Gabe jemandem darzubieten, ohne daß er sie in eine künstlerische Form gekleidet hätte, er wußte selbst das gleichgültigste Gespräch mit einer eigenen Anmut zu beleben, so daß es eine Lust war, ihm zuzuhören und

zu beobachten, wie er ſich und anderen auch das Alltägliche ſchmackhaft zu machen verſtand. Dabei lag ihm nichts ferner, als die äußere Form auf Koſten des inneren Gehalts auszubilden. Nur ſeine auf viele Gebiete menſchlichen Wiſſens ausgebreiteten Kenntniſſe, die in ſtrenger ernſter Arbeit erworben waren, geſtatteten es ihm, jederzeit ſo leicht, ſo frei und ſo ſchön ſich zu äußern.

Die Schönheit war für Max Jähns nicht Mittel zum Zweck, ſondern Selbſtzweck. Er wollte ſie in ſich tragen, das heißt: er wollte eine ausgeglichene Perſönlichkeit ſein, deren ſittliche Kräfte nicht minder entwickelt ſein ſollten wie die geiſtigen und körperlichen. Der Rhythmus der Seele war ihm die Bedingung zum Leben. Freilich war dieſe nur erfüllbar, wenn er ſich ſeine Pflichten ſo ſtreng wie möglich ſchuf. Und das hat er getan. Er, der ſich bei glücklichen äußeren Verhältniſſen leicht mit dem genußreichen Behagen an einer reifen Kultur hätte begnügen können, ſtellte ſich, nie ermüdend, immer vor neue Aufgaben, die zu löſen er ſeiner Wiſſenſchaft, ſeinem Volke, ſeiner Familie ſchuldig zu ſein glaubte. Nie hat er es an ſich fehlen laſſen, wenn er überzeugt war, daß gerade ſein Wort und ſeine Tat von Nutzen ſein könnten. Und die Reinheit ſeines Herzens half ihm immer, Gutes zu erreichen.

Merkwürdig früh war der Jüngling zu der Erkenntnis ſeiner Pflichten und des Maßes ſeiner Fähigkeit, ſie zu erfüllen, durchgedrungen. Es iſt ein wahrhaft künſtleriſcher Genuß, zu ſehen, wie er daraufhin beginnt, ſich ſein Leben auszubauen. Kein Menſchenſchickſal wäre es geweſen, wenn nicht auch er durch äußere Einwirkungen gezwungen worden wäre, an dem urſprünglichen Plan im Verlaufe des Baues zu ändern. Aber die beſtimmenden Grundlinien hat er nie zu verrücken gebraucht. Von langer Hand ſcheint alles, was er geſchaffen, vorbereitet zu ſein, und im rechten Augenblick tritt es an die rechte Stelle. Als er ſich anſchickt, den Schlußſtein einzuſetzen, iſt kaum ein Motiv unausgeführt geblieben. So verläuft ſein Leben voll Harmonie

und Maß. Und wenn jemand seinen Sinnspruch zu Recht geführt hat, so er den seinen: μηδὲν ἄγαν. —

War das nicht ein glücklicher Mensch? —

Von diesem Manne will ich erzählen.

Wir haben uns mit der wachsenden Teilnahme, die wir der genealogischen Forschung schenken, daran gewöhnt, die Keime hervorragender Eigenschaften eines Menschen in der Geschichte seiner Familie aufzusuchen, und wir haben dabei die Wahrnehmung gemacht, daß ein Geschlecht, wenn es zu einer höchsten geistigen Leistung die in ihm ruhenden Kräfte zusammengefaßt hat, im Mannesstamme sich sehr häufig erschöpft. Das ist auch bei der Familie Jähns der Fall.

Sie stammte aus Friesland. Der Zweig, dem unser Max angehörte, ist im 18. Jahrhundert in Hamburg, seit 1763 in Berlin nachweisbar, wo Urgroßvater und Großvater das Uhrmacherhandwerk betrieben, ohne damit mehr zu verdienen, als zu dem einfachen Leben jener Tage unbedingt nötig war. Stattliche Körperschönheit zeichnete die Männer aus und kam am vollkommensten wohl in dem Vater von Max Jähns, Friedrich Wilhelm, zum Ausdruck. Aber auch auf diesen selbst war sie übergegangen. Sie mag nicht so sieghafter Art wie die des Vaters gewesen sein, doch auf jeden Empfänglichen mußten der edel geformte Kopf mit dem leicht gewellten Haar, die vornehmen Züge, denen eine feingebogene Nase den Ausdruck männlicher Kraft, wundervoll durchleuchtete blaue Augen den Stempel eines klaren Geistes und gütiger Gesinnung gaben, einen erquickenden, nicht wieder verlöschenden Eindruck machen.

Mag diese äußere Schönheit schon an die ursprüngliche Heimat der Familie gemahnen, so erinnert an sie noch mehr der feste, des eigenen Wertes sich bewußte Charakter, den wir bei fast allen ihren männlichen Gliedern finden. Strenge Rechtschaffenheit, warme, nicht selten leidenschaftliche Vaterlandsliebe machten sie zu tüchtigen Staatsbürgern, und mehr als einmal

haben ſie bereitwillig für König und Vaterland ihr Leben in die Schanze geſchlagen, bis denn Max ſich dem von Kindheit an geliebten Soldatenberuf ganz hingab.

Zur Zeit des alten Gleim lebte ein — wohl einem anderen Zweig des Geſchlechtes angehörender — Jähns, der mit dem poetiſchen „Grenadier“ verwandt war und im Halberſtädter Dichterkreis mehr noch wegen ſeines vortrefflichen Charakters als wegen ſeiner dichteriſchen Leiſtungen geſchätzt wurde. Sonſt ſind literariſche Neigungen in der Familie erſt nachweisbar, nachdem Dorothea Sophie Koch, die Großmutter von Max, in ſie eingetreten war, eine in jeder Hinſicht ausgezeichnete Frau, deren verſtändnisvolle Begeiſterung für unſere großen Dichter auf Sohn und Enkel ſich übertrug. Bei dieſen beiden aber kam auch noch der Trieb, ſelbſt künſtleriſch zu ſchaffen, hinzu. Was Friedrich Wilhelm an Gedichten niedergeſchrieben hat, läßt nicht mehr als die Begabung eines geſchmackvollen Dilettanten erkennen. Auch beurteilte er ſie ſelbſt kaum anders und beſchränkte deshalb ihre Mitteilung auf den engſten Kreis. Für ſeine künſtleriſchen Gedanken und Stimmungen war das Ausdrucksmittel vielmehr die Muſik. Wo das deutſche Lied, namentlich der Chorgeſang, liebevoller Pflege ſich erfreut, wird der Name von Friedrich Wilhelm Jähns nicht vergeſſen werden. Max, der ein großer Muſikfreund ſein Leben lang war, hat dieſe ſchöpferiſche muſikaliſche Begabung des Vaters nicht geerbt, wohl aber lebte ſie in dem jüngeren Bruder Reinhart fort. Dafür überwog bei Max die dichteriſche Anlage.

Die Mutter unſeres Helden, Ida von Klöden, entſtammte einem in Franken zuerſt auftauchenden, dann ſeit dem 12. Jahrhundert in der Altmark nachweisbaren Geſchlecht. Die Klödens waren immer rechte Kriegsleute geweſen, und erſt der Vater Idas, Karl Friedrich von Klöden, der unter dem liebevollen Schutz einer edlen, für alles Geiſtige ſehr empfänglichen Mutter, der Chriſtiane Dorothea Willmanns, heranwuchs, hatte ſeinem Könige und ſeinem Lande nicht mit dem Schwerte gedient, ſondern mit ſeinen

mannigfaltigen, gründlichen Kenntniſſen und ſeinen reifen pädagogiſchen Erfahrungen. Ihm bleibt der Ruhm, der Schöpfer der erſten preußiſchen Gewerbeſchule, die für viele andere Länder vorbildlich wurde, geweſen zu ſein, ihm verdankt die Mark Unterſuchungen von bleibendem Wert über ihre Geſchichte, ihre mineralogiſche und geologiſche Beſchaffenheit. Die Geographie nennt ihn als wichtigen Verbeſſerer der Kartenzeichnung, und ihr wie der Aſtronomie ſind nicht nur ſeine zahlreichen ſelbſtändigen Forſchungen zugute gekommen, ſondern auch ſeine Begabung, anderen die Ergebniſſe einer Wiſſenſchaft ſo mitzuteilen, daß ſie nicht nur vorübergehend anregen, ſondern dauernd feſſeln. Wer die „Jugenderinnerungen“ Klödens geleſen hat, die lange nach ſeinem Tode Max Jähns herausgab, ein Buch, das noch immer nicht in dem Maße in der deutſchen Familie heimiſch geworden iſt, wie es ſein großer ſittlicher Wert verdient, der weiß, daß Klöden ſich zu dieſer hohen Stufe der Gelehrſamkeit, zu dieſer ebenſo verantwortlichen wie einflußreichen Stellung im praktiſchen Leben ganz aus eigener Kraft aus geradezu jämmerlichen äußeren Verhältniſſen emporgearbeitet hat, und er wird dieſem nimmer entmutigten Kämpfer, der ſich bis an ſein Lebensende ein reines, heiteres, faſt kindliches Gemüt bewahrt hatte, ſeine verehrende Liebe ſchenken müſſen. Nur jemand, der in heißem Bildungsdrange dem Schickſal jeden Zoll ſeines inneren Wachstums abgerungen hat, kann zu ſolcher Klarheit des Weſens ſich durcharbeiten. Max Jähns hat noch bis in ſeine Jünglingsjahre hinein unter dem Einfluß dieſes ſeltenen Mannes ſtehen dürfen, und der aufmerkſame Beobachter ſeines Lebens wird immer wieder Spuren finden, die auf das Weſen des Großvaters zurückführen. Oft genug erſcheint er als Menſch wie als Gelehrter als deſſen Spiegelbild, und nur die formelle Begabung tritt bei ihm noch ſtärker hervor als bei jenem. Die äſthetiſchen Neigungen Klödens, der auch ein eifriger und glücklicher Sammler auf künſtleriſchem und naturwiſſenſchaftlichem Gebiete und ein großer Bücherfreund war, waren unter ſeinen Kindern faſt allein

auf die Tochter Ida übergegangen, und sie, die an der Seite eines gleichgestimmten Gatten sie beständig pflegte, genießend wie später bisweilen auch schaffend, übertrug sie in verstärktem Maße auf ihren Sohn Max.

So steuern denn zwei tüchtige Geschlechter ihre Kräfte bei, um Max Jähns für das Leben auszurüsten. Die Erfolge aber, die er hatte, wären trotzdem nicht eingetreten, wenn nicht seine ehrliche Arbeit, sein reiner, starker Wille gewesen wären. Denn auf sie kommt letzten Endes alles an. Sie sind das persönliche Verdienst des einzelnen, das schwerer wiegt als die vererbten Eigenschaften.

Am 1. August 1855 schlossen in der Domkirche zu Berlin Friedrich Wilhelm Jähns und Ida Kloden den Bund fürs Leben. Nicht in wolkenloser Klarheit lag es vor ihnen. Denn der junge Mann, der nach kurzer Zeit halb und halb erzwungener schauspielerischer Tätigkeit sich ganz in den Dienst der heiß geliebten Musik gestellt hatte und nun als Gesangslehrer sein Brot verdiente, hier und da auch in Konzerten auftrat und schon eine Reihe erfolgreicher Kompositionen aufweisen konnte, mußte angestrengt arbeiten, wenn er von dem jungen Hauswesen die Sorge für den Tag fernhalten wollte. Aber da er ein reichbegabter Mensch war und eine Zähigkeit in der Arbeit besaß, wie man sie selten trifft, so durfte er wohl hoffnungsfreudig in die Zukunft sehen. Nur war er leider keine Natur, die, wenn Fehlschläge kamen, an dieser Zuversicht unbeirrt hätte festhalten können. Dazu war sein Herz viel zu sehr der Stimmung der Stunde unterworfen, und wie er alles mit Leidenschaft ergriff, so fühlte er auch ein wirkliches oder eingebildetes Unglück viel schwerer als andere Menschen von größerer innerer Sammlung. Wie es äußerlich in seinem rastlosen Arbeitsdrang zum Ausdruck kam, der ihn nach schwerem Tagewerk noch bis tief in die Nacht hinein zu ernster Lektüre oder späterhin zu wissenschaftlicher Beschäftigung mit seiner liebevoll ausgebauten

Autographenſammlung trieb, ſo war innerlich ſein Weſen in beſtändiger Bewegung. Nicht daß es etwa ſprunghafter Art geweſen wäre, bald das, bald jenes ergriffen hätte, um es, kaum begonnen, wieder fallen zu laſſen, im Gegenteil, er hielt mit bewunderungswerter Treue an dem einmal erfaßten Ideal feſt, aber er hatte eben für alles Schöne, auf das er ſtieß, einen offenen Sinn und alſo auch mehr als ein Ideal, jedes aber wollte er ſich ganz zu eigen machen. Zweifellos lag darin für ihn zunächſt ein Vorteil. Denn der hinreißende Schwung, der dadurch in ihm hervorgerufen wurde, begeiſterte auch andere, und nie hätte er z. B. mit dem ſpäter gegründeten Geſangverein ſo glänzende Erfolge gehabt, wenn er nicht zum Führer geboren geweſen wäre, zum Führer, der mindeſtens ebenſo ſehr mit dem bedingungsloſen Einſetzen ſeiner Perſönlichkeit wirkte als mit dem überlegenen Können. Aber daneben hemmte den Hochflug mancher Stunde das Verlangen, daß jeder in ſeiner Umgebung mit ihm gleich begeiſtert ſein müſſe. Geſchah es nicht, ſo fühlte er ſich aufs ärgerlichſte, oft auch wahrhaft ſchmerzlich enttäuſcht, mißtrauiſche und ſchwermütige Gedanken bekamen über ihn Gewalt, ja nicht ſelten brauſte der Zorn in vernichtendem Sturme einher. Freilich ſelbſt dann war Wilhelm noch ein Künſtler: der ruhige Beobachter konnte erkennen, wie ſich der leidenſchaftliche Ausbruch Szene auf Szene ſteigerte, und in einer gewiſſen dramatiſchen Geſetzmäßigkeit der Erregte die Seele bis ins Innerſte ſich zerwühlte. Vielleicht hat gerade das Temperament des Vaters den Sohn frühzeitig die Beherrſchung ſeiner ſelbſt gelehrt. Mehr als einmal trat er dem Vater aufmunternd und begütigend zur Seite, mehr als einmal hat er durch ſeine überlegene Klarheit ihn vor Übereilungen und Übertreibungen behütet, aber oft genug war auch er machtlos und bitter hat er es dann mit ſeinem warmen Herzen empfunden, daß der Vater ſo ſchwer an den Unvollkommenheiten des Lebens trug, weil er nur ſein hochgeſtelltes Weſen zum Maßſtab für andere nahm. Denn er liebte ihn hingebend und mit aller

Kraft, die eine ſchönheitsdurſtige Seele wie die ſeine an eine ſo ſtarke künſtleriſche Natur band, wie ſie der Vater beſaß. Aber gerade deshalb litt er auch um ihn und mit ihm.

Neben dieſen Mann trat nun recht als Ergänzung ſeines Weſens Ida Klöden. Schön war auch ſie. Aber mehr noch als durch ihre Schönheit bezauberte ſie, die man gern „Frau Minnetroſt“ nannte, diejenigen, welche in ihren Kreis traten, durch die Anmut ihres Herzens. Sie fühlte warm und innig, ſuchte und genoß das Schöne, welches Leben, Kunſt und Natur ihr boten, aber was ſie in ihre Seele aufgenommen hatte, diente nicht dazu, deren Spannung zu verſtärken, ſondern dazu, ſie auszugleichen, ſie zu löſen. An innerer Kraft ſtand ſie deshalb dem Gatten nicht nach. Ja, vielleicht übertraf ſie ihn darin ſogar, denn wer zu harmoniſch abgeklärter Grundſtimmung durchgedrungen iſt, der muß ſich ganz in der Gewalt haben. Und eben das machte ſie zum beſten Bundesgenoſſen für die Kämpfe des Lebens, denen ſie jederzeit mit jener Tapferkeit ſtandgehalten hat, die wir bei hochgeſinnten Frauen in reiner, ich möchte ſagen ruhig-heroiſcher Weiſe des öfteren finden. Bei ſolchen Eigenſchaften, die immer den Erfolg gewährleiſten, mußte das Hausweſen, das ſie mit raſtloſem Fleiße verwaltete, recht eigentlich den Stempel ihrer Perſönlichkeit tragen. Und in der Tat mögen die vielen Freunde des Hauſes deshalb beſonders gern in ihm geweilt haben, weil die milde, aber doch auch feſte Hand der Herrin es mit einem Zauberkreis umzog, den nichts Niedriges durchdringen, nichts Platt-Alltägliches auflöſen konnte. Die geiſtige Atmoſphäre ſchuf die hochfliegende Phantaſie des Mannes, aber daß ſie für die darin Lebenden gedeihlich werden konnte, das iſt zweifellos der fein entwickelten Lebenskunſt der Frau zu danken. Solch eine Gattin mußte die beſte Mutter werden. Sie iſt es geworden, und mit einer unerſchöpflichen Fülle zärtlichſter Liebe haben ihr dafür ihre Kinder gedankt.

In dem Hauſe an der Spittelbrücke Nr. 3, jetzt Leipzigerſtraße 66, wurde dem jungen Paare am 18. April 1837 das erſte Kind geboren, welches der Prediger an St. Petri, Pelkmann, am 21. Mai, alſo am Geburtstage des Großvaters Klöden, auf die Namen Karl Maximilian Wilhelm taufte. Unter den Paten verdienen zwei wegen ihrer engen Beziehungen zum Jähnsſchen Hauſe unſere beſondere Aufmerkſamkeit, Karoline von Weber, die Witwe des Tondichters, und Adolf Borbſtaedt, der damals Premierleutnant und Adjutant des Kadettenkorps war.

Im Alter von 12 Jahren hatte Wilhelm, der unter der eigenen Leitung des Komponiſten ſtattfindenden Erſtaufführung des „Freiſchützen“ in Berlin (1821) beiwohnen dürfen, unter den begeiſterten Zuhörern bei der ihm eigenen weit über ſeine Jahre hinaus entwickelten muſikaliſchen Anlage der begeiſtertſte. Fortan gab es für ihn nur noch einen Leitſtern in der Muſik, zu dem er bis an ſein Lebensende mit jener treuen Begeiſterung aufſah, die ſeine Neigungen in ſo gewinnender Art auszeichnete. An dem denkwürdigen Abend hatte ſich der Knabe gelobt, wenn er ſelbſt je einen Sohn haben würde, ihn Max zu nennen. Iſt es da zu verwundern, wenn der Pate des Freiſchützen, je älter er wurde, um ſo mehr auch ſeinerſeits in den Bannkreis der Weberſchen Kunſt trat, ja daß ſie ſchließlich auf muſikaliſchem Gebiete das ſchlechthin für ihn darſtellte, was er ſich unter dem Schönen überhaupt dachte? So ſtark war die Begeiſterung des Vaters, daß ſie auf den Sohn mit faſt ungeminderter Kraft überging. Da es Wilhelm nicht vergönnt geweſen war, dem früh verſtorbenen Meiſter perſönlich nahe zu treten, ſo übertrug er alle ſeine Verehrung auf deſſen Witwe und den Söhnen, Max Maria und Alexander, war er in freundſchaftlicher Liebe zugetan, nachdem er im Jahre 1829 die Familie in Dresden kennen gelernt hatte. In dieſen Bund trat ſpäter auch die junge Gattin, und er bekam von da ab eine Zeitlang faſt eine romantiſche Färbung, da die beiden lebhaft fühlenden, reich beanlagten Brüder in ritterlicher Huldigung vor der anmutigen Frau wett-

eifernd ſich zu überbieten ſuchten. Immer mehr wurde dann mit den Jahren der Genius Webers recht zum Laren des Jähnsſchen Hauſes, und es iſt bezeichnend genug, daß Wilhelm und den Seinen die beſte Erholung immer an der Stätte von Webers reichſtem Schaffen erblühte, in Dresden und ſeiner Umgegend. Faſt in jedem Jahre reiſte die Familie Jähns dorthin, um glückliche Wochen im Verein mit den Freunden zu verleben. Bald zog die Zuneigung zu den Perſonen die zu dem Orte nach ſich, ſo daß Wilhelm, wie ſpäter Max die ſächſiſche Reſidenz förmlich als ihre zweite Heimat anſahen. Das iſt für Max nicht bedeutungslos, denn ein ſo guter Berliner er zeit ſeines Lebens war, ſo glücklich er die Schönheiten ſeiner Vaterſtadt aufzufinden wußte und ſo eifrig er in ihre Geſchichte forſchend ſich hineingelebt hatte, auf ſeine äſthetiſche Entwicklung war Dresden mit ſeinem eindrucksvollen Stadtbild und den nahe gelegenen Elblandſchaften von größerem, ja dem nachhaltigſten Einfluß, der in gleichem Maße nur noch dem oft von ihm beſuchten Potsdam mit ſeiner Umgebung zuerkannt werden kann. In ſpäteren Tagen hat er auf weiten Reiſen viel des Schönen geſchaut, aber immer wieder kehrte er beſonders gern zu den beiden Orten zurück, an denen er in der Jugend die nachhaltigſten Eindrücke im Naturgenuß empfangen hatte.

Hatte die Übernahme der Patenſchaft durch Karoline v. Weber den Knaben für die Weberſche Kunſt förmlich geweiht, ſo ſchien Borbſtaedt faſt die Rolle des Vorbereitenden für ſeinen künftigen Beruf zugefallen zu ſein. Er war aus einem ernſthaften Bewerber um Ida Klödens Hand ein warmherziger Freund des Jähnsſchen Hauſes geworden, ja man kann wohl behaupten, daß er recht eigentlich als ein Glied desſelben angeſehen wurde. Mit einer Zartheit der Geſinnung, die nur noch von ſeiner Treue übertroffen wurde, kümmerte er ſich um alle Angelegenheiten der Familie und namentlich wurde er in den mancherlei Nöten des Lebens der Hausfrau ein nie verſagender Troſtſpender, jederzeit zum Raterteilen bereit. Denn ſein klarer,

manchmal vielleicht etwas zu nüchterner Sinn, unterstützt von der Fähigkeit rücksichtsvollen Einfühlens in das Wesen anderer, ließ ihn die Verhältnisse meist richtiger beurteilen, als es Wilhelm bei seinem Temperament möglich war. Willig erkannte das dieser auch an, und auch für ihn ist der „Onkel" Borbstaedt jederzeit der treue Wegweiser gewesen. Den stärksten Einfluß gewann er aber auf Max. Von Kindheit an sah dieser in ihm den tüchtigen Vertreter eines Standes, dem seine ganze jugendliche Neigung gehörte, und der ihm später um so anziehender erscheinen mußte, als er ihm an Borbstaedts Beispiel deutlich zeigte, zu welch gediegener Entwicklung in ihm ein redlich Strebender gelangen kann. Zudem kam die militärwissenschaftliche Tätigkeit Borbstaedts einer besonders starken Beanlagung von Max entgegen. Der spätere Schriftleiter der „Militär-Literatur-Zeitung" und des „Militärwochenblatts", der rühmlichst bekannte Verfasser kriegsgeschichtlicher Werke zeigte dem Nacheifernden den Weg, auf dem er in dem erwählten Beruf seinen Fähigkeiten das beste abgewinnen konnte. Wenn sich dabei kein eigentliches Schulverhältnis bildete, so lag das an der verschiedenen geistigen Grundstimmung. Denn Borbstaedt fehlte in dem Maße, wie es Max Jähns besaß, das künstlerische Empfinden. Ein Gegenstand wurde von ihm nur seiner sachlichen Bedeutung wegen erforscht, während bei Jähns sehr deutlich der Mensch und der Künstler die Auswahl der Stoffe mitbestimmte.

So war das Haus beschaffen, in dem unser Max heranwuchs, so dessen vertrauteste Freunde. Der Kreis derer freilich, mit denen die Familie verkehrte, war viel größer. Aber es geht von ihnen nur eine zeitweilige, keine dauernde Anregung aus, und deshalb darf ich hier von ihrer Schilderung absehen. Denn wenn ich den vielen gerecht werden wollte, zu denen durch Vermittlung von Wilhelms Kunst namentlich von dem Zeitpunkt an engere Beziehungen erwachsen waren, als er mit seinem Gesang-

verein, einer Art privater Singakademie, in dem Vordergrund des Berliner Muſiklebens ſtand, ſo würde es für mich darauf hinauskommen, ein Bild der kunſtfreundlichen Geſellſchaft Berlins zu entwerfen. Gewiß wäre das eine lockende Aufgabe, denn es gälte z. B. Männer wie Schinkel, wie Lichtenſtein, den Begründer des Zoologiſchen Gartens, wie Boyen und Wrangel, die zu dem kunſtbegeiſterten Muſiker bald in ein nahes Verhältnis traten, in ihren äſthetiſchen Neigungen zu würdigen. Hier muß es jedoch genügen, darauf hinzuweiſen, welche Fülle von Anregungen der heranwachſende Knabe, der begabt mit einem herrlichen Sopran, mit ſeinem um drei Jahre jüngeren Bruder eifrig an der Tätigkeit für den Geſangverein teilnahm, aus dieſem geiſtig hochſtehenden Kreiſe für ſeine Bildung im allgemeinen, wie insbeſondere für ſeine Menſchenkenntnis und geſellſchaftliche Erfahrung gewinnen konnte. Es leuchtet ein, daß ein Kind mit ſo reichen Anlagen wie Max in dieſer Atmoſphäre ſich außergewöhnlich raſch entwickeln mußte, ja daß ſogar eine gewiſſe Gefahr der Frühreife für ihn vorlag. Aber der Mutter klarem Weſen, deren Diätetik der Kindererziehung von einer ſeltenen geiſtigen Reife zeugt, iſt es zu danken, daß ihren beiden Knaben lange Jahre die kindliche Anmut gewahrt blieb.

Max erwuchs aus der vielleicht etwas zu ſehr betonten Phantaſietätigkeit kein anderer Schade, als daß er in den erſten Schuljahren eine Zerſtreutheit zu bekämpfen hatte, die namentlich bei ſo abſtrakten Arbeiten wie dem Rechnen ihm trotz der treuen Beihilfe der Mutter manche trübe Stunde bereitete. Doch bald hatte er es gelernt, ſich in einen Gegenſtand mit eifrigem Nachdenken zu vertiefen, und nun trieb oft die Hartnäckigkeit ſeines Fragens nach den Gründen die Erwachſenen in die Enge. Der einmal wach gewordene Wunſch nach Belehrung mußte aber den Knaben ſehr bald dazu führen, ſie ſich ſelbſt zu ſuchen. Mit Leidenſchaft ergab er ſich dem Bücherleſen, und der Zehnjährige griff, was für den Ernſt ſeines Denkens ſpricht, ebenſo gerne zu einer Weltgeſchichte wie zu den Unterhaltungsſchriften, ja er be-

trieb bald seine historische Lektüre so gewissenhaft, daß er eifrig die verschiedenen über einen Gegenstand vorgebrachten Ansichten mit einander verglich. Da ist es denn kein Wunder, daß er bei den Ereignissen des Jahres 1848, so wenig er sie natürlich in ihrer Tragweite verstehen konnte, doch schon eine Art von politischer Meinung sich gebildet hatte, sich unbeirrt durch das demokratische Treiben, das auch die Berliner Jugend angesteckt hatte, als kernfester Royalist erwies und seine Anschauung gemeinsam mit dem von ihm unzertrennlichen Bruder auch mit den Fäusten gegen die anders denkenden Altersgenossen tapfer verfocht. Um jene Zeit, Michaelis 1848, war er nach sechsjährigem Besuch der Grüzmacherschen „Neuen Knabenschule auf der Friedrichstadt" in die Quarta der vom Großvater Klöden geleiteten Gewerbeschule eingetreten.

Es war selbstverständlich für die Familie gewesen, daß der Enkel der Obhut des Großvaters anvertraut wurde, und zweifellos hatte man recht daran getan. Denn er empfing hier eine für den späteren Beruf besonders geeignete Ausbildung, die bei der Betonung der exakten Wissenschaften sich namentlich durch eine vortreffliche Schulung der Beobachtungsgabe auszeichnete. Aber bei einem Manne wie Klöden mit seinem herrlichen Streben nach Erkenntnis der Wahrheit und mit seinem nie gestillten Hunger nach Belehrung kam auch der Humanismus im edelsten Sinne des Wortes zu seinem Recht. Max Jähns durfte dies an sich erfahren; das beste, was ihm an Bildung zufloß, wurde ihm durch die Vermittlung des Großvaters zuteil: die Bekanntschaft mit Goethe. Natürlich würden ihm dessen Werke auch so nicht fremd geblieben sein. Aber die Art und Weise, wie ihm Klöden, dessen Gewerbeschule sich übrigens Goethes wärmster Teilnahme hatte erfreuen dürfen, dafür das Verständnis erschloß, die war entscheidend. Daneben konnte der Enthusiasmus des Vaters für Schiller nicht aufkommen. Gewiß hat Max auch diesem Großen jederzeit Verehrung und Bewunderung gezollt, aber in Goethe hat er gelebt. Von dem Augenblick an, wo der

Großvater mit ihm ein Gedicht aussuchte, welches er bei der Schulfeier zum hundertsten Geburtstag des Dichters vortragen sollte, war er in seinem Bann. Ahnte der Knabe die Wahlverwandtschaft, die ihn gerade zu diesem Geiste ziehen mußte? Als er im Jahre 1853 auf einer mit dem Vater unternommenen Reise in heiliger Scheu zum erstenmal den geweihten Boden Weimars betrat, da mag er gefühlt haben, daß hier seine geistige Heimat war. Später, bei fortgeschrittener Selbsterkenntnis, ist er sich dessen sicher bewußt gewesen, obwohl er es nie liebte, mit seiner Zugehörigkeit zur Weimarischen Gemeinde zu prunken. Noch steht mir das anmutige Bild lebendig vor der Seele, wie er im letzten Jahre seines Lebens in einer stillen, aber starken, ganz auf Goethischem Geiste aufgebauten Daseinsfreude an den Erinnerungen der Jugend sich in Weimar erquickte und dem den Dankeszoll entrichtete, der seinem Leben den besten Inhalt gegeben hatte. Denn in dem Streben nach harmonischer Ausbildung aller seiner Kräfte war er ein echter Jünger Goethes, und aus diesem Streben erklären sich alle seine Erfolge, erklärt sich die Reinheit des Herzens, die Heiterkeit der Seele, die Milde der Denkungsart, die ihn allen so lieb werden ließ.

So früh nun auch schon Spuren dieser reifen Lebensanschauung zu finden sind, so konnten doch dem Knaben und dem Jüngling innere Kämpfe nicht erspart bleiben, bis sie in voller Klarheit vor ihm lag. Dabei war begreiflicherweise gerade die Frühreife der Gefahr ausgesetzt, für eine Weile dem Weltschmerz zu verfallen. Aber für ihn war er ein Läuterungsprozeß, der die wenigen seinem Wesen noch anhaftenden Schlacken des Unbestimmten und Unfertigen ausschied. Diese Auseinandersetzung mit sich und der Welt begann etwa um die Zeit, wo ihm der Konfirmationsunterricht — die Einsegnung fand am 25. März 1852 in der Nikolaikirche unter herzlichster Anteilnahme der Familie statt — die Beschäftigung mit religiösen Fragen nahe legte. Es entsprach dabei der starken Betonung des Gemütslebens in den vorhergehenden Jahren, daß der Knabe sich ein

ganz gefühlsmäßiges, ein wenig ins Pietiſtiſche hinüberſchillerndes Religionsſyſtem zurechtbaute. Bald aber war er auch hier bemüht, alle Sentimentalität von ſich zu ſtreifen. Die Lehren der Geſchichte redeten zu deutlich zu ihm, als daß er nicht perſönliche Konſtruktionsverſuche in der Religion für wenig brauchbar erkannt hätte. Ein von den engen Banden der Dogmatik befreiter Glaube an einen perſönlichen Gott und die Überzeugung von der Unübertrefflichkeit der Lehren der chriſtlichen Ethik, die gerade der Milde ſeines Weſens ſo ſehr entſprach, wurden ſeiner Seele zur Richtſchnur. Es ſpricht für deren Keuſchheit, daß er nie den Schleier, mit dem er ſeine Gedanken über das Heiligſte zu verhüllen für richtig befunden hatte, hinwegzog. Da er nun auch ſelbſt bei ganz intimen Äußerungen hierüber nur Andeutungen gab, ſo iſt der Biograph für die lange Zeit vom frühen Abſchluß ſeiner religiöſen Entwicklung, alſo vom Jünglingsalter an bis an ſein Ende nur auf indirekt gewonnene Schlüſſe angewieſen. Die aber berechtigen zu dem, was ich ſagte.

Mehr noch als die Religion hatte auf ſeine Empfindungswelt ſein Verhältnis zur Natur Einfluß gewonnen. Auch hier ſtand er vor allem unter des Großvaters Führung, wenn auch der Enthuſiasmus des Vaters und der feine Sinn der Mutter für alle Naturſchönheiten ſicherlich fördernd mitgeſprochen haben. Aber recht eigentlich hatte doch der Verfaſſer des „Sternenhimmels", dem der dreizehnjährige in einem begeiſterten Proſa-Gedicht ſeine Huldigung dargebracht hatte, und der klaſſiſche Beſchreiber der Natur der engeren Heimat ihm die Augen geöffnet. Mit den Eltern und dem Bruder trat Max im Sommer 1852 eine Reiſe über Dresden und Prag nach Salzburg an. Es iſt erſtaunlich, wie er durch ſie mit einem Male um Jahre in ſeinem geiſtigen Wachstum gefördert wurde. Aus dem Knaben wird der Jüngling, und die poetiſchen Verſuche, denen oft noch eine vollkommen begreifliche kindliche Unfertigkeit bisher angehaftet hatte, runden ſich nun in raſcher Entwicklung inhaltlich und formal zu wirklichen Dichtungen ab. Denn ſein Verhältnis zur

Natur war durchaus poetiſcher Art, und hier iſt der Punkt, wo der Enkel ſich von dem Einfluß des Großvaters loslöſt, denn bei dieſem war der Trieb zu forſchen größer als der zu genießen. Max aber kam es darauf an, ſich als Genießender in die Natur hinein zu leben, ſich in ihr zu empfinden. Und da ihm dies jederzeit vollkommen gelang, ſo tragen auch diejenigen ſeiner Gedichte, in denen er Naturſchilderungen gibt, am deutlichſten den Stempel ſeiner Perſönlichkeit, und die Bilder, die aus ſeiner Naturbeobachtung ungeſucht in reichſter Farbenfülle ſeiner Phantaſie vorſchweben und ſo recht beweiſen, wie er mit dem Leben und Weben in der Natur eins geworden war, ſtellen den größten Vorzug ſeiner poetiſchen Arbeiten, auch der früheſten, dar. Alles, was ihn bewegte, in Verſen auszuſprechen, war ſchon in den erſten Schuljahren, ſobald er ſich ſchriftlich einigermaßen gewandt ausdrücken konnte, ihm zur lieben Gewohnheit geworden. Leicht floſſen ihm ſelbſt damals ſchon die Reime aus der Feder. Bei fortſchreitender Entwicklung aber bekunden ſie eine ungewöhnliche Herrſchaft über die Sprache, welche den jungen Dichter ſogar dazu führte, ſich für ſeine Lieder nicht ſelten künſtliche und künſtlichſte Formen zu wählen. Eine Weile — ich denke an die letzte Schulzeit — tat er darin des Guten faſt zu viel. Die Gedichte der nächſten Jahre aber, bei denen er die Form durch den Inhalt beſtimmen ließ, erzielen eine reinere Wirkung.

Oſtern 1854 verließ Max die Prima der Gewerbeſchule, in der er dank ſeinem Fleiße immer einer der tüchtigſten Schüler und gewiß derjenige geweſen war, welcher ſich die vielſeitigſte Bildung erworben hatte. Soldat zu werden, war immer ſein Wunſch geweſen. Aber wenn ein ähnliches Verlangen bei vielen Knaben bald wieder zu ſchwinden pflegt, ſo hatte es von ihm ſo völlig Beſitz ergriffen, daß jegliche Luſt zu irgend einem anderen Beruf überhaupt fehlte. Gewiß kommt hier das Soldatenblut in den Vorfahren mütterlicher- und väterlicherſeits wieder zu ſeinem Rechte. Seiner ernſten Art entſprechend gab aber der Jüngling

nicht ohne weiteres ſeiner Neigung nach, ſondern traf ſeine Entſcheidung erſt nach gründlicher Prüfung ſeiner ſelbſt. Er kannte ſeinen Hang zu phantaſieren und zu grübeln, kannte, wie er vielleicht etwas zu ſtreng ſagt, die „hyperäſthetiſche Empfindlichkeit ſeines Weſens“, und ſo ſah er einen Beruf als ein wirkſames Gegengewicht an, der ihn mitten ins praktiſche Leben ſtellte und die Zuſammennahme aller Energie von ihm forderte. Zu dieſem freilich mehr negativen Beweggrunde trat dann die Erwägung hinzu, daß ihm der Soldatenſtand allein geſtattete, alle in ihm wohnenden Kräfte ſo harmoniſch auszubilden, wie es ihm damals bereits als das einzig Erſtrebenswerte erſchien. Er war ferner in ſeinem Goethe bewandert genug, um auch den Ausſpruch in den „Wahlverwandtſchaften“: „Die größten Vorteile im Leben überhaupt wie in der Geſellſchaft hat ein gebildeter Soldat“ zu kennen und zu verſtehen. Und ſo kommt denn ſchließlich gewiß auch das Lockende der geſellſchaftlichen Stellung des Offiziers in Betracht. Was aber der militäriſche Beruf von dem fordert, der ſich ihm widmet, das hatte, wie ſchon angedeutet, er an dem tüchtigen „Onkel Borbſtaedt“, der das Muſter eines pflichtgetreuen, fleißigen und gründlich gebildeten Offiziers war, beobachten können, umſomehr, als er deſſen pädagogiſchen Einfluß, bei Beſuchen in Wahlſtatt, wo Borbſtaedt eine Zeitlang Kompagniechef am Kadetteninſtitut war, unmittelbar im Zuſammenhang mit dem militäriſchen Leben auch auf ſich hatte einwirken laſſen dürfen. In Berlin aber vertrat Borbſtaedts Stelle der junge Arved von Teichmann und Logiſchen, der als Kadett allſonntäglich im Jähnsſchen Hauſe verkehrte und den beiden Knaben eine aufopfernde, der Güte ſeines Herzens das beſte Zeugnis gebende Liebe zuwandte. Sein unbefangener Sinn, dem die Beſchäftigung mit den ſoviel jüngeren nicht zu gering ſchien, ſein klares, tüchtiges Weſen befähigten ihn ebenſo ſehr zum guten Kameraden wie zum Beſchützer, Förderer und Führer. Nach dem Verlaſſen der Schule ward Max durch den inzwiſchen zum Leutnant vorgerückten Freund in der Mathematik für das

Fähnrichsexamen vorbereitet, und bei der Wahl eines Regimentes ſtand er ihm mit gutem Rate zur Seite. Das war, da Überfüllung bei allen Truppenteilen herrſchte, gar nicht ſo leicht. Den Wunſch, Max in Berlin zu behalten, mußten die Eltern bald aufgeben, zweifellos zum Glück für den Sohn. Denn mit gutem Recht hatten ſowohl Wrangel, den man befragt hatte, als auch Borbſtaedt dafür geſprochen, daß fern von dem elterlichen Hauſe eine Laufbahn begonnen werden ſolle, in der die Selbſtändigkeit des Charakters die erſte Bedingung zum Erfolg iſt. Nach mancherlei geſcheiterten Verſuchen glückte es denn, Max beim 2. Rheiniſchen Infanterie-Regiment Nr. 28 in Aachen unterzubringen. Die Zeit zwiſchen dem Abgang aus der Gewerbeſchule und dem Dienſtantritt verfloß noch bei emſiger Arbeit: Sprachen, Geſchichte, Geographie, Mathematik wurden mit Rückſicht auf das bevorſtehende Examen eifrig betrieben; daneben wurde geſchwommen, gefochten und exerziert, ſo daß nur bei genauer Tageseinteilung auch noch für geſellige Vergnügungen Zeit gewonnen werden konnte, denen Max in jenen Monaten um ſo weniger aus dem Wege gehen mochte, als er für ſein geſellſchaftliches Auftreten ſich davon einen nicht unweſentlichen Vorteil verſprach. Endlich ſchlug am 22. September 1854 die Stunde der Trennung. Für die Eltern und die Großeltern, die in ihrem Kreiſe noch nie eine Lücke geſehen hatten, war ſie faſt noch ſchwerer als für den ſcheidenden Jüngling, deſſen letzte Worte im Tagebuch freilich auch die Herbheit des Schmerzes ahnen laſſen, der das junge Herz durchſchauerte: „Potsdam, Wildpark, ſtill und ſchwarz. Allein! Allein! O meine Lieben, wann werde ich euch wiederſehen?!“ Aber das neue Leben lockte den Tätigen zu ſehr, als daß ſich nicht bald in die Erinnerung an die verlaſſene Heimat die Träume der Zukunft gemiſcht hätten.

Eine völlig neue Kultur trat dem jungen Märker am Rheine entgegen. Hatte ihm für die heimiſche Art der Großvater das

tiefere Verſtändnis erſchloſſen, ſo mußte er hier ſich allein zurechtzufinden ſuchen. Da nun ſeine fleißigen Studien die Erkenntnis für alle geſchichtlichen Vorgänge weſentlich geſchärft hatten, ſo wußte er bald die Denkmäler der Rheinlande als Zeugniſſe der älteſten und reifſten Kultur unſeres Vaterlandes über ihre provinzielle Bedeutung hinaus in ihrem nationalen Werte zu würdigen. Neben dem Preußen kam der Deutſche zum Wort, und auf dieſem Boden, auf dem das Werden Deutſchlands im weltgeſchichtlichen Zuſammenhange beſonders deutlich ſich ihm darſtellte, wurde der Grund zu dem Beſtreben gelegt, jede hiſtoriſche Entwicklung nicht für ſich allein, ſondern in Verbindung mit dem Ganzen zu betrachten, d. h. hier wurden geſchichtsphiloſophiſche Ideen in ihm lebendig, die immerfort aufs neue ſein Schaffen befruchteten und, wenn auch nie theoretiſch formuliert, deutlich in den ſpäteren Arbeiten, am deutlichſten in denen über die Wehrverfaſſung, hervortraten. Aber auch eine andere Natur und anders geartete Menſchen umgaben nun den Jüngling. Sein empfängliches Auge, zu geſteigerter Leiſtungsfähigkeit durch die neuen Eindrücke ſich vorwärts arbeitend, genoß eine Landſchaft, die ſich von den bisher kennen gelernten weſentlich unterſchied, und deren feine Reize gerade einen Lyriker wie ihn begeiſtern mußten. Die Menſchen aber, von denen er jetzt im Dienſte auch die ihm noch fremden niederen Volksſchichten genau kennen lernte, führten ihn zu einer reiferen, weil vielſeitigeren Beurteilung des Lebens. Auch förderte das geſellſchaftliche Treiben, im Weſen ſehr verſchieden von dem Berliner, und für ihn deshalb bedeutungsvoller, weil er darin nicht um ſeiner Eltern, ſondern um ſeiner ſelbſt willen etwas galt, die Selbſtändigkeit ſeines Auftretens, zumal es ihn bald vor die Aufgabe ſtellte, mit einer ſtarken Neigung für ein in jeder Hinſicht ausgezeichnetes Mädchen zu ringen und, da er wohl einſah, daß für ihn noch nicht die Zeit gekommen war, mit ſeinem Schickſal ein anderes dauernd zu verknüpfen, ſie zu überwinden. Seine Luſt zu poetiſchem Schaffen mußte ſich in dieſen Herzens-

kämpfen nur ſteigern, und in der Tat quollen die Lieder in nicht auszuſchöpfender Fülle aus der ſangesfrohen Bruſt. In jeden Brief faſt, den Max in die Heimat ſandte, war ein Gedicht verwoben, und jedes war ein Selbſtbekenntnis. Da darf es denn nicht Wunder nehmen, daß die Eltern immer mehr in den Glauben ſich hineinlebten, ihr älteſter Sohn werde mindeſtens ebenſo reiche Lorbeeren auf dem Felde der Dichtkunſt wie in ſeinem Berufe ernten können, ein Glaube, der ſie dazu verleitete, Max in einem Maße zu dichteriſcher Arbeit zu ermuntern, welches ihm hätte gefährlich werden können, wäre ihm nicht damals ſchon eine reife Selbſterkenntnis eigen geweſen.

Der Briefwechſel mit dem Elternhauſe war äußerſt rege und wurde von Max mit einer Offenheit geführt, daß die Eltern, auch von den kleinſten Vorgängen unterrichtet, in ſeiner Seele jederzeit leſen konnten wie in einem Buch. Nie bemerkten ſie deshalb etwas Fremdes an dem Sohn, wenn er auf Urlaub, wie es des öfteren möglich war, ſie beſuchte, und wenn ſie oder der Bruder nach Aachen kamen, ſo traten ſie ſofort in ihnen vertraute Verhältniſſe ein. Dieſer Briefwechſel, der in ſechs Jahren zu einem Umfang von tauſenden von Seiten anſchwoll, konnte von beiden Teilen nur mit großem Zeitaufwand geführt werden. Hinter der Mutter, die Leiden und Freuden des Sohnes verſtand, wie es ſo feinfühlig eben nur eine Mutter kann, die ſich aber auch von ihm in eigener Herzensnot gern tröſten ließ, ſtand der von früh bis ſpät eifrig tätige Vater hierbei nicht zurück. Man fragt ſich, wie der Überanſtrengte der Nacht noch Stunden abgewinnen konnte, um in Briefen, die bisweilen zwanzig und mehr Seiten umfaßten, die Gedichte des Sohnes Beſprechungen zu unterziehen, die, immer gehaltreich, das reife Kunſtgefühl eines geſchmackvollen Mannes bekunden. Aber nicht minder erſtaunlich iſt bei der gewiſſenhaften Pflichttreue im Beruf, bei den wiſſenſchaftlichen Studien und dem dichteriſchen Schaffen, bei der regen Teilnahme am geſellſchaftlichen Leben und dem ſchriftlichen Verkehr mit den heimatlichen Freunden die Leiſtung

des Sohnes. Schon damals beſaß er eben die Kunſt der Zeitausnützung in höchſtem Maße, war die Mechanik ſeiner Arbeit ſo planvoll wie bei einer klar durchdachten Maſchine entwickelt. Das aber iſt bei einem jungen Menſchen immer ein Zeichen hoher geiſtiger und moraliſcher Reife.

Wenige Tage nach der Ankunft beim Regiment wurde Max nach Trier zur Ablegung ſeines Fähnrichsexamens geſchickt. Wie es bei ſeiner Begabung und ſeinem Fleiße nicht anders zu erwarten geweſen war, beſtand er es gut, obwohl der ſchwarzſeheriſche Vater hinterher das Schlimmſte befürchtete, da die Ernennung zum Fähnrich auf ſich warten ließ. Das aber lag in den Verhältniſſen des Regiments. Denn daß deſſen Kommandeur mit des jungen Soldaten Eifer zufrieden war, bewies deſſen ſchon im Januar 1855 erfolgte Beförderung zum Unteroffizier. Im September wurde er Fähnrich und im nächſten Monat bezog er die Diviſionsſchule in Trier. Der auf ein Jahr ſich erſtreckende Aufenthalt in dieſer Stadt war für ihn von beſonderer Bedeutung. Denn eindrucksvoller noch als in Aachen und in Köln, wo er vorübergehend mit dem Regiment ſich aufgehalten hatte, ſprach hier die Vergangenheit mit ihren Denkmälern zu ihm, und zweifellos wurde hier der erſte bedeutende Schritt nach vorwärts in der Entwicklung ſeiner gelehrten Tätigkeit getan, ſo ſehr es auch zunächſt noch den Anſchein haben mochte, als würde die dichteriſche in ſeinem Leben überwiegen. Zwar war die Organiſation der Diviſionsſchule recht reformbedürftig, und unter den Lehrkräften, die durchaus nicht nach ihren pädagogiſchen Fähigkeiten ausgewählt zu werden pflegten, befand ſich damals nur ein einziger Offizier, ein Oberleutnant von Paſſau, der tüchtige Kenntniſſe und Liebe zur Wiſſenſchaft beſaß. Aber dieſer eine Mann genügte auch, um in unſerem Max das Verſtändnis für die Kriegswiſſenſchaften zu wecken, während die meiſten ſeiner Kameraden doch nur den Kriegsdienſt kannten. Beſonders begeiſterten Paſſaus Vorträge über Militärliteratur den lernbegierigen Schüler; Jahrzehnte

ſpäter hat er in ſeinem gelehrteſten Werke, der „Geſchichte der Kriegswiſſenſchaften“ den Dank für die damals empfangene Anregung abgetragen. Und ebenſo geht ein zweites wichtiges Werk in ſeinen Anfängen auf jene Zeit zurück, da in der Ausarbeitung der gehörten Vorträge ſchon die Keime zu jenen Gedanken niedergelegt ſind, die dann in „Krieg, Frieden und Kultur“ ihren klaſſiſchen Ausdruck fanden. Im praktiſchen Dienſt feſſelten Max neben dem Reitunterricht, dem er mit Eifer und Erfolg oblag, beſonders die Aufnahmen im Gelände, die der jungen Schar Gelegenheit zu weiten Streifzügen in die Umgegend, bis nach Luxemburg hin gaben und ſie dadurch mit dem Boden der Landſchaft vertrauter machten, ſo daß ſie ihn gewiſſermaßen geiſtig ſich erobern konnten. Eben das aber mochte Max den Gegenſtand ſo anziehend machen, wozu noch kam, daß auch hier eine Neigung des Großvaters im Enkel wieder auflebte. Gewiß empfand er gerade ſie damals ſehr deutlich, weil die Erinnerung an den Teueren, der ihm am 9. Januar 1856 durch den Tod entriſſen worden war, ſein Herz mehr als je erfüllte. Er wußte, was er an Klöden verloren hatte, und die reiche Fülle ſeines lauteren Weſens ſprach noch einmal in dem Manuſkript ſeiner Lebenserinnerungen, das er damals las, in vernehmlichen Worten zu ihm. Ganz im Sinne des bis zum Ende raſtlos tätig geweſenen Mannes gedachte aber der Enkel ſeiner nicht in untätiger Trauer, ſondern er ſuchte durch Zuſammenfaſſung aller Kräfte ſich des wackeren Ahnen in ernſteſter Arbeit würdig zu erweiſen.

Ein ſogenanntes Tentamen ſchloß den Kurſus der Diviſionsſchule. Max und der ihm ſeit kurzem eng befreundete Fritz Boeckh beſtanden es am beſten, und die dadurch geweckten Erwartungen erfüllten ſich in der Offiziersprüfung, die im Oktober 1856 in Berlin ſtattfand, vollkommen. Auch jetzt verging faſt ein halbes Jahr, ehe die Ernennung zum Leutnant erfolgte, obwohl Max durchaus den Dienſt eines ſolchen verſah, wie er z. B. alsbald den Vorbereitungsunterricht der Avantageure für das

Fähnrichsexamen übertragen bekommen hatte. Am 25. März 1857 erfolgte endlich die erſehnte Beförderung, die ihn um ſo mehr beglückte, als er der zu erwartenden Verſetzung zum zweiten in Jülich garniſonierenden Bataillon entgangen war. Denn ein Abſchied von Aachen würde ihm um jene Zeit beſonders ſchwer gefallen ſein, da damals die junge Liebe, von der ich ſchon andeutend ſprach, ihn mit ſtarken Banden an die Stadt feſſelte, und er dem Zauber einer heiteren Geſelligkeit gerade in dem Hauſe, wo ihm jene erblüht war, ſich hingeben durfte. Der ebenſo durch ſtattliche Schönheit wie durch reiche Begabung ausgezeichnete junge Offizier gewann ſich bald die Zuneigung der Älteren und erſchien den Jüngeren als der beſte Kamerad, an dem ſie jederzeit einen geſchmackvollen Organiſator ihrer Feſte und Unterhaltungen und einen ſicheren, taktvollen Berater in ihren kleinen Leiden und Nöten fanden. Es liegt nahe, daß unter der Führung eines Max Jähns dieſer Kreis ſehr bald eine äſthetiſche Färbung annehmen mußte. Aber die Geſundheit einer lebensvollen Jugend, die für ſein Weſen in jenen Jahren ſo bezeichnend iſt, machte die Gefahr von vornherein zunichte, der Unnatur, der Geziertheit, der Sentimentalität, wie ſie ja bei derartigen Gelegenheiten nur zu leicht ſich einſtellen, zu verfallen. Der Grundſatz des μηδὲν ἄγαν war eben ſchon damals, wenn auch noch unausgeſprochen, in Max lebendig. Am beſten wird von ihm ſelbſt das Aachener Leben in einer Novelle geſchildert, die er 1859 niederzuſchreiben begann, aber nie vollendete. Sie führt den Titel „Richard Steinach“, d. h. den Namen eines Offiziers, unter dem der Verfaſſer von ſich ſelbſt erzählt. Der Stil iſt aufs ſorgſamſte gefeilt, ja er iſt namentlich in den Geſprächen faſt zu glatt, ſo daß die Dichtung nicht ganz frei von einer gewiſſen Kühle der Reflexion erſcheint. Vielleicht war dies auch die Urſache, daß die Phantaſie den aufgenommenen Faden nicht zu Ende ſpann.

Im übrigen erwies ſich in jenen erſten rheiniſchen Jahren (1854—1860) die dichteriſche Kraft als unerſchöpflich. Neben

dem Märchenepos „Reinhart“ entſtanden 360 Gedichte, die zum Teil in das „Jahr der Jugend“ aufgenommen wurden, einen farbenprächtigen Strauß, in dem jede Blume aus dem warmen Fühlen des jungen Dichters entſproſſen und mit ſeinem Herzblute genährt iſt. Zu dem Märchenepos hatte Max den Plan in Trier gefaßt, angeregt durch einen poetiſchen Vergleich der Mutter in einem Briefe, in dem ſie die Sehnſucht nach einer ausgeglichenen Lebensauffaſſung „das Dornröschen des irrenden Erdenritters“ nennt, „zu der er ſich den Weg durch immer und immer neu emporwachſende Hecken mühſam erkämpft.“ Man wird ſich dieſer Worte erinnern müſſen, um des Dichters Abſicht gerecht werden zu können. Denn es kam ihm nicht nur darauf an, dem Elternhauſe den Dank für wonnige Tage der Kindheit dadurch abzutragen, daß er die ſchönſten deutſchen Märchen im Spiegel ſeines Geiſtes und bekleidet mit dem Schmuck ſeiner Phantaſie in lieblicher Verkettung dem Leſer vorführte, ſondern getreu dem Goethiſchen Worte „Alles Vergängliche iſt nur ein Gleichnis“ wollte er eben ſeiner Sehnſucht nach Harmonie, dem „Dornröschen der Mutter“, ſymboliſchen Ausdruck ſchaffen. Nun iſt es freilich für den Sohn ſehr bezeichnend, daß er den Vergleich zu einem guten Ende führt, während in jenem Briefe die Mutter fortfährt: „aber der Kuß, der die endlich Erreichte aus ihrer Bezauberung erlöſt, iſt zugleich der Kuß des Todesengels, der den müden Ritter von der Außenwelt trennt und ihn zu ſeliger Gemeinſchaft in der Wunderwelt reif macht.“ Max lebte in dem ſieghaften Bewußtſein, daß der Ernſt ſeines Strebens zum Ziele führen müſſe: „Lebensſpende bringt Reinhart, Lebensſegen! Nun ſiegen Licht und Liebe.“

Die Arbeit an dem Epos begleiteten die Eltern von Abenteuer zu Abenteuer mit größter Spannung; namentlich ging der Vater, Enthuſiaſt wie er nun einmal war, ganz in der Arbeit des Sohnes auf. Worte reichſten Lobes entſtrömten ſeiner Feder und mit liebevoller Kritik muſterte er Vers um Vers. Bis auf den Titel erſtreckte ſich dies ſorgende Mitarbeiten. Denn da in

dieſer Zeit zwei Dichtungen mit dem Titel „Dornröschen“ erſchienen waren, ſo rieten die Eltern davon ab, das Epos ebenſo zu benennen, und ſie einigten ſich mit Max dahin, den Namen des Ritters, Reinhart, zu wählen, was dem Verfaſſer es zugleich ermöglichte, dem inniggeliebten Genoſſen der Kindertage, ſeinem Bruder, ein Denkmal zu ſetzen. Endlich, um Weihnachten 1858, war die Dichtung abgeſchloſſen worden. Begeiſtert las ſie der Vater dem engeren Kreis der Bekannten vor, fleißig unterhandelte er wegen der Drucklegung mit den Buchhändlern, und als Alexander Duncker den Verlag übernahm, die Kronprinzeſſin von Preußen aber die Widmung als Zeichen der Huldigung bei der Geburt ihres erſten Sohnes, unſeres jetzigen Kaiſers, genehmigt hatte, da war des Glückes kein Ende. Die Kritik nahm das Buch günſtig auf, das Publikum mit warmem Anteil. Aber Max, ſchon zu ſehr an ſtrenge Selbſtprüfung gewöhnt, ließ ſich dadurch nicht blenden. Klar ſah er die Vorzüge wie die Schwächen der Dichtung, und die Beurteilungen von Max von Weber und Gutzkow, die den Eltern zu wenig anerkennend ſchienen, empfand er als durchaus gerecht. In der Tat wird man auch heute noch ſie gelten laſſen müſſen. Die Tendenz des Buches, die nur der kennen kann, welcher Einſicht in den Briefwechſel hat, tritt für den Fernerſtehenden nicht klar hervor. Dieſer ſieht in dem Buch vielmehr nur eine allerdings mit Geſchick zuſammengeſtellte, liebenswürdige und feinſinnige Verarbeitung unſerer beliebteſten Märchenſtoffe, aber, wie Max Jähns ſelbſt ſagt, „der Plan iſt ſtockend, der Anfang ſchleppt, die Behandlung iſt ungleich.“ Die wunderbar klangvolle Sprache jedoch, die glückliche Behandlung der ſchwierigen Nibelungenſtrophe, vor allem aber die lyriſchen Stellen, die in den Naturſchilderungen zu bedeutender Höhe emporſteigen, und die zarte Keuſchheit des Dichterherzens werden heute noch jeden Genußfähigen entzücken. Zweifellos durfte Max als ein vielverſprechendes Talent begrüßt werden.

Raſch folgte dem erſten Werk eine Auswahl der bisher entſtandenen Gedichte, die Max unter dem Titel „ein Jahr der

Jugend“ zuſammenfaßte. Er wollte, wie er nach Hauſe ſchreibt, „in zwölf Abteilungen, die den Namen der Monate führen, die Gedichte in einer Reihenfolge geben“, welche den Kreislauf des Geiſtes und der Empfindung von der ruhigſten Meditation, durch Sehnſucht und Hoffnung zur keimenden, wachſenden, beglückenden und ſchmerzlichen Leidenſchaft und von dieſer wieder erſt durch milde, dann gefaßte Reſignation zur Sammlung und Erhebung darſtellt.“ Max hätte gar nicht glücklicher ſein bisheriges Leben und ſeine Gedanken über die Ausgeſtaltung des künftigen uns mitteilen können, als durch dieſe Sammlung, die recht eigentlich zu einem Selbſtzeugnis im Goethiſchen Sinne wird. Wer heute den kleinen Band durchblättert, der ſo deutlich zeigt, daß Max Jähns zuvörderſt Lyriker war, wird bedauern, daß ſpäter nur noch ganz gelegentlich dieſes oder jenes Gedicht gedruckt wurde. Das mit ernſter Selbſtkritik zuſammengeſtellte Werkchen iſt in die Hände von Tauſenden gekommen, da es Serre, ein Freund des elterlichen Hauſes, der um den großartigen Verlauf der Schillerfeier ſich bedeutende Verdienſte erworben hatte, als Gewinn für die Schillerlotterie in einer großen Auflage drucken ließ, nachdem er zuerſt an den „Reinhart“ für dieſen Zweck gedacht hatte. Dieſe nationale Gedenkfeier brachte übrigens Max noch einen zweiten, ganz unerwarteten Erfolg. Er hatte für das Schillerfeſt in Jülich einen Prolog gedichtet, der natürlich auch in Abſchrift zu den Eltern wanderte. Von ihnen wurde er Duncker bekannt gegeben, und dieſer ließ ihn ſofort zu Gunſten des Berliner Schiller-Standbildes drucken, in deſſen Grundſtein der bei einer ſehr lobenden Beſprechung in der Spenerſchen Zeitung abgedruckte Schluß des Gedichtes mit verſenkt worden iſt. Ähnlicher Feſtdichtungen von Max Jähns, die ſich immer durch Geſchmack, Gedankenreichtum und Schönheit der Sprache auszeichnen, gibt es, was gleich hier erwähnt ſein möge, mehrere. So begleitete er die Enthüllung des Weberſtandbildes in Dresden (1860) mit Verſen, in denen die tiefe Verehrung des Jähnsſchen Hauſes ſich herrlich aus-

ſpricht, ſo widmete er ſeine Kunſt der Leſſingfeier in Berlin (1862) und der Shakeſpearefeier in Aachen (1864). Wenn ich noch einen Sonettenkranz erwähne, der unter dem Titel „Aus dem ſechzehnten Jahrhundert, Bilder in Sonetten“, ſpäter im „Album des germaniſchen Muſeums“ erſchien und in einer feinſinnigen Würdigung der nationalen Bedeutung unſerer vornehmſten Helden der Reformationszeit den poetiſchen Niederſchlag der beſonders gepflegten hiſtoriſchen Studien darſtellt, ſo iſt der Überblick über die dichteriſchen Leiſtungen jener Jahre beendet.

Noch aber habe ich, ehe wir uns einem neuen Lebensabſchnitt zuwenden, kurz einige die äußeren, beſonders die dienſtlichen Verhältniſſe betreffende Mitteilungen nachzuholen. Trotz der regen poetiſchen Tätigkeit drang Max in ſtrenger Geiſtesarbeit immer tiefer in die Bedeutung ſeines Berufes für Staat und Geſellſchaft ein. Aber auch den Anforderungen des praktiſchen Dienſtes ſuchte er mit Aufbietung aller Kräfte gerecht zu werden. Nun war es für ſeine mannigfachen Beſtrebungen zweifellos günſtig, daß er durch die Verſetzung nach Jülich im Herbſt 1857, die er freilich nur ſchweren Herzens hinnahm, die Möglichkeit erhielt, ſich in der ſtillen Garniſon zu ſammeln. Denn wenn zu aller Arbeit noch dauernd die doch ſchließlich unausbleibliche Zerſtreuung durch das geſellige Leben Aachens gekommen wäre, das er jetzt nur als Gaſt von Jülich aus noch zeitweiſe genoß, ſo würde vielleicht ſelbſt ſeine reiche Perſönlichkeit nicht ohne Schaden dabei geblieben ſein. So aber ſah er ſich zunächſt ein Jahr lang und dann vom Sommer 1859 an noch ein zweites in Jülich faſt ganz auf ſich ſelbſt geſtellt, was ſein Heranreifen zum Manne bei der Gelegenheit einſamen und ernſten Nachdenkens über ſich ſelbſt aufs glücklichſte förderte. Die Zeit, die er zwiſchendurch wieder in Aachen verbrachte, war durch die politiſche Lage ſehr bewegt. Der öſterreichiſch-italieniſche Zuſammenſtoß war erfolgt, und Preußen machte, zur Übernahme einer bewaffneten Vermittlung ohne Bindung nach irgend einer Seite bereit, die Armee mobil. Max wurde nach Köln komman-

diert, um das Landwehrbataillon bei Verteilung der Reſerven zu unterſtützen. Voller Eifer widmete er ſich ſeiner Aufgabe, die ihn bald dahin, bald dorthin am Rhein führte. Aber noch ſollte ihm ſein glühender Wunſch nicht erfüllt werden, vor den Feind zu kommen. Die Regimenter marſchierten in ihre Garniſonen zurück, Max mit dem 2. Bataillon, zu dem er nun wieder kommandiert worden war, nach Jülich. Hier tauchte bei eifrig wieder aufgenommener Arbeit das Verlangen in ihm auf, eine ſeinen wiſſenſchaftlichen Neigungen entſprechende Tätigkeit innerhalb ſeines Berufes zu finden, und womöglich eine, die den Wunſch der Eltern, ihn bei ſich zu haben, erfüllen könnte. Die Hoffnung, zum Kadettenkorps abkommandiert zu werden, ſcheiterte. Er meldete ſich nunmehr, woran er ja auch ſchon früher gedacht hatte, zur Kriegsſchule, oder wie wir jetzt ſagen würden, zur Kriegsakademie. Nach glücklich beſtandenem Examen erfolgte die Einberufung, und Max reiſte, nachdem er noch der Schleifung der Jülicher Feſtungswerke beigewohnt hatte, Ende September 1860 nach Berlin.

Ein wichtiger Abſchnitt ſeines Lebenswerkes lag hinter ihm: in eifriger Selbſterziehung hatte er zur Blüte entwickelt, wozu in der Heimat der Keim gelegt worden war. Mit Zuverſicht durfte er dem Reifen der Frucht entgegenſehen.

Man muß den Wiſſensdurſt eines jungen Mannes, deſſen Anlagen eine gelehrte Tätigkeit ſo wenig entbehren konnten, und daneben die Unfruchtbarkeit eines Bodens, wie er dafür der kleinen, aller Hilfsmittel baren Garniſonſtadt eigen war, in Betracht ziehen, um zu begreifen, mit welchem Hochgefühl Max Jähns alsbald in Berlin ſich den Studien widmete. Die einzige Möglichkeit, die es für ihn in ſeinem Berufe gab, eine Hochſchulbildung ſich anzueignen, nutzte er nun, wo ſie ihm geboten war, mit Anſpannung aller ſeiner Kräfte aufs gewiſſenhafteſte aus, und da er auch die anderen Bildungsmittel der großen, geiſtig

ſo regſamen Stadt fleißig aufſuchte und auf ſich einwirken ließ, ſo gewann er in den drei Jahren der Kriegsſchulzeit für ſein weiteres Arbeiten eine Grundlage, die, ebenſo breit wie tief, ihm nicht nur als militäriſchem Fachgelehrten, ſondern auch als gebildetem Manne im allgemeinſten Sinne einen ſtark gefeſtigten Stand gewährleiſtete. Auch ſein ganzes vorhergehendes Arbeiten hatte ja nichts anderes bezweckt, als dieſen geſicherten Grund für den Ausbau zu ſchaffen, aber es iſt gewiß, daß auch ſein beſtes Wollen nicht ausgereicht haben würde, wäre er dauernd im Frontdienſt feſtgehalten worden und nicht wieder in den geiſtigen Mittelpunkt zurückgekommen, der Berlin gerade für den Militär damals ſchon war, ganz abgeſehen davon, daß hier, in der Heimat, die beſten Wurzeln ſeiner Kraft ruhten.

Auf die Einzelheiten des Beſuches der Kriegsſchule einzugehen, iſt unnötig. Nicht ſie, die nichts Außergewöhnliches brachten, ſind von Wichtigkeit, ſondern die Einrichtung als Ganzes, als Verkörperung der Berufswiſſenſchaft machte auf den empfänglichen Schüler den größten Eindruck. Neben den Vorleſungen beanſpruchten ſeinen Fleiß noch private Studien: Übungen in franzöſiſcher Konverſation, geſchichtliche Lektüre und das Einarbeiten und Einfühlen in das griechiſche Altertum, welches natürlich auf der Gewerbeſchule nicht ſo hatte berückſichtigt werden können, daß einer äſthetiſchen Natur wie der unſeres Max und einem Goethefreunde obendrein damit genügt worden wäre. Die eigene ſchöpferiſche Tätigkeit trat jetzt, wo der Geiſt ſo viel des Neuen zu verarbeiten hatte, zurück. Außer einer Anzahl von Gelegenheitsgedichten iſt aus dem Beginn dieſer Zeit nur ein Aufſatz bekannt, der beweiſt, wie gut der junge Soldat ſeinen Aufenthalt in Aachen zu benutzen verſtanden hatte. „Aachen, die Kaiſerſtadt“, erſchienen in einer neubegründeten Zeitſchrift „Unſer Vaterland“, iſt eine Arbeit, die mit Geſchick und in guter Form die Eindrücke eines empfänglichen Künſtlerauges mit den Gedanken eines tüchtigen Hiſtorikers zu verſchmelzen verſteht. Ganz ähnlich und ebenfalls eine Frucht

der rheiniſchen Jahre ſind dann die etwas ſpäter am gleichen Orte veröffentlichten „Jülichſchen Geſchichten bis zur Vereinigung Jülichs mit Cleve.“

Aber auch die Geſelligkeit machte Anſprüche an den viel Beſchäftigten, der er ſich ſchon mit Rückſicht auf das elterliche Haus und den ehemaligen Freundeskreis, der ſich nicht allzuſehr verſchoben hatte, nicht entziehen durfte. Der Geſangverein des Vaters rechnete auf die Mitwirkung des vortrefflichen Sängers, ein Leſekränzchen auf den Rat und die Vortragskunſt des Dichters. Aber dieſer geſellige Verkehr wuchs über die Bedeutung, die er als Ausſpannung von geiſtiger Arbeit hatte, hinaus, als Max ſeit Anfang des Jahres 1862 oft in der Tannhäuſerſchen Familie verkehrte. Die Freundſchaft zwiſchen dieſer und dem Jähnsſchen Hauſe ging in die Jünglingsjahre des Vaters Friedrich Wilhelm zurück, der hier die erſte Leidenſchaft ſeines Herzens durchzukämpfen gehabt hatte. Nun, nach mehr als dreißig Jahren, ſollte das Glück, das er ſich einſt vergebens zu gewinnen verſucht hatte, dem Sohne in der Nichte jenes von Friedrich Wilhelm umworbenen Mädchens erblühen, in Marie Tannhäuſer. Die Liebe zur Kunſt gab dem Hauſe, zumal ſie ſich mit deſſen zunehmender Wohlhabenheit immer kräftiger betätigen konnte, im Verein mit der maßvollen Gehaltenheit und zuverläſſigen Gediegenheit des ganzen Gehabens ſein beſonderes Gepräge. Es mußte einem Manne wie Max Jähns die für den eigenen Hausſtand in ſtillen Träumen erſehnte Umgebung darſtellen, und da er bei dem vertrauten Verkehr ſehr bald die Tochter als Repräſentantin aller der Vorzüge erkannte, die ihm das Haus ſo lieb machten, ſo ſuchte er ſich ihre Neigung zu gewinnen. Am 6. Mai 1862 fanden ſich die beiden recht für einander geſchaffenen Menſchen, und am 26. Januar 1863 ſegnete der Prediger Eyſſenhart das glückliche Paar in der Nikolaikirche ein. Die Freude, neben den Eltern in Berlin leben zu können, ſollte es allerdings nicht lange genießen. Denn ſchon im Auguſt mußte Jähns, der inzwiſchen im November des vorhergehenden Jahres zum Pre-

mierleutnant befördert worden war, nach glücklich beendigtem Kriegsſchulkurſus wieder zum Bataillon nach Jülich zurückkehren, ohne ſeine Hoffnung auf Verwendung in einer ſeinen wiſſenſchaftlichen Leiſtungen entſprechenden Tätigkeit erfüllt zu ſehen.

Es iſt leicht verſtändlich, daß ein Mann, der ſeine Fähigkeiten kennt, auch wünſcht, ſie an der rechten Stelle zu gebrauchen. Stehen dieſem Verlangen die Verhältniſſe entgegen, wird er ſuchen, ſich von ihnen frei zu machen. So iſt es denn auch nicht verwunderlich, daß Max Jähns, in den gleichförmigen Dienſt einer kleinen Garniſonſtadt eingezwängt, bald ſich mit dem Gedanken einer Änderung ſeiner Lage beſchäftigte. Es war die Zeit, wo die holſteinſche Frage zu einer Entſcheidung drängte. Jähns, ein warmherziger Vaterlandsfreund, ergriff ſie mit Leidenſchaft. Heiß ſehnte er den Augenblick herbei, für das Vaterland mit ſeinem Degen einzutreten. Es war ihm, wie ſo vielen anderen, die ein gleiches Verlangen beſeelte, nicht vergönnt. Wozu aber war er Soldat, wenn der Degen in der Scheide ruhen ſollte? Die einzige Auslöſung in dieſem Widerſtreit der Wünſche und Verhältniſſe bot ihm die Dichtkunſt. Hier konnte er in der Glut „geharniſchter Sonette“ wenigſtens ſeine Tatenſehnſucht ausſtrömen laſſen. Doch war das eben nur ein Erſatz, der um ſo weniger befriedigte, als die Pflichten ſeines Standes ihn zwangen, ſeine Perſönlichkeit auch hier zurücktreten zu laſſen. „Ich will,“ bricht er in einem Briefe an die Eltern aus, „eine Verantwortung haben. Ich habe gar keine Luſt, mich in acht zu nehmen, ſondern große Luſt, mich auszuſetzen.“ Noch hielt er aber mit einem Entſchluſſe zurück und verſuchte in wiſſenſchaftlicher Arbeit die nach Betätigung ringende Kraft feſtzulegen: eine Abhandlung über „Das Pferd in Sitte und Sprache der Deutſchen“, zu der ihm die Generalſtabsreiſe am Schluſſe der Kriegsſchulzeit die Anregung gegeben hatte, beſchäftigte ihn viel, und ſpäter wandelte ſich ihm in wiederholten Umarbeitungen der Stoff unter der Feder, bis er denn, wie wir noch ſehen werden, zu der kulturhiſtoriſchen Monographie „Roß und Reiter“ ſich aus-

wuchs. Aber dieſe Beſchäftigung konnte doch den Zwieſpalt ſeiner Seele ebenſowenig ausgleichen wie die im Anſchluß an die Ernennung zum Regimentsadjutanten erfolgte Überſiedelung nach Aachen (März 1864). Sein Geiſt ſchien eines durchaus neuen Nährbodens zu bedürfen. „Deutſche Kultur- und Ortsgeſchichte", ſetzt er den Eltern auseinander, „Deutſche Sagen- und Märchenwelt, das iſt im Grunde die Quelle, aus der alles, was ich von Dornröschen bis zur Pferdeabhandlung geſchrieben, hervorging und entſprang. Auf dem Gebiete germaniſcher Kultur- und Ortsgeſchichte denke ich denn auch weiter zu arbeiten. Ernſte Vorſtudien des Altdeutſchen, der politiſchen und literariſchen Geſchichte, der deutſchen Philoſophie werden mich einführen; das Meiſte werde ich vermutlich, wie unſer teuerer Großvater, von dem ich wohl überhaupt die ganze oben bezeichnete Richtung geerbt, bei eigenen monographiſchen Detailarbeiten lernen — und endlich hoffe ich mich in die Zahl der tüchtigen Arbeiter für Völkerpſychologie einzureihen, die für mich Bannerträger der neuen hiſtoriſchen Wiſſenſchaft ſind." Und dann: „Die einfachſten Begriffe und Laute unſerer Sprache, die einfachſten Handgriffe und Beobachtungen ſind die ehrwürdigſten Altertümer. Ihnen nachzuſpähen und die Gegenwart geiſtigen Lebens innig und klar mit der Vergangenheit zu verbinden, ihren Zuſammenhang einzuſehen und aus dieſer Erkenntnis heraus das Selbſterlebte zu beurteilen, das Werden zu belauſchen und kommende Entwicklungen in ihrem Keime ſchon erkennen zu lernen — das iſt das ſchöne Ziel, was ich der Tätigkeit meiner künftigen Jahre geben möchte." Dieſe Sätze ſind von programmatiſcher Bedeutung. Mit einer Sicherheit, wie ſie nur in ſtrenger Selbſtprüfung gewonnen werden konnte, zergliedert Max Jähns ſeine Neigungen und Anlagen, und wer ihn als Kulturhiſtoriker erkennen will, findet in dieſen Worten den Schlüſſel dazu. Seltſam genug ſteht aber nun neben dieſer klaren Beurteilung des eignen Weſens und Wollens das Aufgeben eines früher mit nicht geringerer Klarheit ausgewählten, mit wahrhafter Liebe er-

griffenen und mit ernstem Pflichteifer ausgeübten Berufes. Er, der die harmonische Lebensführung als seinen Lebenszweck frühzeitig erkannt hatte, trat aus einer Tätigkeit heraus, die ihm besonders geeignet schien, diese Harmonie zu erreichen. Ich kann mir das nicht anders erklären, als daß nun eine Anlage, die bisher nicht so sich hatte entwickeln können, wie es die in ihr schlummernde Kraft erforderte, gebieterisch wie ein Quell, der den Felsen durchbricht, nach der Oberfläche drängte. Er mußte ihr einige Jahre seines Lebens ganz widmen, bis er sie soweit gefördert hatte, daß sie ihm als unbedingte Dienerin willig gehorchte. Dann erst war auch sie ein Teil seines Selbst geworden, der sich dem Ganzen, ohne zu stören, einfügte, das früher Erstrebte konnte wieder aufgenommen und mit dem nun Erreichten zu glücklicher Einheit verschmolzen werden. So wurde Max Jähns das, als was wir ihn bewundern: der gelehrteste Soldat unserer Zeit. Damals, als er aus dem Dienste schied, glaubte er gewiß nicht, daß er sich ihm je wieder widmen werde. Als Gelehrter wollte er fortan seinem Vaterlande nützen. Darin aber, daß er glaubte, er könne das erreichen, ohne den Zusammenhang mit dem ihm doch schon in Fleisch und Blut übergegangenen Beruf zu wahren, in diesem Irrtum beruht die letzte Schwierigkeit, die er zu überwinden hatte, um ein fertiger Mann zu werden.

Ende Dezember 1864 verließ Jähns sein altes Regiment, welches im März des nächsten Jahres sein fünfzigjähriges Stiftungsfest feiern sollte. Der Oberst hatte ihm vorher noch die Weiterführung der Regimentsgeschichte, die bis zum Jahre 1840 gedruckt vorlag, übertragen, eine Arbeit, der er sich als gewissenhafter Chronist unterzog. Niedergeschrieben wurde sie schon in der neuen Berliner Wohnung, Schöneberger Ufer 40 I, und im Frühjahr 1865 erschien sie in Köln unter dem Titel: „Geschichte des Königlich Preußischen 2. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 28. Zweites Vierteljahrhundert.“ Damit traten für einige Zeit die Beziehungen zum militärischen Leben bei

der Arbeit ſcheinbar ganz in den Hintergrund. Aber wenn wir den eifrig Studierenden beobachten, ſo finden wir ihn alsbald doch über einer Abhandlung, die er nie ohne die als Offizier empfangenen Anregungen mit ſolch innigem Anteil hätte betreiben können: er ging an die dritte Neubearbeitung des uns bereits bekannten Aufſatzes, der nunmehr betitelt wurde: „Roß und Reiter in deutſcher Kultur und Sprache.“ Und wie hier, ſo kommen die ritterlichen Neigungen auch bei ſeiner Beſchäftigung mit Walther von der Vogelweide, deſſen glühende Vaterlandsliebe zudem in ſeinem Herzen gerade in jener politiſch-ernſten Zeit ein voll-tönendes Echo fand, und weiterhin in der Vorliebe für mittel-hochdeutſche Dichtungen zur Geltung. Bald aber wurde die gelehrte Muße, die nur Reiſen und eine rege Geſelligkeit unterbrochen hatte, geſtört. Das Vaterland bedurfte bei den Kriegswirren des Jahres 1866 ſeiner Dienſte. Nach kurzer Verwendung bei den Kreis-Erſatzgeſchäften in Treuenbrietzen und als Adjutant bei der Kommandantur in Spandau wurde er als Dezernent ins Kriegsminiſterium kommandiert. Hier arbeitete er angeſtrengt während der Dauer des Feldzuges. So freudig er nun auch in der Stunde der Gefahr auf dieſe Weiſe in ſeinem früheren Berufe ſich nützlich machte, ſo ſehr bedrückte es ihn doch, daß er es nicht mit dem Degen in der Fauſt vor dem Feinde tun durfte. Mit leidenſchaftlichem Anteil begleiteten ſeine Gedanken die im Felde ſtehenden Armeen von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, von Sieg zu Sieg.

„O Sohn des Lichts, du ſtarker Flügelſchwinger,
Der göttergleich aus unſerer Mitte ſtieg,
Du Lorbeerbrecher, Palmenwiederbringer,
Sei uns gegrüßt, du königlicher Sieg.“

So jubelte Max Jähns in Verſen dithyrambiſchen Schwunges, als die Nachricht von dem entſcheidenden Schlag bei Königgrätz im Kriegsminiſterium eintraf. Der kleine Zettel, auf dem dort im Amtszimmer das Gedicht faſt ohne Verbeſſerung niedergeſchrieben iſt, zeigt in den ungewöhnlich haſtigen Zügen die

tiefe Erregung des Schreibenden, die der Tagebuchvermerk bestätigt: „Allgemeiner Enthusiasmus, allgemeine Umarmung vom General bis zum Leutnant. Mit Mühe behielt man Stimmung und Sammlung für die kleine Bureau-Arbeit.“ Der Friede kam, und Max trat am 16. August wieder in den Beurlaubtenstand zurück. Als ein poetischer Nachklang der bewegten Wochen entstand zur Feier der Wiedervereinigung der Berliner Landwehr-Offiziere gegen Ende des Jahres: „Ein preußisches Festspiel“, ein kurzes, sehr wirkungsvolles dramatisches Gedicht, das in den Soldaten der einzelnen Zeitalter Preußens Entwicklung zum Großstaat geschickt veranschaulicht. Es ist später, besonders nach 1870, bis in die Neuzeit sehr oft an vaterländischen Festtagen aufgeführt worden und verdient, daß es noch lange in der Armee fortlebt, da es, frei von jeder Phrase, wirklich einmal eine volkstümliche Dichtung darstellt, deren gesunde Schönheit auch den gemeinen Mann ohne weiteres anspricht.

Die Zeit der Arbeit im Kriegsministerium hatte Max Jähns darüber belehrt, wie er künftig seine Tätigkeit einrichten müsse, um sich selbst zu genügen und seinem Lebensziel näher zu kommen. Zu mächtig hatte die große Zeit gesprochen, zu verlockend schienen für einen Mann, der die sittliche Bedeutung des Soldatenstandes so tief erfaßt hatte wie er, die Aufgaben der Zukunft, als daß die Enge der Studierstube ihm genügt hätte. Mit Hilfe des Chefs der Abteilung, bei der er gearbeitet hatte, hoffte er eine ständige Verwendung im Kriegsministerium zu finden. Da das aber nicht möglich war, so griff er gern die ihm dargebotene Gelegenheit auf, in den damals eben erst geschaffenen Nebenetat des Großen Generalstabs einzutreten. Unter Stellung à la suite des Landwehrbataillons wurde er im Februar 1867 der geographisch-statistischen Abteilung, die Oberst von Sydow leitete, zugeteilt, und damit war er dem alten Berufe wiedergewonnen. Noch ehe dies aber geschah, hatte er das Buch über „Roß und Reiter“ vollendet, das er freilich in der Folgezeit nochmals, ehe es im Druck erschien, umarbeitete, hatte er den ihm besonders

lieb gewordenen Aufſatz über „Walther von der Vogelweide“ niedergeſchrieben, einen Eſſay, der, um die Worte des Herausgebers der Preußiſchen Jahrbücher zu gebrauchen, in denen er veröffentlicht wurde, „ein ebenſo ehrendes Zeugnis gründlicher Studien, als ein Meiſterſtück in der Darſtellung iſt; eine wahrhaft erfriſchende poetiſche Kraft, gezügelt durch feinſtes Maß und helles hiſtoriſches Verſtändnis.“ Auch die fleißige, den regen Eifer für die Erforſchung der engeren Heimat bezeugende Arbeit über „die Entſtehung der Friedrichſtadt“, die als Abdruck eines im Februar 1867 im Verein für die Geſchichte Berlins gehaltenen Vortrags zuerſt in der Zeitſchrift „Nach der Arbeit“ und ſpäter mit wenig Veränderungen im „Bär“ erſchien, war noch zum Abſchluß gebracht worden. Die Tätigkeit im Generalſtabe ſollte ganz anders geartete Aufgaben bringen. Aber ſehr bald ſah Max Jähns, daß er auch bei ihnen die uns bekannt gewordenen Anſchauungen zur Geltung bringen könne, welche er kurz vor dem Ausſcheiden aus dem aktiven Dienſt den Eltern entwickelt hatte. Damit war dann die angeſtrebte Einheitlichkeit hergeſtellt, d. h. die harmoniſche Verſchmelzung ſeines Weſens, ſeiner Lebens- und Geſchichtsauffaſſung mit ſeinem urſprünglichen Berufe.

Es iſt notwendig, die ganze Zeit, welche Max Jähns dem Dienſte im Generalſtabe und ſpäter zugleich dem in der Kriegsakademie widmete, alſo von 1867—1886, im Zuſammenhange zu betrachten, weil alles, was er in dieſen Jahren ſchuf, in engſter Beziehung zu eben dieſem Dienſte ſtand. Damit meine ich nun nicht ſo ſehr die im Auftrage der Behörde angefertigten Arbeiten, bei denen es ja ſelbſtverſtändlich iſt, als vielmehr diejenigen, zu welchen die beſondere, ſeinen Anlagen entſprechende Verwendung im Berufe ihm die Anregung gab. Denn jetzt endlich war ſeine Kraft auf den Boden verpflanzt, aus dem ſie Nahrung ſowohl für wiſſenſchaftliche als für militäriſche Leiſtungen gewinnen konnte.

Ich habe ſchon einmal von der vortrefflich durchgebildeten Mechanik der Arbeit geſprochen, die Max Jähns beſaß. Ohne ſie wäre bei all ſeiner Begabung die Maſſe der literariſchen Veröffentlichungen nicht zu begreifen, und deshalb muß ich bei ihr einen Augenblick verweilen. Es bedarf der Beachtung auch des kleinſten Aufſatzes, um zu verſtehen, wie die Räder des Mechanismus nach einem wohldurchdachten Plan ineinandergreifen. Hat man ihn aber erkannt, ſo wird man über die große Einfachheit der Grundgedanken erſtaunt ſein. Freilich, wie Moltke irgendwo einmal ſagt, „das Einfache iſt das Schwere“, und um dieſes Einfache zu leiſten, bedarf es der Reife eines harmoniſchen Menſchen. Sehe ich aber von dieſem Standpunkte aus auf das Lebenswerk von Max Jähns, ſo möchte ich das Moltkeſche Wort fortſetzen und ſagen: Das Einfache iſt auch das Schöne, eben weil es ſich als Wirkung der Harmonie der Kräfte darſtellt. Dann aber hat nicht nur ein handwerksgerechter Baumeiſter, ſondern ein Künſtler das Gebäude aufgeführt, und die Schönheit, von der ich am Anfang dieſer Lebensſkizze ſprach, leuchtet auch hier wieder hervor.

Schon auf der Diviſionsſchule in Trier hatten, wie wir ſahen, den jungen Soldaten Gedanken beſchäftigt, die ſich ſpäter zu bedeutenden Werken auswachſen ſollten. Das iſt charakteriſtiſch genug. Denn es zeigt deutlich, daß ſich Max Jähns ſehr bald über das, was ihm in ſeinem Berufe und für ſeine Anlagen das Weſentliche ſchien, im Klaren war. So wie er aber die Ziele ſeiner Arbeit einmal erkannt hatte, ging er ganz planmäßig auf ſie zu, und was ihm begegnete, wurde, wie es gerade für eines von ihnen geeignet ſchien, bald auf dieſen, bald auf jenen der darauf hinführenden Wege gebracht. Von vornherein war damit jedes Mittel zur Erkenntnis an ſeiner rechten Stelle, in dem unendlichen Reichtum der Einzelarbeit herrſchte ein wunderbares Syſtem der Ordnung, und der Nutzen, den ein ſo planvolles Studium, dieſes Neben- und Ineinander der Arbeit, dem Gelehrten brachte, leuchtet ohne weiteres ein. Die Forſchungsergeb-

niſſe wurden zunächſt zu kleineren Abhandlungen zuſammengefaßt. So ſehr nun jede einzelne von ihnen ein für ſich beſtehendes, geſchloſſenes Ganze bildet, ſo deutlich ſchimmert doch überall der Zweck durch, dem ſie nach dem Willen des Schriftſtellers ſpäter in größerem Zuſammenhange dienen ſollte, und gerade dieſer wirkungsvolle Hintergrund einer großen Idee feſſelt den Leſer ſo ſtark. Nach genügender Vorbereitung und Abrundung der einzelnen Teile konnte dann die Zuſammenſchweißung aller erfolgen. Ich wähle dieſen Ausdruck, der an eine der älteſten Kunſtübungen, an die Tätigkeit des Waffenſchmiedes, erinnert, mit allem Bedacht, denn in der Tat war dieſe letzte Arbeit recht eigentlich das Werk eines Künſtlers, welches einzelne Teile ſo zu einem unlösbaren Ganzen zu vereinigen verſteht, daß man ſie ſelbſt als nicht mehr vorhanden empfindet. Daß aber bei dieſer letzten Bearbeitung auch eine gründliche Überarbeitung der einzelnen Abhandlungen ſtattfand, braucht bei der Gewiſſenhaftigkeit und dem raſtloſen Streben eines Gelehrten wie Max Jähns nicht beſonders betont zu werden. Es wäre reizvoll genug, an einem Beiſpiel dieſe Art der Arbeit zu kennzeichnen, nur würde das bei der Fülle der Aufſätze, die berührt werden müßten, eine Studie für ſich ergeben.

Die klare Scheidung zwiſchen Kriegswiſſenſchaften und Kriegskunſt, die ſpäter in dem einleitenden Vorwort zur „Geſchichte der Kriegswiſſenſchaften“ in bündiger Form aufgeſtellt wurde, beſchäftigte Max Jähns ſchon ſehr früh. In einem glänzenden Eſſay über „Kriegskunſt als Kunſt“, der im Jahre 1874 erſchien, ſuchte er ſich ſelbſt die Beantwortung dieſer Frage vorzubereiten. Der Aufſatz iſt um ſo wichtiger, als er uns auch einen Einblick in die künſtleriſche Perſönlichkeit des Schriftſtellers gewährt und uns deutlich die Quelle zeigt, aus der er bei ſeinen meiſterhaften Schlachtenſchilderungen, die doch nichts anderes als Beiträge zur Darſtellung der angewandten Kriegskunſt ſind, ſchöpfen konnte. Er verſtand aber unter Kriegskunſt die von den Kriegswiſſenſchaften vorbereitete Praxis, in die geheimnisvolle

Werkſtatt der Phantaſie verſetzt und von dem Kriegshandwerk getrennt durch die „Induition, d. h. ein entſchiedenes, oft plötzliches Erleuchtetſein von der Idee, ein ebenſo energiſches Erfaſſen derſelben, ein Gegenwärtighaben aller Mittel, deren man zur Ausführung der Idee bedarf, und ein entſchloſſenes, rechtzeitiges Anwenden dieſer Mittel." Da nun die Kriegskunſt ohne ihr vorbereitendes Werkzeug, die Kriegswiſſenſchaften, nicht in ihrer vollen Bedeutung zu erfaſſen war, ſo mußten weiterhin gerade ſie ihm der ernſteſten Forſchung wert erſcheinen; neben die vielen hierher gehörigen kleineren Aufſätze als Vorſtudien treten die drei Bände ſeiner Geſchichte, auf die ich ſpäter noch zu ſprechen komme. Ein zweites Hilfsmittel findet die Kriegskunſt dann in der militäriſchen Technik, und hierher gehören die Studien über Bewaffnung, Befeſtigung und Taktik, wie ſie im „Handbuch einer Geſchichte des Kriegsweſens" zuſammengefaßt und, was die erſte anlangt, in der geiſtreichen „Entwicklungsgeſchichte der alten Trutzwaffen" mit beſonderer Liebe im einzelnen ausgeführt ſind. Wie ſich dann Kriegskunſt, Kriegstechnik und Kriegswiſſenſchaften in den Leiſtungen einzelner Perſönlichkeiten äußern können, das iſt in den Biographien, vornehmlich in der Moltkes, und in den Nekrologen auf andere bedeutende Heerführer zur Darſtellung gekommen. Es würde jedoch ein Fehler im Aufbau ſeines Arbeitsſyſtems beſtanden haben, wenn Max Jähns nicht auch deſſen Grundveſten genau erkannt gehabt hätte. Unter ihnen verſtand er aber die Heeresverfaſſungen und über ſie ſtellte er in einem ſeiner beſten Bücher, in dem über „Heeresverfaſſungen und Völkerleben", nach einer Reihe oft ſehr umfangreicher Voruntersuchungen die Ergebniſſe ſeiner Forſchung zuſammen. Beſſeres iſt auf dieſem Gebiete, ſoweit ich ſehe, überhaupt nicht geleiſtet worden, und die Aufſtellung und der umfängliche Beweis des Grundſatzes, daß die Wehrverfaſſung eines Volkes in engſtem Zuſammenhang mit ſeiner geſamten Kultur ſteht, genügt für ſich allein, Max Jähns den tüchtigſten Gelehrten der Kulturgeſchichte einzureihen.

Es ist verwunderlich, daß Jähns der geographisch-statistischen und nicht der historischen Abteilung des Großen Generalstabes zugeteilt wurde. Zweifellos brachte er ja auch für sie dank der vom Großvater Klöden ererbten Neigung zu geographischer Forschung sehr schätzenswerte Eigenschaften mit, aber mit Recht sah er doch in der Erledigung geschichtlicher Aufgaben das seinen Kräften am nächsten stehende Ziel. Indes, er mußte sich begnügen, im Auftrag des damaligen Chefs der historischen Abteilung, des Majors Verdy du Vernois, hie und da geschichtliche Untersuchungen anzustellen. Im übrigen aber kam seine Kraft namentlich der Registrande der geographisch-statistischen Abteilung, so lange sie überhaupt erschien, zu gute, und wer ihre musterhafte, ebenso viel Fleiß wie Geschick beweisende Anlage und Durchführung kennt, wird verstehen, daß man sich eines Arbeiters zu versichern suchte, wie er so bald sich nicht wieder gerade dafür finden ließ. Obwohl aus den Tagebüchern sich nun unschwer die dienstliche Tätigkeit wenigstens insoweit darstellen ließe, als deren Themata mitgeteilt und daraus Schlüsse gezogen würden, so glaube ich doch hierauf verzichten zu können, da die Öffentlichkeit einmal an diesen Arbeiten keinen Teil hat. Wohl aber möchte ich auf eine Studie hinweisen, die, im Auftrag des Generalstabes geschrieben, 1884 im Druck erschien und einen Kritiker wie Moltke zu dem Urteil veranlaßte, „es sei ein ganz außerordentliches Buch." Ich meine das „Russische Reich in Europa". Der Name des Autors wurde in einer vielleicht übertriebenen Vorsicht nicht genannt, denn trotz der damaligen zarten Beziehungen zu Rußland hätte das Werk auch von amtlicher Stelle durchaus vertreten werden können, da es ein Muster ruhigster, strengster Sachlichkeit darstellt. In der Fülle des verarbeiteten Stoffes, dem, soweit das Heerwesen in Betracht kommt, Jähns schon in einigen kürzeren Aufsätzen Beachtung geschenkt hatte, ist es ein laut rühmendes Zeugnis dafür, mit welchem Fleiß der Verfasser seinen Dienstpflichten nachzukommen suchte, und welches Maß allgemeiner Bildung man bei ihm voraussetzte,

als man ihm die Aufgabe übertrug. Denn es war nicht nur über Land und Leute im allgemeinen zu berichten, ſondern über alle Lebensäußerungen des Volkes in ihren Einzelheiten, alſo über ſeine Religion, ſein Bildungsweſen, über Bodenproduktion, Handel, Gewerbe, Finanzen, Verkehr und natürlich auch über das Kriegsweſen, ſo daß mit Recht in den „Verhandlungen der Geſellſchaft für Erdkunde“ (1885) von einem „umfaſſenden und zuverläſſigen Kompendium faſt ſämtlicher Wiſſenſchaft über das Europäiſche Rußland“ geſprochen werden konnte.

Eine Unterbrechung des Dienſtes bei der geographiſch-ſtatiſtiſchen Abteilung brachte nur der große Krieg der Jahre 1870 und 1871. Jähns, der inzwiſchen im Januar 1869 zum Hauptmann befördert und à la suite des 8. Oſtpreußiſchen Infanterie-Regiments Nr. 45 geſtellt worden war, bewarb ſich bei Ausbruch des Krieges um eine Stellung in der Feldarmee. Zu ſeinem größten Schmerze wurde ſie ihm nicht gewährt. Man übertrug ihm vielmehr, auf ſeine Umſicht und ſeine Kenntniſſe bauend, das wichtige Geſchäft eines Eiſenbahn-Linien-Kommiſſars für die Konzentration des 2. Armeekorps in Pommern, dem er ſich mit dem ſeinem Pflichtbewußtſein eigenen Eifer, aber doch auch mit dem Wunſche unterzog, bald des Kommandos enthoben zu werden und gegen den Feind marſchieren zu können. „So Gott will,“ ſchreibt er damals, „gibt ein Landungsverſuch in der Oſtſee die Gelegenheit, dem Feinde gegenüberzutreten.“ Als aber die Arbeit in Pommern beendet war, wurde er zum Kommiſſar der Linie Straßburg über Saverne weſtwärts mit dem Sitz in Nancy ernannt. Hier blieb er in angeſtrengteſter Tätigkeit und oft leidend bis zum Ende des Oktobers, wo ihn ein Befehl, der wohl in Meinungsverſchiedenheiten mit den Vorgeſetzten über dienſtliche Maßnahmen ſeine Veranlaſſung gehabt haben mag, für mehrere Monate in die alte Tätigkeit nach Berlin zurückrief. Im Frühjahr 1871 aber übernahm er eine dritte Eiſenbahnlinie, die von Mainz nach Zittau, mit dem Sitze in Erfurt.

Die Wünſche, welche die geographiſch-ſtatiſtiſche Abteilung

dem Hiſtoriker nicht hatte erfüllen können, ſollten ihre Befriedigung finden, als Max Jähns Ende September 1872 an die Kriegsakademie als Lehrer der Kriegskunſt berufen wurde. Wohl ſteigerte ſich mit der Annahme dieſes Amtes die Arbeitslaſt, die ohnehin groß genug war, noch beträchtlich, da ja der Dienſt im Generalſtab nach wie vor verſehen werden mußte, aber eine Ablehnung war für ihn ganz undenkbar. Er wußte, daß er damit ſeinem innerſten Weſen entgegen gehandelt haben würde, welches ja mit aller Kraft auf eine derartige Tätigkeit hindrängte. Lehren war ihm von jeher eine Luſt geweſen, eine rechte Herzensſache. Auch jetzt glückte es ihm deshalb, die hunderte von jungen Offizieren, welchen er den vollkommenſten Begriff von der Bedeutung ihres Berufes vermittelte, durch ſeine feine, von allem Schulmeiſterlichen freie Art der Mitteilung, den Hochflug ſeiner Gedanken und den Umfang ſeiner Kenntniſſe in die Begeiſterung, die ihn ſelbſt beſeelte, mit fortzureißen. Manch einer von ihnen, der dem früheren Lehrer im Leben ſpäter wieder begegnete, hat dies freudig und dankbar anerkannt, ſo daß mehr noch als die ſtille Arbeit im Bureau des Generalſtabes ſein lebendiges Wort auf der Lehrkanzel der Akademie Segen gebracht hat, denn hier wurde Samen geſtreut, der tauſendfältige Frucht trug. Im Jahre 1885, alſo nach 13 Jahren, ſchied Max Jähns aus dieſer ihm ſo ſehr ans Herz gewachſenen Tätigkeit. Die ihm ohnehin ſehr knapp zugemeſſene Zeit ſollte auf die Hälfte beſchränkt werden. Damit aber war ihm ſeiner Anſicht nach die Möglichkeit genommen, ſeiner Aufgabe fernerhin gerecht zu werden, denn am wenigſten entſprach es ſeiner Art, Halbes zu geben.

Kam in den Akademievorträgen der Gelehrte zu ſeinem Recht, ſo hatte in den Vorleſungen, die er im wiſſenſchaftlichen Verein in der Singakademie hielt, der Künſtler vor allem Gelegenheit, ſich auszuſprechen. Man ſieht dieſen Arbeiten, die im Druck erſchienen und meiſt dann ſpäter auch in den verſchiedenen Büchern verarbeitet wurden, die Luſt am Geſtalten des Stoffes an. Einem jener reifen Landſchaftsmaler gleich, die, mit der

Natur ganz verwachſen, ſchließlich nur die weſentlichen, einfachen Linien und Farben wiederzugeben brauchen, um einen geſchloſſenen Bildeindruck zu erzielen, mit den knappeſten Mitteln alſo die höchſten Wirkungen erreichen, arbeitete Max Jähns die Grundgedanken des Themas ſo meiſterlich heraus und ſtellte ſie ſo eindringlich dar, daß jeder ſeiner Hörer nach dem Vortrag im Banne des Gegenſtandes war, mochte er ihm vorher auch noch ſo fremd gegenübergeſtanden haben. Auf erſchöpfende Behandlung kam es ihm dabei weit weniger an als darauf, anzuregen: ſeine Zuhörer ſollten ihm zu Nach- und Mitarbeitern werden. Nur reifſte Kunſt vermag aber einem Stoffe zu einer derartigen Herrſchaft über das Publikum zu verhelfen, und je reifer deſſen allgemeine Bildung iſt, um ſo ſchwieriger iſt es. In der Singakademie hatte nun Jähns das ganze geiſtige Berlin vor ſich. Regelmäßig befand ſich unter den Zuhörern die Kaiſerin Auguſta, deren nie ausbleibender Dank dem Redner die tiefe Wirkung ſeiner Worte bewies. Es war eine außergewöhnliche Ehrung, daß er nach zweien ſeiner Vorträge zur kaiſerlichen Tafel geladen wurde, und ihm dabei Kaiſer Wilhelm viel Schmeichelhaftes über den ihm berichteten Inhalt der Vorleſungen ſagte. Noch mehr aber mußte ihn die perſönliche Anweſenheit des hohen Herrn in der Singakademie erfreuen, als er dort über „Machiavelli und den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht“ (1876) ſprach. Wie dieſe Vorleſung, ſo war auch die über „Volkstum und Heerweſen“ (1870) und die über einen der geiſtvollſten Verfechter der Idee der allgemeinen Wehrpflicht, über den „Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe“ (1878) aus der Beſchäftigung mit der Heeresverfaſſung der verſchiedenen Völker hervorgegangen. Der erſte Vortrag hingegen (1868) knüpfte in ſeinem Thema über „Krieg und Frieden“ ebenſo an die Zeitverhältniſſe an, wie der über „Deutſche Feldzüge in Frankreich“ (1871), auch mochten gewiß die eben erſt ſo deutlich hervorgetretenen Großtaten eines Moltke den unmittelbaren Anſtoß zu einer Gedankenreihe gegeben haben, wie wir ſie unter dem Titel „Kriegs-

kunſt als Kunſt“ (1874) entwickelt finden. Außerhalb des Wiſſenſchaftlichen Vereins ſprach Jähns in dieſen Jahren ſehr ſelten. Im Schauſpielhaus trug er 1868 über „Preußen 1866“ (Schlacht von Königgrätz) und bald darauf im Guſtav Adolf-Verein über „Wodan als Jahrgott“ vor.

Mit dem zuletzt genannten Gegenſtand gab Max Jähns eines der wertvollſten Kapitel ſeines Werkes über „Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geſchichte der Deutſchen“, das vier Jahre ſpäter (1872) nach mannigfachen Umarbeitungen endlich im Grunowſchen Verlag zu Leipzig erſchien. Es lebt ein erquickender Hauch von Friſche und tüchtiger Lebenskraft, wie ihn der Reiter beim Ritt in den Morgen hinein verſpüren mag, in dieſem Buche. Mit gutem Grunde hat es der Verfaſſer dem Fürſten Bismarck gewidmet. Denn „wir wiſſen es, wer Deutſchland in den Sattel half“, und, wie Wilhelm von Oranien ſagte: „Raten und Reiten tut's!“ Wie die Philologen über dieſes Werk urteilen, weiß ich nicht. Ich meinerſeits glaube, daß es auch ihnen viel Gutes bietet, und der Germaniſtik wäre zu wünſchen, daß ſie noch viele derartige Monographien beſäße. Es würde dann um die Kenntnis unſerer Altertümer weſentlich beſſer beſtellt ſein als heute, wo trotz einzelner bedeutender Arbeiten der letzten Jahrzehnte doch dieſes Feld viel zu wenig bebaut wird. Aber nicht nur die deutſche Altertumskunde, die namentlich die mythologiſchen Abſchnitte mit großem Vorteil ſtudieren mag, wurde durch die Jähnsſche Arbeit bereichert, auch der, den nur die Lebensverhältniſſe des Pferdes beſchäftigen, Stall und Schmiede, Zucht, Krankheiten und Kuren, findet darin ausführliche Belehrung. Selbſt ein Kapitel über den Pferdehandel iſt nicht vergeſſen.

Außer dieſem Buch, das gewiſſermaßen Rechenſchaft über die Zeit gibt, die der Schriftſteller nach dem Ausſcheiden aus dem aktiven Dienſt bis zur Verwendung im Generalſtabe mit Privatſtudien verbracht hatte, ſind die übrigen bis in die Mitte der achtziger Jahre erſchienenen Werke der Militärliteratur zu-

zuweiſen. Freilich kommt auch bei ihnen die Kulturgeſchichte zu ihrem Recht, und wie die eben erwähnte Arbeit die Bezeichnung einer „kulturhiſtoriſchen Monographie“ trägt, ſo nannte Jähns das Werk über „das franzöſiſche Heer von der großen Revolution bis zur Gegenwart“ (Leipzig 1873) eine „kulturhiſtoriſche Studie“. Unter dem Titel „Frankreich und die allgemeine Wehrpflicht“ war aus ſeiner Feder in den Grenzboten eine Reihe von Aufſätzen veröffentlicht worden, die, umgearbeitet und weſentlich erweitert, nun als Ganzes dargeboten wurden. Es errang einen bedeutenden Erfolg, wie denn auch die verwandten ſpäteren Arbeiten über die Organiſation der modernen franzöſiſchen Armee, die in der Kölniſchen, der National-Zeitung und in den Loebellſchen Jahresberichten erſchienen, wegen der darin hervortretenden Sachkenntnis eines reif urteilenden, ſorgſamen Beobachters — glaubte man doch in Paris, ſie ſeien vom deutſchen Militärbevollmächtigten geſchrieben! — diesſeits wie jenſeits der Vogeſen mit größtem Eifer ſtudiert wurden. Man muß deshalb den Jähnsſchen Unterſuchungen über Frankreich den Wert einer zeitgenöſſiſchen Quelle beimeſſen, die der Forſcher der neueſten Geſchichte keinesfalls unbeachtet laſſen darf. Niemand hat das mehr anerkannt als der beſte Beurteiler, den es für dieſen Stoff geben kann, Moltke. Er nannte dem Verfaſſer gegenüber das Werk, das ihn lange aufs eingehendſte beſchäftigte und an dem ihm die Schilderung des inneren Lebens der Armee das bedeutſamſte ſchien, „ein wundervolles Buch“, ein Lob, das, aus dieſem Munde geſprochen, gewiß doppelt ſchwer wiegt, weil es nach einer ſelbſt die kleinſten Einzelheiten berührenden Prüfung erſt geſpendet wurde. Auch in Frankreich verfehlte die Arbeit ihren Eindruck nicht, wenn auch gegen dieſe und jene Stelle die Polemik nicht ausblieb. Das Bemühen des Verfaſſers, möglichſt objektiv zu ſein, mußte man dort gelten laſſen, und das Spiegelbild der eigenen Kultur, von der als großem Hintergrund ſich das Heerweſen abhebt, feſſelte gerade in der fremden Beleuchtung. Der große Gewinn für Max Jähns beſtand aber darin,

daß er nun auch weiteren Kreiſen als einer der erſten Militärſchriftſteller bekannt ward, ſo daß z. B. bei parlamentariſchen Verhandlungen über Heeresvermehrung mehr als einmal die von ihm gebotenen Unterlagen benutzt wurden. Redaktionen und Verleger ſuchten nun ſeine ſachkundige Feder für ſich zu gewinnen, doch ging er, auf die ſich ſelbſt geſteckten Ziele hinarbeitend, nur ſelten auf eines der Angebote ein.

Zunächſt hatte er ein Buch zu vollenden, zu dem er ſchon ſeit dem Jahre 1867 in verſchiedenen kleineren Aufſätzen des Militär-Wochenblattes und in einer größeren Folge von Unterſuchungen, die in den „Preußiſchen Jahrbüchern" 1868 und 1869 veröffentlicht wurden, den Grund gelegt hatte. Im Jahre 1876 erſchien bei Grunow in Leipzig „die Schlacht von Königgrätz, zum zehnjährigen Gedenktage des Sieges." Auch hier kann ich mir nicht verſagen, das einem Briefe entnommene Urteil Moltkes anzuführen: „Das Buch iſt mit gründlicher Benutzung aller Quellen geſchrieben, maßvoll gehalten und vortrefflich redigiert." Man muß ſich dieſer klaren Worte erinnern, um zu verſtehen, wie ungerecht, wenn auch begreiflich, die öſterreichiſche Kritik, namentlich in Streffleurs Zeitſchrift, ſich äußerte. Denn gerade das, was Tempelhoff als das ſchwerſte für den Geſchichtsſchreiber bezeichnet, „die Beſchreibung einer Schlacht ſo zu geben, daß ſie für den Kriegsmann unterrichtend ſein und das Betragen der ſtreitenden Truppen in ein unparteiiſches Licht ſetzen ſoll", iſt Max Jähns wohl gelungen. Aber nicht nur für den Soldaten, der mit Staunen neben der Überwindung dieſer Schwierigkeit vor allem die vollſtändige Beherrſchung der umfangreichen Literatur anerkennen muß, iſt das Buch geſchrieben. Auch der Laie wird es mit Nutzen, und was mehr iſt, mit äſthetiſcher Befriedigung leſen. Denn es iſt nicht am wenigſten als Kunſtwerk zu beurteilen. In muſterhafter Klarheit baut ſich die Kompoſition auf; hier ſchildert ein Künſtler, ein Dichter, hier ſpricht derſelbe Geiſt, der aus dem Vortrag über „Kriegskunſt als Kunſt" zu uns redet. Die gelungenſten Kapitel, von dieſem Standpunkt

aus betrachtet, ſind diejenigen, welche die Stunden kurz vor und die nach der Entſcheidung behandeln. Lieſt man ſie, ſo iſt es ſchwer zu glauben, daß der Verfaſſer nicht ſelbſt am Kampfe teil genommen hat, ſondern erſt Jahre darnach deſſen Schauplatz kennen lernte. So ſehr war er mit ſeinem freilich auch durch zehn Jahre hindurch geſammelten Stoffe verwachſen. Es iſt zu bedauern, daß wir keine ähnlich umfaſſende Schilderung der Hauptſchlachten des ſiebziger Krieges von Max Jähns beſitzen. Wohl hat er auch ihm in einer Folge von Beſprechungen namentlich des Generalſtabswerkes und in ſelbſtändigen Schilderungen im Anſchluß an dieſe Quelle ſeine Arbeit gewidmet, aber zu einer monographiſchen Behandlung hat er ſich nicht entſchloſſen. Andere wichtige Aufgaben, die bereits vorbereitet waren, harrten damals der Erledigung.

Bei den Vorleſungen über Geſchichte der Kriegskunſt an der Akademie hatte Max Jähns das Fehlen einer Geſchichte des Kriegsweſens, die der neueſten Forſchung entſprach, oft genug ſtörend empfunden. Er entſchloß ſich, ſelbſt dieſem Übelſtand abzuhelfen, und in der Tat brachte wohl kaum ein anderer Fachmann ſo viele dazu nötige Eigenſchaften mit als er, der ſchon damals eine reiche Kenntnis der Militärliteratur als beſtes Rüſtzeug aufweiſen konnte. Das Werk, betitelt „Handbuch einer Geſchichte des Kriegsweſens von der Urzeit bis Renaiſſance“ erſchien zuſammen mit einem Atlas von 100 Tafeln als die Frucht achtjähriger emſiger Arbeit 1880 im Grunowſchen Verlage und iſt Moltke gewidmet. Die Begründung dieſer Zueignung iſt für des Verfaſſers Auffaſſung von ſeinem Berufe wichtig genug, um hier wiederholt zu werden, denn ſie läßt erkennen, warum er ſo nachdrücklich die hiſtoriſchen Studien betont wiſſen will. In den Worten liegt auch heute noch eine wohl zu beachtende Mahnung. „Der Name des Feldmarſchalls Grafen Moltke an der Spitze dieſes Buches wird allen denjenigen zu denken geben, welche in einſeitigem Eifer für das ‚Praktiſche‘ militärhiſtoriſche Studien, insbeſondere ſolche des Altertums oder des Mittel-

alters, als wertlos für den modernen Offizier bezeichnen. Der Name seiner Exzellenz wird diese Herren daran erinnern, daß die großen Feldherren aller Zeiten durchaus nicht Routiniers gewesen sind, sondern Männer, deren geistiges Leben ganz vorzugsweise durch geschichtliche Studien befruchtet war.“ Der Schwerpunkt des Buches ruht in der Bearbeitung der Kriegstechnik des Mittelalters, über die zum ersten Male eine zusammenfassende und durch eine Fülle von eigenen neuen Forschungsergebnissen erweiterte Übersicht geboten wurde, ja es ist nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß hier das Handbuch geradezu bahnbrechend gewirkt und der Einzelarbeit erst den Weg bereitet hat. Moltke, der das Werk als „stupend“ bezeichnete, fügte dem Qualifikationsberichte ganz ungewöhnlicherweise eine Kritik darüber bei und empfahl es schließlich sogar im Militärwochenblatt der Armee. Auch der schmeichelhaftesten Anerkennung des Kaisers und des Kronprinzen, denen der Verfasser seine Arbeit selbst überreichen durfte, hatte es sich zu erfreuen. Am wichtigsten aber wurde für Jähns, daß die bayrische Akademie der Wissenschaften auf Grund der im Handbuch niedergelegten umfassenden Literaturkenntnisse ihn dazu ausersah, für die von ihr herausgegebene Geschichte der Wissenschaften die der Kriegswissenschaften zu bearbeiten.

Während er nun mit den Vorstudien für dieses Riesenwerk beschäftigt war, beendete Max Jähns im Jahre 1885 ein Buch, dessen Thema, wie wir sahen, ihn schon oft zur Behandlung gelockt hatte: „Heeresverfassungen und Völkerleben“. Auf Anregung Dr. Hermann Paetels erschien es als die erste militärliterarische Veröffentlichung des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur.“ Das ist nicht ohne Belang. Denn es will zu einem Publikum mit reifer, allgemeiner Bildung reden, nicht nur zu Fachleuten. In sorgfältiger Untersuchung über die Heeresformen der verschiedenen Zeiten und Völker bereitet der Verfasser die Erkenntnis vor, daß einzig die „reine allgemeine Wehrpflicht und zwar in der Form des Rahmenheeres mit einer für die

militäriſche Erziehung der Mannſchaft ausreichenden Dienſtzeit“ dasjenige Mittel iſt, welches Deutſchland ſtark gemacht hat und in dieſer Stärke erhalten kann. Durch ſie werden die Kräfte, die in unſerem Volke ſchlummern, geweckt, ſie iſt für deſſen überwiegende Mehrzahl die eigentliche Erzieherin, „die Hochſchule“. Damit wird das Buch zum Bekenntnis eines Vaterlandsfreundes, den ebenſo warmherzige Liebe wie klares Verſtändnis für die Forderungen der Zeit auszeichnet, und zum Zeugnis eines Offiziers, der die tiefſte Bedeutung ſeines Berufes für das Leben der Nation erkannt hat und deshalb mit ſtarken Worten für ihn eintreten kann. Faſt ſcheint es, als ſei die hierin liegende ethiſche Wirkung auf den Leſer der eigentliche Zweck, ſo eindringlich wird in dem letzten Teil, der die Gegenwart behandelt, die Sprache. Aber es kam dem Verfaſſer ebenſo ſehr auf die Vermittlung von hiſtoriſchen Kenntniſſen an, die den Maßſtab zu einer der gewinnreichſten Betrachtungen der Weltgeſchichte darbieten und die Gründe des Aufblühens und des Verfalls der Staaten um einen beſonders wichtigen vermehren können. Denn die Heeresverfaſſungen der Völker ſind keine durch die Willkür und den überragenden Willen eines Einzelnen geſchaffene Einrichtungen, ſondern die mit logiſchem Zwang ſich ergebenden Folgen der geſamten Lebensäußerungen der Nationen. Das Buch darf jedoch nicht nur auf ſeinen hiſtoriſchen und ethiſchen Wert hin betrachtet werden. Es iſt auch ein Kunſtwerk, gleich vollendet in der Anordnung des Stoffes, die einem klar durchdachten Werk der Architektur gleicht, wie in der Behandlung der Form, die verhaltene Kraft mit Anmut zu umkleiden verſteht. So bleibt denn von der Lektüre ein feiner, reiner Eindruck, und dazu ſtimmt auch ſchließlich noch die an Arved von Teichmann gerichtete Widmung. Denn wer des Verfaſſers Leben kennt, weiß, daß damit der Dank einem Manne erſtattet wurde, der dem Suchenden einſt half, den rechten Weg zu finden.

Die hauptſächlichen Ergebniſſe der ſchriftſtelleriſchen Arbeiten dieſer Periode ſind mit dem, was ich bisher ſagte, angedeutet.

Aber die Maſſe des Geleiſteten könnte nur genügend veranſchaulicht werden, wenn eines jeden der kleineren und größeren Aufſätze gedacht würde. Ich glaube, daß die frühere Schilderung der Arbeitsweiſe mich deſſen jedoch überhebt, da ich mit ihr darzutun verſuchte, wie allen den Waſſertropfen und Bächen von vornherein planvoll ein Weg gewieſen wird und wie ſie ſchließlich in ein Strombett geleitet werden; hier, wo nur zu einer Skizze der Raum zur Verfügung ſteht, muß ich mich eben beſcheiden, auf den Lauf dieſer Ströme hingewieſen und gezeigt zu haben, wo ſie münden. Wohl aber muß ich an dieſer Stelle noch zweier Bücher gedenken, die mit den Kriegswiſſenſchaften nichts gemein haben, auch nicht von Max Jähns ſelbſt verfaßt, ſondern nur von ihm herausgegeben worden ſind. Das eine erſchien unter dem Titel „Jugenderinnerungen Karl Friedrichs v. Klöden“ (Leipzig 1874) und wurde „durch einen Umriß ſeines Weiterlebens“ vom Enkel „vervollſtändigt“. Das andere war ein nachgelaſſenes Werk Max Marias von Weber „Vom rollenden Flügelrad“ (Berlin 1882). Der jüngere Freund begleitete es mit einer biographiſchen Einleitung. Ein Buch, dem Max Jähns ſeine Neigung und ſeinen Fleiß zuwandte, bedarf nun gewiß keines Wortes der Empfehlung, denn er würde nie etwas herausgegeben haben, was er nicht für eine Bereicherung unſerer Literatur gehalten hätte, aber der pietätvollen Art und der Abſicht, die ihn bei der Herausgabe leitete, muß doch gedacht werden. Mit dem erſten Werk wollte er dem deutſchen Hauſe ein Buch ſchenken, an dem es ſich wahrhaft erbauen kann und deſſen ſittlicher Wert mindeſtens ebenſo groß iſt, wie der der einigermaßen verwandten „Erinnerungen eines alten Mannes“, während das zweite der belletriſtiſchen Literatur ein Gebiet erſchloß, das ihr möglichſt fern gerückt zu ſein ſcheint und das doch unter der Feder eines geiſt- und phantaſievollen Mannes eine Fülle von Schönheit gewinnt, das Gebiet des Eiſenbahnweſens. Auch für die Vermittlung dieſer Gaben haben wir Jähns dankbar zu ſein. —

Im Januar 1878 war Max Jähns zum Major unter

Stellung à la suite des 4. Niederſchleſiſchen Infanterie-Regiments Nr. 51 befördert worden. Im Laufe des Jahres 1885 durfte er, der von Moltke und Waldersee glänzend beurteilte Offizier, das Patent als Oberſtleutnant erwarten. Aber zum Schmerze aller, die ſeine großen Verdienſte zu ſchätzen wußten, wurde ihm nur der Charakter dieſer Charge erteilt. „Wenngleich es nun," ſchreibt er dem Vater, „nicht ausgeſchloſſen iſt, daß ich noch ein Patent nachträglich erhalte, ſo wage ich dies doch kaum zu hoffen, weil jetzt alle älteren Offiziere, welche ſich in Spezialſtellungen befinden und lange keinen Frontdienſt getan haben, mit dem Charakter abgefunden werden." Und in der Tat beſtand ſeine Befürchtung zu recht. Die Patentierung war am Schluß des Jahres noch nicht erfolgt, wohl aber war ein anderer Major im Nebenetat des Generalſtabes Oberſtleutnant mit Patent geworden, und ſo, wie das Tagebuch bemerkt, „die Kataſtrophe in voller Schärfe eingetreten." Jähns, der ſich mit Recht aufs tiefſte verſtimmt fühlte, reichte einen dreimonatlichen Urlaub nach Italien ein. Und wenn nun auch die Fülle der neuen Eindrücke das ſchmerzliche Ereignis in den Hintergrund drängte, ſo trat es bei der Rückkehr in die Heimat in ſeiner niederdrückenden Wirkung doch doppelt ſcharf hervor, als er ſah, daß inzwiſchen nichts für ihn geſchehen war. Er reichte nunmehr ſein Abſchiedsgeſuch ein, das am 16. Juni 1886 bewilligt wurde: die Armee hatte damit die Dienſte eines Offiziers verloren, der mit einem wahrhaften Bienenfleiße, mit Aufbietung aller ſeiner glänzenden Fähigkeiten, mit warmer Hingabe an die idealſten Zwecke ſeines Berufes, mit glühender Vaterlandsliebe und unerſchütterlicher Treue jede Stunde ſich vollkommen einzuſetzen gewohnt war und als rüſtiger Mann von 49 Jahren hoffte, es noch lange tun zu können. Wenn ihm etwas über dieſe trübe Erfahrung hinweghelfen konnte, ſo waren es die Ehrungen, die ihm die zurückbleibenden Kameraden in aufrichtiger Bewunderung ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften erwieſen, mehr aber noch das „ſchöne, herzerquickende Schreiben Moltkes", welches ihm

zeigte, daß er trotz allem den Besten seiner Zeit genug getan. Es lautet: „Mit aufrichtiger Teilnahme, lieber Jähns, sehe ich Sie aus fast 20jähriger Tätigkeit scheiden, in welcher Sie erfolgreich für den Generalstab und die Kriegsakademie gewirkt haben. Ich hoffe, daß Sie Ihre wissenschaftlichen Arbeiten in der Ruhe des Privatlebens ungestört weiter führen und auch mir noch ferner ein freundliches Andenken bewahren wollen. Es gereicht mir zu wirklicher Genugtuung, bei diesem Anlaß Ihnen meinen Dank und die besondere Hochachtung auszusprechen, welche ich mit allen Kameraden des Korps aufrichtig teile. Ihr ergebenster Gr. Moltke. F. M.“

Moltke, der feine Kenner des menschlichen Herzens, hatte in seinem Briefe einen Trost gespendet, der bei einem Manne wie Max Jähns auf volles Verständnis rechnen konnte. Der Hinweis auf die nun eingetretene Muße für die gelehrte Arbeit durfte ihn mit Zuversicht für die Zukunft und der Wunsch der Fortführung seiner Studien, von einem Moltke ausgesprochen, mit freudigem Stolze erfüllen. Ehe ich mich aber diesen Forschungen zuwende, ist es nötig zu sehen, wie denn das Leben im Jähnsschen Hause, das nun für uns wieder in den Vordergrund tritt, verlief. Denn für einen Mann, der eine aufreibende Tätigkeit, hier die eines unermüdlich vorwärts strebenden Gelehrten, führt, ist es noch weniger als für andere belanglos, welcher Nährboden ihm vom eigenen Hause für die Entwicklung seiner Kräfte geboten wird. Ich habe schon oft in dieser Skizze von Harmonie gesprochen, eben weil dieses Wort immer und immer wieder sich mir förmlich aufdrängte, wenn ich nach dem bezeichnenden Ausdruck für die Grundstimmung in irgend einem der bisher betrachteten Abschnitte der Entwicklung suchte. Auch hier kann ich nun nichts anderes sagen, als daß die ungetrübte Harmonie des Familienlebens die Quelle des Behagens, des Glückes und der Leistungsfähigkeit unseres Max Jähns war. Ausgestattet

mit einem Herzen voll Liebe zog er mit wahrhaft magnetiſcher Kraft alle an, die in ſein Haus eintraten. Man mußte ihm anhangen, man mußte ihn, den Milden, Gütigen, Abgeklärten, lieben, empfing von ihm, wie von der Sonne, Licht und Wärme. Die Wirkung aber, die er auf andere ausübte, ſtrahlte auf ihn ſelbſt zurück: ſein Glück beſtand darin, daß er andere glücklich machte. Nun war es die ſchönſte Gabe des Schickſals, die Max Jähns je zuteil geworden iſt, daß es ihm eine Gattin gab, die ganz mit ihm eines Sinnes war, ſo daß, unbeſchadet der Selbſtändigkeit jedes einzelnen, alles, was geſchah, im Hinblick auf ein gemeinſames Lebensideal geleiſtet wurde. Eine derartige Seelen- und Herzensgemeinſchaft gibt die beſte Grundlage für die Erziehung der Kinder. Drei Töchter wurden dem Paare, nachdem ihm zuerſt ein Knabe gleich nach der Geburt, ein Mädchen nach drei Jahren durch den Tod wieder genommen worden war, geſchenkt. Ihre Entwicklung zu leiten und zu beobachten, mit ihnen in der Kindheit froh zu ſein — er, der kindlich-heitere —, die Heranwachſenden in ſeinen Anſchauungskreis hineinzuziehen, ihnen die Lebensweisheit zwanglos mitzuteilen, die er ſich ſelbſt erworben hatte, war des Vaters eifrigſtes Bemühen, und als es von ſchönſtem Erfolge begleitet war, ſein beſtes, reinſtes Glück. Ein kleines Gedicht leiht dem Zauber, von dem er ſich im Kreiſe ſeiner Familie immer umfangen fühlte, Worte:

„Früher Schnee auf Wald und Flur,
Kurze dunkle Tage nur,
Aber im Hauſe ein emſiges Weben,
Fröhliches, ſinniges, wachſendes Leben.

Still am wohlgeſchützten Ort
Grünen drei liebliche Pflanzen fort,
Schwellende Knoſpen ſind ihnen beſchieden.
Gott erhalte ſo ſeligen Frieden.“

Der älteſten und der jüngſten Tochter konnte der Vater noch ſelbſt die Gatten geben — zwei Brüder von Glaſenapp —, und bei einem Blick auf die Enkelkinder, die dieſen Ehen entſproſſen,

„lagen," um Jean Pauls ſchönes Wort zu gebrauchen, „in der offenen Welt die Küſten der Zukunft hell vor ihm." Der zweiten Tochter aber war es beſtimmt, ihm recht als eine Gefährtin neben der Mutter heranzureifen.

Lange Zeit haben noch Ida und Wilhelm Jähns dieſes häuslichen Glückes des Sohnes ſich erfreuen dürfen, während der treue Borbſtaedt, der immer mehr mit der Familie verwachſen war, ſchon im Jahre 1873 ihr entriſſen wurde. Vielleicht wußte Max Jähns allein den vollen Umfang dieſes Verluſtes zu bewerten. Denn er kannte nicht nur den Menſchen, ſondern er wußte auch den Soldaten und Schriftſteller zu ſchätzen. Der Nekrolog, den er ihm im Militär-Wochenblatt widmete, ſpricht ebenſo wie die ſpäter in der Allgemeinen Deutſchen Biographie erſchienene Lebensſkizze dafür, wie tief er in ſein Weſen eingedrungen war, deſſen Gediegenheit ihn noch ebenſo ſtark wie in der Jugendzeit anzog. Von den Eltern ſtarb, durch körperliches Leiden zu einer ſtillen, ſanften Dulderin geworden, Mutter Ida zuerſt im Jahre 1886. Der Gatte, bis in ſein hohes Alter hinein der raſtlos tätige, aber auch noch immer der Leidenſchaftlichkeit ſeiner Seele unterworfene Mann, folgte ihr zwei Jahre ſpäter nach. Beiden war der Schmerz erſpart geblieben, den reichbegabten jüngeren Sohn Reinhart, der ſich als tüchtiger Techniker des beſten Rufes erfreute, einer unheilbaren ſchweren Krankheit verfallen zu ſehen. Der Bruder, der ihn mit zärtlichſter Liebe umgab, die Gattin, die ſeiner Pflege ihr Daſein opferte und es jetzt noch tut, ſie beide mußten das ſchwere Nervenleiden ſeinen raſtloſen Zerſtörungsgang zurücklegen laſſen, ohne Hilfe bringen zu können.

Im Weſten Berlins gibt es einen kleinen Bezirk, der, ganz in der Nähe des regſten Verkehres liegend, doch ganz abgeſchloſſen von dem lärmenden Treiben der unruhigen Stadt iſt. Der Fremde, der in eine der Straßen eintritt, iſt verblüfft über die Stille, die ihn plötzlich umfängt. Dieſe in der nächſten Umgegend der Matthäikirche gelegenen Straßen hat der ver-

ſtorbene Politiker Ludwig Bamberger „the cathedrale close“ genannt, wie uns Rodenberg in ſeinem Nachruf auf ihn erzählt, und damit ſehr fein den Frieden charakteriſiert, der hier in der Tat ſo eindringlich zu uns ſpricht wie in den ſtillen im Schutze und Schatten der Kirche liegenden engliſchen Pfarrhäuſern. In dieſem Bezirk, in der Margaretenſtraße, wohnte die Familie Jähns ſeit dem Jahre 1868, zuerſt im Hauſe Nr. 7 (früher Victoriaſtraße 29a), dann ſeit Juli 1890 in dem in ihren Beſitz übergegangenen Grundſtück Nr. 16. Das Sanktuarium der mit Kunſtſchätzen geſchmackvoll ausgeſtatteten Wohnung war des Hausherrn Bibliothek. Tauſende von Nummern hatte hier ein liebevoller, ja leidenſchaftlicher Sammler vereinigt und in würdigſter Form aufgeſtellt, während in den Zierſchränken der Hausfrau das Porzellan der beſten alten Fabriken die erſte Stelle einnahm. Beide wurden nicht müde, die Schätze ihres Hauſes zu vermehren, wozu namentlich die häufigen Reiſen Gelegenheit gaben. Da ſie hierbei nur ihren Geſchmack, nicht aber ein rein äußerliches Streben auf Vollſtändigkeit für die Auswahl maßgebend ſein ließen, ſo ging auch von den Gegenſtänden ihrer Umgebung eine ganz perſönliche Wirkung auf den Beſucher über, wie man ſie eben nur in den Räumen feinſinniger Sammler finden kann, für die jede Erwerbung mehr als einen Zuwachs, für die ſie vielmehr die Befriedigung eines Herzenswunſches, ein inneres Erlebnis, darſtellt.

Viele bedeutende Menſchen ſind nun in beiden Wohnungen ein- und ausgegangen, und wohl hätte Max Jähns die letzten Zeilen von Goethes kleinem Gedicht an ſein Gartenhaus über den Eingang ſeines Hauſes ſchreiben dürfen:

„Allen, die ſich drin genährt,
Ward ein guter Mut beſchert.“

Denn die gaſtfreundlichen Wirte verſtanden Behagen zu wecken, dem Herzen und dem Geiſte erquickende Nahrung zu ſpenden. Ich verſage es mir nur ungern, einen Kreis, wie er ſich im Jähnsſchen Hauſe verſammelte, eingehend zu ſchildern.

Der beſchränkte Raum der Skizze verbietet es mir. Aber um ihn wenigſtens andeutend zu charakteriſieren, mögen einige Namen genannt ſein. In engſter Verbindung mit der Familie ſtand Ernſt von Wildenbruch, namentlich ſeitdem er Max von Webers Tochter als Gattin heimgeführt hatte. Von der Jugendzeit her hatten Arved von Teichmann, die beiden Brüder Wittich, Theodor Toeche-Mittler, Fritz Boeckh die alte Freundſchaft bewahrt. Die liebenswürdige Dichterin und Malerin Marie von Olfers, die Gräfin Kalckreuth, der Schriftſteller Rudolf Genée, der mit ſeiner feinen Rezitationskunſt und ſeinem attiſchen Witz manchen Abend verſchönte und erheiterte, Berthold Auerbach, Friedrich Spielhagen, Friedrich Drake, der Generalarzt von Lauer, der als väterlicher Freund ſchon dem Knaben und Jüngling ſehr zugetan geweſen war, die beiden Militärſchriftſteller Colmar Freiherr von der Goltz und Albert von Boguslavski, die als Gleichſtrebende dem Hausherrn zur Seite traten, ſie alle zeigen deutlich, welchen geiſtigen und äſthetiſchen Richtungen im Jähnsſchen Hauſe der Vorzug gegeben wurde. Noch deutlicher treten dieſe aber vielleicht hervor, wenn ich den Namen Konrad Ferdinand Meyers nenne, mit dem es zwar nicht zu perſönlichem, ſondern nur zu ſchriftlichem Verkehr kam, der aber doch zu einem rechten Hausheiligen wurde, und wenn ich der Freundſchaft gedenke, die Max Jähns mit Joſef Victor von Scheffel verband. Der Humor, der von reichen, menſchenfreundlichen Herzen ſo gern Beſitz ergreift, ſchlug zwiſchen beiden die verbindende Brücke, denn auch Jähns verſtand die herrliche Lebensmitgift nicht nur an anderen zu ſchätzen, ſondern ſie ſich auch ſelbſt lebendig zu erhalten. Es bildeten ſich ferner zu Hansjakob, deſſen geſunde, reine Art es ihm angetan haben mochte, auf der Grundlage gegenſeitiger verſtändnisvoller Verehrung perſönliche Beziehungen heraus, und ſo könnte noch mancher Name von gutem Klang hier angereiht werden, wenn nicht dieſe alle ſchon genügend erkennen ließen, wie ſehr man den Menſchen, den Gelehrten und den Schriftſteller Jähns allüberall zu ſchätzen verſtand.

Man hat in Freundeskreiſen Max Jähns den Namen „Mittler“ ſcherzweiſe beigelegt, der freilich, wie alle vergleichenden Ausdrücke, nur zum Teil zutrifft. Denn mit jener ebenſo wunderlichen wie anziehenden Perſönlichkeit in Goethes Wahlverwandtſchaften hatte er nur gemein, daß man in ſchwierigen Lagen ſich gern ſeiner Hilfe bediente, und daß er, wie jener, ſtets gern zu raten bereit war. Aber die ausgeglichene, milde Denkweiſe, die nur einer in den Lebenskämpfen geſund gebliebenen und deshalb in ſich ruhig gewordenen Natur eigen ſein kann, hat er vor jenem voraus. Vielleicht rechnete man mit dieſen Eigenſchaften, zu denen noch ein bemerkenswertes organiſatoriſches Talent kam, wenn man ihn in Vereinen immer wieder zu einer leitenden Stellung zu gewinnen ſuchte. Es iſt begreiflich, daß ein Mann mit ſo vielſeitigen Neigungen zahlreichen Vereinigungen angehörte. Ich nenne den Verein für die Geſchichte Berlins und den für die Geſchichte der Mark Brandenburg, den Künſtlerverein St. Lukas, deſſen Feſte er ſo oft mit geſchickten Gelegenheitsdichtungen verſchönte, die militäriſche, die hiſtoriſche, die Goethe-Geſellſchaft, die für Heereskunde und die für Erdkunde. Am bedeutendſten aber wurde ſein Wirken im Verein zum Schutze des Deutſchtums in den Oſtmarken, der niemals umſonſt ſeine Vaterlandsliebe zur Hilfe aufrief, im Verein für hiſtoriſche Waffenkunde, der in ihm meines Erachtens nicht nur ſeinen bedeutendſten Fachgelehrten, ſondern auch einen durch Geſchicklichkeit und Takt beſonders hervorragenden Schriftführer beſaß. Vom deutſchen Schulverein aber, in deſſen Zentral-Vorſtand er viele Jahre mit beſtem Erfolge gearbeitet hatte, und vom Allgemeinen deutſchen Sprachverein wurde er zum Ehrenmitgliede ernannt. Das Verhältnis zum Sprachverein war ganz beſonders inniger Art. Von jeher war Jähns die Sprache als eines der wichtigſten Güter eines Volkes erſchienen. Mit Vorliebe knüpfte er ſeine geſchichtlichen Unterſuchungen an die von ihr geprägten Ausdrücke an, und auf manche Entwick-

lungsreihe — ich denke vornehmlich dabei an die Geſchichte der Trutzwaffen — fiel dadurch hellſtes Licht. Ihm, dem die Sprache ein ſo lebendig ſprudelnder Quell der Erkenntnis war, mußte deshalb die Erhaltung ihrer Reinheit als eine der wichtigſten Aufgaben vaterländiſch denkender Männer erſcheinen. Er war auch reif genug, um jede Abgeſchmacktheit von dieſer ernſten Arbeit fern zu halten, und niemand, der in ſeinen letzten ſprachlich beſonders vollendeten Werken lieſt, wird unempfindlich gegen den Reiz bleiben können, der an ſeiner edlen Ausdrucksweiſe haftet. In dankbarer Geſinnung hat der Sprachverein anerkannt, was Max Jähns für ihn getan hatte. Als ihm das Diplom ſeiner Ernennung zum Ehrenmitgliede übergeben wurde, beſchenkte man ihn mit einem prächtigen Stuhl, an dem die Wappen aller der Städte dargeſtellt ſind, in denen er als Vorſitzender Hauptverſammlungen abgehalten hatte. Doch Max Jähns durfte ſich deſſen verſichert halten, daß mit dieſem äußeren Zeichen der Verehrung der Dank des Vereins nicht erloſchen war. Wer den warmherzigen Nachruf von Otto von Mühlenfels in der Zeitſchrift des Vereins geleſen hat, wer die ergreifenden Worte Sarrazins, die ſeinen Tod melden, zu ſich ſprechen läßt, der weiß, daß der Name von Max Jähns in der Geſchichte des Sprachvereins nie ſeinen guten Klang verlieren wird. „Fünf Jahre hindurch“, ſagt Sarrazin, „vom Beginn des Jahres 1894 bis Ende 1898, hat Jähns den Vorſitz im Deutſchen Sprachverein geführt und ihm ſeine hohen Gaben, ſein reiches, gediegenes Wiſſen und Können gewidmet. Er übernahm die Leitung zu einer Zeit, als innere Wirren den Beſtand des Vereins ernſtlich bedrohten. Sein mild vermittelndes, mit Klarheit, Feſtigkeit und Ritterlichkeit der Geſinnung verbundenes Weſen führte das Vereinsſchiff in kurzer Zeit in ruhiges Fahrwaſſer zurück. Gewandtheit in der Leitung der Verhandlungen, glänzende Redegabe, Verbindlichkeit der Form, dazu der Zauber einer ſonnigen Perſönlichkeit — alles das machte ihn zu einem Führer, dem jeder mit vollem Vertrauen folgte.“

Wenn jemandes Kräfte so von der Öffentlichkeit in Anspruch genommen werden, wie es bei Jähns der Fall war, so darf man nicht erwarten, daß er noch Gaben spendet, die in der Einsamkeit der Studierstube in langer, ernster Gelehrtenarbeit herangereift sind. Und doch hat Jähns gerade in der Zeit nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste bis zum Ende seines Lebens Werke geschaffen, die ihn auf der Höhe seiner Gelehrsamkeit wie seines Schriftstellertums zeigen. Man hat einmal von einem jüngst verstorbenen unermüdlichen Arbeiter, Veit Valentin, gesagt, „er sei ein Virtuose gewesen auf dem Instrumente der Zeit." Ich darf diese Bezeichnung auch auf Jähns übertragen, denn die Arbeitssumme der an öffentlicher Wirksamkeit so reichen letzten anderthalb Jahrzehnte seines Lebens ist um so erstaunlicher, wenn man das rege gesellschaftliche Treiben erwägt und bedenkt, daß er, der von jeher reiselustig gewesen war, auch noch jedes Jahr und meist mehr als einmal verreiste. Die Schweiz und Italien suchte er mit Vorliebe auf, aber auch nach den Niederlanden, nach Dänemark, Frankreich, Österreich, nach den Balkanstaaten können wir den Lernbegierigen und Genußfrohen begleiten, und das Streben, vor allem im eigenen Vaterlande Bescheid zu wissen, führte ihn vom Osten nach dem Westen, vom Norden nach dem Süden.

In der Zeit, wo Jähns an der „Geschichte der Kriegswissenschaften" arbeitete, wurden die Reisen meist für dies groß angelegte Werk unternommen. Sechsundsiebenzig Sammlungen hat er dazu besucht und durchforscht. Es gehörte die reife Kraft eines Künstlers dazu, die dabei gewonnene ungeheure Stoffmenge klar zu gliedern, und der Geschmack eines formgewandten Schriftstellers, um sie so darzustellen, daß das Studium zum Genuß wird. Gewiß hat den größten Gewinn von diesem in fast zehn Jahren strengster Arbeit entstandenen Monumentalwerke, welches in den Jahren 1889 bis 1891 in drei starken Bänden erschien, die Militärliteratur. Aber wer die Geistesgeschichte eines Volkes erkennen will, wird

nicht an einer Wiſſenſchaft achtlos vorbeigehen dürfen, die dazu dienen ſoll, das beſte, was wir haben, zu ſchützen, das Vaterland. So wird denn auch der, welcher ſich nicht damit begnügt, im Gebiet ſeiner Fachwiſſenſchaft zu Hauſe zu ſein, ſondern fleißig über deren Grenzen hinaus Umſchau hält, einen reichen Schatz aus dieſem Buche heben können. Denn — um den Verfaſſer ſelbſt ſprechen zu laſſen, der am beſten den Wert ſeiner Arbeit für die Allgemeinheit und beſonders für ſeine Landsleute kennzeichnet — „überblickt man das geſamte Werk, ſo erſcheint es als ein Denkmal ruhmvoller Geiſtestätigkeit der Deutſchen. In manchem Zeitraum gehen die deutſchen Kriegswiſſenſchaften den entſprechenden Leiſtungen der Nachbarvölker überhaupt voran; in anderen zeichnen ſie ſich durch beſonders hohe Kultur gewiſſer Zweige glänzend aus; immer bleiben die deutſchen Kriegstheoretiker, wenn nicht die erſten, ſo doch hervorragende Führer auf dem Gebiete ihrer Wiſſenſchaften.“

Noch während Jähns mit der Abfaſſung der Geſchichte der Kriegswiſſenſchaften beſchäftigt war, wurde ihm eine Ehrung zuteil, die er mit Recht in ſeinem Tagebuche als „einen großen, ſtolzen, tief befriedigenden Erfolg“ bezeichnen durfte. Die philoſophiſche Fakultät der Univerſität Heidelberg hatte ihn beim Jubiläumsfeſte am 5. Auguſt 1886, an welchem fünfzig Gelehrte diesſeits und jenſeits des Ozeans beſonders ausgezeichnet werden ſollten, alſo bald nach ſeinem Ausſcheiden aus dem Dienſte und gerade in dieſem chronologiſchen Zuſammenhange, wenn auch natürlich unbeabſichtigt, doppelt bedeutungsvoll, mit Einmütigkeit zum Ehrendoktor ernannt. Gewiß war ſie dazu vornehmlich durch die Arbeiten bewogen worden, die bisher von Jähns veröffentlicht worden waren. Aber gerade in Heidelberg, wo er auf der Bibliothek merkwürdige Funde für die kriegswiſſenſchaftliche Literatur gemacht hatte, wußte man, welche Aufgabe zu löſen er unternommen hatte, und wenn der Dekan ihn „als Erforſcher und Darſteller der Heeres- und Kriegsgeſchichte alter wie neuer Zeit von hervorragendſten Verdienſten“ feierte und ſagte: „ſowohl

wegen ausgebreitetſter Gelehrſamkeit wie wegen vorzüglicher Durcharbeitung zählen ſeine Werke zu dem Beſten, was unſere Zeit über Kriegsgeſchichte hervorgebracht hat," ſo möchte man annehmen, daß auch dem mit der Abfaſſung der „Geſchichte" Beſchäftigten ſchon eine Huldigung dargebracht werden ſollte. Jedenfalls hat kein Orden, deren Max Jähns im Laufe der Jahre und namentlich nach dem Erſcheinen der „Geſchichte der Kriegswiſſenſchaften" eine ſtattliche Zahl erhielt, ihm auch nur entfernt ſolch reine Freude bereitet, wie dieſe Verleihung der höchſten wiſſenſchaftlichen Ehren, die nach den Worten des damaligen Heidelberger Prorektors „nicht wie bei den Rite-Promotionen eine Anweiſung auf die Zukunft bedeuten, ſondern die höchſte Anerkennung des Geleiſteten." Aber noch eine zweite ähnliche Belohnung ward Max Jähns, dem gelehrteſten Soldaten, zuteil, dieſe einige Zeit nach Abſchluß der „Geſchichte": 1892 ernannte ihn die Akademie der Kriegswiſſenſchaften in Stockholm zu ihrem Mitgliede.

Eine Weile ſchien es, als ob Jähns nach dieſer Rieſenarbeit ſich zunächſt der militärwiſſenſchaftlichen Literatur fern halten wollte. Er hatte wahrlich das Anrecht auf Erholung redlich verdient. Da ſie aber für den Raſtloſen nicht in Untätigkeit beſtehen konnte, ſo ſuchte er ſie in einer ſchriftſtelleriſchen Arbeit, bei der nur der Menſch in ihm, nicht der Gelehrte zum Worte kommen ſollte. Zu Beginn des Jahres 1891 ſtellte er den in Briefen und Tagebüchern reichlich vorhandenen Stoff zu einer Familiengeſchichte zuſammen, an der er einige Jahre mit großer Hingebung ſchrieb. Dieſe zunächſt für den Freundeskreis berechnete Biographie ſeines Vaters und ſeiner ſelbſt iſt nicht vollendet worden. Sie ſchließt mit dem Jahre, in dem der junge Offizier zur Kriegsſchule einberufen wurde, alſo mit 1860. Denn die Erinnerungen hatten während der Arbeit eine ſolche Gewalt über ihn gewonnen, daß er, der hier mit ſeinem Herzblute ſchrieb, nicht imſtande war, weiter zu erzählen. Es iſt zu wünſchen, daß dieſe ſchlichte, würdige Schilderung noch durch

den Druck bekannt gegeben wird, denn ſie wird dann viele, die Max Jähns nicht perſönlich gekannt haben, noch nachträglich zu ſeinen Freunden machen, ſie wird auch eine ganze Reihe bedeutender Menſchen in einem neuen Lichte zeigen, das von dem feinen Herzen eines geiſtig Vornehmen ausſtrahlt, und ſie wird uns wieder mit Eindringlichkeit die Kultur Berlins in einer Zeit vor Augen rücken, die wir, nachdem erreicht worden iſt, was jene vorbereitete, jetzt allzuleicht zu vergeſſen geneigt ſind.

Erſcheint Max Jähns in der Schilderung des eigenen Lebens ſchon als ein feiner, durch Innigkeit der Empfindung und durch klaren Blick ausgezeichneter Menſchenkenner, ſo tritt er in dieſer Eigenſchaft noch deutlicher hervor, wenn er das Leben von Zeitgenoſſen beſchreibt, die als Charaktere und als Arbeiter ſeine Teilnahme an ihrem Geſchick und ihren Werken zu wecken gewußt hatten. Es liegen aus dieſer letzten Zeit einige Nekrologe vor, von welchen der auf Kaiſer Wilhelm I. den Leſern dieſes Buches die beſte Vorſtellung geben und zeigen kann, wie ſehr ſich Jähns in das Weſen eines anderen einzuleben verſtand, und in welch' entwickeltem Maße er alſo diejenige Eigenſchaft beſaß, deren ein Biograph vornehmlich bedarf, um eindringlich ſchildern zu können. Am klarſten aber ſtellt ſich dieſe Begabung des Schriftſtellers in ſeinem herrlichen Werke über den „Feldmarſchall Moltke“ dar, von dem der erſte Teil „Lehr- und Wanderjahre“ 1894, der zweite und dritte „Meiſterjahre und Lebensabend“ 1900 erſchien. Die Moltke-Biographie iſt ein Volksbuch vornehmſter Art. Denn den Deutſchen wird ihr Held von einer Seite dargeſtellt, für die wir nun einmal beſonders empfänglich ſind, von der rein menſchlichen. Wir wollen die lieben können, die wir bewundern müſſen. Und Liebe zu Moltke lehrt uns Max Jähns auf jeder Seite ſeines Buches, nicht indem er ſie predigt, ſondern indem er uns völlig im Weſen Moltkes aufgehen und es uns mit ſeinen Augen betrachten läßt. Die aber waren eben erleuchtet von einer Lichtquelle, die noch ſtets die hellſten und wärmſten Strahlen ſpendete, von der

mit Ehrfurcht durchdrungenen Liebe. Jähns hatte lange genug unter Moltke gearbeitet, um ſeine Art als Soldat und als Menſch genau zu kennen. Er wußte aber auch, wie hoch ihn der Feldmarſchall ſtellte, und deshalb war es ſein höchſter Ehrgeiz, ihn mit ſeinen Leiſtungen zu befriedigen. Wie oft habe ich bei der Durchſicht des Stoffes zu dieſer Skizze das Gefühl gehabt, daß Jähns ſich bei ſeinen militärwiſſenſchaftlichen Arbeiten immer fragte: was wird der Feldmarſchall dazu ſagen? Und hatte er ſich günſtig geäußert, ſo mochten andere das Gegenteil tun: für ihn hatte der höchſte Richter geſprochen. Aber er wußte ſich auch als Menſch von dem oft ſo gleich fühlenden und mit ſo ganz ähnlichen Neigungen ausgeſtatteten Menſchen Moltke verſtanden, und es würde, wäre nicht der Unterſchied in der Dienſtſtellung geweſen, hier die Grundlage für eine Freundſchaft gegeben geweſen ſein, wie ich ſie mir in edlerer Ausbildung nicht leicht denken kann. Darin aber liegt ſchließlich der vornehmſte Grund der ſtarken Wirkung der Moltkebiographie: ſie iſt von einem Manne geſchrieben, der zwar nicht weſensgleich, aber weſensverwandt war.

Zeitlich voraus geht der Moltkebiographie das ſchöne Buch „Über Krieg, Frieden und Kultur“, das 1893 als eine Gabe des Allgemeinen Vereins für deutſche Literatur erſchien und dem Jugendfreunde Dr. Theodor Toeche-Mittler zugeeignet iſt. Es iſt ſeine letzte kriegswiſſenſchaftliche Arbeit, wie der eben von dieſem Freunde ſeinerzeit in Verlag genommene Vortrag über „Krieg und Frieden“, aus dem ſie erwuchs, die erſte geweſen war, da ein Werk, welches Jähns in den letzten Lebensjahren beſchäftigte und welches „die Elemente der Kriegskunſt“ behandeln ſollte, nicht viel über die erſte Stofſammlung hinaus gediehen iſt. In der Verteidigung des Satzes „der Krieg war, iſt und bleibt einer der gewaltigſten Kulturförderer der Menſchheit“ beſteht der Kern des Buches. Es iſt eine Art ſoldatiſchen Glaubensbekenntniſſes, von der höchſten Auffaſſung der Berufswirkſamkeit diktiert, es iſt das Ergebnis langjährigen Nach-

denkens über die ſittliche Berechtigung eben dieſes Berufes und eine glänzende Verteidigung der Aufgaben desſelben gegen die unzulänglichen, ſchwärmeriſchen Theorien des Ideals vom ewigen Frieden. Iſt es nicht eine wunderbare Fügung des Schickſals, daß mit dieſem Buche, welches ſo vortrefflich die geiſtige Durchdringung des Grundſtoffes veranſchaulicht, deſſen verſchiedenſten Erſcheinungsformen Jähns jahrzehntelang eifrig nachgeforſcht hatte, ſeine kriegswiſſenſchaftlichen Arbeiten abſchließen? War es nicht der beſte Schlußſtein, der dieſem dem Kriege geweihten Gebäude eingefügt werden konnte?

Wohl ſteht die „Entwicklungsgeſchichte der alten Trutzwaffen“, die 1899 bei E. S. Mittler & Sohn erſchien, mittelbar auch mit der Militärliteratur in Verbindung, wie es bei jedem rechten Buch über Waffenkunde der Fall ſein ſollte, aber ſie iſt doch vornehmlich ein Beitrag zur Kulturgeſchichte. Der Stoff war Max Jähns ſchon von ſeinem Handbuch des Kriegsweſens her geläufig. Wie aber hatte er ihn im Laufe der Jahre um- und durchgedacht! Meines Erachtens leitet die „Entwicklungsgeſchichte“ die Waffenkunde auf ganz neue Wege, denn zum erſtenmal wird hier die enge Faſſung, die man, weſentlich von kunſtgeſchichtlichen Erwägungen ausgehend, dem Gegenſtande angepreßt hatte, geſprengt, zum erſten Male wird eine genügende Grundlage für die Darſtellung der Formenlehre geſchaffen und werden die nicht leicht feſtzuſtellenden Übergänge von einer Waffenart zur anderen und ihre urſächlichen Zuſammenhänge ausreichend erklärt. Die Entwicklung von der Urgeſtalt aus in einer klar aufgebauten Reihe vorgeführt zu ſehen iſt ein Genuß, den eben nur ein Buch gewähren kann, welches ſich als logiſches Kunſtwerk erweiſt, geſtützt von tüchtigem, hiſtoriſchem Wiſſen und gefördert von einer ſelten geſchickten Kombinationsgabe. Faſt ſcheint es, als wäre die Waffenkunde noch nicht reif genug, um ſich dieſes Werkes ſo zu bedienen, wie ſie es nötig hätte. Aber ſeine Wirkung wird nicht ausbleiben, und in der Geſchichte dieſes Wiſſenszweiges wird dann von ihm eine neue Periode ſeiner Entwicklung anheben.

Mehr noch als die Waffenkunde hat die Erforschung des Befestigungswesens früherer Zeiten Fühlung mit den Kriegswissenschaften behalten. Jähns hatte ihr von jeher, sicherlich durch seinen Aufenthalt am Rhein und besonders in Jülich dazu angeregt, seine Aufmerksamkeit zugewendet, auch hie und da kleinere Arbeiten darüber geschrieben, von denen nur die über „Hans Schermer und die Befestigungskunst um 1480" hervorgehoben sein mag. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich auf diesem Gebiete jedoch als Herausgeber von August von Cohausens nachgelassenem Werke „Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters" (Wiesbaden 1898). Die Aufgabe war nicht leicht. Aber sein Fleiß und seine Verehrung für den Verfasser, die aus der biographischen Einleitung deutlich zu uns spricht, halfen ihm über die Schwierigkeiten hinweg, so daß er einer Zeit, welche die Arbeiten im Limesgebiet mit regem Eifer wieder aufgenommen hat und der Burgenkunde emsiger und wissenschaftlicher als früher obliegt, mit dem Werke ein wertvolles Geschenk machen konnte.

Man möchte glauben, wenn man diese Arbeiten übersieht, Max Jähns hätte bei herannahendem Alter noch einmal über die Gegenstände, die ihm in der langen Zeit seiner Forschertätigkeit ans Herz gewachsen waren, in Zusammenfassungen uns seine letzten Gedanken geben wollen. Auch als Vaterlandsfreund wollte er nun noch einmal zu uns sprechen. Es kennzeichnet deutlich seine besondere Art, Ideale am liebsten in ein poetisches Gewand zu kleiden, daß er, als das neue Reich ein Vierteljahrhundert bestand, die Gedanken, die zu seiner Gründung geführt hatten, im Spiegelbild der Dichtkunst uns zu zeigen unternahm. So entstand das frisch und mit warmem Herzen geschriebene Buch „Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung", welches im Verlag der Gebrüder Paetel 1896 veröffentlicht wurde. Nichts lag dem Verfasser ferner als eine erschöpfende, gelehrte Zusammenstellung aller in Betracht kommenden Dichtungen. Das, was unter ihnen seinen Geschmack

beſonders gefeſſelt, ſein Herz am tiefſten berührt hatte, wollte er geben, um zu zeigen, wie groß die Sehnſucht der Deutſchen nach einem einigen, ſtarken Vaterlande geweſen war. Das Buch wurde ſo zu einer perſönlichen Bekenntnisſchrift. Und nichts anderes iſt auch die Beantwortung der Frage „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ Wohl wird dabei ein reicher hiſtoriſcher, geographiſcher und ſtatiſtiſcher Apparat aufgeboten, aber vernehmlicher und eindringlicher als der Gelehrte ſpricht doch zu uns der Patriot. Das war ſchon bei dem im Jahre 1893 in Dresden gehaltenen Feſtvortrag, der dieſem vom Allgemeinen deutſchen Schulverein herausgegebenen Schriftchen zugrunde liegt, der Fall geweſen, wo der hohe Schwung der Worte die Hörer zu brauſenden Beifallsrufen fortgeriſſen hatte; es ergeht auch heute dem Leſer noch ſo. Um ſo williger aber wird er dem ernſten Mahner ſein Ohr leihen, weil er hier zum letztenmal zu der Öffentlichkeit geſprochen hat. Die kleine Schrift iſt das letzte Werk aus der Feder von Max Jähns, ſie iſt „wie ein politiſches Teſtament“.

Max Jähns iſt in ſeinem Leben oft von Krankheit heimgeſucht worden. Mehr als einmal mußte er die Heilkraft der Bäder und Quellen erproben. Und doch ſchien er einem rüſtigen Alter entgegenzugehen. Wer das an ſeinem ſechsundfünfzigſten Geburtstage vollendete Bildnis betrachtet, welches Guſſows Meiſterſchaft im Erfaſſen einer geiſtreichen Perſönlichkeit ein vortreffliches Zeugnis gibt, wird ſich dieſem Eindruck nicht entziehen können. Aber ſchon ein Jahr ſpäter hören wir ihn hie und da über Erſchöpfung klagen, die ihn, den Tätigen, ſchwer bedrückte. Im ſechzigſten Lebensjahre beginnen Schwindelanfälle ihn zu quälen, und als wenig ſpäter (1898) der Tod Arved von Teichmanns, ſeines liebſten Freundes, ihn heftig erſchütterte, glaubte auch er ſich keine lange Lebensdauer mehr beſchieden. Immer wieder erholte er ſich, da ein organiſches

Leiden nicht vorlag. Aber die Krankheitserſcheinungen, die auf hochgradige Nervoſität zurückgeführt wurden, kehrten häufiger wieder. Am 18. September 1900 überfielen ihn, gerade als er in Yorks Buch „Bismarcks perſönliche Erſcheinung“ las, plötzlich heftige Rückenſchmerzen. Bald trat ein leichtes Abſterben der linken Seite ein. Am frühen Morgen des folgenden Tages verlor er die Beſinnung. Es folgte ein Bluterguß ins Gehirn und nachmittags bald nach 5 Uhr, am 19. September 1900, küßte ihm der Tod die herrlichen, gütigen Augen. —

Das ſtille, hoheitsvolle Antlitz des Verſtorbenen, in deſſen edle Linien ſich ein wehmutsvoller Zug des Leidens gemiſcht hatte, kündete denen, die noch einmal an ſein Lager treten durften, welchen Mann ſie verloren hatten. —

Am 22. September trug man Max Jähns auf dem Dreifaltigkeitskirchhofe zu Grabe. Die Sonne, der ſo oft in freudigem Danke ſein Herz entgegengeſchlagen hatte, begleitete mit ihren Strahlen ſeinen in Blumen gehüllten Sarg bis in die Gruft. „Wirket,“ ſprach der Prediger, „ſo lange es Tag iſt; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ Und als die Menge der Trauernden dieſen Worten voll Ergriffenheit lauſchte, da wird ihnen im Andenken an das, was Max Jähns geleiſtet hatte, was er ihnen im Leben geweſen war und was er ihnen über das Grab hinaus blieb, der Ausſpruch Moltkes wie ein Wort des Troſtes erklungen ſein:

„Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige!“

Max Jähns als militärischer Schriftsteller

von **Meyer,**
Hauptmann und Kompagniechef
im kgl. sächs. 11. Infanterie-Regiment Nr. 139.

Den Inhalt eines an edler Arbeit reichen schriftstellerischen Lebens recht zu würdigen ist eine schwere Aufgabe. Nicht erleichtert, glaube ich, wird sie dadurch, daß, wie hier, *nur ein Teil* der Tätigkeit des Schriftstellers betrachtet werden soll.

Die gesamte Lebensarbeit eines Geistes ist *ein* organisches Ganze, dessen Harmonie gar leicht durch Herausgreifen und gesonderte Betrachtung einzelner Dinge gestört wird. Der Anatom erkennt die Bedeutung eines von ihm zergliederten Körperteiles erst dann völlig, wenn er seine Beziehungen zu anderen Teilen festgestellt hat: um eine einzelne Gruppe der Werke eines Schriftstellers beurteilen zu können, muß man mit dem *ganzen* Wesen des Mannes vertraut sein. Von diesem Standpunkt aus habe ich es auf mich genommen, *Max Jähns als militärischen Schriftsteller* für dieses Buch zu schildern.

Die Notwendigkeit weitgehender Spezialisierung, wie sie heutzutage infolge der gewaltigen Fortschritte von Wissenschaft und Technik überall hervortritt, findet sich auch im soldatischen Berufsleben. Die Waffen und sonstigen Mittel zur Kriegs- und Gefechtsführung sind immer verschiedenartiger geworden, und ihre Anwendung führt nur dann zum Erfolg, wenn jedes Spezialgebiet von Spezialkennern betrieben wird.

Dieser Umstand ist ein *trennendes Moment* für die zahlreichen Angehörigen des militärischen Berufes, welches durch etwas starkes, allen gemeinsames ausgeglichen werden muß: nächst der Treue zum Kriegsherrn und dem Korpsgeist dient hierzu die *Wissenschaft*. Hieraus schon ergiebt sich, einen wie hohen Beruf der Militärschriftsteller hat.

Manche Offiziere, und gerade die ſtrebſamſten, leiden darunter, daß der Hauptnutzen, den ihr Beruf bringt, — die für die Kultur ſo wertvolle Volkserziehung, — aus *ihrem* Geſichtskreis ſcheinbar ohne Spur verſchwindet: jährlich neu empfängt das Heer die erziehungsbedürftige Jugend des Volkes und gibt ſie, moraliſch und körperlich gefeſtigt, dem Volke zurück. Eine Danaidenarbeit nannte es ein franzöſiſcher General:*) aber dieſer unterlag demſelben Irrtum, wie jene ſtrebſamen Offiziere, demſelben, wie jene alte Sage von den Danaiden, nämlich einer irrtümlichen und einſeitigen Definition des Begriffes: Berufsarbeit. Eben *weil* die Arbeit niemals endet, bleibt jenes Waſſer, welches die Danaiden ſchöpfen, in heilſamer, jeder Fäulnis feindlichen Bewegung: unſer Waſſer aber, welches wir ſchöpfen, iſt das Volk. Und eben für jene gewiſſenhaften und ſtrebſamen Offiziere, denen noch keine rechte Zufriedenheit hat kommen wollen, iſt die Wiſſenſchaft ein Labſal, da erſt ſie in Wahrheit jedem Nachdenkenden die Bedeutung der eigenen Leiſtungen im Rahmen des Geſamtorganismus der vaterländiſchen Wehrkraft erkennen läßt.

Max Jähns hinterlaſſene militäriſche Schriften betrachte ich als ein treffliches Mittel ſolcher Selbſtbelehrung. Den herrlichen Eindruck, den man aus ihnen empfängt, habe ich ſelbſt ſo tief gefühlt, daß ich eine Dankespflicht erfülle durch den Verſuch, ihren Wert ins rechte Licht zu ſetzen.

Hierbei kann es nicht meine Aufgabe ſein, alle Arbeiten aufzuzählen und ihren Inhalt anzugeben: nötiger erſcheint mir vielmehr, das Denken des Soldaten Max Jähns und ſeine Schreibweiſe in ihrer Wirkung auf den Leſer vorzuführen.

Auch hier muß, wie es ſchon in der Biographie geſchehen iſt, zuerſt der Schönheit des Stils in den Jähns'ſchen Werken gedacht werden. Wohl kleiden ſich wahrhaft ſchöne und edle, von Menſchen mit echter Herzens- und Geiſtesbildung geprägte

*) Marmont. Vgl. Jähns, „Das franzöſiſche Heer p. p." S. 779.

Gedanken oft gleichsam von selbst in eine schöne Form: dem edlen Wein das schöne Gefäß. Es ist aber charakteristisch, daß Jähns mit seiner Künstlernatur für jedes literarische Erzeugnis die Vollendung der Form unbedingt forderte, in erster Linie von sich selbst. Speziell die Leser aus dem militärischen Berufe dürfen dies nicht vergessen: denn gerade das an sich berechtigte Streben nach kurzer Fassung in militärischen Abhandlungen ist oft genug zu einem abgehackten Stil ausgeartet, der das Lesen solcher Schriften zu einer wahren Qual machen kann. Zwar sind diese hie und da als „rein wissenschaftlich" gepriesen worden: aber in der Besprechung des Helmuthschen Vortrages über Sedan*) weist Jähns den Gedanken zurück, daß die Darstellungen kriegerischer Ereignisse entweder „rein wissenschaftlich," oder „rein poetisch" sein müßten, und daß eine Form „gefunden" werden müsse, welche innerhalb der Grenzen der geschichtlichen Darstellung dem Epos sich näherte. Diese Form war längst gefunden, und ihr bedeutendster Vertreter war Jähns' verehrter Lehrer und Lieblingsheld Moltke, der die Darstellung auch der trockensten Tatsachen stets in eine sprachlich schöne Form zu gießen wußte. Wer sich in Moltkes Schriften vertieft hat, wird dies zugeben: war er doch auch, wie sein Schüler Jähns, nicht allein ein klar und scharf denkender Kopf, sondern, was so mancher früher nicht hat glauben wollen, auch eine tief poetisch veranlagte Natur, worauf Jähns so treffend in seiner Moltkebiographie hinweist.

Diese Seelenverwandtschaft mit Moltke mag es denn auch nicht zum geringsten Teile mit gewesen sein, die in Jähns eine so innige Verehrung für seinen großen Lehrer weckte, eine Verehrung, aus der heraus uns die wundervolle Lebensbeschreibung des Feldmarschalls und die geradezu klassischen Besprechungen seiner Schriften geschenkt wurden. Die Persönlichkeit Moltkes ganz zu verstehen, ermöglichte erst die Veröffentlichung seiner

*) Mil.-Woch.-Blatt 1874.

hinterlaſſenen Schriften. Sie boten dem Pſychologen ein weites Feld der Forſchung, und als wahrhafter Seelenkündiger hat ſich Max Jähns in allem erwieſen, was er über unſeren großen Volkshelden ſchrieb.

Jähns, dem Künſtler, iſt es in der Moltkebiographie vortrefflich geglückt, das Vielſeitige in des Marſchalls Perſönlichkeit ins rechte Licht zu ſetzen, ohne dabei den Einfluß äußerer Verhältniſſe zu unterſchätzen. Wir ſehen, wie derſelbe Mann, der mit unerbittlicher Folgerichtigkeit des Denkens den Rieſenapparat des modernen Volksheeres zu lenken verſteht und mit der dem großen Feldherrn eigenen gigantiſchen Energie trotz widrigſter Nebenumſtände den ſicheren Stoß ins Herz des Feindes zu führen weiß, der Kaiſerreiche zertrümmert und unter den Größten der Geſchichte einer der Größten iſt, — ſich auf der anderen Seite als der einfachſte, anſpruchsloſeſte Mann zeigt, als der zärtlichſte Gatte, der zartſinnige Naturfreund, der rückſichtsvollſte Hausherr, kurz, der liebenswürdigſte Menſch. Nicht zum wenigſten iſt der Erfolg der Jähnsſchen Schilderung der trefflichen Auswahl zu verdanken, welche bei Anführung ſchriftlicher Äußerungen Moltkes getroffen wurde, eine Auswahl, welche den militäriſchen Fachmann ebenſo gut ſeine Rechnung finden läßt, wie den Nichtſoldaten.

„Über all dem, was dies Buch enthält," ſagt Jähns in einer Beſprechung Moltkeſcher Briefe,*) „ruht wie der Glanz einer milden Sonne die Stimmung der Seele Moltkes." Kein beſſeres Motto wäre zu finden für das, was Jähns über unſeren Marſchall ſchrieb. Und aus dieſer Stimmung heraus iſt leicht der Standpunkt zu folgern, den er anderen großen Feldherren gegenüber einnahm. Sie mußten nicht nur als Heerführer ſeinen Verſtand, ſondern auch als Menſchen ſein Herz feſſeln, ſollten ſeine reichen Fähigkeiten ihrer Schilderung dienſtbar werden. So konnte er nimmer ein Verehrer Napoleons ſein. Wohl hat

*) Mil.-Woch.-Blatt 1892.

er die ungeheure Wucht dieſer faſt fabelhaft zu nennenden Geſtalt erkannt und anerkannt, wie jeder Soldat, Hiſtoriker und Pſycholog: nie und nimmer aber konnte Max Jähns eine Lebensbeſchreibung Napoleons geben, im gleichen Tone geſchrieben, wie die Moltkebiographie. Dazu bedarf es der Liebe zum Helden und um einen Napoleon zu lieben, war Jähns viel zu fein hiſtoriſch gebildet und viel zu vornehm geartet.

Zwei andere Geſtalten ſind es vielmehr, denen er ſich mit ähnlicher Verehrung zuwendet, wie der Moltkes: es ſind Kaiſer Wilhelm der Siegreiche und Friedrich der Große.

Den militäriſchen Nachruf, welchen Jähns dem heimgegangenen Heldenkaiſer widmete, leſen wir in dieſem Buche. Es iſt das Hohelied der Pflicht: war es doch das Pflichtbewußtſein, welches dies unvergleichliche Leben durch unſagbare Leiden zu unſagbaren Triumphen führte. Wir Soldaten ſind dem Schriftſteller dankbar für dieſes Hohelied der Pflicht: denn zum Pflichtbewußtſein wollen und ſollen ja auch wir einen Jeden unſerer jungen Deutſchen erziehen.

Die Geſtalt des großen Königs ſteht uns heutigen Menſchen ferner, da die lebende Perſönlichkeit nicht unmittelbar auf uns gewirkt hat: den Geſtalten der Geſchichte gegenüber tritt Achtung und Verehrung in ihr Recht, den großen Zeitgenoſſen geſtattet uns das Geſchick noch Liebe und Dank in erſter Linie entgegenzubringen. Dem entſpricht es, wenn Jähns weniger der Menſch Friedrich, als der Theoretiker und Praktiker des Krieges beſchäftigt. Von ſeinen Arbeiten über ihn iſt mir eigentlich der Aufſatz am liebſten, welcher 1890 zum Friedrichstage im Militärwochenblatt erſchien. Dort wird aus den Schriften Friedrichs nachgewieſen, daß auch er, der doch der methodiſch-bedächtigen Kriegsauffaſſung ſeiner Zeit wiſſenſchaftlich um wenigſtens ein Säkulum voraus war, eben dieſer Auffaſſung unter dem erbarmungsloſen Drucke der Tatſachen, — beſonders der von 1744, — hat Zugeſtändniſſe machen müſſen, und ſich dieſes Zwanges vollkommen bewußt geweſen iſt. Weit

entfernt davon, hierin nach kleiner Geiſter Art eine Schmälerung der Bedeutung des Helden zu erblicken, ſieht Jähns, wie jeder vornehm Denkende ihm nachfühlen wird, hierin eine Betätigung wahrer Größe: „in der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter“, und kein Genie kann anders, als auf der feſten Baſis tatſächlicher Verhältniſſe dauernd Wertvolles ſchaffen. Wiederum ergibt ſich, daß keine Verehrung Napoleons bei Jähns entſtehen konnte: denn da iſt keine Selbſtbeſchränkung zu edlem Zwecke, ſondern der Umſturz als Selbſtzweck.

Dieſelbe tiefgewurzelte Überzeugung von der Wichtigkeit hiſtoriſch gewordener Grundlagen, auf denen alles menſchliche, als auf unentbehrlichem Grunde ſteht, durchdringt die Jähnsſchen Arbeiten über das Wehrweſen als Kulturfaktor. So will ich ganz allgemein das Thema bezeichnen, dem ſeine meiſten Studien auf militäriſchem Gebiete gewidmet ſind. Dieſen Gegenſtand muß der Soldat ſorgfältig ſtudieren, wenn anders er den Organismus geiſtig zu erfaſſen ſtrebt, von dem er ſelbſt ein Glied iſt.

Schon die Titel der beiden bedeutendſten Werke dieſer Art: „Heeresverfaſſungen und Völkerleben“ und „Krieg, Frieden und Kultur“ zeigen, wie Jähns den Krieg und die Wehrkraft betrachtete: den Krieg als grundnatürliche, unentbehrliche Entwicklungsphaſe im Leben der Völkerorganismen, wie es gewiſſe, oft läſtige, aber phyſiologiſch abſolut notwendige Entwicklungsphaſen im Leben des Einzelorganismus gibt; und das Wehrweſen als eine der wichtigſten Kulturtätigkeiten, — nicht Kulturzuſtände, — des Volkes überhaupt, welche in ihrer Eigenart weit über die Grenzen des Landes und weit über die Zeit der Entſtehung und Anwendung gewiſſer Inſtitutionen hinaus wirkt. Die Geſchichte des Wehrweſens einer Nation iſt für Jähns Kulturgeſchichte ſchlechthin, und mit Recht!

Beſtrebungen, die auf „Abſchaffung“ des Krieges ſich richten, führt Jähns zwar ſtets in ſchonender Weiſe, aber doch mit unerbittlicher Logik auf das zurück, was ſie ſind: entweder weich-

herzige, einseitige, jede Folgerichtigkeit historischer Entwicklung völlig verkennende Sentimentalitäten, oder aber Bestrebungen, die unter dem Deckmantel der Friedensliebe ganz andere Ziele verfolgen, als den ewigen Frieden, — Ziele, die meist alles andere, als einwandsfrei sind.

Jähns betont stets in hohem Grade das sittliche Moment in der Wehrhaftigkeit des Mannes wie des Volkes: und so mußte er zum Verfechter der allgemeinen Wehrpflicht werden, weil diese die sittlich am höchsten stehende Form aller Wehrverfassungen ist. Dem historischen Werden des Gedankens der allgemeinen Wehrpflicht wandte er seine Studien mit Vorliebe zu, und ihm ist es wohl zu danken, daß frühe Bestrebungen um die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, wie z. B. die Macchiavellis und des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Es mußten sich dem Militärschriftsteller in der Geschichte aller bedeutenderen Völker auf diesem Gebiete eine unabsehbare Menge von Aufgaben bieten, Aufgaben, deren Vielseitigkeit eine schier unerschöpfliche Menge von Arbeit und Wissen verlangt. Und noch mehr mußten sich solche Studien dem Soldaten, Kulturhistoriker und warmherzigen Patrioten aufdrängen, da er die gewaltigen Jahre erleben durfte, in denen die sieggekrönte deutsche Organisation der Volkswehrkraft, bewundert von der ganzen gesitteten Welt, von allen erwähnenswerten Landmächten, vor allem vom geschlagenen Gegner selbst, in ihren Hauptgrundsätzen angenommen wurde.

So ist denn auch das Wehrwesen unserer westlichen Nachbarn von Jähns mehrfach behandelt worden. Einen breiten Raum nehmen hier die Beiträge für Loebells Jahresberichte ein. In der letzteren Natur liegt es, daß die reine Zahlenstatistik ausgiebig zu Worte kommen muß. Zahlen können viel beweisen, wenn der Schriftsteller es wie Jähns versteht, die Zahlen sprechen, und zwar wahr sprechen zu lassen. Das ist nicht leicht und deckt sich vollkommen mit der Fähigkeit, die inneren

Gründe der Tatsachen zu erkennen und allen erkennbar darzustellen. So hat Jähns schon 1878 betont, daß bei wirklicher Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht selbst in dem reichen und opferwilligen Frankreich die 5jährige Dienstzeit der 3jährigen werde weichen müssen: und so ist es ja auch gekommen.

Weniger auf statistische Verhältnisse und mehr auf das sittlich-kulturgeschichtliche Wesen der französischen Wehrverfassung gehen die in den Grenzboten erschienenen Aufsätze ein, welche dann unter dem Titel: „Das französische Heer von der großen Revolution bis zur Gegenwart, Eine kulturhistorische Studie" zusammengefaßt wurden. Ein hauptsächlicher Grundgedanke in diesem Buche ist der, daß die Franzosen wohl kriegerischen, nicht aber militärischen Geistes sind. Wie alle aphorismenartigen Ausdrücke läßt auch dieser, je nach der Deutung seiner einzelnen sprachlichen Bestandteile, eine verschiedenartige Auslegung zu, und es ist begreiflich, daß sich die Kritik, besonders die französische, dieser Möglichkeit bemächtigt hat. Ich aber glaube, daß Jähns kaum treffender den inneren Kern des französischen Wehrwesens charakterisieren konnte. Kriegerischer Sinn ist angeboren, militärischer Sinn kann nur anerzogen werden. Das haben die Franzosen an sich selbst erfahren und in ihrer Literatur vielfach auch zugestanden. Ob Jähns Recht hatte mit der Prophezeiung, die allgemeine Wehrpflicht werde in Frankreich auch nach ihrer offiziellen Einführung keinen Boden finden, bleibe dahingestellt, da hierin auch politische Verhältnisse mitsprechen, deren Erörterung nicht Sache des aktiven Offiziers sein kann. Für unsachlich und ungerecht aber halte ich die Kritik, die da meinte, Jähns habe gewissermaßen nur darauf hingearbeitet, zu beweisen, daß Frankreich in militärischer Beziehung auf absteigendem Aste sei. Ein Streben nach Verkleinerung des Gegners ist bei seinem vornehmen Charakter einfach ausgeschlossen, und wie er auch dem Feinde gerecht zu werden weiß, zeigt die hohe Anerkennung, die er den Franzosen an

anderer Stelle*) zollt. Rückhaltlos lobt er die Großartigkeit der franzöſiſchen Reorganiſationsbeſtrebungen ſeit 1870, nur zweifelt er, ob bei dem dortigen Menſchenmaterial und ſeinen pſychologiſchen Eigentümlichkeiten dieſe Anſtrengungen entſprechenden Erfolg haben werden.

Trotz der Triumphe der deutſchen Wehrorganiſation iſt Jähns keineswegs blind für das, was in früheren Jahrhunderten in deutſchen Landen infolge der politiſchen Zerriſſenheit auch auf dieſem Gebiete geſündigt worden iſt. Beſonders zwei Arbeiten ſind es hier, die mir, ich möchte ſagen, tief gegangen ſind: „Die Entwicklung der Feudalität und das deutſche Kriegsweſen im frühen Mittelalter**) und „Zur Geſchichte der Kriegsverfaſſung des Deutſchen Reiches“.***) Ich bin ſpeziell betreffs der letztgenannten Abhandlung in der Lage, einige Worte aus einer Beſprechung dieſer glänzenden Arbeit als ganz beſonders treffend anzuführen: „Möchten doch alle die Staatsweiſen, denen unſere ſtramme militäriſche Zucht ein Dorn im Auge und ein Greuel im Tempel der Freiheitsgöttin iſt, möchten doch alle die trefflichen Redner, die über Militarismus und die unerſchwingliche Heereslaſt deklamieren, möchten ſie doch bei der Muſe Klio in die Schule gehen und ſich von unſerem kundigen Autor dieſe Geſchichte erzählen laſſen, eine Geſchichte, wie ſie für den deutſchen Patrioten haarſträubender und beſchämender nicht wohl erſonnen werden kann“.†)

Genau dasſelbe Gefühl hatte auch ich nach der Lektüre dieſer Jähnsſchen Arbeiten, und weiter ſagte ich mir, daß Volk und Heer doch eigentlich gar nicht dankbar genug dafür ſein können, wenn ihnen ein gütiges Geſchick eine ſtarke ſtaatliche Zentralgewalt und eine feſte Organiſation der Wehrkraft beſchert hat. Denn wie jammervoll es damals ohne dieſe Gottes-

*) z. B.: Die Reorganiſation der franzöſiſchen Armee ſeit dem Frieden. Köln. Zeitg. 1874.

**) Grenzboten 1881.

***) Preußiſche Jahrbücher, Bd. 39/40.

†) Militär-Zeitung Nr. 299, vom 30. Juni 1877.

gaben war, das malt Jähns in furchtbar lebenswahren Farben, und ebenſolche Lektüre iſt es, die ich im Eingang dieſer Arbeit als beſonders belehrend für diejenigen ſtrebſamen Geiſter unter unſeren Offizieren bezeichnet habe, denen unter widrigen äußeren Verhältniſſen das richtige Verſtändnis für den inneren Wert ihres Berufes noch nicht hat kommen wollen.

Man würde aber zu einer einſeitigen Beurteilung des Schriftſtellers gelangen, wollte man etwa nur dieſen einen, wenn auch ganz hervorragenden Aufſatz leſen. Gerade weil hier über deutſche Verhältniſſe Bilder in tiefſtem Grau gemalt ſind, wird der Patriot geneigt ſein, an Übertreibung und Einſeitigkeit zu glauben. Man muß deshalb möglichſt alles, was Max Jähns ſchrieb, geleſen haben, um ihn recht zu verſtehen, und auf dem Gebiete des Wehrweſens hat er uns noch viel geſchenkt: ich erwähne nur kurz die Arbeiten über das ruſſiſche, öſterreichiſche, eidgenöſſiſche, endlich die ganz hervorragenden Studien über das altrömiſche und altgriechiſche Heerweſen. Hierin finden ſich, wie in manchen anderen Aufſätzen, Gedanken detaillierter ausgeführt, welche in „Heeresverfaſſungen und Völkerleben“ zuſammengedrängter erſcheinen. — Es iſt eine bedauerliche Folge der ſchon erwähnten Spezialiſierung im militäriſchen Berufe, daß das Studium des militäriſchen Altertums von dem dienſtlich vielbeſchäftigten Offizier meiſt völlig beiſeite gelaſſen wird. Das mag begreiflich ſein, aber beklagenswert iſt es doch. Denn es iſt und bleibt eine bequeme, ſelbſttrügeriſche Phraſe, wenn es heißt, die militäriſchen Verhältniſſe der Alten könnten dem modernen Soldaten nichts mehr lehren. Aus Organiſationen, wie es die römiſche, griechiſche, karthagiſche, perſiſche waren, aus Feldzügen, wie ſie ein Hannibal, Scipio, Cäſar führten, kann *jeder* lernen. Aber freilich, die Vorbedingung iſt, daß man lernen *will*.

Wer aber dieſen Willen hat, dem iſt durch Jähns viel geboten. Wie z. B. in Rom und Griechenland die Wehrverfaſſungen ſich aufbauen, ändern und untergehen, wird in innigſte Beziehung geſetzt zu den natürlichen Eigenſchaften der betreffenden Völker, poli-

tiſchen Zuſtänden, geographiſchen Verhältniſſen, dem Einfluß großer Perſönlichkeiten und tiefeinſchneidender Ereigniſſe. Die beiden Themen lauten zwar gleich: „Die Entwicklung des altrömiſchen (altgriechiſchen) Kriegsweſens“*), aber ſie waren doch grundverſchieden. Denn dort begann die Entartung durch zu ſchnelle, in der Stärke der römiſchen Wehrkraft begründete Ausbreitung des Staatsgebietes und der Staatsmacht: hier lag der Keim des Verfalls in dem den Griechen eingeborenen Partikularismus, der die freie und einheitliche Entwicklung ihrer Wehrkraft lähmte. Die Anwendung ſolcher Lehren auf moderne oder den modernen Zeiten naheſtehende Verhältniſſe dürfte die Berechtigung dieſer Studien auch für den heutigen Soldaten als gegeben erweiſen.

Daß neben geſchichtlichen Problemen den Soldaten Jähns die einzelnen militäriſchen Fachwiſſenſchaften lebhaft beſchäftigten, bedarf kaum der Erwähnung. So behandelte er, wohl als erſter, den Vergleich der ſtrategiſchen Einleitungen der Feldzüge von 1757 und 1866 und gab eine geiſtvolle Studie über die militäriſche Bedeutung unſeres Eiſenbahnweſens**), worin vor allem der Hinweis darauf wertvoll und treffend iſt, daß unſer Eiſenbahnnetz, wiewohl an ſich ausgedehnter als das franzöſiſche, doch noch mehr hätte leiſten können, wenn es nicht an der Einheitlichkeit der Anlage im ganzen gemangelt hätte: eine Folge der früheren politiſchen Zerriſſenheit. Ein großartiges Schlachtengemälde entwickelt ferner Jähns in ſeiner „Schlacht von Königgrätz“, bei deren Bearbeitung er ſich einem Quellenſtudium von geradezu phänomenalem Umfang unterzog. Daß ein ſolches Werk, beſonders von ſeiten des Gegners nicht überall rückhaltloſe Anerkennung finden würde, war zu erwarten: ich glaube, daß nur eine Bemerkung der nicht uneingeſchränkten Anerkennung über dieſes Buch berechtigt iſt: daß nämlich Jähns mehr ſeine eigene Kritik hätte ſprechen laſſen ſollen. Denn dieſe gibt kriegsgeſchichtlichen Abhandlungen erſt die rechte Originalität.

*) Grenzboten 1878.

**) Berliner Börſen-Zeitung 1881.

Charakteriſtiſch iſt es ferner, daß Jähns, den Soldaten, Dichter und Künſtler, fortifikatoriſche Probleme ebenfalls in hohem Grade feſſelten, wie ſeine Studien über Vauban, Macchiavelli, Hans Schermer dartun. Zur Weckung dieſes Intereſſes mag eine äußere Einwirkung durch die Schleifung der Werke von Jülich, welche der junge Leutnant mit erlebte, tätig geweſen ſein: aber auch ohne dieſe Einwirkung iſt ſolche Neigung pſychologiſch ſehr erklärlich: die Tragik des Kampfes regt eben in jeder Form den Dichter an, ſie umgibt auch die ſcheinbar ſo trockenen Formeln der Befeſtigungskunſt: und deren mannigfaltige Probleme feſſeln den Sinn des Künſtlers, wie wir ja auch in dem Dichter und Künſtler Friedrich den großen Kriegsbaumeiſter finden. Und ſo hat ſich auch Jähns dem Freundſchaftsdienſt unterzogen, das prächtige nachgelaſſene Werk Cohauſens: „Die Befeſtigungsweiſen der Vorzeit und des Mittelalters," ein von unglaublich ausgedehnter Arbeit und fabelhaftem Fleiß zeugendes Buch herauszugeben.

Bei den folgenden drei Gruppen Jähnsſcher Schriften tritt der Militärſchriftſteller hinter dem Kulturhiſtoriker zurück. Doch iſt ihre Beſprechung auch an dieſer Stelle unentbehrlich. Zahlreiche Aufſätze in verſchiedenen Zeitſchriften und in erſter Linie das ſchöpferiſche Werk: „Entwickelungsgeſchichte der alten Trutzwaffen" bezeichnen die erſte, das Waffenweſen behandelnde Gruppe. Sie ſind in erſter Linie für den Waffenhiſtoriker berechnet, zu denen ja auch der Offizier gehört. Freilich wird man zugeſtehen müſſen, daß wenige der mit Berufsgeſchäften überhäuften Offiziere genügend Zeit finden werden, um allen dieſen Studien, die u. a. auch vielfach auf ſprachlichen Forſchungen aufgebaut ſind, die ihnen zuſtehende Zeit zu widmen. Wer aber dieſe Studien beginnt, der greife zuerſt zu den Jähnsſchen Arbeiten: denn kein anderer Waffenkundiger hat ſo wie er für den Offizier geſchrieben, in keinem anderen Werke finden wir eine ſo breite Grundlage, vielmehr meiſt eine einſeitig kunſtgeſchichtliche Baſis, auf welcher beſonders der Anfänger viel

ſchwerer wird mit- und weiterbauen können, als auf den Jähnsſchen Studien.

Innig berührt ſich mit der Waffenkunde das von unglaublicher Arbeitskraft und glänzendſter Beleſenheit zeugende „Handbuch einer Geſchichte des Kriegsweſens von der Urzeit bis zur Renaiſſance", deſſen Fortführung bis auf unſere Zeit uns leider nicht beſchert wurde. Aus dem Vorwort desſelben ſind nun ſchon in der biographiſchen Skizze (S. 55 f.) einige ſehr bezeichnende Sätze angeführt worden, auf die ich hier nochmals hingewieſen haben möchte, da ſie ſich ganz mit dem decken, was ich vorher über das Studium der Alten dargelegt habe.

Jähns hat übrigens dieſes Werk vermittels hervorragender kriegsgeſchichtlicher Schilderungen geradezu ſpannend zu geſtalten gewußt, derart, daß der Leſer den Inhalt dieſer Schilderungen gleichſam als praktiſche Anwendung der vorher für die betreffende Periode theoretiſch beſchriebenen Ausrüſtung, Bewaffnung, Formation, Aufbringungsweiſe, Strategie und Taktik mit erlebt: eine Anordnung des Stoffes, die ſich meines Wiſſens in ähnlichen Werken, — die ja ſehr wenig zahlreich ſind und wohl nur das Altertum behandeln, — nicht wieder findet.

An dritter Stelle nenne ich das phänomenale Werk: „Geſchichte der Kriegswiſſenſchaften, vornehmlich in Deutſchland." Die Einteilung des umfangreichen Stoffes ergab ſich aus der Einwirkung, welche große kriegeriſche Ereigniſſe auf die Entwicklung der Kriegswiſſenſchaften übten, deren Phaſen alſo den Zeiträumen entſprechen, welche die Geſchichte mit jenen großen Ereigniſſen einrahmt. Jähns läßt die Schriftſteller ſelbſt ſo viel wie möglich zu Worte kommen, ſetzt ihre Leiſtungen in Beziehung zur kriegeriſchen Praxis und zeigt, wie dieſe fördernd auf das Lebenskräftige, vernichtend auf das Überlebte und Greiſenhafte wirkt; er führt vor, wie große Feldherren beſtimmend, wenn auch meiſt mittelbar durch ihre Taten, ſeltener, wie Friedrich, durch unmittelbare Teilnahme an der literariſchen Produktion, auf die Entwicklung der Kriegswiſſen-

ſchaften wirken. Bei aller Grandioſität dieſes Gemäldes der Geſamtheit des militäriſchen Denkens ſeit mehr als zwei Jahrtauſenden vergißt doch Jähns niemals, daß dieſes Gemälde nur einen Teil der Grundlagen, nicht den Hauptinhalt des „kriegeriſchen“ ausmachen, daß letzteres vielmehr durch die künſtleriſche Begabung und den Charakter des Feldherrn ſeine größte Ausgeſtaltung findet.

Der große Unterſchied zwiſchen der Kriegskunſt und den Kriegswiſſenſchaften beſchäftigt Jähns auch ſonſt in hohem Grade. Die Wiſſenſchaft iſt dem Feldherrn unentbehrlich, wie jedem Künſtler ſeine theoretiſch-wiſſenſchaftliche und, — es ſei der Ausdruck geſtattet, — handwerksmäßige Ausbildung. Zum Künſtler wird er erſt durch die Intuition, durch die Erleuchtung, ein Etwas, was im echten Künſtler da iſt, man weiß nicht woher, warum und wie. Dies künſtleriſche im Feldherrn behandelt Jähns in bisher wohl nicht gekannter geiſtreicher Art. Schon die in den Grenzboten veröffentlichten Vorträge: „Die Kriegskunſt als Kunſt“ und „Über den Stil in der Kriegskunſt“ ſichern Jähns einen der vornehmſten Plätze unter denen, welche der Erforſchung der Beziehungen zwiſchen den verſchiedenen menſchlichen Geiſtestätigkeiten ihre Kräfte widmeten. Die höchſt geiſtreichen Parallelen zwiſchen Taktik und Architektur ſtehen meines Wiſſens bis jetzt allein da und können für ſich allein eine Entdeckung genannt werden; und eine ſolche eröffnet den Ausblick, daß in der Erforſchung jener Beziehungen noch vieles wird geleiſtet werden. Daß hiermit gerade ein Soldat den Anfang machte, der — eine glückliche Fügung — zugleich Künſtler, Hiſtoriker, Pſychologe war, das iſt inſofern natürlich, als der Beruf des Soldaten ſeiner Natur und geſchichtlichen Entwicklung nach von allen Berufen die zahlreichſten Berührungspunkte mit anderen menſchlichen Tätigkeiten aufzuweiſen hat. Für die militärliterariſche Bedeutung von Max Jähns aber liegt hierin eines der hauptſächlichſten Erklärungsmittel.

Man laſſe mich nun endlich noch verweilen bei den zahl-

reichen Beſprechungen fremder Werke der verſchiedenſten Wiſſensgebiete, welche Max Jähns für eine ganze Reihe von Zeitſchriften verfaßt hat. Gute Bücheranzeigen ſind ebenſo ſelten als verdienſtvoll. Bei der Fülle literariſcher Erſcheinungen ſind ſie ja auch unentbehrlich geworden, namentlich für diejenigen, denen die Berufsarbeit kaum Zeit läßt, die wichtigſten Neuerſcheinungen der eigenen Disziplin zu ſtudieren, geſchweige denn die der anderen. Je beſſer nun die Beſprechung eines Buches ſowohl dem Fachmann, wie dem allgemein Gebildeten eine genügende Vorſtellung ſeines Inhaltes gibt, um ſo wertvoller wird ſie in jeder Beziehung ſein. Jähns war ſolch ein trefflicher Referent, aber auch ein hervorragender Rezenſent, der, nur nach dem wahren Werte der Leiſtung urteilend, rein ſachlich die Licht- und Schattenſeiten literariſcher Produktionen darzuſtellen wußte.

Zahlreich und beſonders verdienſtvoll ſind die Beſprechungen der Literatur über 1870/71: in erſter Linie das Generalſtabswerk, an dem die Ruhe und Sachlichkeit hervorgehoben wird, die auch dort nicht fehlen, wo perſönlich unangenehme Verhältniſſe und Stimmungen nicht zu verſchweigen waren; ſodann Werke von Borbſtaedt, Blume, v. Schell, Graf Wartensleben, v. Hahnke, Frhr. v. d. Goltz. In vornehm feinem Gefühl betont Jähns, wie gut es war, daß im Gegenſatz zu Frankreich, damals keiner von den Männern mit hiſtoriſchen Namen die Geſchichte ſeiner Taten ſchrieb, ſondern daß dieſe notwendige Arbeit ſolchen überlaſſen blieb, die den Verhältniſſen nahe ſtanden, ohne ſie ſelbſt unter eigener Verantwortung ſchaffend zu geſtalten. Wahrlich, ein Punkt von kaum zu ſchätzender Tragweite!

Beſonders umfangreich ſind auch die Beſprechungen geographiſcher Werke. Jähns mochte hierzu inſofern ganz beſonders intenſive Anregung empfangen, als er längere Zeit die Regiſtrande der geographiſch-ſtatiſtiſchen Abteilung des großen Generalſtabes geführt hat. Iſt in dieſem hervorragenden Nach-

ſchlagewerke an ſich ſchon eine gewaltige Menge geographiſchen Wiſſens, auch in Form von Aufſätzen vereinigt, ſo erhellt aus den Beſprechungen noch mehr, eine wie hohe Bedeutung Jähns der Geographie ſowohl als militäriſcher Hilfswiſſenſchaft wie als ſelbſtändiger Disziplin beimaß. Die naturgemäß heute ſchon veraltete Arbeit über das ruſſiſche Reich in Europa legt hiervon Zeugnis ab. Jähns erweiſt ſich auch hier als Schüler Moltkes, welcher die hohe Bedeutung der Geographie ſtets zu würdigen wußte. Die ſchönſten Beſprechungen aber ſind, wie ſchon angedeutet, die der Moltkeſchen Werke, denn hier führten Liebe und Verehrung die Feder.

Liebe und Verehrung gegen den Mann, deſſen überreiche Lebenstätigkeit ich als Soldat hier kurz zu ſchildern verſuchte, werden Jeden erfüllen, der ſich dem Studium der Jähnsſchen Schriften widmet, uns Soldaten nicht an letzter Stelle. Wir verdanken ihm eine Verherrlichung unſeres Berufes, welche in uns die Überzeugung weckt und kräftigt, daß dieſer Beruf, wenn er auch, wie kaum ein zweiter, alle Kräfte anſpannt, dieſes Kräfteaufwandes auch wert iſt. Seine Vielſeitigkeit, ſeine ſittliche Kraft und Höhe kann aus nichts deutlicher hervorgehen, als aus den Arbeiten eines ſeiner beſten Schriftſteller, aus den Arbeiten von Max Jähns.

Geſchichtliche Aufſätze

von

Max Jähns.

Digitized by Google

1. Die Kriegskunſt als Kunſt.*)

In der Sprache liegt eine Offenbarung. Selten wandelt der Sprachgebrauch auf Irrwegen. Bedeutungsvoll erſcheint es daher, wenn zu einer Zeit, da das Wort „Kunſt“ mit Bewußtſein und allgemeinſter Geltung vorzugsweiſe auf den Begriff der ſchönen Künſte eingeſchränkt erſcheint und einen vorwiegend äſthetiſchen Inhalt empfangen hat, doch die Wörter „Staatskunſt“ und „Kriegskunſt“ in aller Munde geblieben ſind. Das iſt gewiß nicht zufällig, und ſchwerlich haben diejenigen Recht, welche mit Vorliebe von dem Kriegshandwerk oder von der Kriegswiſſenſchaft reden. Der Graf de la Roche-Aymon, der zu Anfang unſeres Jahrhunderts ein damals berühmtes Buch über die Kriegskunſt ſchrieb,**) meint in der Einleitung desſelben: man höre oft ſagen, „daß der Krieg eine Kunſt nur für die Unwiſſenden, für fähige Köpfe dagegen eine Wiſſenſchaft ſei.“ — Nichts iſt unrichtiger und ſchiefer! Ich behaupte dagegen, daß ſowohl die Kriegswiſſenſchaften, als das Kriegshandwerk den Anforderungen der Kriegführung nie zu genügen vermögen, daß es vielmehr dazu unbedingt der Kriegskunſt bedarf.

Es iſt ja der bezeichnende Unterſchied zwiſchen Künſten und Wiſſenſchaften, daß die letzteren an und für ſich nichts anderes

*) Vortrag, gehalten im Wiſſenſchaftlichen Verein in der Sing-Akademie zu Berlin am 31. Januar 1874, abgedruckt in den „Grenzboten“, Jahrgang 1874.

**) Introduction à l'étude de l'art de guerre. Weimar. 1802—4.

erſtreben, als den Inbegriff gleichartiger, nach großen Hauptgedanken methodiſch geordneter Erkenntniſſe: das Wiſſen iſt ihr Inhalt und ihr Zweck. Die Künſte dagegen wollen ſchaffen; „Kunſt“ ſtammt von „können“; Gedanken ſind der Inhalt, die künſtleriſche Tat, das Kunſtwerk iſt der Endzweck der Kunſt; ein Künſtler iſt der, welcher eine Idee zur Erſcheinung bringt. — Um das zu vermögen bedarf allerdings der Künſtler auch des Wiſſens. Nur der Mann, in deſſen Seele durch eine hohe und weitreichende Weltbildung Ideen und Ideale reifen, wird Gedanken faſſen, die eines großen Kunſtwerks würdigen Inhalt bilden können; nur der Meiſter, der ſein Material und ſein Werkzeug ganz genau kennt, der mit Sicherheit weiß, wie weit die Leiſtungsfähigkeit desſelben geht und was ſich mit ihm erreichen läßt, wird etwas zu ſchaffen vermögen. Ein Künſtler iſt er darum freilich noch keineswegs; er iſt es auch noch nicht, wenn er die Handhabung jener Werkzeuge verſteht: dieſe Fertigkeit macht ihn immer erſt zum Handwerker. Um Künſtler zu ſein, dazu gehört noch das, was Schiller „Intuition“ nennt, d. h. ein entſchiedenes, oft plötzliches Erleuchtetſein von der Idee, ein ebenſo energiſches Erfaſſen derſelben, ein inneres Gegenwärtighaben aller Mittel, deren man zur Ausführung der Idee bedarf, und ein entſchloſſenes, rechtzeitiges Anwenden dieſer Mittel. Was auf ſolche Weiſe entſteht, das wird ein Kunſtwerk, d. h. ein Werk, welches vollem Können entſprungen iſt, und ſchon dieſe Andeutungen zeigen wohl zur Genüge, daß man mit großem Rechte eben ſo wohl von Staatskunſt und Kriegskunſt als von redenden und bildenden Künſten ſpricht. Ja, Staatskunſt und Kriegskunſt erſcheinen vielleicht als die höchſten aller Künſte, weil der Stoff, mit dem ſie zu arbeiten haben, nämlich Völker und Heere, der koſtbarſte und ſprödeſte, weil die Art ihres Schaffens, wegen der entgegenwirkenden feindlichen Kräfte, die bei weitem ſchwierigſte, und weil ihr Ziel das denkbar höchſte iſt: Staatswohlfahrt und Sieg! —

Vergleichen wir einmal die produktive Tätigkeit eines Feld-

herrn mit der eines andern Künſtlers und zwar desjenigen, der unter allen wohl die meiſten ſelbſtändigen und individuellen Kräfte in Bewegung ſetzen und ſie leitend überwinden muß, um ſein Kunſtwerk hervorzubringen: mit der eines Kapellmeiſters, der die eigene Symphonie aufführt. — Dieſer Meiſter hat ſeine Partitur in monatelanger Arbeit ſtill vollendet; die Frucht, welche der Genius gezeugt, iſt reif und ausgetragen — welchem Feldherrn war es je beſchieden, den Entwurf eines Kriegszuges oder gar den einer Schlacht mit ſolcher Ruhe, ſolcher Muße feſtzuſtellen!? — Jede Stimme von der erſten Violine bis zur Keſſelpauke hinab hat der Kapellmeiſter ſorgfältig ausſchreiben laſſen; jede Note ſteht feſt; jedes Tempo, jedes Crescendo iſt vorgezeichnet — jene Direktiven jedoch, die ein General ſeinen Unterführern erteilen kann, vermögen niemals über allgemeine Umriſſe hinauszugehen; kaum das leitende Motiv, das der Hauptaktion zu Grunde liegen ſoll, iſt er imſtande, ihnen anzugeben; wie ſie das Thema behandeln, wie ſie ſich untereinander verſtehen werden, das iſt *ihre* Sache; und über die Gefechtspauſen, über das Tempo des Angriffs, das Crescendo der Verteidigung, darüber kann wohl nur in den ſeltenſten Fällen auch nur eine Vermutung ausgeſprochen werden. — Bevor der Kapellmeiſter ſeine Symphonie öffentlich aufführt, hält er Proben ab. Er will nicht nur überzeugt ſein, daß der Geiger die Geige, der Flötiſt die Flöte zu ſpielen verſtehe, ſondern er will auch Gewißheit haben, daß ein Jeglicher die beſtimmte Kompoſition unfehlbar inne habe, und kommt der Augenblick der Aufführung, da werden die Inſtrumente ſorgfältig geſtimmt, und ein Auge auf das Notenheft, ein Auge auf den Dirigenten gerichtet, ſo ſteht alles dem Winke des Meiſters bereit. — Glücklicher Muſiker! — Keine Probe darf der Feldherr machen; er muß zufrieden ſein, wenn er auf die allgemeine Tüchtigkeit ſeiner Inſtrumente rechnen kann, wenn er gewiß iſt, daß ſein Entwurf ihnen nichts zumutet, was ſie nicht zu leiſten vermöchten. Eins aber iſt wahrſcheinlich: daß er ſeine Inſtru-

mente verſtimmt ins Konzert brnigt, abgeſpannt und müde vom Marſche, erregt und vibrierend in der Gefahr, und gewiß iſt, daß ihm während der Aufführung nicht nur Saiten ſpringen, ſondern daß ihm vom Baß bis zur Trompete, von der ſchweren Batterie bis zur Huſarenſchwadron kaum ein Inſtrument unbeſchädigt bleiben wird.

Sobald der Kapellmeiſter den Taktſtock erhebt, wird es ſtill im Saale; jeder Laut, der von nun an erklingt, iſt der Seele des Meiſters entſtrömt. Alle dieſe Melodien, die einander folgen, einander durchdringen, alle dieſe wechſelnden Rhythmen, ſie vereinigen ſich ungeſtört, um ſeine Gedanken auszuſprechen; auch die wildeſten Diſſonanzen löſen ſich nach vorbedachtem Plan in Harmonie. — Aber in dem Augenblicke, da der Feldherr den Kommandoſtab ſchwingt, brauſt dem Donner ſeiner Kanonen eine furchtbare fremde Muſik entgegen, die der Feind anhebt. Jeder Schritt wird durchkreuzt; nichts iſt gewiß; jeder Augenblick führt neue Begebenheiten herbei, erfordert neuen Entſchluß. In Dunkel gehüllt liegen vor des Feldherrn Auge Entwürfe und Maßregeln ſeiner Gegner. Zu enträtſeln, was der Feind, den allgemeinen Grundſätzen der Kunſt gemäß, tun könne, tun werde, in der Maſſe der Möglichkeiten das Wahrſcheinliche zu wittern, die innere Natur der ſtets wechſelnden Verhältniſſe zu begreifen, die unendliche Fülle von Erſcheinungen und Anforderungen mit gewaltiger Einbildungskraft unter Einen Geſichtspunkt zu ordnen, die verſchlungenſten Kombinationen zu löſen, Raum und Zeit, bewegende und hindernde Kräfte mit ſicherem Takt zu berechnen, der Macht des Zufalls, durch die Kraft des Selbſtvertrauens und der Geiſtesgegenwart zu begegnen, die Gefahr zu überbieten durch den Mut, die mitwirkenden und nicht minder die gegneriſchen Charaktere richtig zu würdigen, ja ſie zu durchſchauen, die eigenen Genoſſen zu begeiſtern, ſie vom Erſten bis zum Letzten in Abhängigkeit, Anhänglichkeit und Hingebung zu halten, den rechten Mann ſtets an den rechten Platz zu ſtellen und ihm dort bei feſter Führung

den entsprechenden Spielraum zu lassen — *das sind die Aufgaben, die der Kriegskünstler erfüllen muß*, wenn er, unüberwunden von der Flut der Ereignisse, seinen Plan, sein Motiv zur Geltung bringen will, wenn ihm selbst die Maßregeln des Feindes nur neue Mittel werden sollen, zur Durchführung seiner Idee, wenn der ungeheuere Strom wilder Dissonanzen, der den Feldzug, der die Schlacht durchrauscht, am Ende in die Harmonie münden und sich so das Kunstwerk vollenden soll: *der Sieg*.

Doch unter welchem Hochdruck der Empfindungen hat der Feldherr diese Riesenaufgabe zu lösen! — Was sind gegen seine Aufregungen alle diejenigen, die irgend einen andern Künstler erschüttern können! — Goethe nennt den Krieg einmal einen „Vortod", der die Menschen gleich mache und selbst die höchste Persönlichkeit mit Gefahr und Pein bedrohe. Das ist richtig. An niemand aber macht der Krieg so ungeheuere, den ganzen Menschen ergreifende Ansprüche als an den Feldherrn. Welcher Anspannung der Willenskraft bedarf er, welcher erhabenen Ruhe der Seele, um die furchtbare Verantwortlichkeit zu tragen, die auf seinen Schultern lastet! Denn nicht nur *sein* Ruhm, *seine* Ehre — nein, die heiligsten Güter des Vaterlandes, das Schicksal von Millionen, Glück und Unglück des Staates hangen ab von seinem Entschluß. Im Drange des leidenschaftlich bewegten Momentes umweht ihn der Hauch der Weltgeschichte mit der Ahnung künftigen Siegesjubels oder schmerzlicher, schmachvoller Trauer, und indes er selbst dem wahllosen Tode ins Auge blickt, durchschauert ihn das Ächzen der Männer, die auf seinen Wink zu sterben haben, und von fernher der Jammer der Hinterbliebenen. — Und dennoch — während alles in ihm und um ihn tobt, soll er sein Haupt in die frische Höhe freudigen und freien Schaffens heben; in Klarheit und Unabhängigkeit soll er den Grundsätzen treu bleiben, mit denen er sich durchdrungen hat; nichts soll er erwägen als sein Ziel und seine Mittel; in stiller Seele soll er

den Offenbarungen lauſchen, die ihm der Genius macht, ſoll ſie feſthalten und die Form finden, den Gedanken ſo großartig, ſo einfach, ſo rein als möglich ins Daſein zu rufen. — Wahrlich, ſolch ein Mann bedarf des vollkommenſten Gleichgewichtes zwiſchen Geiſt und Charakter; er bedarf einer Feuerſeele und eines kalten Kopfes; er kann nur wirken durch die eingeborene geniale Kraft, die ſich mit meiſterhafter Technik paart; er muß, wenn irgend jemand, ein echter, wahrer Künſtler ſein!

Zwar einer der berühmteſten Kriegstheoretiker, der General v. Clauſewitz, bezeichnet den Krieg lediglich als einen Akt des menſchlichen Verkehrs, als einen Konflikt großer Intereſſen, der nur darin von andern Konflikten unterſchieden ſei, daß er ſich blutig löſe. Er vergleicht daher den Krieg vorzugsweiſe dem Handel und verweiſt ihn aus dem Gebiete der Künſte und Wiſſenſchaften in das des geſellſchaftlichen Lebens.*) — Aber haben ſich in eben dieſem Leben nicht auch alle unſere ſchönen Künſte zu betätigen? Haben ſie mit ſeinen Anforderungen und Einflüſſen nicht täglich zu rechnen? Ja ſind ſie nicht gerade dadurch wirkungsvoll und ergreifend, daß auch ſie dem wirklichen Leben entſtammen, daß ſie es widerſpiegeln, es für ihre Zwecke unter einheitliche Geſichtspunkte ordnen, es geſtalten und das ſo gewonnene Kunſtwerk den Mitlebenden entgegenbringen!? Hat je eine Kunſt lebendig gewirkt, die nicht dem vollen Leben ihrer Zeit entſprungen war!? — Und wäre es etwa mit der Kriegskunſt anders? Offenbart nicht auch ihre Entwicklung, bezeugen nicht auch ihre Reſultate ein beſtändiges Zuſammengehen mit den ſozialen Wandlungen, mit dem Wechſel, mit dem Fortſchritt des geſamten Lebens der Menſchheit!?**) Ich glaube, dieſe Frage muß bejaht werden

*) Vom Kriege. Hinterlaſſenes Werk des Generals Carl v. Clauſewitz. I. Teil. 3. Aufl. Berlin 1867.

**) Vergl. Ed. de la Barre-Duparcq: Parallélisme des progrès de la civilisation et de l'art militaire. Paris 1861 und des Verfaſſers Vortrag: Volkstum und Heerweſen. Berlin 1870.

und zwar so ausdrücklich, daß man, nicht minder bestimmt wie etwa von verschiedenen Stilen der Baukunst, so auch von verschiedenen Stilen der Kriegskunst zu reden hat.

Um dies näher zu erläutern, gestatten Sie mir, einige Hauptmomente aus der Geschichte der Kriegskunst und namentlich aus der der Taktik hervorzuheben und darzutun, wie genau dieselben mit den entsprechenden Erscheinungen der schönen Künste korrespondieren.

Von jeher hat es einen eigenen Reiz gehabt, den ersten rohen und kindlichen Lebensäußerungen einer Kunst nachzuforschen und sich deutlich zu machen, in welcher Weise ihre Keime sich ausgestreut und entwickelt haben. Sage und Mythe wandten jener Kinderzeit der Künste mit Vorliebe ihren poetischen Schmuck zu, und nicht minder knüpfen neuerdings Ethnographie und Völkerpsychologie gerade an diesen Punkt so viele ihrer festesten und zuverlässigsten Fäden. Die Kriegskunst steht dabei gegen ihre schönen Schwestern nicht zurück. — Die urtümlichste Art des Männergefechtes, der Faustkampf, wurde von den Alten als eine Erfindung der Himmlischen selbst bewundert und als eins ihrer höchsten Geschenke verehrt. Horaz stellt in einer seiner Oden*) die Gabe des Faustkampfs sogar unmittelbar neben die Gabe der Sprache. Eine vergötterte Heroengestalt, der Kämpfer der Faust Polydeukes, vertrat im Kreise der Olympier die hohe Kunst, und die nemäischen Spiele hielten auf Erden das Andenken aufrecht an jene erste, ehrwürdigste Kampfform. — Welche Rolle der Sport des Boxens noch heut bei den Briten spielt, ist allbekannt. Männer wie Sir Robert Peel und Lord Byron haben es nicht verschmäht, fachmäßig the noble Science of Defence zu üben,**) und in der Tat: der Faustkampf in seiner Vollendung verdient es wohl, gepriesen und gepflegt zu werden, denn er ist im Grunde schon ein Prototyp der ganzen Kriegskunst. Stoß, Gegenstoß und

*) Quintus Horatius Flaccus: Carmina I. 10.

**) Vergl. Pierce Egan: Boxiana, or Sceteches of ancient and modern Pugilism. 4 Bd. London. 1824.

Finte — Angriff, Verteidigung und Demonſtration — dieſe Grundmomente der Kriegskunſt ſprechen ſich auch ſchon beim Fauſtkampf deutlich aus. — Aber nach einer andern Richtung verſchließt er ſich dem Fortſchritt: er kennt die Waffe nicht.

Die Waffen hat der Menſch wahrſcheinlich zu allererſt nicht gegen ſeinesgleichen, ſondern gegen die übermächtigen Tiere ergriffen, welche ihm, dem Nackten, Waffenloſen gepanzert und bewehrt mit Stoßzahn und Horn, mit Huf, Tatze und Kralle, mit Schnabel, Rachen und Giftzahn begegneten und ihn dadurch aufforderten, ſich ähnliche Werkzeuge zu bilden, wie die, mit denen er den Feind gerüſtet fand. — Und zuerſt waren es wohl Schutzwaffen, die er nahm: in breiter Baumrinde barg er die Bruſt, dann kleidete er ſich in Tierhaut, und bildete Schilde aus Flechtwerk und Holz. Und nun waffnete er ſich auch zum Trutz. Knorrige Äſte wurden ihm zur Keule, junger Eſchen Stämme zum Speer, ſcharfe Steine zu Meſſer und Dolch, und endlich übte er gar die Kunſt des Fernhintreffens — anfangs durch rohen Wurf mit Stein und Spieß, dann mit der Schleuder und dem Laſſo und endlich mit Bogen und Pfeil.

Die Herſtellung eines ſolchen Schießgewehrs, ſelbſt in ſeiner einfachſten Form, bedingt ein Maß von Vorkenntniſſen, deſſen Erlangung wohl Jahrtauſende erfordert haben mag, und die Erfindung dieſer Schußwaffe, welche uralte Sagen mit dem Namen des Nimrod, jenes großen Jägers vor dem Herrn, in Verbindung bringen, erſcheint als eine Kardinal-Entwicklung in der Geſchichte des Waffenweſens überhaupt;*) — unſere gewaltigſten Feuerſchlünde wie unſere feinſten Repetiergewehre ſind nur verſchiedenartige Ausgeſtaltungen jenes erſten prinzipiellen Fortſchritts.

Inzwiſchen war ſich der Menſch deutlich bewußt geworden, in wie hohem Maße die Waffe den Unterſchied der Kräfte ausgleiche, und je mehr ſeine Macht über das Tierreich wuchs,

*) Carrion Nisas: Essai sur l'histoire générale de l'art militaire. Paris 1824.

um ſo allgemeiner kehrte er die Waffe nun auch gegen ſeinesgleichen, und an die Stelle des Fauſtkampfes trat das Gefecht der Bewaffneten.

Die Beſchaffenheit und Güte der Waffen äußerte natürlich einen bedeutenden Einfluß auf die Kampffähigkeit, welche überdies durch Geſchicklichkeit und Tüchtigkeit im Waffengebrauche bedingt war. Dieſe Eigenſchaften aber entſprangen wieder aus dem Genius der Völker, aus ihrer Lebensweiſe und der Beſchaffenheit ihres Landes.*) Die meiſten aſiatiſchen Völker z. B., wie die Babylonier, Lyder, Perſer und Parther, führten ausſchließlich oder doch vorwiegend Fernwaffen: Schleuder, Wurfſpieß, Bogen, und entbehrten, mit Ausnahme leichter Schilde, gewöhnlich der Schutzwaffen. Erſt Cyrus gab den Perſern Harniſch, Schwert und Streitaxt, um ſie für das Nahgefecht brauchbar zu machen; während die Lieblingswaffe der Griechen von Anfang an der Stoßſpeer, die der Römer das Schwert war.**) — Alſo tritt ſchon in der Bewaffnung der Völker früh und deutlich ein ſcharfer Unterſchied des Stils hervor.

Hand in Hand mit den Errungenſchaften auf dem Gebiete der Bewaffnung gingen aber drei andere große Fortſchritte: erſtens die Nutzbarmachung der beſiegten Tiere für den Kampf, zweitens der Beginn der Befeſtigungs- und Belagerungskunſt und endlich die Vereinigung der Geſippen und Geſellen für den Kriegszweck, alſo die Scharung.

Was die Tiere als Streitmittel anlangt, ſo ſteht durchaus in erſter Reihe das Roß. Man ſcheint es früher mehr angeſpannt als geritten zu haben. Die uralten Sagen von Seſoſtris, Ninus und Semiramis berichten ſchon von vielen tauſenden von Streitwagen; die jüdiſchen Geſchichten der Bibel ſind voll davon, und Homers Iliade hallt wider vom Kampf der Wagen,

---

*) Vergl. hierüber die höchſt intereſſanten Auseinanderſetzungen von Oskar Peſchel: „Über den Einfluß der Ortsbeſchaffenheit auf einige Arten der Bewaffnung.“ (Das Ausland 1870, Nr. 19) und „Völkerkunde“ Leipzig 1874.

**) Vergl. (v. Cyriacy), Das Kriegsweſen des Altertums. Berlin 1828.

zu einer Zeit, da von Reitergefechten noch nirgends die Rede iſt.*) Dennoch iſt die Reiterei aſiatiſchen Urſprungs wie der Bogen. Altberühmt iſt das Roßvolk der Lyder, Scythen und Parther, und das Grauen vor barbariſchen Reiterſtämmen kann nicht kräftiger ausgedrückt werden, als es die helleniſchen Sagen von den Kentauren tun. — Auch in ſpäterer Zeit war die Reiterei der Griechen immer verhältnismäßig ſchwach, und faſt ausſchließlich aſiatiſch blieb die Verwendung der Dromedare und der Elefanten für den Krieg. — Ein ſtarker ſtiliſtiſcher Gegenſatz in den Mitteln der Kunſt iſt alſo auch hier nicht zu verkennen.

Ganz ähnlich ſtehen die Dinge auf dem Gebiete der Befeſtigungs- und Belagerungskunſt, welche gewiſſermaßen eine Kunſt in der Kriegskunſt ausmacht, etwa ſo wie die Kupferſtecherkunſt innerhalb der Malerei. — Die Zeit verbietet es mir, auf die ſtiliſtiſchen Unterſchiede im Gebiete der Fortifikation einzugehen, ſo bezeichnend ſie auch ſein mögen; denn die größte und eingehendſte Aufmerkſamkeit verdient das zuletzt genannte, tatſächlich jedoch neben der Bewaffnung in erſter Reihe ſtehende Urelement der Kriegskunſt: die Scharung; denn ſie iſt der Urſprung der Taktik, die Entſtehung der kriegeriſchen Gliederung für Lager, Marſch und Gefecht; und ſieht man näher zu, ſo ergeben ſich wieder die Kampfformen des Fußvolks als Hauptgrundlage aller anderen Kunſtformen des Krieges. — Auf die Verdeutlichung jener Fußvolksſcharungen muß ich alſo den Nachdruck legen, wenn ich es verſuche, Ihnen von der Geſchichte des Stils in der Kriegskunſt zu ſprechen.

Weitverbreitet iſt der Inſtinkt für taktiſche Scharung. Er gehört keineswegs allein dem Menſchen an, ſondern auch vielen Tieren ward ihre durch Gefahren erzwungene geſellige Vereinigung der Anlaß zu taktiſcher Scharung. Wie die Bienen ver-

*) Vergl. Schlieben, Die Pferde des Altertums. Neuwied 1867.

eint ihre kunſtgerechten Zellen bauen, ſo erwehren ſie ſich auch des Eindringlings vereint in dichtem Schwarme. — In kriegsmäßiger Ordnung unternehmen die Wanderameiſen ihre Züge, fallen über jeden Feind her und vernichten ihn, wie groß er immer ſei durch ihre ungeheure Überzahl. — In wohlgeordneten Geſchwadern ſteuern die Wandervögel dahin; ſie fliegen in Marſchformen, welche das Abſtrömen der durchſchnittenen Luft erleichtern und halten ſich eng geſchloſſen, um Richtung und Fühlung nie zu verlieren. Stundenlang oft kreiſen die Wildgänſe, bevor ſie ſich niederlaſſen; ſie rekognoszieren das Feld, und erſt wenn ſie erkannt, daß ihnen nichts Feindliches drohe, fallen ſie nieder. — Die wilden Roſſe ſcharen ſich zum Ringe, um einander gegenſeitig die Flanken zu decken und den herandringenden Wölfen mit dem zermalmenden Schlage der Hufe zu drohen. Auch die Büffel wehren ſich in ähnlichem Ring, die Hörner nach außen, und die Gemſen vereinigen ſich zur Weide, ſtellen ihre pfeifenden Vorpoſten aus, und werden ſie dennoch umzingelt und eingeengt, ſo ſtürzen ſie ſich, dicht geſchloſſen und den ſtärkſten Bock an der Spitze, kühn auf den Feind — falle, was fällt; die meiſten rettet immer der Zuſammenhalt. — Welche Übereinſtimmung und dennoch welche Mannigfaltigkeit! Und auch bei den Menſchen erſcheint der inſtinktive Trieb der Scharung nach Volksanlage und perſönlicher Begabung in ſehr verſchiedenartiger Form, verſchwiſtert ſich mit der Neigung für beſtimmten Waffengebrauch und wird auf dieſe Weiſe die Grundlage der verſchiedenen Stile der Taktik. Wie groß z. B. iſt der Unterſchied zwiſchen jenem unwiderſtehlichen Naturdrange, der in den wilden Überſchwemmungszügen der Hunnen, Mongolen und Tataren hervortritt, und jenem begeiſterten, in allen einzelnen Geſtalten eigenartig abgeſtuften Kampfesdrang der homeriſchen Heroen oder der Recken der germaniſchen Heldenſage! — Die Hunnen und Tataren gleichen den Schwärmen jener Heuſchrecken oder Wanderratten, die, obgleich aus Tauſenden und Abertauſenden einzelner Individuen

beſtehend, doch nur ein einziges zu ſein ſcheinen, weil ſie, von ein und demſelben geheimnisvollen Triebe beherrſcht, wie unbewußt über die Länder fahren, ſich und anderen zum Verhängnis. Die helleniſchen und germaniſchen Krieger dagegen werden, ähnlich wie die Roſſe oder die Gemſen, durch einen bewußteren Willen bewogen, zu einander zu ſtehen, und werden ſo zu einem Heere verbunden, in welchem die Perſönlichkeit niemals untergeht, vielmehr in Wetteifer und Streit, in aufopfernder Hingebung und eiferſüchtigem Groll ſich nur noch reicher und mannigfaltiger entwickelt und beſtätigt.

Solche Nationen zuſammenzuhalten und einem einheitlichen Willen zu unterwerfen, die Mannigfaltigkeit der in ihnen hervortretenden perſonellen Begabungen ſachgemäß zu verwerten, dazu gehören Kraft und Geiſt, und daher erſcheinen denn an der Spitze ſolcher individualiſierenden Völker zuerſt jene Krieger, welche hinauswachſen über die bloße Vorkämpferſchaft und in denen die Feldherrnnatur deutlich zutage tritt. — Da nun bei eben dieſen Völkern auch zuerſt das wiſſenſchaftliche Leben beginnt, ſo ergab ſich hier am früheſten jene Verbindung von natürlicher Anlage mit erworbenem Wiſſen, welcher jede Kunſt entſpringt.*)

Richten wir den Blick zunächſt auf die Lieblingsſtätte der antiken Kunſt, auf Griechenland.

Mit ſtolzem Selbſtgefühl erhob ſich der Hellene über den

---

*) „Anfangs war man zweifelhaft, ob körperliche Stärke oder die Kraft des Geiſtes wichtiger ſei für den Krieg. Augenſcheinlich jedoch ſind beide unerläßlich, weil jede Unternehmung zuvor reiflich zu überlegen iſt, der gefaßte Entſchluß aber nur unter Entwicklung hoher Tatkraft glücklich ausgeführt werden kann. Eins von beiden: Entwurf oder Ausführung allein, iſt unzureichend; es müſſen beide einander unterſtützen.“

„Als Cyrus in Aſien, als Athener und Sparter in Griechenland zuerſt begannen, Städte zu belagern und fremde Völker zu unterwerfen, kurz, die Eroberung als einen Kriegsbund zu betrachten, da wurden die Gefahren und Schwierigkeiten ſo mannigfaltig und verwickelt, daß man deutlich erkannte und eingeſtand, wie nichts wichtiger ſei im Kriege, als des Menſchen geiſtige Kraft“ (Sallustius: De conjuratione Catilinae.)

Barbaren, wie in den Künſten des Friedens, ſo auch in der des Krieges. — Und was erſcheint ihm als das Merkzeichen ſeiner höheren Kultur im Kriege? Worin findet er den ſtiliſtiſchen Unterſchied zwiſchen ſeiner Haltung im Kampf und der des Barbaren? In der Ordnung und Stille, im Gehorſam und in der Geſchloſſenheit. — Sehr ſchön ſchildert dieſen Gegenſatz Homer:

„Aber nachdem ſich geordnet ein jegliches Volk mit den Führern,
Zogen die Troer in Lärm und Geſchrei her gleich wie die Vögel:
Sowie Geſchrei hertönt von Kranichen unter dem Himmel,
Welche, nachdem ſie dem Winter entflohn und unendlichem Regen
Laut mit Geſchrei fortziehn an Okeanos ſtrömende Fluten . . .
— Sie dort wandelten ſtill die mutbeſeelten Achaier,
All' im Herzen gefaßt, zu verteidigen einer den andern*) . . .
Alſo zogen gedrängt die Danaer Haufen an Haufen
Raſtlos her in die Schlacht. Es gebot den Seinigen jeder
Völkerfürſt; ſtill gingen die Andern, jegliche Heerſchar
Ehrfurchtsvoll verſtummend den Königen. Keiner gedächt' auch
Solch ein großes Gefolg' hab einigen Laut in dem Buſen.**)

Mit dieſem ſtiliſtiſchen Unterſchiede geht ein anderer Hand in Hand, der der Kampfart. Der Maſſeninſtinkt barbariſcher Völker führt ſie nicht zur geſchloſſenen Form, ſondern zum durcheinanderwirbelnden Schwarm. Nur das Beieinander, nicht das Miteinander kommt ihnen zunächſt zum Bewußtſein. Es iſt das die älteſte, aber auch die niedrigſte Art kriegeriſcher Scharung. — Solch loſes Schwarmgefecht mit Pfeil und Bogen war dem Morgenländer naturgemäß. Schnell anprallend und nicht minder ſchnell weichend, ſo erweiſen ſich auch in der Iliade diejenigen Helden der Troer, welche, wie Paris, den echt aſiatiſchen Typus tragen. Es iſt der Genius des alten Nomadentums, der aus der orientaliſchen Kampfart ſpricht. — Wie anders erſcheint das Weſen der Hellenen!

*) Iliade, III. 1—9.
**) Iliade, IV. 427—431.

Ihre Auffaſſung prägt ſich deutlich in jenem Worte aus, welches der Feldherr Xenophon dem Sokrates in den Mund gelegt hat: „Die Ordnung iſt das höchſte im Heer; denn man vermag dies ohne ſie ebenſowenig zu gebrauchen, wie man in einem wild durcheinander geworfenen Haufen von Steinen, Holz und Ziegeln wohnen kann.“*) — In der Tat, wer ſich jemals den Charakter der griechiſchen Architektur deutlich gemacht, der hat auch ein Bild der griechiſchen Taktik; denn wunderbar entſpricht die rechtwinklige Strenge des doriſchen Stils der Anordnung der helleniſchen Phalanx. Die großen einfachen Formen, das feſte Gefüge, die klare überſichtliche Symmetrie ſind beiden gemein. — Wenn das längliche Rechteck der ſchwergewaffneten Hopliten, dicht geſchloſſen, dröhnenden Tritts zum Angriff ſchritt, die Speere gefällt und die des erſten Gliedes vor der Front gekreuzt — war es nicht, als wandle ein doriſches Tempelhaus daher, eins jener feſtgefugten Marmorrechtecke, deren Säulen ja auch einzeln in ſtolzer Kraft emporſtreben wie jene hellumſchienten Hopliten, doch auch wie dieſe innig verbunden ſind durch das Geſetz der Gleichheit, und wie dieſe nur den Einen Zweck ausſprechen, dem Ganzen zu dienen, und die mächtige Einheit darzutun. Griechiſche Dichter ſelbſt empfanden die Ähnlichkeit der Phalanx mit ihren feſtgefugten Bauwerken. Homer, der ſeine Bilder ſonſt faſt ausſchließlich der Natur entnimmt, ſchildert doch das von des Achilleus Rede begeiſterte Myrmidonenheer eben durch jenen Vergleich**):

Enger noch ſchloſſen die Reihen, nachdem ſie vernommen den König.
Wie wenn die Mauer ein Mann feſt fügt aus gedrängeten Steinen
Einem erhabenen Hauſe, der Macht der Stürme zu wehren:
Alſo fügten ſich Helm und genabelte Schild' aneinander,
Tartſch' an Tartſche gelehnt, an Helm Helm, Krieger an Krieger,
Und die umflatterten Helme der Nickenden rührten geeugt ſich
Mit hellſchimmernden Zacken: ſo dicht war beiſammen die Heerſchar.

*) Apomnemoneumata. (Memorabilia Socratis.)
**) Ilias, XVI. 212—218.

Nicht zufällig alſo iſt es, wenn ich die Kriegskunſt vor allem der Baukunſt vergleiche. Der Kriegskunſt gleich hängt auch die Architektur auf das Genaueſte mit dem Leben des Staates zuſammen und dient wie jene dem öffentlichen Nutzen; in der Fortifikation berühren ſich beide Künſte unmittelbar, und gerade im Weſen der Baukunſt prägen ſich die ſtiliſtiſchen Merkmale der Zeiten am deutlichſten und am dauerhafteſten aus.

Darum dürfen wir uns jenes Vergleiches mit der Architektur auch da erinnern, wo es gilt, ſich den Unterſchied klar zu machen, der zwiſchen dem Stile der griechiſchen Taktik und der der Römer beſteht. — Die römiſche Kunſt trägt einen univerſalen Charakter. — Die Formation der Legion mit ihren drei hintereinanderſtehenden Treffen, deren jedes wieder in ſich gegliedert iſt in zehn durch Intervalle getrennte Manipel — dieſe Formation gewährt an und für ſich ſchon die Möglichkeit ganz anders gearteter und viel reicherer Evolutionen als das eine tiefe Treffen der Phalanx. — Und damit iſt die Vielſeitigkeit der Legion noch nicht einmal erſchöpft. In die drei Treffen iſt die Mannſchaft vielmehr nach Dienſtalter und Kriegstüchtigkeit eingeteilt und verſchiedenartig bewaffnet, ſo daß ein Ineinandergreifen verſchiedener Elemente und eine Steigerung ſtatthat. Auf dieſe Weiſe ergab ſich eine ganz neue taktiſche Grundgeſtalt, die ſo ſehr dem römiſchen Weſen entſprach, daß noch Vegetius meinte, die Legion ſcheine von einem Gott erfunden zu ſein. — Die Phalanx entbehrt der organiſchen Gliederung; ſie iſt ein einaktiges Schauſpiel, ganz wie der ſchöne griechiſche Tempel*); die Legion bietet dagegen drei Akte in dramatiſcher Steigerung dar, ja wenn wir die jugendlichen Kampfgenoſſen in Anſchlag bringen, welche leichtbewaffnet als Veliten vor ihr herſchwärmten, ſo fehlt auch das Vorſpiel nicht. Vor allem jedoch unterſcheidet die Legion ſich von der Phalanx dadurch, daß der Zuſammenhalt ihrer einzelnen Teile durch

*) Vergl. Lemcke: Äſthetik. Leipzig, 1865.

ein höheres ſtatiſches Geſetz bedingt wird als durch das einfache Nebeneinandertreten und Miteinanderaushalten, wie es im Bau der Phalanx und dem des griechiſchen Steinbalken-Hauſes herrſcht.

Und zwar äußert ſich jenes höhere Geſetz in der ſelbſtändigen Geſtaltung aller einzelnen Teile bei ihrer durchgängigen Beziehung auf ein und denſelben Schwer- und Mittelpunkt; und durch dieſe konſtruktionelle Neuerfindung, durch dies Ineinandergreifen der taktiſchen Teile ſtellt ſich die Anordnung der Legion unmittelbar in Parallele zu der wichtigſten und fruchtbarſten Erfindung, welche die Baukunſt den Römern verdankt: nämlich zum Gewölbebau! Wie dieſer für die Architektur, ſo wird die Legion für die Kriegskunſt ein neues unentbehrliches Grundelement. Gewölbebau und Legionsſtellung bieten eine den Griechen unbekannte Mannigfaltigkeit, gewähren eine unberechenbare Fülle neuer Motive und geſtatten die Entfaltung einer überaus großartigen Raum- und Maſſenentwicklung, wie ſie weder Phalanx noch Steinbalken-Bau ermöglichten, wie ſie jedoch für die weltgeſchichtlichen Aufgaben des Römertums unerläßlich war. — Mit Phalanx und Legion hatte ſich die Kriegskunſt ihre großen für immer gültigen klaſſiſchen Grundformen geſchloſſener Kampfart ein für allemal geſchaffen, geradeſo wie die Baukunſt im Architravbau und im Gewölbebau.

Wenn man die Werke der ſinkenden Kunſt des Altertums betrachtet, ſo fällt es auf, wie der Mangel an Ideen, an Klarheit der Anordnung, an Haltung und Kraft, erſetzt werden ſoll durch Überladung, durch Schnörkel und Schwall — kurz durch Barbarismen. — Ganz dasſelbe Schauſpiel gewähren auch Heerweſen und Taktik jener Zeit. Prokop von Cäſarea z. B., der in ſeinen pomphaften Kriegsberichten zeigt*), wie groß er in der Kunſt war, aus Nichts Etwas zu machen, der legt doch zugleich die ganze innere Faulheit des byzantiniſchen Kriegs-

*) Geſchichte des vandaliſchen, perſiſchen und gothiſchen Krieges. (Vergl. die Geſamtausgabe von Dindorf. Bonn 1833—38.)

weſens dar und lehrt, daß das Aſiatentum in den Heeren des ſinkenden Oſt-Roms herrſcht. Dies orientaliſche Weſen aber erſcheint in den alten uns wohlbekannten Formen: im Leben als banales Zeremoniel und geiſtloſer Luxus, in den ſchönen Künſten als launenhafte Pracht, in der Kriegskunſt als unverhältnismäßige Vermehrung der Reiterei, als Überhandnehmen der Fernwaffen an Stelle der blanken Waffen und als vordringliches Auftreten der Kriegsmaſchinen, der Katapulten und Balliſten und des griechiſchen Feuers, um durch dieſe artilleriſtiſchen Surrogate Tapferkeit und echte Kunſt zu erſetzen.

Ganz anders geartet als dies überreife morgenländiſche Barbarentum iſt jene geſunde Friſche und Roheit, die infolge der Völkerwanderung das lateiniſche Abendland durchſetzte. Die Kriegsverfaſſung, welche ſich unter dem Einfluß der germaniſchen Eroberer herausbildete, das Vaſallenheer, das Feudalſyſtem, iſt eine der wunderbarſten Erſcheinungen der Weltgeſchichte ſchon dadurch, daß ſie die faſt alleinige Grundlage der Staatsverfaſſung war, und wer ſich der ſtiliſtiſchen Eigentümlichkeit dieſer volks- und kriegshiſtoriſchen Geſtaltung mit einem Blicke deutlich bewußt werden will, der faſſe das höchſte Ergebnis der ſchönen Kunſt des Mittelalters ins Auge: den gotiſchen Dom. — Wie dieſer ſtatt der Mauer, die doch bisher als unerläßliche Grundbedingung jedes Baues galt, vereinzelte Pfeilerbündel anordnet, wie er die alte feſte Balken- oder Gewölbedecke auflöſt in ein Netz von Rippen und Gurten, die gleich den Pfeilern nur durch leichte Füllung miteinander verbunden ſind, geradeſo verneint auch der mittelalterliche Feudalismus die uralte Einheitsgeſtalt des Staats- und Heeresbaues und zerlegt ihn in eine Unzahl freier ſelbſtändiger Einzelglieder. Und wie die Gotik den Horizontalismus, das alte Urprinzip der Architektur, verleugnet und durch den Vertikalismus zu erſetzen ſtrebt*), ſo entwickelt ſich auch der Bau des Feudalismus von der breiten

*) Vergl. Lübke: Geſchichte der Architektur. Lpzg. 1870.

Baſis der letzten Hinterſaſſen und Hörigen aus mit nie dageweſener Konſequenz nach oben, um endlich in der Königskrone zu gipfeln. Aber die mathematiſche Folgerichtigkeit der Konſtruktion geht in der gotiſchen Kunſt wie im Feudalſtaat und im Vaſallenheere mit phantaſtiſcher Willkür in den Einzelheiten auf das Sonderbarſte Hand in Hand. Jede dieſer ſchlanken Fialen, die zu Hunderten die Strebepfeiler ſchmücken, iſt eine Individualität für ſich und zugleich nach genau demſelben Geſetze konſtruiert wie der gewaltige Turm. So ſteht der Bannerherr, der Graf auf ſchmalerer Baſis, als der Herzog, als der König; aber er iſt doch nach ſeinem Bilde geformt, und die Fiale trägt ihre Krone ebenſowohl wie der Turm. Jeder dieſer kauzenden Heiligen, jeder dieſer ungefügen Waſſerſpeier iſt eine Selbſtändigkeit; allerdings ordnet er ſich, ebenſo wie etwa der Abt oder der Reichsritter, dem Ganzen ein; aber er entwickelt dabei im höchſten Maße ſeine Eigenart, ja ſeine Laune, die gelegentlich in argem Widerſpruche ſteht mit den Tendenzen des Geſamtbaues, ſei dieſer nun das heilige Münſter oder ſei er das heilige Reich. Dieſe Selbſtändigkeiten machen es möglich, Vieles fortzulaſſen, ohne doch den ganzen Bau zu zerſtören; ſie machen es auch annehmbar, ſich allenfalls mit dem Unfertigen zu begnügen — wie wenige gotiſche Dome ſind vollendet worden?! Und iſt das römiſche Kaiſertum deutſcher Nation jemals der ſchwindelhohe Wunderbau geworden, als welcher er ſeinen großen kaiſerlichen Bauherren vorgeſchwebt hat!?

Ich bin bei dieſem Vergleiche mehr als bisher auf die Kriegsverfaſſung eingegangen und zwar abſichtlich. Denn wenn ſchon zu allen Zeiten die Heeresverfaſſung als wichtigſte Grundlage der Kriegskunſt erſcheint, ſo gilt das doch im höchſten Grade von der Periode der Feudalität. Ganz derſelbe Stil, in welchem das Heerweſen gehalten iſt, ſpricht ſich in Kriegsführung und Taktik aus, und auch auf dieſem Gebiete ſcheitern die großartigſten Pläne an dem Partikularismus der Teile, an ihrem Ausbleiben oder an ihrem Eigenſinn. Die Ausbildung des

einzelnen ritterlichen Kriegers war innerhalb des herrschenden Systems oft eine höchst vollendete; aber Strategie sowohl wie Taktik wurden in ihrer Entwicklung aufs äußerste beeinträchtigt durch die vielen sachlichen und zeitlichen Beschränkungen der Kriegspflicht und durch den Ehrgeiz des Adels, der sogar angesichts des Feindes um den Vorrang im Streite haderte. Nur zu oft verwechselte der Ritter den Drang, seine eigene Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, mit der Hingabe an den allgemeinen Kriegszweck. Nur zu oft sah er in einer Schlacht nichts anderes als ein Turnier, einen Buhurt im großen. Erschienen ihm doch die Massen der zu Fuße fechtenden Gemeinen nur als armselige Füllung zwischen den stolzen Pfeilern der geharnischten Reitergeschwader, in denen seiner Ansicht nach der Bau der Schlachtordnung dem Wesen nach allein bestand. Ritten die Edlen doch ohne Zaudern und ohne Gewissensbiß rücksichtslos das eigene Fußvolk über den Haufen, wenn es dem adligen Wettstreit irgendwie im Wege schien, und verdarben so in verhängnisvollem Ungestüm oft die wichtigsten Schlachten, wie z. B. die von Crecy und Maupertuis. — Wer die bedeutenden kriegerischen Unternehmungen des Mittelalters, u. a. die Kreuzzüge, studiert, der wird unwillkürlich erinnert an jene Neigung unserer Altväter: lieber zwei große Domtürme anzufangen, als einen einzigen zu vollenden.

Die gotische Architektur wie das ritterliche Feudalsystem haben in der letzten Hälfte des Mittelalters eine Universalherrschaft geübt wie kein Baustil und kein Kriegsstil jemals vorher. Beide verbreiteten sich mit unwiderstehlicher Gewalt und wunderbarer Schnelligkeit über alle Länder der Christenheit, um nach kurzer Blütezeit allgemeiner Entartung anheimzufallen — ein Schicksal, das sich besonders durch jenen Gegensatz erklärt, zwischen der strengen Gesetzmäßigkeit des inneren Systems und dem Sonderleben willkürlicher Einzelgebilde auf der Oberfläche*).

*) Vergl. Lübke a. a. O.

Die realen Mächte reagieren gegen die idealen Ansprüche der Gotik wie gegen die der Vasallenkriegsverfassung. Eine tiefe Gärung hat sich der Geister bemächtigt; ein gewaltiger Drang nach Wissen und Erkenntnis erfüllt sie. Die Einnahme von Konstantinopel durch die Türken, infolge deren eine große Anzahl griechischer Flüchtlinge die Kunde antik-hellenischer Literatur zunächst in Italien mehr und mehr ausbreitet, kommt diesem Drange zu statten. Ein gelehrtes Studium von einer Tiefe und einem Umfange, wie keine Zeit vorher sie gekannt hatte, bahnt einem neuen wissenschaftlichen Leben den Weg.*) Schon anfangs des 15. Jahrhunderts griffen die italienischen Künstler, die den gotischen Stil immer nur äußerlich aufgenommen, mit Bewußtsein zu den antiken Formen zurück, und ganz dasselbe geschah von den italienischen Kriegsmännern jener Zeit. In beiden Fällen wollte man eine Wiedergeburt der Kunst herbeiführen. Diese Renaissance ging von einem sorgfältigen Studium der antiken Überreste aus, um in ihnen die Grundlage für die Entwicklung eines neuen künstlerischen Lebens zu gewinnen. Und dabei hatten Baukunst und Kriegskunst wieder ein und dasselbe Schicksal. — Denn wie jene vorbildlichen Formen an den antik-römischen Gebäuden bereits abgeleitete waren, die sich nicht ohne Trübung ihres ursprünglichen Wesens anderen Zwecken anbequemt hatten, und wie also die Baukunst der Renaissance aus zweiter Hand schöpfte, ebenso erging es auch der Kriegskunst. Ihre vornehmste Quelle ist der trübe Vegez, der erst um 375 n. Chr. schrieb**) und der sich zu dem um ein halbes Jahrtausend früher lebenden hellen Polybios als Kriegsschriftsteller nicht anders verhält wie die rokokoartigen Verzerrungen des 4. Jahrhunderts zu den edlen Bauten des augusteischen Zeitalters.

Aus dem gleichen Grunde, aus welchem das italische Land

---

*) Vgl. Voigt: Die Wiederbelebung des klassischen Altertums. Berlin 1859.

**) Vegetius Renatus: Epitome institutionum rei militaris. — Fünf Bücher. Beste Ausgabe: Scriver. 2 Bde. Antwerpen 1607. — Deutsche Übersetzung: Meinecke. Halle 1800.

der günſtigſte Boden für die Aufnahme der antiken Tradition in den ſchönen Künſten war, iſt es auch zur Wiege der modernen Kriegskunſt geworden. War dort die Gotik niemals ſo heimiſch wie in Deutſchland, Frankreich und Spanien, ſo galt ganz dasſelbe in bezug auf das Vaſallenheer. Hier bei den Italienern herrſchte am früheſten das dem Feudalſyſtem ſo feindliche Söldnerweſen vor, das ganz andere Lebensbedingungen hat als jenes; und wie bei dem mit der Renaiſſance verbundenen Hange nach Durchbildung der freien Individualität die Geſchichte der ſchönen Künſte ſich damals umzuwandeln begann in eine Geſchichte der einzelnen Meiſter, ſo bildet ſich auch unter jenen Söldnerführern die Perſönlichkeit, das Talent, die Meiſterſchaft zur höchſten Blüte aus. Die Armeen der Kondottieren ſind die erſten der neueren Geſchichte, in denen der perſönliche Kredit des Anführers als Kriegskünſtler ohne weitere Nebengedanken zur bewegenden Kraft wird. Glänzend zeigt ſich das im Leben des Francesco Sforza. Kam es doch vor, daß bei ſeinem Anblick Feinde die Waffen niederlegten und ihn mit entblößtem Haupte ehrerbietig grüßten, weil ihn jeder als den gemeinſamen Vater der Kriegerſchaft anerkannte. — In Italien zuerſt entwickelt ſich eine Wiſſenſchaft des geſamten im Zuſammenhange behandelten Kriegsweſens; hier zuerſt begegnet man einer neutralen Freude an der Kriegskunſt, d. h. an der korrekten Kriegführung als ſolcher, wie das zu der rein ſachlichen Handlungsweiſe und dem häufigen Parteiwechſel der Kondottieren ja auch trefflich paßte.

In ganz gleicher Weiſe wie unter den Baumeiſtern, den Bildhauern, den Malern, bildeten ſich auch unter den Kriegskünſtlern förmliche Schulen, von denen ſich namentlich die des Alberico Barbiano hervortat. Ein Zeitgenoſſe verſichert, daß aus Barbianos Schule wie aus dem trojaniſchen Pferde unzählige Feldherren hervorgegangen ſeien. Militäriſche Kennerſchaft und Liebhaberei fingen an zu einer vornehmen Modeſache zu werden; Fürſten wie Federigo von Urbino und Alfonſo von Ferrara eigneten ſich eine wirkliche Kennerſchaft des Kriegsweſens

an, und der größte „Dilettant“, d. h. der ausgezeichnetste wiſſenſchaftliche Liebhaber, der wohl je im Kriegsfach aufgetreten iſt, Nicolo Macchiavelli, ſchrieb damals ſeine „arte della guerra“.*)

Aber neben ſo vielem Lichte fehlt es auch keineswegs an Schatten; und der ſchlimmſte derſelben iſt das militäriſche Virtuoſentum. Er fällt in reichſtem Maße auf die Kondottieren. Denn der Zweck dieſer Männer war keineswegs derſelbe wie derjenige ihrer Soldherren, in deren Dienſte ſie fochten. Für dieſe wäre natürlich ein reiner Sieg das Wünſchenswerteſte geweſen, alſo das echte, wahre Kunſtwerk; Zweck der Kondottieren aber war der Scheinſieg, der den Krieg nicht endete; ſie führten den Krieg nicht um des Sieges, ſondern um des Krieges willen. Die Schlacht war für ſie ein Virtuoſenkunſtſtück, bei dem es darauf ankam, durch geſchickte Schachzüge den Gegner dahin zu bringen, daß er genötigt war, ſich unter ungünſtigen Umſtänden zum Treffen zu ſtellen. Hatte man ihn dahin gebracht, ſo erfolgte ein Scheingefecht, bei dem, einem ſtillſchweigenden Übereinkommen, einem Zunftgeſetze zufolge, womöglich gar kein Blut vergoſſen, wohl aber Gefangene gemacht wurden und zwar ſolche, die imſtande waren, ein gutes Löſegeld zu zahlen. — Genau ſo wie z. B gewiſſe muſikaliſche Virtuoſen nicht deshalb eine Kompoſition ſpielen, um eben dieſe und ihren geiſtigen Gehalt zu vollendetem Ausdruck zu bringen, vielmehr deshalb, um an jenem Muſikſtück ihre perſönliche Fertigkeit, ihre Virtuoſität und Volubilität zur ſtaunenerregenden Geltung zu bringen und nebenbei ihren Beutel zu füllen — ebenſo führten jene Kondottieren Krieg nicht, um den vorgeſteckten Zweck einfach zu erreichen und den Sieg zu erringen, ſondern um bei der Gelegenheit ihre Kapriolen zu machen, ihre Virtuoſität und Manövrierkunſt zu zeigen und nebenbei ihren Beutel zu füllen. Ich will nur an jene Tiberſchlacht von Anghiary (1440) erinnern, in welcher die Mailänder nach vierſtündigem, wechſel-

*) Jacob Burckhardt: Die Kultur der Renaiſſance in Italien. Leipzig 1869. (Der Krieg als Kunſtwerk.)

vollem Kampfe geſchlagen wurden und mit Verluſt einer überaus großen Zahl edler Gefangener das Schlachtfeld räumten. Dieſen Sieg, von dem ganz Italien begeiſtert war, zu deſſen Verherrlichung Lionardo da Vinci und Michel Angelo wetteifernd weltberühmte Kartons entwarfen — mit welchen Opfern hatten ihn die Florentiner erkauft? — Macchiavelli verſichert, daß nur ein einziger Mann, der im Gedränge vom Roſſe fiel und hinterher zertreten wurde, ein Opfer des Todes geweſen ſei. — Das nenne ich militäriſches Virtuoſentum! Es iſt eben alles konventionell, alles Attitude, keine Spur von Hingebung! Ein ſolcher Kondottiere will ebenſowenig wie jener muſikaliſche Virtuos die Sache, ſondern er will ſich; bei dem einen wie bei dem andern iſt es „Viel Lärmen um Nichts“, und es iſt gewiß nicht zufällig, daß eben in Italien und zwar zur Zeit der Renaiſſance, da das Künſtler- und Virtuoſentum tiefer in alle Lebensverhältniſſe eingriff als vielleicht jemals ſonſt in der Geſchichte, auch die Kriegskunſt jener Ausartung verfiel.

Die Renaiſſance hatte aus den Trümmern der Antike nur ein formales Moment, nur einen Kanon beſtimmter Gliederungen und Details gewinnen können, während die Geſamtanlage, die Art und Weiſe wie den modernen Anforderungen und Lebensbedingungen in jenen Formen genügt würde, ihre Aufgabe und ihr Verdienſt blieb.

Das gilt von den ſchönen Künſten und von der Kriegskunſt. — Es ſind überdies zwei große Grundſtrömungen der Renaiſſance, welche bis auf den heutigen Tag im Fluſſe des modernen Kunſtlebens erkennbar blieben und welche die Äſthetiker als die römiſche und die griechiſche Renaiſſance bezeichnen. Beide wechſeln einander ab; beide treten mit größerem oder geringerem Verſtändnis der Antike auf, ahmen mit mehr oder weniger Treue römiſche oder helleniſche Formen nach und verſchmelzen ſie mit denjenigen Elementen, welche Tagesbedürfnis und Tagesſtimmung fordern. Auf dem Gebiete der ſchönen Künſte iſt dieſer Entwicklungsgang bekannt. Er führt von der Frührenaiſſance

durch die Hochrenaiſſance zum Barockſtil, von dieſem durch das Rokoko und den Zopfſtil zu dem mißverſtandenen Griechentum des Empire und dem echteren Hellenismus der Kunſt Thorwaldſens und Schinkels, bis wir uns endlich heutzutage in einem Eklektizismus wiederfinden, der unter den Formen aller vorangegangenen Zeiten nach Willkür wählt. Vergebens waren bisher die Verſuche, einen neuen Stil zu produzieren; denn ſie beſtanden meiſt darin, daß man neuen Wein in alte Schläuche füllte. Wer gegenwärtig wirklich einen neuen Stil erwartet, der ſieht dem Entſtehen desſelben nicht mehr aus der anarchiſchen Vermiſchung beliebiger alter Stilelemente, ſondern aus dem organiſchen Gebrauche der neuen Materialien entgegen, ſo namentlich in der Baukunſt aus der rationellen Anwendung des Eiſens, welche ja alle bisherigen tektoniſchen Vorausſetzungen modifiziert.

Die Entwicklung der taktiſchen Formen der Kriegskunſt in der neueren Geſchichte bietet nun ein Bild, welches ſich aus ganz denſelben Grundmomenten und Gegenſätzen geſtaltet und zu faſt gleichen Reſultaten in der Gegenwart führt wie jener hiſtoriſche Gang der ſchönen Kunſt.

Ich habe vorher geſagt, daß der erſte Anlaß für die Abwendung von den mittelalterlichen Formen darin lag, daß die realen Mächte gegen den abſtrakten Idealismus reagierten, welcher jene Formen geſchaffen hatte. Daher iſt denn auch das vorherrſchende Prinzip, welches ſich in den Erſcheinungen der Frührenaiſſance ausſpricht, zunächſt noch mehr die Natur als die Antike.*) Die Künſtler (und die des Krieges nicht minder als die anderen) bringen eine energiſche Individualität, ein ſehr ſtarkes ſubjektives Gefühl zur Geltung, wie es in dem Maße bei ihren Nachfolgern kaum wieder hervortritt, und an Stelle willkürlicher Prätenſionen und phantaſtiſcher Wahngebilde ſind es die lebendigen Organismen, ſind es die Geſtalten der wieder entdeckten wirklichen Welt, denen die ſchöpferiſchen Geiſter der

*) Vgl. Jacob von Falke: Geſchichte des modernen Geſchmackes. Leipzig 1866.

Zeit vor allem begeisterte Hingebung weihen. — Auf dem Gebiete des Kriegswesens erscheint als eine solche Neuoffenbarung der wirklichen Welt, als eine solche zum Durchbruch gelangende reale Macht: das organisch geordnete Fußvolk. Indem dies, unterstützt von den neuerfundenen Feuerwaffen, nach langer Mißachtung und Zerrüttung eine glorreiche Auferstehung feiert, beginnt auch das moderne Leben der Kriegskunst.

Dasjenige Fußvolk, welches zuerst auf der Höhe militärischer Kunstübung stand und auf lange hinaus vorbildlich ward für ganz Europa, das Volk der Schweizer, focht in den Formen der Phalanx. Diese Phalanx war ursprünglich keineswegs Nachahmung des griechischen Vorbildes, sondern lediglich das Resultat der rohen naturalistischen Massierung des mittelalterlichen Spieß-Fußvolks, und als solches faßten sie auch die Kriegsmänner auf, in diesem Sinne benutzten sie dieselbe. Bald aber bemächtigte sich die archäologische Kritik dieser Erscheinung und erkannte in jenen imposanten Gewalthaufen der Eidgenossen, in jenen hellen Haufen der deutschen Landsknechte, in jenen stolzen spanischen Terzios, die so oft den Sieg an ihre Fahnen fesselten, eine Kunstgestalt, die durchaus der griechischen Phalanx entsprach, und nun wurde zwischen den theoretischen Tendenzen der Kriegsgelehrten und der überkommenen Form ein Kompromiß geschlossen, genau so, wie das auch auf dem Gebiete der schönen Künste zwischen den mittelalterlichen Formen und denen der Antike geschah. — Schon beim Aufblühen dieser Frührenaissance der Kriegskunst plädiert übrigens ein prophetischer Geist wie Machiavelli für die Treffenstellung, für die römische Legion. — Das Vorherrschen der blanken Waffen, der Piken, ließ indessen noch für fast ein Jahrhundert die Phalanx Fundamentalform der Kriegskunst bleiben. — Erst seitdem die Feuerwaffe des Fußvolks durch immer neue Verbesserungen handlicher und wirkungsvoller wurde, trat an die Kriegskünstler die Aufgabe heran, Pikeniere und Schützen zweckmäßiger zu verbinden, als es im phalangitischen Gewalthaufen möglich war, und es ist vornehmlich das Verdienst

der niederländiſchen Feldherren, namentlich Oraniens, erkannt zu haben, wie die bloße Wucht der Maſſe ſich übertreffen laſſe, wenn man die Tiefe der Truppen zu Gunſten ihrer Frontausdehnung, alſo ihrer Feuerwirkung, vermindere, wenn man die taktiſchen Einheiten verkleinere und folglich vermehre, wenn man ſie treffenartig gliedere, mit einem Worte, wenn man ſich der legionaren Ordnung nähere. — Zum europäiſchen Stil aber wurde dies niederländiſche Syſtem erſt durch Guſtav Adolf. Er wird mit Recht der Schöpfer der neuen Taktik genannt; er hat zuerſt das Treffenſyſtem in ſeiner Reinheit, d. h. im Sinne der Römer, wiederhergeſtellt, und erſt die Brigadeſtellung des Schwedenkönigs führt die ſchon von Machiavelli angeſtrebte römiſche Taktik ins Leben ein. — Das iſt die Hochrenaiſſance der Kriegskunſt.

Hand in Hand mit Vermehrung der taktiſchen Einheiten und mit Einführung der Treffenſtellung ging eine ununterbrochene Steigerung der Manövrier- und Exerzierfähigkeit der Truppen. Nicht umſonſt wird ſchon Moritz von Oranien ein „Erfinder und Aufſucher des Drillens“ genannt; er mußte es ſein; denn die flüſſigere Fechtart, die neuen Evolutionen forderten unbedingt größere Gewandtheit und Genauigkeit der Einzelbewegungen als bisher. — Bald jedoch trat das Exerzitium auch noch in anderer Weiſe in den Vordergrund. Seit die ſtehenden Garden anfingen, einen weſentlichen Teil fürſtlichen Hofglanzes auszumachen, da ſollten ſie ſich auch als etwas an ſich Schönes, anmutig Anzuſchauendes erweiſen, welches ebenſowohl zu gefallen als zu imponieren vermöge. Und wie in der Periode des Barockbauſtiles die willkürliche unorganiſche Anwendung architektoniſcher Glieder, die Übertreibung der Konſtruktionselemente bis zu pomphafter Prahlerei getrieben wird und die Emanzipierung der Dekoration an die Tagesordnung kommt, gerade ſo wird in der Barockperiode der Kriegskunſt das Exerzitium nach und nach vom eigentlichen Gefechtszweck emanzipiert; und obwohl bis zu einer gewiſſen Grenze auch die Ausbildung für die Parade unleugbar

mit der für den Felddienſt zuſammen ging, ſo wurde jene Grenze doch faſt allenthalben überſchritten. Dies Überwuchern der Paradeformen, dies Spielen mit dem konſtruktiven Detail, dauert lange an: man kann ſagen eben ſo lange als der monarchiſche Abſolutismus und das Söldnertum in den Heeren. Aus den Tagen des älteren Puyſégur, der unter Mazarin den höchſten Barockſtil der Taktik ausgebildet hat, pflanzt es ſich fort in jene Rokokoperiode der Kunſt, welche in den Luſtlagern Auguſts des Starken ihre üppigſten Blüten trieb, und endlich in jene ſteife Zopfzeit, die allerdings mit unendlich viel höherem Ernſte auf dem Sande des Potsdamer Luſtgartens nulla dies sine linea vorübergehen ließ. — Die mechaniſche Lineartaktik Friedrich Wilhelms I. und des alten Deſſauers mit dem langſamen Avanciermarſch von 75 Schritten in der Minute, aber auch mit dem Schnellfeuer von 5 Schuß in der Minute, welches die Bataillone als „wandelnde Batterien“ erſcheinen ließ*) — das war die formale Erbſchaft, die der große Friedrich antrat; und faſt möchte man zweifeln, daß es dem Genie möglich ſei, ſich in ſolchen eng abgemeſſenen pedantiſchen Formen zu betätigen.

Doch wer durchdrungen iſt vom ewig Wahren,
Dem muß die Form ſich unbewußt vereinen,
Und was dem Stümper mag gefährlich ſcheinen,
Das muß den Meiſter göttlich offenbaren.**)

Aus ſeiner erſten Schlacht lernte Friedrich mehr als Andere aus hundert. Die einfache und doch ſo große Maxime von der überwältigenden Macht der Initiative und des Angriffs ging ihm auf; es durchdrang ihn das Streben, den Stoß auf Einen Punkt zu führen, um dort mit geſammelter Kraft unbedingt zu ſiegen, und damit zugleich kam ihm die Offenbarung, wie das mit dem Kanon der Lineartaktik zu machen ſei: er faßte den Gedanken der ſchiefen Schlachtordnung; er verband mit dem legionaren Treffenſyſtem

*) Frédéric: Histoire de mon temps. I.
**) A. v. Platen: Das Sonett an Goethe.

dieſelbe Idee, welche zuerſt Epaminondas mit der Phalanx ausgeführt. — So beſeelte Friedrich die Formenſprache ſeiner Zeit mit weltgeſchichtlichem Odem, und wahrlich, es iſt nicht zufällig, daß er ſeine königliche Kunſt auch dichteriſch ergriff, daß er der Sänger der Kriegskunſt ward!*)

Wenn man ſich alſo des unſterblichen Ruhmes freut, den Friedrich in jenen ſtarren Formen der Zopfzeit zu erfechten gewußt, ſo wolle man doch nie vergeſſen, daß es eben der Genius war, der ſich frei in ihnen bewegte, nicht aber die Form ſelbſt, durch die das kaum Begreifliche gelang. Und doch, ſeine Zeitgenoſſen vergaßen das bereits! Schon ſie modelten die großartigen Bewegungen, welche der König im Kriege angewandt, wieder in geometriſche Spielereien und evolutionäre Spekulationen um und wähnten, in dieſen das Geheimnis der Kunſt zu beſitzen. So wird denn der Stil der ganzen Periode ſelbſt durch einen Geiſt wie Friedrich nicht geändert. — Es iſt überhaupt nur eine Viertel-Wahrheit, wenn man ſagt: Le style c'est l'homme; der Stil iſt vielmehr, im großen genommen, Geſetz, Geſetz der Zeit, und ihm muß ſich jede Individualität, auch die mächtigſte, unterwerfen. — Von Friedrich aber gilt das Goethe-Wort: „In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter!“**)

„Die Vollendung des techniſchen Machens pflegt länger anzuhalten als der Geiſt, der ſie auf die Höhe getrieben und beſeelt hat —“ dieſe Betrachtung, welche ein moderner Äſthetiker anſtellt***), trifft auch auf dem Gebiete der Kriegskunſt zu. „Durch die Entfernung von der Erfahrung und durch einen unglücklichen Hang zur Spekulation entſtand eine Art militäriſcher Eleatiker, deren Elea nach Friedrichs Tode Wien, deren Xenophanes Lascy wurde . . . und bald war von der Kunſt, wie man ſie aus dem letzten Kriege heimgebracht, wenig mehr übrig geblieben als ein

*) Frédéric: L'Art de la Guerre. Poëme en six Chants. 1749.
**) „Natur und Kunſt.“ Gedichte II.
***) Falke a. a. O.

durch die Einbildung und die Geiſteswillkür einiger Hypertaktiker in Form und Zuſammenfügung gleich entſtelltes Gebilde.*)“

Inzwiſchen regte ſich auf franzöſiſchem Boden eine Oppoſition gegen die Lineartaktik. Die Tradition der griechiſchen Renaiſſance, der alte Gedanke der Phalanx fand wieder Anhänger und der Chevalier de Folard ward ihr begeiſterter Prophet.**) — Für ihn exiſtiert die Linie als Gefechtsform gar nicht mehr; die Feuerwirkung verachtet er; die phalangitiſche Kolonne und die Stoßtaktik, der Appell an die blanke Waffe ſind ihm das Arkanum des Sieges. Dem Chevalier ſekundierte in den Hauptſachen der franzöſiſche Marſchall Moritz von Sachſen***), und Menil Durand erfand für dieſe Richtung das Stichwort: „Ordre français en tactique.“ †) Damit ſchien dem ſogenannten preußiſchen Stil ein national-franzöſiſcher entgegengeſetzt zu ſein, während im Grunde nur für die alte Rivalität der römiſchen und der griechiſchen Renaiſſance ein neuer Name gefunden war. Übrigens ſiegten auch in Frankreich vorläufig noch die Anhänger der Lineartaktik, und erſt unter ganz beſonderen Umſtänden ſollte die Kolonne auf dem Schlachtfelde zur Herrſchaft kommen.

Schon zu Anfang meines Vortrags habe ich darauf hingewieſen, daß die ausſchließliche Anwendung des Schwarm- und Fern-Gefechts, wie ſie uns zuerſt bei den Orientalen begegnete, die geringſte Potenz von kriegeriſcher Tüchtigkeit und den niedrigſten Stand der Kriegskunſt bezeichnet. Die Wahrheit dieſes Satzes beſtätigte auch wieder das erſte Auftreten allgemeiner Tirailleurgefechte in der Neuzeit, ſchon dadurch, daß dieſe wirklich dem Barbarentum, nämlich den Indianerkriegen Nord-

*) Heinrich v. Brandt: Handbuch für den erſten Unterricht in der höheren Kriegskunſt. Berlin 1829.

**) Histoire de Polybe, traduit par Vincent Thuillier avec un commentaire par M. de Folard; I. Traité de la Colonne. 1727.

***) Les Rêveries. Paris 1757.

†) Projet d'un ordre français en tactique, ou la phalange coupée et doublée, soutenue par le mélange des armes. 1755.

amerikas entſtammten. Aber indem die Neu-England-Staaten jene Fechtweiſe notgedrungen adoptierten und, unterſtützt von Frankreich, gegen ihr Mutterland zur Anwendung brachten, verbreitete ſie ſich nach Europa und ſtreute hier ihren Samen in den durch die große Revolution umgewühlten Kulturboden Frankreichs. Dieſe Einwirkung im Verein mit der eigenen Unfähigkeit, in den überlieferten Kunſtformen zu fechten, zu deren Aufrechterhaltung es an Zucht und Schule fehlte — das ſind die Momente, unter denen ſich die Taktik der Revolutionsheere herausbildete, eine Taktik, die zunächſt gar keinen Stil repräſentiert, ſondern den einfachen Rückfall in die Barbarei. — Es iſt das Rouſſeauſche Naturprinzip auf die Kriegskunſt angewandt.

Die Erfolge, welche dieſe Fechtweiſe erzielte, ſind von den Bewunderern der franzöſiſchen Revolution weit überſchätzt worden. Sie beruhten zunächſt auf der Überraſchung, auf jener ſeltſam lähmenden Wirkung, welche ſtets das befremdende Neue ausübt, zumal wenn es aus ſo wilden Meduſenaugen ſtarrt. — Schon fingen auch jene Erfolge an, in ihr Gegenteil umzuſchlagen, als es den Führern des franzöſiſchen Heeres gelang, dieſem das Gleichgewicht endlich wiederzugeben und in den chaotiſchen Tirailleurwolken taktiſche Schwerpunkte zu markieren. Ein ſolcher Schwerpunkt war zunächſt nichts anderes als ein roher Gewalthaufe, eine zuſammengeraffte Kolonne, eine unſchöne Phalanx, eine Verdichtung der Maſſe und der Macht, die an den Kern eines Kometenſchweifes mahnt und gerade durch dieſe ihre Entſtehungsart als der echte Repräſentant des Imperatorentums in der Taktik erſcheint. Mit der Entwicklung dieſer Formen zugleich begann die Diktatur Napoleons. — Der gräziſierende Stil des Empire iſt übrigens in der Kriegskunſt ebenſo unrein wie in den ſchönen Künſten. Wenn auch das einzelne Heeresglied phalangitiſch geſtaltet erſcheint, die Geſamtordnung iſt vom römiſchen Geiſte diktiert; das legionare Treffenſyſtem liegt ihr zu Grunde. Was aber dem künſtleriſchen Eklektizismus Bona-

partes seine eigentliche Physiognomie gibt, das ist die Massenwirkung. Massen bereit zu halten, Massen bewegen zu können, Massen auf den entscheidenden Punkt zu führen*), Massen zurückzuhalten, um sie im Momente der Krisis in die Wagschale zu werfen — das ist das Charakteristikum des napoleonischen Kriegsstils.

Die Anwendung desselben Systems gegen Napoleon war es, was ihn stürzte. — Ein halbes Jahrhundert lang bewegte sich nun die Kriegskunst Europas innerhalb eines Eklektizismus, der unter den Formen aller vorangegangenen Zeiten nach Willkür wählte. Während sich indessen die Überreste der Lineartaktik meist nur in den Reglements und Exerzitien erhielten, erkannte man es immer deutlicher als die Stärke der napoleonischen Methode, daß diese das Tirailleurgefecht mit der geschlossenen Masse verband. In solcher Verbindung erblickte man die Vermählung der Geschmeidigkeit mit der Kraft und die Vereinigung der Selbsttätigkeit des einzelnen Mannes mit der Wirksamkeit des festgeleiteten Ganzen.**) — Dazu kam noch ein anderes Moment. — In dem Streben nach Massenwirkung hatte Napoleon große Masseneinheiten geschaffen: Divisionen, Armee-Korps. Wenn diese nun wirklich als Einheiten gebraucht werden sollten, so mußten sie selbständig gemacht, d. h. mit allen Waffen ausgestattet und in sich treffenmäßig gegliedert werden, wie das früher nur das ganze Heer gewesen war. Aus dieser Gliederung entsprang natürlich ein hoher Grad von Selbständigkeit der Unterabteilungen und der Unterführer, und da nun in der Folge, zumal in den Landen der allgemeinen Wehrpflicht und der allgemeinen Schulpflicht jener taktischen Individualisierung von Oben eine persönliche Individualisierung von Unten her, d. h. aus den Kreisen der Subalternoffiziere und der höher gebildeten Mannschaft entgegenkam, so ergab sich eine außerordent-

*) Dieser Punkt ist bei Napoleon meist das Zentrum des Feindes, nicht wie bei Friedrich der eine Flügel.

**) Rüstow: Geschichte der Infanterie. Nordhausen 1864.

lich gesteigerte Beweglichkeit der Teile, die jedoch nicht mehr mechanischer Natur war und nicht mehr ausschließlich auf dem Exerzitium beruhte, vielmehr organisch und geistig begründet erscheint. Ihren stilistischen Ausdruck fand diese Entwicklung in der Schöpfung der preußischen Kompagniekolonnen, welche das legionare Treffensystem, das ehemals nur im ganzen Heere, dann in den Korps, den Divisionen, den Brigaden zur Geltung gekommen war, nun auf das Bataillon übertrug, und welche schon dadurch, daß hier ein kleiner Bruchteil der Legion, nämlich das einzelne Manipel, unter Umständen berufen wird, als Kolonne, d. h. als selbständig fechtende Phalanx aufzutreten, deutlich zeigt, wie vollkommen die beiden alten Hauptstilrichtungen der Taktik in unserer modernen Fechtweise verschmolzen sind.

Preußen hatte durch diese taktische Neugestaltung, sowie durch die erste Einführung der Hinterladerwaffen alle anderen Heere überflügelt. Und doch bewiesen die gewaltigen Kriege unserer Tage, namentlich die Feldzüge in Frankreich, daß die Praxis des Gefechtes noch weiter vorwärts drängt auf der Bahn der Individualisierung und der Beweglichkeit.

Wie in der Gegenwart an die Architektur die Aufgabe herangetreten ist, riesenhafte Bauten zu schaffen, von deren Großräumigkeit sich die Vergangenheit nichts träumen ließ, lichte Decken auszuspannen über Zentralbahnhöfe und Weltausstellungspaläste, so treten analoge Aufgaben auch an die Taktik heran. — Der Maßstab für die Räume eines Schlachtfeldes ist die wirksame Schußweite der Fernwaffen: bei den Alten die Tragweite des Pfeiles oder des Pilums, im Mittelalter die der Armbrust oder der Hakenbüchse, heut die des Hinterladers und der gezogenen Kanone. — Das Wachstum der Heere hält allerdings gleichen Schritt mit der Ausdehnung jenes Maßstabes und würde es vielleicht möglich machen, auch in den hergebrachten Formen den Raum des neuen Schlachtfeldes auszufüllen und den Gefechtszweck zu erreichen; damit aber würde sich die Zahl der Opfer

bis ins Unerträgliche ſteigern; und eine der vornehmſten Anforderungen an jedes Kunſtwerk: daß es nämlich den idealen Gedanken (hier alſo den Sieg) in möglichſter Reinheit und mit dem geringſten Aufwand äußerer Mittel zur Erſcheinung bringe, würde unbefriedigt bleiben müſſen. — Doch wie es die Baukunſt nicht verſucht, jene gewaltigen Hallen, die ſie dem Verkehrsweſen oder der Induſtrie errichtet, mit Balken zu decken oder mit maſſiven Bögen zu überwölben, vielmehr ein auf feſten Eiſenpfeilern ruhendes metallenes Rippenwerk ausſpannt und in deſſen Zwiſchenräume die eigentliche Decke fügt, die ſtets aus leichtem Stoffe, oft nur aus Glas gebildet iſt, ebenſo pflanzt die heutige Taktik als feſte Pfeiler ſtählerne Batterien in den Schlachtenraum, und ſtatt der Steinbalken der Phalanx, ſtatt des Gewölbes der Legion iſt es ein leichtes Rippenwerk von Kompagnie-Kolonnen, das die weitausgebreiteten Schwärme jener ungeheuren Tirailleurmaſſen trägt, welche das Schlachtfeld bedecken und in denen heutzutage Einleitung, Durchführung, ja zumeiſt ſogar die Entſcheidung des Gefechtes liegt.

Damit ſind wir denn allerdings wieder da angelangt, von wo unſere Betrachtung der Taktik ausging: beim Schwarmſyſtem. Aber freilich der Schwarm von heute iſt etwas anderes als der der alten Nomadenvölker. Dieſer war die roheſte Manifeſtation des Maſſeninſtinktes; jener iſt gerade im Gegenteil das Ergebnis individualiſierender Bildung, ſelbſtändig machender Erziehung. — Und doch — geleugnet kann nicht werden, daß mit dieſem Vorherrſchen des Schwarmſyſtems die Kunſtformen der Taktik, die durchaus auf der geſchloſſenen Maſſe beruhten, ebenſo aufgehoben erſcheinen, wie die Kunſtformen der Architektur im Glas- und Eiſen-Bau, der ſie ja ebenfalls auf eine alte nomadiſche Form, auf die des Zeltes zurückgeführt hat — und wie in der Baukunſt, ſo wird jetzt auch in der Taktik eifrig nach einem neuen Stil geſucht.

Innig alſo ſtimmt die Entwicklung der Kriegskunſt mit der der andern Künſte überein, und dieſe hiſtoriſche Harmonie

ſpricht lauter als jede philoſophiſche Deduktion für das Anrecht des kriegeriſchen Schaffens auf den Namen „Kunſt“. — In welchem Stile aber auch der Kriegskünſtler arbeiten mag, ob er das ihm vorſchwebende Ideal, den Sieg, in den Formen der ſpeerſtarrenden Phalanx, der pilumſchleudernden Legion oder des feuerſpeienden Maſſenſchwarms ins Leben rufen will, immer gebührt ihm, wenn er kein virtuoſer Kondottiere, ſondern ein echter Krieger iſt, mit vollem Recht derſelbe Preis des Dankes, den die Begeiſterung dem Dichter und dem Künſtler reicht: der dem Apollo heilige Lorbeer!

2. Die Trilogie Karls des Kühnen.*)

Bei Grandſon verlor er das Gut,
Bei Murten den Mut,
Bei Nancy das Blut.
(Alter Spruch.)

I.

Gleich den großen tragiſchen Dichtungen des Aiſchylos, welche in Gruppen zuſammenſtehen, um in gewaltiger Dreiheit darzuſtellen, wie eine Folge von Taten den Übermut zur Schuld und zum Untergange führt, oder um ein und denſelben Grundgedanken in verſchiedenen Begebenheiten zu offenbaren, ſo ſtehen in engſter Verbindung miteinander die drei Schlachtendramen von Grandſon, Murten und Nancy, die in dem kurzen Zeitraum vom März 1476 bis zum Januar 1477 das höchſte Glück, das ſtolzeſte Vermeſſen des kühnen Karl und ſeinen immer tieferen Fall, ſein erſchütterndes Ende herbeigeführt. Wenige Ereigniſſe der wirklichen Geſchichte zeigen ſo ſehr wie dieſe Burgunderkriege in ihrem Gange jenen erhabenen ethiſchen Rhythmus, den man die „poetiſche Gerechtigkeit“ genannt. Aus dieſem Grunde und auch deshalb, weil in den Kämpfen Karls des Kühnen der Genius der Übergangszeit vom Mittelalter zum modernen Weltalter mit ungewöhnlicher Kraft und Klarheit zu Tage tritt, dürfte eine Darſtellung jenes Ringens, Siegens und Unterliegens ſtets von Intereſſe ſein für jeden Freund der Geſchichte. — In den nachfolgenden Blättern wird der Hauptnachdruck auf die kriegeriſchen Mittel und Taten gelegt.

*) Aus den „Grenzboten“ 1876.

Vorſpiel.

Im Jahre 1467 war Graf Karl von Charolais ſeinem Vater als Beherrſcher der burgundiſchen Geſamtſtaaten gefolgt. Sie bildeten ein Gebiet von ungewöhnlicher Größe, Mannigfaltigkeit und Wohlhabenheit. Von deutſchen Lehen gehörten dazu die Freigrafſchaft Hochburgund, die Grafſchaften Hennegau und Namur, Holland und Geldern, Weſtfriesland und Rethel, ſowie die Herzogtümer Luxemburg, Limburg und Brabant. An franzöſiſchen Lehen beſaß Herzog Karl erſtens das eigentliche Herzogtum Bourgogne, die Grafſchaften Flandern, Guines, Boulogne, Ponthieu, Amiens und Vermandois, das Gebiet der oberen Somme, die Grafſchaften Bar, Auxerre, Chalons und Macon, Auxonne und Nevers — ein großartiges Gebiet, welches nur den einen Fehler hatte, daß es durch das Herzogtum Lothringen und das Metzer Land in zwei große, an und für ſich wohl arrondierte Länderkomplexe getrennt war. Das natürliche Beſtreben des Herzogs mußte darauf gerichtet ſein, dieſe trennenden Lande zu erwerben; doch mit dieſem Zweck begnügte Karl ſich keineswegs; nicht umſonſt führte er den Beinamen des „Kühnen“ (le téméraire); ſein Ehrgeiz war dahin gerichtet, das ganze alte arelatenſiſche Königreich wieder herzuſtellen und alſo außer Lothringen auch die Provence, die Dauphiné und die Schweiz an ſich zu reißen, um dann ſein Haupt mit der Königskrone von Burgund zu ſchmücken. Es verſteht ſich, daß hierzu außerordentliche Kriegsmittel notwendig waren, und Karl hat es nicht daran fehlen laſſen, die ſeinigen mit allen Kräften zu heben und zu erweitern. Faſſen wir dieſelben zunächſt ins Auge.

Schon Karls Vater, Philipp der Gute, hatte viel für das burgundiſche Heerweſen getan. Was er vorgefunden, war im Grunde genommen derſelbe Zuſtand, der in jener Zeit des Verfalls der feudalen Kriegsverfaſſung faſt ganz Weſteuropa gemeinſam war. Wie überall, ſo hatten auch in Burgund

die Vaſallen beinahe ausſchließlich die Reiterei des Heeres gebildet, während die Städte und die Gemeinden freier Landleute das Fußvolk ſtellten. Die niederländiſchen Stadtmilizen hießen „Porterer", die freien Dienſtknechte vom Lande „wohlgeborene Männer". Die Dienſtpflicht war freilich allgemein, aber in der Zeit ganz außerordentlich beſchränkt und daher die Ausbildung mangelhaft, die Leiſtung unzuverläſſig. Schildert doch der ſachkundige Commines den Zuſtand der burgundiſchen Lehnsreiterei zur Zeit der Ligue du bien public und namentlich in der Schlacht bei Montléry als ganz und gar unzulänglich. „Unter 12 bis 14 Hundert Reiſigen", ſagt er, „gab es kaum 50, welche die Lanze gehörig zu handhaben wußten; keine 400 waren vollſtändig gerüſtet, und den zwar ſtattlichen Roſſen mangelte es ganz an bewaffneten Dienern." Angeſichts ſolcher Zuſtände lag es nahe, das Vorbild der permanenten Truppen Charles VII. nachzuahmen, und für die Aufbringung der dazu nötigen Mittel bot ſich eine Handhabe in der Sitte des Loskaufs (Schildtale, scutarium), welche in mehreren Provinzen ſowohl für die Vaſallen als für die wohlgeborenen Männer und die Porterer beſtand.*) Eine Erweiterung dieſes Loskaufs ſtellte dem Herzoge angemeſſene Geldmittel zur Verfügung.

Im Jahre 1471 geſchieht denn auch bereits einer Miliz Erwähnung, deren Mannſchaft ſich ſtets marſchfertig halten ſollte und welche dafür einen kleinen Gehalt bezog. In demſelben Jahre macht der Herzog ſeinen in Abbéville verſammelten Ständen die Vorſtellung: „wie er in ſeinem Kriege mit Frankreich, aus Mangel an ſtehenden Truppen, in den entſchiedenſten Nachteil, namentlich zum Verluſt einiger Grenzplätze, gekommen ſei, und wie er ſich darum genötigt ſehe, die Auflage einer jährlichen Steuer zu verlangen, um damit ein beſtändig beſoldetes Korps von etwa 800 Lanzen in den äußerſten Grenzplätzen zu erhalten." Die Stände bewilligten 120 000 Goldlilien (Reichs-

*) van Kampen: Geſchichte der Niederlande. Hamburg 1831—1833.

taler) zu dieſem Zweck; und ſchon im folgenden Jahre findet man das Korps auf 1200 Lanzen verſtärkt und in 12 Kompagnien eingeteilt. Die Lanze beſtand aus *acht* bewaffneten Männern, nämlich dem Reiſigen (homme d'armes), einem bewaffneten Diener (coustilier) und zwei Bogenſchützen (archers) *zu Pferde*, ſowie zwei Büchſenſchützen (couleuvriniers) und zwei Pikenieren *zu Fuß*. Reiterei und Fußvolk waren alſo bei dieſer burgundiſchen Ordonnanz *in ein und derſelben Lanze* verbunden und zu gleichen Teilen vertreten. Später kam zu jeder Lanze noch ein Knappe (page) und ein Armbruſtſchütze (cranequinier), beide beritten, ſo daß nun die Zahl der Reiterei überwog. — Am Ende des Jahres 1472 zählte die Ordonnanz 1200 Lanziere (hommes d'armes), 3000 Bogenſchützen und 600 Armbruſtſchützen zu Roß, 600 Büchſenſchützen (couleuvriniers) und 1000 Bogenſchützen zu Fuß, 2000 Pikeniere und 2400 bewaffnete Diener (Knappen und coustiliers) — im ganzen 10 800 Mann.*)

Was die Bewaffnung und Fechtart betrifft, ſo führte der Gendarme, welcher völlig geharniſcht erſchien, die Lanze, den Stoßdegen (estoc) und einen leichten Hieber (couteau), der am Sattel hing. Die Fechtart dieſer Lanziers beſtand darin, daß ſie in vollem Roßlauf den Feind mit eingelegter Lanze anrannten und, wenn dieſe dann zerſplittert war, im Handgemenge mit den Kurzwehren fochten. — Der Couſtilier war in ſeiner Ausrüſtung von vornherein auf die Melée berechnet. Er trug Panzerhemd mit Halsſchirm, Arm- und Beinſchienen, Blechhandſchuh und Pickelhaube (salade), Wurfſpieß (javelot), Schwert und Dolch. — Mit gleichen Schutzwaffen wie die Couſtiliers ſollten die Büchſen-, Armbruſt- und Bogenſchützen verſehen ſein, doch mit ſolcher Einrichtung, daß die zum Schießen notwendige freie Armbewegung nicht gehindert wurde. Den berittenen

*) Loys Gollut: Les mémoires historiques de la République Sequanoise et des Princes de la Franche-Comté de Bourgogne. Neue Ausgabe von Ch. Duvernois. Arbois 1846.

Bogenſchützen ſollte übrigens das Pferd eigentlich nur als Transportmittel dienen. Sie ſollten zu Fuß fechten und zwar in 2 Gliedern. Tatſächlich war aber unter den Bognern die Sitte eingeriſſen, auch während des Gefechts im Sattel zu bleiben, nicht nur weil dies bequemer, ſondern namentlich deshalb, weil es ritterlicher erſchien. Die Flanken der Schützen wurden womöglich durch Reiterei oder ſchwerbewaffnetes Fußvolk gedeckt, wenn es nicht durch natürliche Hinderniſſe geſchehen konnte. Zum Gefecht im Handgemenge bedienten ſie ſich des Streithammers mit langer Spitze. Die berittenen Armbruſtſchützen pflegten ſtets zu Pferde zu fechten. Ihre großen Armbrüſte hießen „Cranequines“, von der Klammer, mit welcher der Bogen geſpannt wurde. Statt des größeren Köchers oder Beutels (trousse), der zum Bogen gehörte, hatten die Armbruſtſchützen ein zylindriſches Futteral für die Bolzen an der Seite. — Die Pikeniere trugen Panzerröcke mit Bruſtblech. Dies ſchwere Fußvolk focht nicht, wie das der Schweizer, in tiefer Ordnung, ſondern meiſt in nur 4 Gliedern oder in hohlen Vierecken.

Der Herzog ſelbſt wählte die Anführer der Kompagnien jedesmal auf ein Jahr. Die Einteilung der letzteren geſchah anfangs nach Zehnteln (dixaines), ſpäter in 4 Escouaden, deren jede wieder in 4 chambres zu je 5 Lanzen geteilt war. Einer der Escouadenchefs wurde zum Leutnant beſtellt. Jede Escouade führte ihr Fähnlein. Die Schützen hatten, da ſie von ihren Lanzen getrennt fechten mußten, beſondere Anführer.

Einen hervorragenden Teil des Heeres bildete die Leibwache des Herzogs. Sie war folgendermaßen zuſammengeſetzt: Engliſche Garde: 480 berittene Bogenſchützen in 12 Geſchwadern (escouades), von denen ſtets eine dixaine den Dienſt in den herzoglichen Zimmern verſah; berittene Leibſchützen (archers du corps): 90 Mann; berittene Bogenſchützen: 400 Mann in 4 Geſchwadern; ferner 62 Leibſchützen zur Fußbegleitung des Herzogs; eine Nobelgarde (garde d'écuyers ou

de gentils hommes) von 126 Reiſigen, mit eben ſo vielen Bogenſchützen in 4 Geſchwadern, unter einem „capitaine“ über das ganze Korps, und endlich ein ſogen. renfort de la garde von 160 Mann. Die Leibwache betrug ſomit zuſammen 1434 Mann und Pferde, wozu ſpäter noch eine Schar von 600 Mann Fußvolk des Hauſes kam, ſo daß die ganze Garde ſich auf etwa 2000 Mann belief.*)

Noch näher als die Leibgarde ſtand dem Herrſcher ſein Hofſtaat, deſſen verſchiedene Stäbe (états) zugleich militäriſche Beſtimmung und Organiſation hatten, ſodaß ſie im Felde kleine Reitergeſchwader bildeten. So trug der Oberkammerherr, gefolgt von 40 Rittern ſeines Stabes, das Hauptbanner der Vaſallen; das Pennon (Leibfähnchen) des Herzogs führte der Ecuyer-tranchant, der Vorſchneider. Den Obermundſchenk begleitete ein Stab von 50 Edelknechten; ebenſo viele reiſige Edle folgten dem Oberſtallmeiſter, welcher die große Standarte von Burgund trug und die Pflicht hatte, in der Schlacht nie aus der unmittelbarſten Nähe ſeines Herrn zu weichen. Den Stab des Oberhofmeiſters endlich bildete das Sanitätsperſonal des Hofes, welches aus 6 Medizinern und 4 Wundärzten beſtand.

Die oberſte Verwaltung des burgundiſchen Kriegsweſens war in der Hand eines ſogenannten Hofkriegsrates, unter dem perſönlichen Präſidium des Herzogs, dem die dahingehörigen Gegenſtände durch vier, dieſem Departement zugeteilte Ritter vorgetragen wurden. Auch der Oberhofmeiſter, der Feldzeugmeiſter und der Wappenkönig des burgundiſchen Hausordens vom goldenen Vließe (Toison d'or) wohnten den Sitzungen des Kriegsrates bei. Die ſchriftlichen Ausfertigungen dieſer Behörden beſorgten zwei Sekretäre der Kriegsgeſchäfte (affaires de guerre). Ein Mitglied des Hofkriegsrates war Kriegsſchatzmeiſter (trésorier de la guerre), welchem vom Finanzdepartement

*) Emanuel v. Rodt: Die Feldzüge Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund und ſeiner Erben mit beſonderer Beziehung auf die Teilnahme der Schweizer an denſelben. Schaffhauſen. 1843.

die für das Kriegswesen bestimmten Summen zugeschieden wurden und welcher diese durch den Kriegszahlmeister verwenden und verrechnen ließ.*) — Als höchste Kommandostelle galt die des Marschalls von Burgund, der in Abwesenheit des Herzogs für ihn den Oberbefehl zu führen hatte, mit Befugnissen wie in Frankreich der Connetable. Führte dagegen der Herzog selbst den Oberbefehl, so stand dem Marschalle das Kommando der Vorhut zu. Als Stellvertreter (lieutenant) des Marschalls fungierte der Heermarschall oder Feldmarschall (Maréchal de l'host). Die höchste richterliche Gewalt bei dem Heer übte der Ober- und Marschallsprofos (grend prévôt). Einige Provinzen hatten eigene Marschälle, die dann an der Spitze ihres Wehrwesens standen.

Im Frieden waren die stehenden Truppen so viel als möglich in Gasthäusern und Schenken untergebracht. Für Verköstigung hatte die Mannschaft zu bezahlen. Der Sold wurde alle 3 Monate gezahlt. Er betrug im Jahre 1473 monatlich für den Gendarmen 18 Franks, für den berittenen Schützen 5 Franks, für den Fußsoldaten 4 Franks. Das Gehalt der Kompagnieführer scheint gering gewesen und von diesen, welche meist große Herren waren, gewöhnlich ihren Leutnants überlassen worden zu sein.**) — Bei keiner Kompagnie sollten mehr als 30 Weiber geduldet werden, und kein einzelner Kriegsmann sollte das Recht haben, eine davon als Ehefrau zu unterhalten. — Fluchen und Spielen war verboten; das Verlassen der Fahne auf dem Marsche wurde mit achttägigem Soldabzug, vor dem Feinde mit dem Tode am Strange bestraft. — Auf Märschen erhielt die Mannschaft Quartierbillets. Streu und Heu mußte der Gastwirt unentgeltlich liefern, die Lebensmittel, sowie auch den Hafer für die Pferde, nach einer bestimmten Taxe. Der Tagmarsch sollte 5 bis 8 Stunden betragen, und je den dritten Tag durfte gerastet werden. Es waren eigene

*) Gollut a. a. O.

**) v. Heuter bei Rodt.

Marſchkommiſſäre aufgeſtellt, welche die Befolgung dieſer Vorſchriften und die Abrechnung zu überwachen hatten. Von der Beute kam dem Kompagniechef die Hälfte vom zehnten Pfennig des Werts zu, dem Escouadenchef $^1/_4$ vom Zehnteil, wenn ſie dem Vorfall beigewohnt, bei dem die Beute erfochten worden.*)

Damit die Mannſchaft durch Waffenübungen für den Kriegsdienſt tüchtiger gemacht würde, mußten die Kompagniechefs in den Garniſonen ihre Leute häufig aufs Feld führen. Die Schützen gewöhnte man, abzuſitzen und zu Fuß mit dem Bogen zu ſchießen, ihre Pferde zuſammenzukoppeln und in der Front nachführen zu laſſen. Die Pikeniere marſchierten in geſchloſſener Front vor den Schützen. Auf ein gegebenes Zeichen fielen ſie aufs Knie nieder, mit vorwärts gefällten Spießen, damit über ſie hinweg, wie über eine Mauer, die Schützen ihre Pfeile ſendeten. Die Pikeniere wurden überdies geübt, zum Behufe zweiſeitiger Gegenwehr, ſich Rücken an Rücken zu ſtellen, wie auch eine viereckige oder kreisförmige Ordnung zu formieren. Hierbei ſtellten ſich die Bogner hinter die Pikeniere, und in dem leeren inneren Raum hielten die Knappen mit den Pferden der Schützen.**) Manchmal, z. B. bei Neuß, wurden Bogner und Spießer auch derart gemiſcht, daß je ein Schütze zwiſchen zwei Spießen ſtand. Unleugbar tritt in dieſem Streben, die Bogner durch eine Kette von Piken zu ſichern, ein Nachklang an die Schutzpfähle der engliſchen Archers hervor, und es iſt bemerkenswert, wie außerordentlich lange ſich dieſe Befangenheit erhält, wie ſpät in den meiſten Heeren die Schützen als reif zum Selbſtſchutz betrachtet werden.

Die ſchwere, mit Lanzen bewaffnete Reiterei ſtellte ſich wie die der franz. Ordonnanz-Kompagnie in einem Glied auf, haagförmig (en haye). Hinter die Lanziere reihten ſich, als

*) v. Rodt a. a. O.

**) Ordonnance vom 13. November 1472, „donnée en notre camp chez Bouhain." Mémoires de Bourgogne par Loys de Gollut, liv. X. p. 861.

zweites Glied, ihre Knappen und hinter dieſe, als drittes Glied, die Couſtiliers, welche außerdem noch für den Dienſt der leichten Reiterei gebraucht wurden. Den Gegenſatz zu dieſer gewöhnlichen Aufſtellungsart bildete diejenige in tiefer Ordnung (en escadre), von der zuweilen Gebrauch gemacht wurde, um den „Keil“ oder „Spitz“ zu bilden, bei welchem die Pferdezahl der Glieder nach vorn immer mehr, und zwar bis auf ſieben, abnahm.*) In dieſem Falle ſchloſſen ſich die Knappen und Couſtiliers ebenfalls gliederweiſe dem Vierecke an, das die Grundlage des Keils bildete. Zur Herſtellung dieſer Formen wurden auch die Gendarmes ſorgfältig eingeübt. Sie mußten, bald nur im Oberharniſch, bald vollgerüſtet, mit gefällter Lanze rennen, mitten aus dem Roßlauf heraus die Fahne decken, ſich auf Kommando trennen, ſammeln und aufſchließen.

In der Schlachtſtellung bildete gewöhnlich das ſchwere Fußvolk die Mitte. Zu beiden Seiten kamen die Bogenſchützen zu ſtehen. Die Gensdarmen mit ihren Knechten bildeten die äußerſten Flügel. Wenn die Stärke des Heeres es geſtattete, wurden drei Treffen gebildet: Vorhut (avantgarde), Mitteltreffen (bataille) und Nachhut (arrièregarde), die ſich hintereinander aufſtellen und im Gefecht ablöſen ſollten. Da dieſe Ordre-de-Bataille aber ganz ohne Rückſicht auf Flankierung und ſeitwärtige Unterſtützung der einzelnen Teile durchgeführt ward, ſo wurden die vom Feinde gedrängten Treffen leicht auf einander geworfen, woraus dann unheilbare Verwirrung entſtand. Das franzöſiſche Vorbild war alſo auch hier wie bei der Heeresorganiſation, aber unverſtändig kopiert; denn die traurigen Erfahrungen von Courtray, Crecy und Azincourt hätten wohl darüber belehren können, daß eine ſo unorganiſche Treffenanordnung unter allen Umſtänden nutzlos, meiſt aber auch überaus gefährlich ſei.

Unverhältnismäßig ſtark und in vielen Dingen vorgeſchritten war die Artillerie des burgundiſchen Heeres. Nicht umſonſt

*) Beſchreibung davon noch in Fronsbergers Kriegsbuch.

verſichert Olivier de la Marche von dem Herzoge, er ſei puissant et fort pour payer la plus grande bombarde du monde.*) Zum eigentlichen Feldgeſchütz ſind jedoch nur die Falken (faucons) und Falkonetten (fauconneaux), die Feldſchlangen (serpentines) und die Hakenbüchſen (harquebusses), zu rechnen, letztere ein Mittelding zwiſchen dem groben und dem Handgeſchütze. In den Schlachten wurde das Geſchütz batterieweiſe, teils vor der Front des Fußvolkes, teils ſeitwärts, aufgeſtellt. — Zu den Poſitionsgeſchützen (für den Gebrauch hinter Schanzen und anderen Schutzwehren) gehörten die großen Schlangen (serpentines, couleuvrines), von 6 bis 13 Fuß Rohrlänge, welche zuweilen an den Mündungen mit Löwen- oder Drachenköpfen verziert waren und eiſerne Kugeln ſchoſſen. Als eigentliches Belagerungs- und Feſtungsgeſchütz gebrauchte man die Bombarden, welche 10 bis 11 Fuß lang waren, auf Geſtellen ohne Räder ruhten und Steinkugeln ſchoſſen. Bedient wurde die Bombarde von einem Büchſenmeiſter (bombardier), außerdem aber gehörte zu jeder einzelnen als Befehlshaber ein gentilhomme de l'hostel, ſodaß die Aufſicht über eines dieſer großen Geſchütze als ein beſonderer Ehrendienſt erſcheint.**) Zur Belagerungsartillerie zählen ferner die Mörſer, aus welchen noch nicht hohle, ſondern maſſive Steinkugeln geworfen wurden. Auch eine Art von Haubitzen, kurze Stücke mit Kammern (courtaults), $4^1/_2$ Fuß lang und auf Rädern ruhend, erſcheint unter den Belagerungsgeſchützen der burgundiſchen Armee. Was das Kaliber betrifft, ſo erwähnt dasſelbe ein alter Bericht***) mit folgenden ſehr naiven Annäherungs-Angaben: „An mehreren Orten fielen Steinkugeln nieder: einige ſo groß wie der Umfang eines Häringsfäßchens,

*) Olivier de La Marche: Estat de la maison de Bourgogne (1474). Veröffentlicht in der Choix des chroniques et mémoires sur l'histoire de France von Buchon. Paris, 1836.

**) Ebenda.

***) Discours du siège de Beauvais en 1472 par Charles de Bourgogne. Ausgabe von Louvet. Beauvais 1622.

andere von der Größe eines Napfes, andere von Gußeiſen 20 bis 30 Pfund ſchwer, und endlich welche von Blei oder Eiſen von der Größe einer Fauſt oder eines Spielballs.“ — Der Schuß mußte ſehr unſicher ſein, da die Seele der Geſchütze weit von genauer Zylindergeſtalt entfernt blieb und die Richtvorrichtungen faſt ganz mangelten.*)

Die Artillerie ſtand unter einem Ritter, der den Titel eines maistre de l'artillerie führte und eine ſo große Autorität hatte, daß ihm in ſeinem Reſſort wie dem Fürſten ſelbſt gehorcht wurde. Unter ihm ſtand ein Zahlmeiſter (receveur), durch deſſen Hände jährlich eine Summe von 60 000 florins ging, und ein beſonderer controlleur. — Die Zahl der Feldgeſchütze (bouches) des burgundiſchen Heeres ſtieg bis auf 300, welchen 2000 große Karren (les meilleurs et plus puissans que l'on peut trouver en Flandres et en Brabant) die Munition nachführten. Zu der Artilleriemannſchaft gehörten, außer den Kanonieren, techniſche Arbeiter der verſchiedenſten Art: carpentiers, marischaux forgeurs et toutes manières de gens.**)

Zu der techniſchen Ausrüſtung des burgundiſchen Heeres gehörte überdies ein Brückenzug, welcher geſtattete, Ströme von 1000 Fuß Breite zu überſchreiten, und ein Zeltlager, das auf 400 Wagen nachgeführt wurde. Infolgedeſſen nahm der Fuhrpark meiſt einen außerordentlich großen Raum ein; auf dem Marſch nach Dinan z. B. im Jahre 1466 war er 3 Meilen lang ***)

Eine große Rolle in der burgundiſchen Armee ſpielten die geworbenen Soldtruppen verſchiedener Nationen: Engländer, Lombarden und andere Italiener, Deutſche aller Stämme, ja ſogar Schweizer. Dieſe Truppen koſteten ihrer hohen Löhnung wegen ſehr viel Geld; empfing doch z. B. die italieniſche Reiter-

*) Napoléon III: Études sur le passé et l'avenir de l'Artillerie.
**) Olivier de La Marche a. a. O.
***) Mémoires du Jacques du Clerc (1448—1488) liv. V, ch. 18. (Collect. Buchon 37—39.)

bande unter dem Grafen von Campo-Baſſo, welche nicht mehr als 576 Köpfe zählte, allein vierteljährlich 13 789 Taler.*) — Sehr ſtörend wirkte übrigens die Verſchiedenheit des Nationalcharakters dieſer Soldtruppen, und namentlich zwiſchen den Engländern und Italienern kam es oft zu hartnäckigen und heftigen Kämpfen.

Die jährlichen Koſten des burgundiſchen Kriegsſtaates ſtiegen bis auf 2 Millionen Livres, zu deren Beſtreitung nach und nach die Steuern verhältnismäßig erhöht worden waren (von 120 000 Rtlr. auf 500 000), was bei dem Reichtum der burgundiſchen Länder jedoch in keiner Weiſe drückend ſein konnte.

Dies war die Verfaſſung des burgundiſchen Heeres, als Karl der Kühne ſich zum Zuge gegen den niederen Verein im Elſaß und gegen die hochdeutſche Eidgenoſſenſchaft rüſtete. —

Wenn man das burgundiſche und das ſchweizeriſche Wehrweſen nebeneinander betrachtet, ſo erblickt man in ihnen zwei von ſehr verſchiedenen Wurzeln ausgehende, höchſt eigentümliche Entwicklungen, welche zugleich als die reifſten und tüchtigſten Kriegsverfaſſungen des 15. Jahrhunderts erſcheinen. Sie ſind es, welche die meiſten Keime geſtreut haben für die Entwicklung des modernen Heerweſens, und ſo feindlich ſie ſich in der Geſchichte gegenüberſtehen, ſo ſehr ergänzen ſie ſich in der gemeinſchaftlichen Wirkung auf die Folgezeit.

Bei den großartigen Plänen, die Karl der Kühne verfolgte, fand er zunächſt im eigenen Lande eine ſtarke Oppoſition, welche er aber durch die wiederholte Niederwerfung des demokratiſch geſinnten und vom franzöſiſchen Hofe aufgehetzten Lüttich auf das Entſetzlichſte in ihrem Blut erſtickte. Und indem er den Anſtifter jener Lütticher Unruhen, König Louis XI., zwang, bei der Unterwerfung der Wallonen perſönlich mitzuwirken, entehrte und ſchändete er dieſen Fürſten und ſteigerte die von

*) Näheres über dieſe Soldverhältniſſe bei v. Rodt a. a. O. II. Seite 70.

Jugend auf zwiſchen ihnen beſtehende Feindſchaft zu tötlichem Haſſe. Die franzöſiſchen Stände ächteten den Herzog als Majeſtätsverbrecher, und wütende Heereszüge verwüſteten während der Jahre 1470 bis 73 die Grenzgebiete von Frankreich und Burgund. Endlich wurde ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, welchen Karl der Kühne ſofort zu neuen Verſuchen benutzte, ſeine Herrſchaft auszubreiten. Die Hoffnung, ſeine niederländiſchen Staaten durch Erwerbung Oſtfrieslands nach der Nordſee hin auszubreiten, ſcheiterte zwar, wohl aber gelang es ihm, durch einen Pfandvertrag mit dem geldbedürftigen Herzog Sigmund von Öſterreich im Elſaß feſten Fuß zu faſſen. — Wichtiger noch als durch dieſe Unternehmungen wurde jedoch der mit Louis XI. geſchloſſene Waffenſtillſtand dadurch, daß ſowohl Frankreich als Burgund ihn benutzten, um ſich durch Bundesgenoſſen zu verſtärken. Als ſolche boten ſich für Burgund der engliſche König, die Herzogin Witwe Jolantha von Savoyen und der Herzog Sforza von Mailand, für Louis XI. naturgemäß die bedrohten Lothringer, Elſäſſer und Schweizer dar.

Der Wortlaut des Bündniſſes zwiſchen Burgund und England verſprach dem Könige Eduard IV. zur Wiedererlangung aller ſeinem Hauſe in Frankreich entriſſenen Provinzen, ja zur Krone dieſes Reiches ſelbſt zu verhelfen. Das engliſche Parlament bewilligte die nötigen Mittel zu einem Feldzuge nach Frankreich, und der König erhob außerdem unter der Firma der „Benevolenza“ ein dem Namen nach freiwilliges Anlehen.

Es iſt intereſſant, einen Blick auch auf das engliſche Kriegsweſen dieſer Zeit zu tun, obgleich es nicht eigentlich zu Aktion gekommen iſt. Das aufgeſtellte Heer beſtand beinahe ausſchließlich aus ſchwergerüſteten Lanzenreitern und berittenen Bogenſchützen, ſo daß z. B. der Herzog von Clarence mit 120 Lanzen und 1000 Bogenſchützen in den Sold der Krone trat, während einfache Squires mit einer Lanze und 2 bis 3 Schützen erſchienen. Der Tagesſold eines Herzogs betrug 13 sh. 6 Pf., der eines Gemeinen man at arms 2 sh., der eines Bogen-

ſchützen 6 Pf.*) — Die letztere Waffe erfreute ſich noch immer der allgemeinſten Gunſt und Förderung; allen Ortſchaften ſämtlicher Counties war die Lieferung einer Anzahl Flügelfedern eines gewiſſen Vogels (auca) auferlegt, um damit die Pfeile zu befiedern, „da nächſt Gottes Güte das Kriegsglück von Azincourt doch vornehmlich den Bogenſchützen zu verdanken geweſen."**) Nicht minder ernſthaft wurde für die Beſchaffung des Artilleriematerials geſorgt und allen aufgebotenen Kronvaſallen befohlen, ſich am 26. Mai 1475 zu Douvres einzufinden, um gemuſtert zu werden. Die geworbene Mannſchaft betrug 749 Lanzen und 5141 Bogenſchützen, und das ganze Heer, welches eingeſchifft wurde, wird auf 1500 Lanzen und 15 000 Bogenſchützen angegeben.***) Es ſoll die ſtärkſte, auserleſenſte und beſtgerüſtete Armee eingeborener Krieger geweſen ſein, welche je nach Frankreich übergeführt worden.†)

Während ſich ſo noch einmal das Schauſpiel vergangener Tage zu erneuern ſchien, gelang es, ganz im Gegenſatz dazu, der diplomatiſchen Gewandtheit Louis XI. zwei uralte Gegner für ſeine Zwecke einander zu nähern und zu verbinden: Die Öſterreicher und die Schweizer.

Was die letzteren betrifft, ſo hatte Louis XI. noch als Dauphin in der Schlacht bei St. Jakob im Jahre 1444 den Mut und die Kraft der Eidgenoſſen kennen gelernt. Schon damals hatte er im Namen ſeines Vaters Frieden und Vertrag mit dieſem „alten Bunde hochdeutſcher Lande" geſchloſſen; zehn Jahre ſpäter hatte er dies Bündnis erneuert und ſich bald darauf verpflichtet, den Unternehmungen Karls des Kühnen von

*) Rymer: Acta publica regum Angliae. V. 1475/6. 6 pens = 12 sous. 1 sh. zu 6 p. berechnet. Nach heutigem Wert 15 sh. 7 Pf. (16 frcs. 50 c.) — Aldson hist. de l'Europe. I. p. 127.

**) Rymer. III. 1363 und 1392; IV. 1417/18.

***) Rymer V.

†) Philippe de Comines: Mémoires ou l'histoire des rois de France Louis XI. et Charles VIII. Augmentée par Lenglet du Fresnoy. London 1744.

Burgund gegen die Schweiz keinerlei Vorschub zu leisten. Hier ließ sich also leicht anknüpfen. Und dazu kam noch ein anderer Umstand. Der Graf von Tirol, Herzog Sigmund von Vorderösterreich, hatte früher das Bündnis Karls des Kühnen gegen die Schweizer gesucht und ihm, wie schon erwähnt, um geringe Summen die österreichischen Besitzungen im Elsaß und in Helvetien verpfändet. Aber seit auf der Zusammenkunft des Herzogs von Burgund mit dem deutschen Kaiser zu Trier der beleidigende Übermut Karls ihn in ein unfreundliches Verhältnis zum Hause Habsburg gebracht und er durch seinen Statthalter Peter von Hagenbach das Elsaß in wahrhaft empörender Weise knechten ließ, da war keine Aussicht mehr, daß Burgund jemals freiwillig das Elsaß herausgeben werde. Die österreichischen Lande in Schwaben und Elsaß und die schweizerischen Eidgenossen mußten unter solchen Umständen in Karl dem Kühnen einen gemeinsamen Feind erkennen, und die alten Erbfeinde sahen sich plötzlich durch gleiches Interesse verbunden. Diese Sachlage benutzte der kluge französische König, indem er im April 1474 zu Konstanz einen Vergleich zwischen Österreich und der Eidgenossenschaft herbeiführte, welcher unter dem Namen der „ewigen Richtung" alle Streitigkeiten schlichtete und die alten Gegner untereinander, sowie mit dem sogenannten „Niedern Vereine" verband, welchen Basel, Straßburg, Colmar und Schlettstadt bildeten.*) Louis selbst aber schloß ebenfalls mit den acht Schweizerorten samt den Städten Freiburg und Solothurn ein Schutz- und Trutzbündnis, welches in der französischen Geschichte unter dem Namen des ersten Subsidientraktates bekannt ist.**) Der König verpflichtete sich darin, den Eidgenossen in allen

*) Ich erinnere an dieser Stelle an den früher in den „Grenzboten" (1874. III.) erschienenen interessanten Aufsatz von H. Schmolke: „Die Kämpfe der Schweizer gegen Burgund im Lichte zeitgenössischer Dichtung", welcher die wichtigsten histor. Volkslieder von dem Abschluß der „ewigen Richtung" an in belehrender Weise aneinanderreiht.

**) Der geheime Abschluß erfolgte schon am 2. Jan. 1474.

Kriegen gegen Karl den Kühnen auf ſeine Koſten beizuſtehen und jährlich zu Lyon die Summe von 20 000 Franks an ſeine Bundesgenoſſen auszuzahlen, um ſie unter ſich zu verteilen; dagegen machten ſich die Schweizer anheiſchig, ſo viel Mannſchaft als ſie könnten, zur Verfügung des Königs zu ſtellen, jedoch ſtets auf deſſen Koſten. Später ward die Stärke des Korps, welches zur Dispoſition Frankreichs ſein ſollte, auf 6000 Mann feſtgeſetzt.

Seltſamerweiſe beging nun Karl der Kühne den Fehler, ſtatt ſeine geſammelten bedeutenden Streitkräfte auf die gemeinſchaftliche große Unternehmung mit England zu verſparen, dieſelben vielmehr in den Streitigkeiten des Kölner Erzſtiftes zu paralyſieren und ſich dadurch nicht nur die Heeresmacht des Deutſchen Reiches auf den Hals zu ziehen, ſondern in einem Augenblick ſehr bedenklicher politiſcher Umſtände auch ſeine ſüdlichen Provinzen faſt ganz zu entblößen. — Der Papſt nämlich hatte den Pfalzgrafen Ruprecht zum Erzbiſchof von Köln ernannt; das Kapitel aber lehnte ihn ab und wählte den Landgrafen Hermann von Heſſen zum Adminiſtrator. Da rief Ruprecht unter Beiſtimmung des Papſtes Karl den Kühnen zu Hilfe. Dieſer forderte Köln und die übrigen Städte des Erzſtiftes auf, ſich Ruprecht zu unterwerfen, ihn ſelbſt aber als Schirmvogt anzuerkennen. Zurückgewieſen, zog Karl bei Maſtricht ein Heer von 60 000 Mann zuſammen, welches aus 12 000 lombardiſchen Söldnern, 6000 engliſchen Reiſigen und Schützen und mehr als 40 000 Burgundern beſtand, und rückte mit dieſer bedeutenden Macht gegen Ende Juli in das Erzſtift ein. Er hoffte, leichtes Spiel zu haben. Aber er hatte ſich ſehr verrechnet; denn Landgraf Hermann leiſtete ihm in dem feſten Neuß tapferen Widerſtand. Eine Beſatzung von 3000 M. z. F. und 500 Reitern war durch viele Ritter aus Heſſen, Weſtfalen und anderen deutſchen Landen unterſtützt, die ſich freiwillig mit hatten einſchließen laſſen und nun eine Verteidigung von außerordentlicher Energie führten. So ward der Herzog zu einem

ſehr ausgedehnten, zeitraubenden, förmlichen Angriff genötigt, welcher ganz eigentümliche Erſcheinungen des Belagerungskrieges mit ſich brachte, die ihn für die Zeit des Übergangsſtiles beſonders charakteriſtiſch machen.*)

Während Herzog Karl vor den Wällen des feſten Neuß ſich in Träumen von einer Herrſchaft bis zum Rheine wiegte, trafen ihn bereits im Süden empfindliche Schläge.

Der niedere Verein hatte nämlich dem Herzog Sigmund von Öſterreich den Pfandſchilling zur Löſung ſeiner an Burgund verpfändeten Beſitzungen vorgeſchoſſen; Karl hatte aber dieſe Kündigung nicht angenommen, vielmehr Straßburg, Baſel und andere Städte aufgefordert, burgundiſche Beſatzung aufzunehmen. Dies Verhalten zeigte, daß der Herzog die Lande behalten wollte, und trug ſehr dazu bei, die Verbündeten zur Tat zu drängen. Im Elſaß und im Breisgau aber hatte man kaum die geſchehene Aufkündigung des Pfandgeldes vernommen, als ſich ein Aufſtand gegen die burgundiſche Herrſchaft erhob und der grauſame, ausſchweifende Statthalter Peter von Hagenbach zu Breiſach gefangen genommen und hingerichtet wurde.**) Zwar fiel ſein Bruder, um ihn zu rächen, im Auguſt zu entſetzlichem Verwüſtungszuge ins Sundgau ein; aber dies trug

---

*) Näheres darüber vergl. bei Molinet: Chroniques depuis 1476 — 1506 (Collect. Buchon. 7) und Philippe, duc de Clèves: Instruction de toutes manières de guerroyer tant par terre que par mer M. S. der Pariſer Bibl. No. 7452 bei Napoléon III. T. 2. p. 109.

**) Hagenbach iſt die rechte Verkörperung jener wüſten Edelleute, denen der wahre Adel abhanden gekommen, und die, von dem fürſtlichen Schilde ihres Herrn gedeckt, ſich jedes Frevels erfrechen zu dürfen glaubten. Er hatte ſich in bitterem Hohn drei Würfel ins Wappen geſetzt und praßte, von einer welſchen Leibwache umgeben, auf der Burg von Breiſach mit dem beſtimmten Willen, das Volk zu ſchinden. Er war ſo ſchamlos, daß er einmal eine Nonne, die ſeinen Gewalttätigkeiten entſprungen war, öffentlich aufrufen ließ und im Dom zu Breiſach am Altar eine Dirne umarmte, nachdem er den Meßprieſter davongejagt. — Den Schweizern, welche namentlich Mühlhauſen beſtärkten, ihm zu trotzen, war er beſonders Gram und drohte den Bernern, er wollte ihrem Bären das Fell abziehen und ſich einen Pelz daraus machen laſſen.

wieder nur dazu bei, das Bündnis der niederen Vereinigung gegen Burgund zu festigen, zu welchem nun auch noch Herzog René von Lothringen und der Graf von Württemberg für sein ebenfalls von Burgund besetztes Mömpelgarder Land hinzutraten.

Bern, derjenige Ort der Eidgenossenschaft, welcher vorzugsweise eine große Politik verfolgte und voraussah, daß es früher oder später doch zum Zusammenstoß mit Burgund kommen müsse, drängte nun dazu, einen Präventionskrieg zu beginnen, da gerade jetzt die Abwesenheit des Herzogs vor dem sich hartnäckig wehrenden Neuß günstige Chancen bot. — So erklärten denn im Oktober 1474 die „Burgermeister, Schultum, Ammannen, Rätte und ganz Gemeinden des großen Pundes Ober-Tütschen Landen, uff hoch und treffentlich Gebot und Vermahnen des allerdurchlüchtigsten, unüberwindlichsten, hochmechtigsten Herrn, Herrn Fridrichen, Römischen Kaisers, unsers allergnädigsten Herrn" den Krieg an Burgund. —

Anfangs November zogen die eidgenössischen Kriegshaufen, 8000 Mann unter dem Berner Schultheißen von Scharnachtal, durch den Jura über Pruntut nach Hochburgund, um die Festung Héricourt, wo die burgundischen Feldhauptleute nach der Verwüstung des Elsaß eine gesicherte Stellung genommen, in ihre Gewalt zu bringen. Vor Héricourt stießen die Eidgenossen mit ihren Verbündeten zusammen, etwa 10 000 Mann, unter denen 400 österreichische Reisige. Den Oberbefehl über das ganze, also ungefähr 18 000 Mann starke Heer, sowie die Leitung der Belagerung übernahm der Hauptmann des Herzogs von Österreich, Wilhelm Herter von Tübingen, ein ausgezeichneter Kriegsmann, der sofort mit großer Energie gegen den Platz vorging.*) Der Statthalter der burgundischen Freigrafschaft, Henri de Neuchâtel, Graf von Blamont, sammelte in Verbindung

*) Diebold Schilling: Beschreibung der burgundischen Kriegen. Und einiger anderer in der Schweitz und sonderlich zu Bern um selbige Zeit vorgefallenen merkwürdigen Begebenheiten (1468—1484). Ausg. Bern 1743; abgefaßt um 1485.

mit dem Marſchall von Burgund, Grafen von Romont, alle Lehnsmannſchaften des Landes und zog von Norden, von Paſſavant her, zum Entſatz von Héricourt heran. Sein Heer, das etwa 25 000 Mann ſtark war und neben den Vaſallen aus berittenen lombardiſchen Söldnern und niederländiſchem Fußvolk und zwar vorzugsweiſe aus Kavallerie beſtand, erſchien am 13. November, dem 10. Tage der Belagerung, ziemlich überraſchend vor der Stadt. Wilhelm Herter war aber auf dem Poſten. Er ließ Héricourt nur ſchwach beobachten und zog mit der Hauptmaſſe und dem Feldgeſchütz dem Feinde an den Luzine-Fluß entgegen.

Der Artilleriekampf wurde ſofort eröffnet; zum eigentlichen Angriff dachte Herter jedoch nicht früher vorzugehen, als bis der Zuzug der Berner in Sicht ſei. — Der Heranmarſch dieſer etwas abſeits gelagerten Schar hatte durch einen ſumpfigen Wald zu geſchehen; er führte ſie unvermutet in die linke Flanke des Feindes und wirkte ſomit vollkommen wie eine Umgehung. Scharnachthal erkannte das Günſtige dieſer Situation auf den erſten Blick und griff ſofort in das Gefecht ein.*) Durch dieſen ungeſtümen, mit furchtbarem Geſchrei eröffneten Angriff überraſcht und verwirrt, war der Feind in wenig Augenblicken zerſprengt. Mehr als 1600 Burgundiſche bedeckten die Wahlſtatt. Die Schweizer, welche nur 70 Mann verloren haben ſollen, taten ſich durch raſche und raſtloſe Verfolgung hervor, und zuweilen ſoll dabei ihr Fußvolk den ſchweren öſterreichiſchen Reitern ſogar vorausgekommen ſein.

Dies Treffen war für den ganzen Krieg maßgebend und entſcheidend. Nach drei Tagen wurde Héricourt übergeben und vom Erzherzoge beſetzt. Nur der vorgerückten Jahreszeit, welche Krankheiten im eidgenöſſiſchen Heere erzeugte, hatte es Karl der Kühne zu danken, daß nicht ſchon jetzt das Stammland ſeines Hauſes erobert ward.

*) Schilling, a. a. O.

Ludwig XI. sprach den Eidgenossen freudigen Dank aus, und nach einer allerdings ziemlich langwierigen und schwierigen Verhandlung öffnete er auch seine Geldkasten und zahlte die versprochenen Summen. Sie waren beträchtlich genug, um nicht nur die Häupter seiner Partei: die Diesbach, Bubenberg, Scharnachthal, Silinen u. a. zu belohnen, sondern auch den Gemeinen, die des Tages Last und Hitze getragen, reichlichen Sold zu zahlen. Zu Bern ward „über die öffentliche und geheime Verteilung der versprochenen Gelder ein Plan verabredet. Einem jeden Mann von Einfluß wurde nach dessen Maß mehr oder weniger verordnet.“ Damit aber hatte Frankreich den Weg entdeckt, der zu den Alpenbewohnern führte; es war der Anfang jenes großartigen „Reislaufens“, das seitdem wie ein Gift in die Adern der Schweizer eindrang und das gesunde Lebensblut zersetzte.*) — Der Krieg nahm indessen seinen Fortgang.

Im Frühjahr 1475, das einem ungewöhnlich langen und harten Winter folgte, faßte man zu Bern den verständigen Entschluß, sich der Jura-Pässe zu bemächtigen, welche voraussichtlich die Eingangstore des burgundischen Herzogs in die Schweiz werden mußten. Solothurn, Luzern und Basel sandten Zuzüge. Anfangs April nistete sich eine Freischar von 1300 Bernern in Pontarlier ein und wurde hier von einem burgundischen Korps unter dem Grafen v. Roussy blockiert. Zum Entsatz rückte Nikolas von Diesbach mit 2500 Bernern heran. Als er zur Stelle kam, hatten jedoch „die Freiheitsbuben“ Pontarlier schon geräumt, und dies wurde für eine Verletzung der Waffenehre erklärt. Der Freiharst erhielt Befehl, Pontarlier wieder zu besetzen. Das geschah unter Diesbachs Schutz, und dieser rückte nun weiter nach Rivière vor. Aber starke burgundische Scharen mit bedeutender Reiterei zwangen ihn zum Rückzuge. Er war dabei genötigt, eine Ebene zu passieren von zwei Stunden Länge und einer Stunde Breite, und führte dies aus, indem er, in

*) G. Weber: Geschichte des Mittelalters. 4. Teil.

einen einzigen Haufen formiert, ohne Vorhut und Nachhut, aber umgeben von einer aus allen Vorratskarren gebildeten Wagenburg den Marſch antrat.*) Die Burgunder kamen, 8000 Pferde ſtark, heran und wurden von den Schweizern mit Gewehrfeuer empfangen und zurückgewieſen. Bei einem zweiten Angriff brachen dann die Eidgenoſſen aus ihrer Wagenburg vor und ſchlugen den Feind endgültig zurück. — So gelangte Diesbach nach Neuenburg, und da er hier eine Verſtärkung von 2000 Mann traf, ſo beſchloß man, ſich einer Anzahl waadtländiſcher Burgen als Stützpunkte gegen den von ſeiten Karls des Kühnen zu erwartenden Angriff zu bemächtigen. Die oraniſchen Feſten Grandſon und Orbe, ſowie der burgundiſche Grenzplatz Joigne wurden mit großer Tapferkeit erſtürmt und beſetzt, das oraniſche Echallens unterwarf ſich freiwillig, und dann zogen die Eidgenoſſen heim, allenthalben feſtlich bewirtet. Schweizeriſcherſeits wurden bei dieſem Feldzuge, als Vergeltung burgundiſcher Grauſamkeiten, abſcheuliche Greueltaten verübt. Im Schloſſe Esclens wurde die gefangene Beſatzung teils enthauptet, teils in ungelöſchtem Kalk erſtickt, und die Basler ließen 18 Lombarden lebendig verbrennen als Rache für die Untaten, welche dieſelben auf dem Lande begangen hatten. Die Schweizerchroniken der Zeit laſſen überhaupt einen merkwürdigen Widerwillen durchblicken gegen die Italiener. Nachdem Jahrhunderte durch Deutſche in Italien gehauſt hatten, vermochte man nicht zu begreifen, wie ſich jetzt Italiener unterſtehen könnten, über die Berge zu kommen.**)

Während dies im April geſchehen war, drang im Mai

---

*) Dieſe Formation ſcheint auf den Rat von Hans von Hallwyl angenommen worden zu ſein, eines aargauiſchen Edlen, der unter Georg Podiebrad die böhmiſchen Kriege mitgefochten hatte, wo die Anwendung künſtlicher Wagenburgen zur Deckung des Fußvolkes von den Huſſitenkriegen her üblich war. Es iſt das einzige Mal, daß dies Schutzmittel bei ſchweizeriſchen Truppen erwähnt wird. (Vergl. v. Rodt a. a. O.)

**) W. Menzels Geſchichte der Deutſchen. 6. Ausg. Leipzig 1872.

König Ludwig XI., weithin das Land verwüſtend, bis vor die Tore von Arras; der Herzog von Lothringen rückte in Luxemburg ein, und der Herzog von Bourbon ſchlug den Gouverneur von Bourgogne in offener Feldſchlacht bei Chateau-Chinon und nahm ihn gefangen.

Unterdeſſen lag Karl der Kühne in unbegreiflichem Eigenſinn 11 Monate lang vor dem wehrhaften Neuß. „Durch Großſprecherei hatte er ſeine Ehre an die Eroberung der Stadt geſetzt.“ Nun aber zog der deutſche Kaiſer mit dem Reichsheere zum Entſatz von Neuß heran. Schon im Auguſt 1474 war das Aufgebot an die Stände ergangen, ſich bei Verluſt aller Gnaden und Freiheiten wehrlich gerüſtet bei Koblenz ins Feld zu ſtellen; im Januar 1475 gebot der Kaiſer noch einmal den ſäumigen Ständen bei ſchwerer Pön, „vor Oſtern mit dem vierten Teile aller Mannsperſonen aus Stadt und Land und aller Enden“ bei ihm im Felde zu erſcheinen. Am 11. Mai, zu Pfingſten, brach dann endlich das verſammelte Heer langſam und bedächtig von Köln auf. Die Stärke desſelben wurde auf 80 000 Mann angeſchlagen; aber nach der Angabe ſeines Feldhauptmanns, des Kurfürſten Albrecht Achilles von Brandenburg, ſoll es tatſächlich nur 20 000 Mann mit 4000 gerüſteten Pferden ſtark geweſen ſein. — Das Heer harrte noch auf Zuzug; es wollte am 25. Mai an der Erft eine Wagenburg aufſchlagen; „der alte Ehrenſtreit zwiſchen den Scharen der Franken und Schwaben wegen St. Georgs Fahne war eben vom Kaiſer dahin verglichen, daß ſie mit Führung und Beſetzung desſelben von Tag zu Tag abwechſelten; die Ritter hatten abgeſattelt, und man dachte, ſich zu „vergraben“ (d. h. ſich zu verſchanzen), als Karl der Kühne oder wie der Chroniſt ihn nennt, der „Kühne dorſtig“ ſein Lager vor Neuß verließ und auf das ungewarnte Reichsheer mit auserleſenen Rittern und „viel Schlangen und Steinbüchſen“ daherſtürmte. Obgleich der Heeresoberſte, Kurfürſt Albrecht, nicht zugegen war und das Fußvolk, wie in trauriger Erinnerung an die Huſſitenkriege, in merklicher Maſſe

davonlief, ehe es zum Schlagen kam, so leistete doch die Mehrzahl des Heeres wackeren Widerstand und warf den Angriff der Burgunder zurück.*) Nun ging der Kaiser weiter vor und bezog gegenüber dem Herzoge ebenfalls vor Neuß das Lager, so nah, daß man sich von den Lagerwällen beschoß und mehrere Kugeln in des Kaisers Zelt und Wagen fielen. Selten aber kam es zu Gefechten; nur die tapferen Münsterländer rauften gelegentlich mit den Pikarden; daher man sagte, Bischof Heinrich von Münster, nicht Albrecht von Brandenburg, sei der wahre Achilles des Lagers. — Inzwischen kam es zu Friedensverhandlungen: Karls des Kühnen Bundesgenosse, König Eduard IV. von England, landete nämlich im Juli mit einem wohlgerüsteten Heere zu Calais, und seinen Vorstellungen wie der Vermittlung des Papstes gelang es zuletzt, den Herzog zu vermögen, die Belagerung aufzuheben. Damit war hier, wie der Legat sich ausdrückte, weiteres „Christenblutvergießen" gehindert. Der Herzog gelobte, ohne Kampf abzuziehen, und der Kaiser versprach, ihm nicht zu folgen, was so viel hieß, als die Elsässer und Schweizer im Stiche lassen.

König Eduard von England war sehr unangenehm überrascht, den Burgunder in wenig achtunggebietender Stellung zu finden. In Flandern, wo Karl ein allgemeines Aufgebot zu bewirken versprochen hatte, war von den Ständen nur eine Geldsumme zur Aufstellung von 4000 Söldnern zu erhalten gewesen. Der französische Connetable, Graf von St. Pol, welcher ihm zugesichert hatte, den Engländern St. Quentin zu übergeben, hielt nicht Wort.**) Als Eduard nun in die Pikardie vordrang und fand, daß ihm überall Lebensmittel und Zufuhr abgeschnitten waren, da stieg seine Verstimmung derart, daß er die ganze Unternehmung aufgab und sich von Louis XI. mit Zahlung der

*) Vergl. Barthold: Geschichte der Kriegsverfassung und des Kriegswesens der Deutschen. Lpzg. 1855.

**) Dennoch wurde er, der Schwager des Königs, der Sproß des kaiserlichen Hauses Luxemburg, ein Jahr später als Hochverräter hingerichtet.

Kriegskoſten und einem Jahrgeld auf Lebenszeit abfinden ließ.*) Die Mittel für dieſe ſogenannte trêve marchande borgte der franzöſiſche König bei den Medici. Der Vertrag wurde wirklich perfekt, und die ſo großartig angelegte engliſche Unternehmung verlief — nicht ohne den Eindruck einer gewiſſen Lächerlichkeit zu hinterlaſſen — im Sande. Daß Eduard fortfuhr, ſich König von Frankreich zu nennen, darauf legte der nüchterne Ludwig weiter kein Gewicht. Am 13. September ſchloß auch Burgund einen Waffenſtillſtand mit Frankreich, und Louis, welcher für den Dauphin auf die Hand der Erbtochter Karls ſpekulierte, verpflichtete ſich, der Eroberung Lothringens und der Wiedereinnahme der Pfandſchaften im Elſaß nicht hinderlich zu ſein. Sollten die Eidgenoſſen dem Herzoge entgegentreten, ſo werde er ſie nicht unterſtützen. — Somit waren alſo die Oberdeutſchen von ihren beiden Verbündeten, dem deutſchen Kaiſer und dem franzöſiſchen Könige, auf die ſchmachvollſte Weiſe im Stiche gelaſſen; ja der Kaiſer ſchloß ſogar bald darauf ein Schutz- und Trutzbündnis mit Burgund gegen das Verſprechen der Vermählung Marias mit dem Erzherzoge Maximilian.

II.

Der „Streit von Grandſon".

Karl, der ſeit dem Bündnis mit Öſterreich und dem Waffenſtillſtand mit Louis XI. völlig freie Hand hatte, bot jetzt alle Streitkräfte auf, um ſeine Eroberungspläne auszuführen. Die Niederländer, froh, den Handel mit Frankreich wieder eröffnet zu ſehen, bewilligten dem Herzoge gern eine dreijährige Steuer von je 1 000 000 Goldgulden, ſowie noch andere bedeutende Summen. Karl ſammelte und ordnete im Luxemburgiſchen ein

*) Binnen 15 Tagen ſollten 75 000 Taler Kriegsentſchädigung und dann jährlich 50 000 Taler in zwei Terminen gezahlt werden.

Heer; im September 1475 überfiel er mit 40 000 Mann Lothringen und eroberte das Land innerhalb eines Monats. Nancy bestimmte er zur Hauptstadt seines künftigen Königreichs. Und nun beschloß er den Rachekrieg gegen das Elsaß und die Schweiz zu unternehmen, der ihm geradezu Herzenssache war und für den er seine besten Kräfte in und bei Nancy sammelte. Hatten doch die Eidgenossen und die niedere Vereinigung nicht nur im Juli 1475 Hochburgund verheert und in kurzer Zeit unter Oswald v. Thiersteins kundiger Führung 12 Schlösser und drei Städte der Freigrafschaft erobert, sondern sie hatten auch das ihm eng verbündete Haus Savoyen bekriegt, welches den Zorn der Schweizer dadurch erregt, daß es den „lampartischen" Soldtruppen, die von Mailand zum burgundischen Heere zogen, freien Durchmarsch gewährte. Unter solchen Umständen zögerte der Herzog nicht, selbst mitten im Winter zu Felde zu ziehen.

Während aber Karl der Kühne seine Rüstungen vollendete, eine neue Organisation beim Kriegsvolk einführte, seine Finanzen ordnete und so eifrig arbeitete, daß er sich kaum Zeit zum Essen nahm*), begannen bereits in der Waadt die Feindseligkeiten. Der Herr des Waadtlandes nämlich, Graf Jakob von Romont, der in burgundischen Diensten stand, hatte sich Gewalttätigkeiten gegen die eidgenössischen Besatzungen in Orbe und Grandson erlaubt, welche die Schweizer rächen wollten. 6000 Berner unter Petermann von Wabern eroberten im Oktober 16 Städte und 43 Schlösser, darunter Murten, Stäffis, Romont und Moudon, die damalige Hauptstadt der Waadt. Lausanne bot seine Unterwerfung an, und Genf kaufte sich mit einer großen Summe Geldes von der Plünderung los. Um dieselbe Zeit hatten die Walliser einen von der Herzogin von Savoyen gegen die Schweiz angeordneten Einfall von 12 000 Mann zurückgewiesen. Der entscheidende Schlag in diesem Kampfe geschah

*) Bericht des Mailändischen Botschafters Panicharola an seinen Herrn bei Rodt a. a. O.

bei Sitten, und infolge desſelben wurde die Strecke Landes zwiſchen dem Genfer See und den penniniſchen und Walliſer Alpen, von den Walliſern eingenommen. Einen Überfall von Iſſerten, den der Graf von Romont verſuchte, wies die eidgenöſſiſche Beſatzung nach hartem Kampfe ab. — So waren denn überall die vorbereitenden Kriegsbegebenheiten zum Heile der Verbündeten ausgeſchlagen, und ſie vermochten den bevorſtehenden Hauptſchlägen mit einer gewiſſen ernſten Freudigkeit entgegenzuſehen.

Inzwiſchen waren Karls Kriegsrüſtungen beendet, und er hielt bei der herbſten Winterkälte eine Heerſchau in der Meurthe-Ebene von Nancy. Es waren 30 000 Mann, von denen jedoch nur ein Teil, nämlich 2 300 Lanzen mit 10 000 Bogenſchützen zum Zuge gegen die Elſäſſer und Schweizer, die übrigen dagegen zur Beſetzung Lothringens und der Beobachtung Frankreichs beſtimmt waren. Die Operationsarmee ſollte durch Zuzüge aus Hochburgund, Mailand und Savoyen verſtärkt werden.

Von den beiden Wegen, welche ihn in die Schweiz führen konnten, den durch das Elſaß und den durch Hochburgund, wählte der Herzog nämlich den letzteren. Vorwiegend mochten dabei politiſche Gründe leitend ſein; möglichſt geringe Berührung mit den unbeteiligten Ständen des Deutſchen Reichs, möglichſt baldiger Schutz ſeiner ſo hart heimgeſuchten hochburgundiſchen Lande und derer ſeiner ſavoyiſchen Verbündeten. Aber auch ſtrategiſche Gründe ſprachen trotz des Umweges für die ſüdliche Anmarſchlinie. Denn die elſäſſiſchen Plätze, deren man ſich andernfalls doch zuerſt verſichert gehabt hätte, waren in trefflichem Verteidigungszuſtande; ferner wäre es notwendig geweſen, den Marſch durch die Engtäler und Päſſe des nördlichen Jura im Rücken durch die Einnahme von Baſel zu decken, die vorausſichtlich eine längere Belagerung notwendig gemacht hätte. Im Süden lag dagegen die burgundiſche Grenze im Jura ſelbſt, und man beſaß in Pontarlier und Nozeroy gute Stützpunkte.

Am 14. Januar 1476 brach Karl, nachdem er ſeinen Anführern eine feurige Anrede gehalten, von Nancy auf und ſetzte ſich gegen den Doubs in Bewegung. Er marſchierte in zwei Kolonnen, deren eine das zahlreiche, wohlgeordnete Geſchütz bildete, welches zum Teil von den Niederlanden herbeigeführt, zum Teil in Nancy vorgefunden und in übermäßiger Zahl vorhanden war. Es ſollen allein 160 Kanonen dabei geweſen ſein, welche 48 Pfund ſchoſſen. Ein ungeheurer Troß von Weibern, Marketendern, Krämern, ſamt unermeßlichem Gepäck von nie erhörter Pracht und Herrlichkeit folgte dem Heere; der Herzog nahm alle Koſtbarkeiten ſeines Hoflagers: alles Silbergeſchirr, alle Glanzſtücke des Schatzes mit, um den fremden Geſandten zu imponieren.*)

Am 22. Januar, als das Heer bei Beſançon anlangte, ſtieß Friedrich von Tarent, König Ferdinand von Neapels Sohn, mit bedeutender Macht zu Karl, der auch dieſem Prinzen Ausſicht auf die Hand ſeiner Erbtochter gemacht, obgleich er dieſelbe doch bereits an Max von Öſterreich verſprochen.

Am 4. Februar traf die Vorhut der Burgunder bei Pontarlier ein, von wo ſie gegen Neuenburg vordringen wollte. Durch den hartnäckigen Widerſtand der Berner, unter Heinrich Matter bei Les Verrières und dem Bayardsturm ſah ſie ſich jedoch genötigt, umzukehren und durch den offenen Paß von Jougnes einzudringen. Bei Lignerolles wurde Halt gemacht, bis das Hauptkorps durch den Jura debouchiert hatte, wozu 12 Tage erforderlich waren. Zum Teil erſt nach Durchſchreitung des Gebirges ſchloſſen ſich die Milizen aus Hochburgund, die Waadtländer unter dem Grafen Romont, ſowie die ſavoyiſchen und mailändiſchen Hilfstruppen dem Heere an. Gewöhnlich wird

*) Son artillerie estoit très-grande, et estoit un grande pompe en cet ost, pour se montrer à ses ambassadeurs, qui venoient d'Italie et d'Allemagne; et avoit toutes ses meilleurs bagues et sa vaiselle beaucoup et largement autres paremens; et avoit de grosses fantasies en sa teste. (Comines.)

Karls Armee als ganz vortrefflich bezeichnet; dies kann jedoch wohl nur in bezug auf die äußere Erscheinung und das ritterliche Gepränge als richtig gelten. Denn namentlich die nationale Mischung muß für einen großen Übelstand erklärt werden, da sie in einzelnen Teilen der Armee Gegensätze hervorrief, welche sich bis zu leidenschaftlichem Hasse steigerten. Zumal die Lombarden waren, wie die große belgische Chronik berichtet, amicis et inimicis detestandi. Aber obgleich jedermann den Herzog von Burgund vor diesen Leuten warnte, so schenkte er doch gerade ihnen sein vorzüglichstes Vertrauen.

Die Absicht Karls des Kühnen war, zuerst Yverdon und Grandson einzunehmen und dann auf dem linken Ufer des Neuenburger Sees „in voller Schlachtordnung, wie er das in Feindesland zu tun pflege, nordwärts vorzurücken und sein Unternehmen bis dahin auszudehnen, als es überhaupt Feindesland zu erobern geben werde".*) Yverdon räumten die Eidgenossen freiwillig: Grandson beschloß sie zu halten. — Am 18. Februar erschien Karl vor dieser Stadt.**)

Grandson oder Granſee, ein kleiner finsterer Ort, am westlichen Ufer des Neuenburger Sees gelegen, war einst der Sitz mächtiger Freiherren gewesen, deren Wahlspruch „Petite cloche à grand son" lautete.***) Nach ihrem Aussterben war

*) v Rodt a. a. O.

**) Eine Zusammenstellung der Hauptquellen über die Schlacht bei Grandson findet sich in Frédéric Du Bois: La bataille de Granson (Mitteilungen der antiquar. Gesellschaft in Zürich). Mit zwei Plänen und einer Ansicht. Die dort reproduzierten Quellen sind: Die deutschen Chroniken von Diebold Schilling und Petermann Etterlin, die französischen Chroniken von David Baillot und eines Anonymus, des neufchateller Historikers Hugues de Pierre und endlich die Angaben Philippes de Commines. — Mit dem aus diesen Quellen geschöpften „Précis de la bataille" konnte unsere Darstellung jedoch nicht immer übereinstimmen.

***) Das in diesem Wahlspruch durchklingende Wortspiel läßt sich deutsch nicht gut wiedergeben; denn er bedeutet sowohl „kleine Glocke mit großem Schall" als „das Glöcklein schallt zu Grandson". — Vergl. Vuillemin: Der Kanton Waat, historisch-geographisch-statistisch geschildert von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Deutsch von Wehrli-Boisot. St. Gallen. 1849.

Grandſon unter ſavoyiſcher Lehnsherrlichkeit an das Haus Oranien-Chalons gekommen, deſſen glänzender Vertreter, Graf Ludwig von Chateau-Guyon, ſich im Heere Karls des Kühnen befand. — Grandſon ſperrte die Straße, welche Karl zu nehmen gedachte, vollkommen. Die Hauptverteidigung des Platzes beſtand in einem Schloſſe von vier Türmen und einer äußeren Twingmauer.*) Die Beſatzung zählte 500 Mann. Karl lagerte ſich in einem großen Halbmond um die Stadt, die Flügel an den Chamblonberg und den Arnonbach lehnend. Der Neuenburger See und Granſee ſelbſt blieben ihm vor der Front. Alle Furten durch den Arnon wurden ſorgfältig bewacht oder ungangbar gemacht, und auf dem Wege nach Neufchâtel nahm Kavallerie Stellung, um beim etwaigen Anrücken des Feindes das Heer gegen Überraſchung zu ſchützen. Das eigentliche Lager wurde mit der Wagenburg umſchloſſen und bot mit ſeinen langen Zelt- und Hüttengaſſen, ſeinen Krambuden, Wirtſchaften und Marketendern den Anblick einer anſehnlichen Stadt dar, in welcher mehr als zweitauſend Dirnen nicht wenig zum Jubelleben der ausgelaſſenen Soldateska beitrugen. Dennoch ſträubte ſich anfangs die Mannſchaft, bei der harten Witterung das Lager zu beziehen, anſtatt der warmen Quartiere in den umliegenden Dörfern, und nur wiederholte Drohungen des Herzogs ſetzten ſeinen Willen durch.**)

Gleich nach Berennung Grandſons ließ Karl durch abgeſeſſene Gendarmes Sturm laufen; aber dieſer Angriff ward abgewieſen; erſt am 21. Februar gelangte man in Beſitz der Stadt, und die Beſatzung ſchlug ſich teils mit großem Verluſte durch, teils zog ſie ſich in das Schloß zurück, welches nun in der heftigſten Weiſe aus mehr als 100 Stücken beſchoſſen

*) Das Schloß iſt ſeit den vierziger Jahren unſeres Jahrhunderts, nachdem es eine Zeit lang als Tabaksfabrik gedient, im Beſitz der Familie Perret, welche für die Erhaltung dieſes vaterländiſchen Denkmals ſorgt.

**) Panicharola bei v. Rodt.

wurde.*) Bald ſah es böſe in der Feſte aus; dem erſten Büchſenmeiſter nahm eine Kugel den Kopf; der Zufall verurſachte eine Pulverexploſion; der Anführer, Georg von Stein, erkrankte; der Verſuch einer Verproviantierung durch berneriſche Schiffe mißlang, und binnen kurzem begann den Verteidigern auch der Mundvorrat zu ſchwinden, und ſehnſüchtig blickten ſie nach Entſatz aus.

An Mahnungen zur Aufſtellung eines tüchtigen Heeres gegen Burgund hatte es das zunächſt bedrohte Bern nicht fehlen laſſen. Durch Baſel und Straßburg war der niedere Bund im Elſaß und das mächtige Frankfurt a. M. aufgerufen worden; ja, bis nach Franken hinein an das altbefreundete Nürnberg hatte ſich Bern um Hilfe gewandt und darauf hingewieſen, wie es doch nur deshalb in dieſen Krieg geraten ſei, weil der Kaiſer die Eidgenoſſen nicht eingeſchloſſen habe in ſeinen Separatfrieden mit Burgund. Doch je weiter entfernt von der Gefahr, deſto weniger Neigung zur Hilfereichung zeigte ſich; auch die vorderöſterreichiſchen Stände zeigten ſich ſäumig, ſodaß ſie zur Schlacht zu ſpät kamen; die ſchwäbiſchen Städte ſandten ausweichende Antworten, und dies Verhalten der deutſchen Reichsſtände ward abermals eine Urſache für weitere Entfremdung der Eidgenoſſenſchaft vom Reich. Denn wem man zuruft: „Hilf dir ſelbſt!“ der wird auch, wenn er ſich wirklich ſelbſt geholfen hat, ſelbſtherrlich ſein wollen.

Am 10. Februar hatte Bern ſeinen Auszug aufgeboten, deſſen Oberbefehl wieder der Schultheiß, Ritter von Scharnachthal, übernahm. Als Mithauptmann trat Hans von Hallwyl ihm zur Seite. Am 18. Februar, alſo an demſelben Tage, an welchem Grandſon zum erſtenmal angegriffen wurde, verſammelte ſich die Tagſatzung zu Luzern; aber wenn man ſich auch allgemein für Entſatz von Grandſon entſchied, ſo fehlte es doch ſogar jetzt, da der Feind doch ſchon im Lande ſtand, nicht an

*) Chronique anonyme.

mancherlei Kleinigkeitskram und partikulariſtiſchem Egoismus, und die Folge davon war, daß am 28. Februar Grandſon fiel, bevor ihm Hilfe kommen konnte. Schuld daran war allerdings auch die unſichere Haltung des kranken Kommandanten und die mangelhafte Zucht der Knechte, welche ſich nicht ſcheuten, die burgundiſchen Lagerdirnen in das Schloß einzulaſſen. So kam es zur Kapitulation, bei welcher die Schweizer dem Unterhändler, einem burgundiſchen Edelmanne, 100 Gulden gaben, wofür er ihnen im Namen des Herzogs freies Geleit zuſicherte, ein Verhalten, das der alten Schweizerſitte wenig entſprach. Unter allen Umſtänden empörend bleibt aber trotzdem das Verhalten Karls des Kühnen, der, nachdem er durch die Verſprechungen eines ſeiner Hofkavaliere gebunden war, die Beſatzung gnädig zu behandeln, doch den geſamten Reſt derſelben, 412 Mann, aufknüpfen, oder an langen Seilen durch den See zu Tode ſchwemmen ließ*) — eine Untat, welche ſich ſchwer rächen ſollte.

Der Herzog hatte ſich während der Belagerung in ſeinem Lager völlig eingerichtet. Die Front desſelben lehnte ſich links an den Mont Thevenon, rechts an den See und war durch tiefe Gräben ſturmfrei gemacht. Fünfzig der größten Karthaunen verteidigten dieſe Front; die mit leichterem Geſchütz verſehene Wagenburg diente dem ganzen Lager als Reduit.**)

Ende Februar war endlich ein eidgenöſſiſches Heer von 18000 Mann, wobei auch Zuzüge des niedern Bundes, namentlich 400 Straßburger Reiter und 12 Büchſen, bei Neuenburg verſammelt, und obgleich durch den Fall Grandſons die nächſte und unmittelbarſte Veranlaſſung des beabſichtigten Kriegszuges erledigt war, ſo beſchloſſen die Eidgenoſſen doch, auf Berns Mahnung, beiſammen zu bleiben, den Burgunder anzugreifen und den Tod der Ihren zu rächen. Es war ein kühnes Unternehmen; denn ſie mußten erwarten, den Herzog in

*) Panicharola bei v. Rodt u. Chronique anonyme.

**) Chroniken von Diebold Schilling und Petermann Etterlin.

ſeinem befeſtigten Lager zu finden. Der Weg, den ſie zurückzulegen hatten, lief während fünf Stunden durch unaufhörliche und ziemlich unwegſame Defiléen. Namentlich bei dem Schloſſe Vauxmarcus und bei dem Karthäuſerkloſter La Lance*) ſpringen Berge unmittelbar an den See vor, und treten erſt etwa eine halbe Meile vom burgundiſchen Lager weiter zurück. Hier bildet ſich eine kleine Ebene, die nach dem Feinde zu durch einen tiefeingeſchnittenen Zufluß des Arnon und dann durch dieſen Fluß ſelbſt durchzogen iſt: Ravins, welche die Vorteile von Karls Stellung noch erhöhten. Es kam alſo darauf an, in Gegenwart eines überlegenen Feindes ſich aus einem Engpaß herauszuwinden und einer ſtarken Kavallerie gegenüber ein ihr nicht ganz ungünſtiges Terrain zu durchſchreiten, um endlich eine mit 50 ſchweren Geſchützen beſetzte Verſchanzung zu ſtürmen.**)

Karl war nämlich inzwiſchen nordwärts rekognoszierend bis Vauxmarcus vorgegangen. Die ſchwache Beſatzung des dortigen talſperrenden Schlößchens, welche Jean de Neuchâtel befehligte, hatte kapituliert, und der Herzog hatte den Platz mit 4 bis 5 Hundert Mann ſeiner Leibgarde beſetzt. Als die Verbündeten dies durch die entlaſſene Beſatzung erfuhren, ſchlug der Luzerner Hauptmann Haßfurter vor, man ſolle am nächſten Tage bis Vauxmarcus vorgehen und dies angreifen; dadurch werde man aller Wahrſcheinlichkeit nach Karl bewegen, das Lager zu verlaſſen und ſich ſo ſeines Vorteils zu begeben, um das Detachement ſeiner Garde zu entſetzen. Der Vorſchlag wurde angenommen***); er war wohl erſonnen; doch noch bevor er zur

---

*) Das Kloſter La Lance-Chartreuſe war von den Grandſons geſtiftet und bewahrte als Heiligtum ein Stück von dem Schafte der Lanze des heiligen Moritz. Dieſe heilige Lanze war aber nichts als der handgreifliche Ausdruck eines ſprachlichen Mißverſtändniſſes; „Lance“ heißt nämlich im romaniſchen Dialekt der Waadt ſoviel wie „Talſchlucht“ oder „Engpaß“.

**) v. Brandt a. a. O.

***) Schilling und Etterlin, ſowie Freiburger Chronik bei Rodt.

Ausführung kam, verließ Herzog Karl bereits ſein feſtes Lager, ohne irgend eine erkennbare Nötigung, ganz von ſelbſt.

Nachdem der Herzog nämlich erfahren, daß die Eidgenoſſen bei Neuchâtel ihr Heer ſammelten, hatte er mit den Seinen Rats gepflogen, ob die Unterwerfung der Schweiz leichter durch Verheerung des offenen Landes oder durch Zerſtörung von Bern und Freiburg zu erlangen ſei, und hatte ſich endlich für das Letztere entſchieden. Er gedachte über Neuchâtel und Aarberg auf Bern zu marſchieren, und dabei erſchien dann eine Hauptſchlacht unvermeidlich. Vergeblich hatten einige der kundigſten und erfahrenſten Kriegsoberſten dem Herzog von einem Vormarſche abgeraten, der ihn möglicherweiſe mit ſeinem ſchwer gerüſteten, wenig beweglichen Heere im Defilée in die Schlacht verwickelte. Man hatte ihn an Morgarten erinnert und darauf hingewieſen, daß die Schweizer zu arm ſeien, um lange beiſammen bleiben zu können, daß ſie deshalb, wenn er nicht vorginge, gezwungen wären, ihn in ſeiner formidabeln Poſition anzugreifen — „cols de son artillerie et partie d'un lac, et n'y avoit nulle apparence, qu ils lui eussent seen porter dommage.“*) Im höchſten Unwillen hatte Karl dieſen vorſichtigen Rat verworfen und ſeinen feſten Entſchluß erklärt, durch das Neuenburgiſche nach Bern vorzudringen; wann und wo die Schweizer ihm entgegentreten wollten, das ſei ihre Sache. Übrigens werde er am 2. März ſelbſt nur bis Vauxmarcus vorgehen, ja das Heer nicht einmal ſo weit; vielmehr ſolle für dies auf einer Hügelebene noch diesſeits des Engpaſſes ein Lager abgeſteckt werden. Was Karl ſich dabei dachte, ſo nah am Feinde ein wohlbefeſtigtes Lager aufzugeben und ein neues unbefeſtigtes, kaum eine Meile weit vorwärts gelegenes zu beziehen, das iſt allerdings unerfindlich.**)

*) Ph. de Comines.

**) Die Inſinuation du Bois', daß es den Burgundern bei Grandſon an Lebensmitteln gefehlt habe, wird durch keinen Chroniſten beſtätigt, und was ſollte dem gegenüber auch ein Weitermarſch von einer Meile nützen? David

So ſetzten ſich alſo am Morgen des 2. März beide Heere in Bewegung. Auf dem rechten Flügel der Verbündeten marſchierte die Vorhut, 3000 Mann Schwyzer unter Rudolf Reding, ſowie Thurner und Luzerner, ſämtlich unter dem Hauptmann Kätzy. Sie verfolgten durch tiefen Schnee den Bergweg, der über Freſens und Vernea nach Conciſe führt. Links der Vorhut bewegte ſich auf der Hauptſtraße am See auf dem durch Schlackwetter aufgeweichten Wege der Gewalthaufe unter Scharnachthal. Es waren 10000 Berner nebſt ihren Zugewandten. Ihnen folgte die 4000 Mann ſtarke Nachhut, worunter 1700 Züricher. Da die Talſperre, das Schloß Vauxmarcus, in burgundiſchen Händen war, ſo fiel dem Gewalthaufen die Aufgabe zu, dies Schloß anzugreifen und dadurch Karl den Kühnen — wie man hoffte — zum Verlaſſen ſeines befeſtigten Lagers zu verleiten.

Als der Vortrab der Avantgarde über Verena hinausgekommen war, bemerkte er auf der Höhe zwiſchen Conciſe und La Lance Chartreuse die burgundiſchen Quartiermeiſter, welche unter George von Rozimboz, einem Kandidaten der Ritterſchaft, den Eingang des Defilé es von La Lance Chartreuse beſetzten*) und zum Teile beſchäftigt waren, das neue Lager abzuſtecken.**) Man gab Feuer auf ſie und meldete an Hauptmann Kätzy, der nun auch bis Vernea vorging.

Baillot ſagt allerdings „Le duc fit crier à son de trompe . . . . , pour tirer droit à Neufchatel, a une ville appartenant au marquis de Rotthelin, pour icelle ville prendre, sans tuer personne et n'ij faire aucun mal sinon prendre des vivres pour la ditte armée“ — aber in dieſer ganz regelmäßigen Marſchmaßregel liegt gar nichts, was auf Lebensmittelmangel im Lager bei Grandſon ſchließen ließe.

*) Comines.

**) Du Bois ſagt: „à son grand étonnemant elle (die Avantgarde der Schweizer) aperçoit l'avantgarde ennemie qui arrivait déjà de ce côté pour rejoindre les archers, que George Rozimboz avait porté comme vigie sur la hauteur qui domine la chateau de Vauxmarcus y faisant élever à la hâte une redoute en terre que la tradition attribue encore aux Bourguignons.“ Die Lage dieſer Redoute, von welcher du Bois eine genaue Zeichnung gibt, deutet allerdings darauf hin, daß es ſich bei ihrer Anlage um eine Sperrung der über Vernea führenden via detra

Das Heer Karls des Kühnen hatte ſich inzwiſchen ebenfalls in Marſch geſetzt. Es war etwa 50,000 Mann ſtark, wobei 10 bis 15,000 Neapolitaner, 5000 Mailänder und 5000 Savoyarden. Der Reſt beſtand aus Burgundern, Pikarden und andern dem Herzog unmittelbar untergebenen Völkern. Die Artillerie ſoll 500 wohlbeſpannte Stücke gezählt haben.*) Dieſe Armee war gewohntermaßen in 3 Bataillen geteilt, welche einander folgten und deren jede aus allen drei Waffen zuſammengeſetzt war. An der Spitze der erſten Bataille ſtand reglementsmäßig der Marſchall von Burgund, Anton der große Baſtard. Unter ihm befehligte Balduin, der jüngere Baſtard, und Ludwig von Chalons, Herr von Chateau-Guyon, ein Sohn des Prinzen von Oranien. Dieſe 1. Bataille beſtand aus dem Kern des Heeres, nämlich den meiſten Ordonnanzkompagnien. Das Mitteltreffen, unter Karls eigener Führung, ſollten nebſt den Reſt der Ordonnanz-Kompagnie und der Leibgarde die italieniſchen Truppen bilden, denen der Herzog beſonderes Vertrauen ſchenkte; der Reſt, niederburgundiſche Truppen unter Johann von Cleve und Friedrich von Egmond, formierte die dritte Bataille.**)

Sobald Karl vernommen, daß die Quartiermeiſter angegriffen ſeien, befahl er ſofort halt zu machen***) und eilte mit ſeiner Garde zur Avantgarde vor. Dort angekommen ließ er

---

handelte. Ihr bedeutender Umfang macht für jene Anlage aber die Annahme einer nicht ganz geringen Herſtellungsfriſt nötig und läßt es nicht wahrſcheinlich werden, daß hier nur einige Schützen ſtanden, wenn man burgundiſcherſeits einmal die Wichtigkeit der Poſition erkannt hatte. Da nun überdies eine ſorgfältige Prüfung der Quellen von einem Kampf an dieſer Stelle, von einem Sturm auf die Schanze, meiner Anſicht nach, gar nichts erkennen läßt, ſo möchte ich glauben, daß jene Schanze nicht den Tagen der Schlacht von Grandſon angehört, wenn ſie auch ſonſt aus den Burgunderzeiten ſtammen mag, oder daß dieſelbe während der Belagerung von Grandſon angelegt und beſetzt geweſen, bei dem beſchloſſenen und begonnenen Weitervormarſch aber wieder geräumt worden war.

*) Chronique anonyme.

**) Dieſe Angaben nach Johannes von Müller.

***) Schilling.

die Bogenſchützen mehrerer Ordonnanzkompagnien abſitzen, um die Höhe bei Vernea zu erſteigen und den Vortrab Kätzys zu vertreiben. Kätzy, der jetzt erkannte, daß es ſich um die Hauptſchlacht handeln werde, ſandte Boten an Scharnachthal und forderte ihn auf, ſchnell zu ſeiner Unterſtützung herbeizumarſchieren. Sei dies wegen des Schloſſes Vauxmarcus auf der Straße am See nicht möglich, ſo möge er ebenfalls über Vernea vorrücken; denn der Herzog habe ſein Lager bereits verlaſſen, und ſo ſei keine Zeit zu verlieren. Als Scharnachthal dieſe Meldung empfing, war eben ein Angriff der Spitze des Gewalthaufens gegen Schloß Vauxmarcus mißglückt, wie das bei dem Mangel an jeglichem Belagerungsgerät ſehr natürlich war.*) Der Heerführer ſah ſofort ein, daß Gefahr im Verzuge ſei; er nahm vom Ende der Marſchkolonne alles zuſammen, was ſich im Augenblick ſammeln ließ, und folgte mit 4000 bis 5000 Mann der bisherigen Avantgarde auf dem engen, ſchwierigen, ſchneebedeckten Bergwege durch Wald und Geſtrüpp. Der energiſchen Kraft der tüchtigen Mannſchaft gelang es, den Weg ſo ſchnell zurückzulegen, daß ſie ſich mit Kätzy vereinigen konnte, bevor noch das Gefecht größeren Umfang angenommen hatte.**) Man war nun bei Vernea etwa 8000 Mann ſtark und formierte dieſe ganze Maſſe, mit Ausnahme von 300 Büchſenſchützen, in einem großen gevierten Haufen. Rechts desſelben hängten ſich die Schützen in einer Plänklerkette an; auf beiden Flügeln des Haufens wurden die wenigen Geſchütze genommen, welche es gelungen war mit über den Berg zu bringen. In dieſer Schlachtordnung ſtiegen Scharnachthal und Kätzy mit der Richtung auf Corcelles talab; denn obgleich die Vorſicht geraten hätte, mit dem Angriff auf den übermächtigen Feind zu warten, bis die übrigen Eidgenoſſen im Tale auf gleicher Höhe angelangt oder über den Berg nachgezogen wären, ſo erwies

*) Chronique de David Baillot.

**) Dieſe Darſtellung folgt der Auffaſſung Rüſtows in deſſen „Geſchichte der Infanterie."

ſich doch der Rachedurſt, namentlich der berniſchen Mannſchaft, ſo groß, daß die Führer ſie nicht zu halten vermochten. „Vorwärts!“ erſcholl es durch die Reihen, und da die Venner ſahen, daß es Ernſt gelte, ſtiegen ſie von ihren Roſſen und ſchritten durch die kahlen Reben bergab „ohne alle Furcht noch hinter ſich ſehen.“*)

Vor Corcelles hatte inzwiſchen die burgundiſche Avantgarde Stellung genommen: das ſchwache Fußvolk und die abgeſeſſenen Bogenſchützen im Zentrum, vor dieſem die Artillerie, rechts und links die Reiterei der Ordonnanzkompagnien. Als Herzog Karl der Schweizer anſichtig wurde und bemerkte, wie ſich dieſelben aufs Kniee ſenkten und mit ausgeſtreckten Armen Gott um Beiſtand anflehten, brach er in den Ruf aus: „Par St. George! ces canailles crient merci! Gens du canon, feu sur ces vilains!“**) Und gleich die erſte burgundiſche Kugel warf zehn Schweizer nieder. Aber auch die Feldſchlangen der Berner taten ihre Wirkung, und unter dem Schutze derſelben faßten die Eidgenoſſen feſten Fuß in der Ebene. Der ſchweizeriſche Haufe ſtellte ſich ſo auf, daß er „den Berg zum Vorteil nahm“, d. h. daß er ſich mit dem rechten Flügel an die Höhe lehnte. Zur Bedeckung der Flügel wurden die Freiknechte, das leichte Fußvolk unter Schwarzmauer von Zürich und Mültinee von Bern rechts und links etwas vorgezogen. Einen Ernſt gebietenden Anblick bot das eiſerne Viereck dar. „Dicht aufgeſchloſſen, mit langen Spießen, Bruſtharniſch und Sturmhaube gewaffnet, ſtanden die Mannen da; aus der Mitte ragte eine gewaltige Standarte, von mehr als 30 Bannern und Fähnlein umflattert, und vor dem Haufen hielt ein Mann zu Roß mit langem Bart und weitem Rock; befehlend umritt er den Haufen“,***) wahrſcheinlich Kätzy oder Scharnachthal.

Nachdem das Artilleriefeuer einige Zeit gewährt, befahl

*) Freiburger Chronik bei von Rodt.

**) Chron. du Chan de N. L. Ebenſo Schilling und Baillot.

***) Panicharola bei Rodt.

Karl der Reiterei vorzurücken und dem Feinde in die Flanke zu fallen. Graf Chateau-Guyon, welcher die Lanzen des linken Flügels führte, griff die ſchweizeriſchen Büchſenſchützen an und trieb ſie unter dem Schutze ihres Banners zurück; Karl ſelbſt ritt mit der Reiterei des rechten Flügels, welche keilförmig formiert war, gegen die linke des Gewalthaufens an. „Il saisit son étendart d'une main et couche sa lance en arrêt contre ses ennemis, ce qui était une horrible marque de son courage" ſagt Baillot. „Grüſelich" war ſein Einrennen, „doch in gar wohlgemachter Schickung, unerſchrocken und begierigen Herzens" wehrten die Schweizer mit vorgehaltenen Spießen den Angriff ab. Nicht beſſer glückte ein Verſuch Chateau-Guyons, den gevierten Haufen in ſeiner rechten Flanke zu umgehen; dieſer verlegte ihm durch eine raſche Bewegung nach rechts den Weg und empfing auch ihn wieder mit voller wehrhafter Front. Eine glänzende Rittergeſtalt ſprengte der Graf, die eigene Wappenfahne in der Fauſt, mit verhängtem Zügel heran; muterfüllt folgten ihm ſeine Gendarmen „als wenn ſie die Banner mit Gewalt wollten haben genommen; denn ſie kamen auch gar nahe dazu; da waren aber wieder die langen Spieße um die Banner geſtellt; gar mannlich ſtieß man ſie ihnen in die Naſen, ſo daß ſie bald ſich kehrten und von dannen rannten."*) Dem Grafen perſönlich gelang es indeſſen, mit aller Wucht ſeines gepanzerten Hengſtes einzudringen; zweimal griff er nach dem Landesbanner von Schwyz; dann ſank er von einer Halblanze getroffen tot zuſammen.

Ungeachtet der errungenen Vorteile begann nun aber die Lage des vereinzelten Schweizerhaufens kritiſch zu werden. Einbuße hatte der Feind doch noch wenig erlitten; die Reiterangriffe konnten in jedem Augenblicke wiederholt werden, und die zweite und dritte Bataille der Burgunder waren noch gar nicht ins Gefecht gekommen. Andrerſeits hatte der Herzog Karl ſich

*) Schilling.

davon überzeugt, daß das ansteigende Terrain den Attacken seiner Gendarmerie ungünstig sei, und da er gerade auf ihre Leistungen den höchsten Wert legte, so beschloß er, derselben ein besseres Kampfterrain zu verschaffen, indem er auf die Hochebene von Corcelles zurückging; er hoffte, daß die Schweizer dann nachfolgen würden.

In seiner Ausführung hatte dieser Plan jedoch ganz unvorhergesehene Folgen. Die burgundische Infanterie der Avantgarde hatte bisher dem Kampfe der Reiterei untätig zugesehen; die Artillerie war seit dem Beginn der Kavallerie-Attacken nicht mehr in der Lage, feuern zu können. Als jetzt diese beiden Waffen den auf Befehl des Herzogs stattfindenden Rückzug der Gendarmerie erblickten, mißverstanden sie die Bewegung vollkommen; sie glaubten das ganze Gefecht aufgegeben, und von panischem Schrecken ergriffen machten sie kehrt und warfen sich fliehend auf das nachfolgende Mitteltreffen. Dies wähnte natürlich die Avantgarde geschlagen; die Panik ergriff auch sie: Anführer und Mannschaft, Reiterei und Fußvolk, Artillerie und Fuhrwesen warfen sich in die Flucht und rissen sofort die dritte Bataille mit sich. „Faisans aucuns très-bien leur devoir“ meint Comines. Vergeblich suchte der herbeieilende Herzog die Scharen wieder zum stehen zu bringen; umsonst hieb er selbst mit dem Schwerte unter die Flüchtigen ein — unaufhaltsam eilten sie davon. „Salvasi chi poteva! Sauve qui peut!“ schallte es über das Feld*) und grimmig ritt Karl zur Gensdarmerie der Avantgarde zurück, um unter deren Schutz wenigstens seine Artillerie in Sicherheit zu bringen. Aber als er nun wieder bei Concise anlangte, mußte er sich überzeugen, daß er es bisher überhaupt nur mit einem Teile der eidgenössischen Macht zu tun gehabt; jetzt zeigten sich auf der Seestraße feindliche Schützenschwärme und bald auch einzelne geschlossene Banner. Denn der Hauptmasse des eidgenössischen Gewalthaufens unter

*) Panicharola.

Hans Waldmann und der gesamten Nachhut war es, als sie das Geschützfeuer vernahmen, klar geworden, wo die Entscheidung läge;*) sie hatten die Angriffe gegen Vauxmarcus aufgegeben, hatten sich Wege durch den Bergwald gebahnt, die es allerdings nur so geübten Bergsteigern wie sie waren, gestatteten, das Schloß zu umgehen, und als sich nun um drei Uhr nachmittags der Himmel aufklärte, erschienen sie auf den Höhen südlich La Lance.**) Hell blitzte die Sonne auf ihren Waffen; es „glitzerte wie ein Spiegel, dazu das Horn von Uri luyte und die Harsthörner von Luzern; es war ein solches Tosen, daß des Herzogen von Burgund Leute ein groß Graußen darob empfingen und traten hinter sich."***) Sobald der Gevierthaufen Kätzys der heranrückenden Hilfe ansichtig ward, setzte er sich gegen die burgundische Kavallerie in Bewegung. Dreimal noch warf sich Karl mit dem Kern seiner Lanzen den anstürmenden Feinden entgegen, und tapfer stand ihm der ritterliche Prinz von Tarent mit den neapolitanischen Reisigen bei;†) das beständige Scheitern ihrer Angriffe entmutigte endlich die Kavallerie, die nun eiligst den Rückzug antrat. Der Versuch des Herzogs, sich noch einmal am Arnonfluß zu setzen, mußte unter solchen Umständen scheitern. An der Brücke über diesen Fluß floß das meiste Blut. Sieger und Besiegte, jeder wollte zuerst hinüber.††) Die Burgunder flohen teils nach Bonvillars, Champagne und St. Maurice, indem sie St. Croix (westl.) zu erreichen suchten, teils in der Richtung auf Montagny. Das burgundische Heer schwand hin wie der Rauch vor dem Nordwind.†††)

Die Verfolgung der Eidgenossen war nicht sehr ausgiebig. Das burgundische Fußvolk hatte durch seine Flucht wenigstens

*) Etterlin's Chronik.

**) Diebold Schilling.

***) Etterlin.

†) Panicharola.

††) Baillot und Wurstisen.

†††) „Ces pauvres Bourguignons semblent fumée espandue par vent de brise" (Chronique de Hugues de Pierre).

eine Stunde Vorſprung, und der beſte Teil der bündiſchen Reiterei, die Straßburger, war infolge einer ungeſchickten Dislozierung noch nicht zur Stelle. Daher blieb denn auch der Mannſchaftsverluſt der Burgunder und die Zahl der Gefangenen nur gering. Unermeßlich war dagegen die Beute. Denn der Reichtum und die üppige Pracht der burgundiſchen Feldausrüſtung überſteigt jeden Begriff. Der reiche Fugger hatte recht, als er in bezug auf Grandſon ſagte: „Nicht der ſchöne Ärmel, ſondern der ſtarke Arm ſchlägt den Feind!“ — Louis XI. konnte ſich nicht ſatt hören an den Schilderungen, mit welch dummem Staunen die wilden Bauern jene koſtbaren „bagues“, alle die Schätze des herzoglichen Lagers begafft und verſchleudert. Die Schweizer maßen das Geld in Hüten und hatten die barbariſche Laune, die edelſten Stoffe zu zerſchneiden, um ſie unter ſich zu teilen. Unglaublichen Wert hatten die Zieraten der fürſtlichen Feldkapelle; doch noch reicher erſchien das ſilberne Tafelgerät, das mehr als 4 Ztr. wog; Karls goldener Stuhl wurde allein auf 11000 Gulden geſchätzt; ſein goldenes Inſiegel wog ein Pfund; ſein Prachtſchwert war mit den auserleſenſten Steinen und 15 Rieſenperlen beſetzt; ſeine wunderbare Bibliothek hatte ihres Gleichen nicht; ſeinen juwelenbedeckten Hut kaufte ſpäter ein Fugger um 47000 Gulden, und europäiſche Berühmtheit erhielten die hier erbeuteten herrlichen Diamanten, an Größe und Reinheit damals einzig in Europa. Den ſchönſten von ihnen verkaufte ein Schweizer für einen Taler; zuletzt ſind ſie durch Kauf und Verkauf in die päpſtliche und die franzöſiſche Krone gekommen. Koſtbar waren auch die Gobelins, mit denen die Zelte nicht nur des Herzogs, ſondern auch ſehr vieler anderer Herren innen bekleidet geweſen; fanden ſich doch allein 400 Zelte mit Seidenausſchlag vor, zu deren nächtlicher Beleuchtung ſchön gearbeitete Glaskugeln dienten. Und doch wurde alle dieſe Beute faſt noch überboten durch diejenige an Waffen. Allein 419 Feuerſchlünde wurden genommen, darunter auch Orgelgeſchütze, Kunſtwerke neueſter Erfindung;

dazu kamen 1000 Pferde und 800 Wagen, 800 Hakenbüchſen, 300 Tonnen Pulver, 4000 große bleiausgegoſſene Streitkolben, wie ſie die Bogenſchützen zu brauchen pflegten, um den Pfeilverwundeten Eiſenhut und Schädel zugleich zu zertrümmern — endlich 27 Banner und 600 Fähnlein,*) welche ſpäter in den bündiſchen Kirchen aufgehängt wurden. Auch ein Buch, „des burgundiſchen Heeres Ordnung“ enthaltend, ſoll in die Hände der Sieger gefallen ſein.

Die Freude an dieſer ungeheuren Beute und die nicht geringe Schwierigkeit ihrer Verteilung trug übrigens nicht wenig dazu bei, daß die Eidgenoſſen ihren Sieg ſehr mangelhaft ausbeuteten. Sie waren ſo unaufmerkſam, daß ihnen ſogar die burgundiſche Beſatzung von Vauxmarcus entrinnen konnte. Zu deren Heil! Denn vor Grandſon fanden die Eidgenoſſen die Leichen ihrer Landsleute noch friſch an den Bäumen vor dem Schloß, zu 10 bis 20 am gleichen Aſt; viele Bäume mit henkermäßiger Kunſt geſtützt; alle vollbehangen; hier Vater und Sohn, dort Brüder, Verwandte und Freunde beieinander — ein herzzerſchneidender Anblick!**) Da bemächtigte ſich des Volkes eine ſo unwiderſtehliche Wut, daß es den Hauptleuten nicht möglich war, die gefangenen Burgunder zu ſchützen. Sie wurden faſt alle hingemordet.

Nach dem Siege beſchloſſen die Eidgenoſſen, auf dem kürzeſten Wege heimzukehren. Sie wollten ſich ihres Triumphes und ihrer Beute freuen. Vergeblich verſuchten die Berner die andern zu überreden, den ungeahnt großen Erfolg auszunutzen, womöglich zur Eroberung des ganzen Waatlandes — die Genoſſen marſchierten, nachdem ſie ehrenhalber drei Tage lang das Schlachtfeld gehütet und zwölf Anführer von Bern, Zürich und Baſel, die ſich am meiſten hervorgetan, mit der Ritterwürde belohnt hatten, über Neuenburg nach Hauſe.

*) v. Rodt a. a. O.

**) Schilling

III.

Der Murtenſtreit.

Niemand war mehr über den Ausgang des Feldzuges von Grandſon erfreut, als Louis XI. von Frankreich. Er beklagte einzig und allein, daß burgundiſcherſeits nicht mehr Menſchen umgekommen ſeien.*) Unter dem Vorwande einer Wallfahrt hatte er ſich nach Lyon begeben, um dem Kriegsſchauplatze näher zu ſein; jetzt ſäumte er nicht, die Früchte einzuheimſen, welche der Sieg ihm abwerfen mußte. Zu den Eidgenoſſen, die er zur Zeit der Not im Stiche gelaſſen, ſandte er Boten mit Glückwünſchen und Geſchenken, um ihre Stimmung wieder herzuſtellen; aber auch gegen Burgund nahm er eine wohlwollende Haltung an und verlängerte ihm den Waffenſtillſtand, natürlich zu dem Zwecke, damit Karl ja aufs neue gegen die Schweizer ziehen möge.

Der Herzog hatte in jäher Flucht noch am Schlachttage ſelbſt das Schloß Nozeroy in Hochburgund erreicht. Er war außer ſich über den erlittenen Verluſt und noch mehr über den Schimpf, ohne eigentliche Schlacht geſchlagen worden zu ſein. Sobald er ſich von der erſten Betäubung erholt, machte er in der Tat die größten Anſtrengungen, ſich zu einem neuen Feldzuge zu rüſten, um die Schmach im Blute der Feinde abzuwaſchen. Er ſchwor, ſich nicht eher den Bart wieder ſcheren zu laſſen, bevor er Rache genommen an den Schweizern. — Vor allem galt es, ein neues Heer zuſammenzubringen, da die geſchlagene Armee, trotzdem ſie ſo wenig verloren, nach allen Richtungen der Windroſe auseinandergelaufen war. Überallhin ergingen Karls Befehle und Bitten: die Flüchtigen aufzuhalten und ihm zuzuſenden, die in Lothringen zurückgebliebenen Korps nach Hochburgund zu dirigieren, ihn mit neuen Hilfstruppen aus Savoyen und der Lombardei zu unterſtützen. Zur Be-

*) „En eu très grande joye et ne lui déplaisoit que du petit nombre de gens qui avoient esté perdus.“ Comines.

ſchaffung neuen Geſchützes mußte in der Frei-Grafſchaft jeder Hausvater von allem ehernen und eiſernen Geſchirr ſeiner Haushaltung die Hälfte an die fürſtlichen Gießereien abliefern, in denen Tag und Nacht gearbeitet wurde. Seinen Freunden ſtellte Karl die erlittene Schlappe als ein bloßes Scharmützel dar; leid ſei es ihm nur, daß es zu keinem Hauptſchlage gekommen, in welchem ihm der Sieg nicht hätte entgehen können.*)

Schon am 9. März hatte der Herzog wieder ſo viel Truppen beiſammen, daß er durch den von den Eidgenoſſen törichterweiſe offen gelaſſenen Paß von Joigne nach Lauſanne am Genfer See vorrücken konnte. Er wählte dieſen Standort nicht ſowohl aus militäriſchen als aus politiſchen Gründen, um ſeinen Verbündeten, dem Herzoge von Mailand und der Herzogin von Savoyen, nahe zu ſein, ſie an Verhandlungen mit Frankreich und der Schweiz zu hindern und ihre Truppen leicht an ſich ziehen zu können. Doch war die Lage militäriſch genommen nicht minder günſtig, wenn man ihn nämlich unbehelligt ließ, bis er wieder ganz gerüſtet war; denn dann ſtand er beim Feldzugsbeginn, ohne einen Paß überwinden zu müſſen, nur 9 Meilen von Freiburg, nur 15 von Bern. Am 15. März bezog er ein Lager oberhalb von Lauſanne auf der Hochfläche des Plan du Loup, abermals in heftigem Streit mit ſeinen Unterführern, namentlich den Italienern, die ſich diesmal um ſo weniger entſchließen mochten, die Kantonnements mit dem Lager zu vertauſchen, als jetzt arger Mangel an Zelten war. Es herrſchte überhaupt große Unzufriedenheit mit dem Herzoge, und nicht der eigenen Unzuverläſſigkeit, ſondern ſeinem Eigenſinne ſchrieben die Truppen den Schimpf von Grandſon zu. Es habe damals keine Ordnung geherrſcht; die Mannſchaft ſei mißvergnügt geweſen, weil man ſie monatelang ohne Sold gelaſſen und ſie gezwungen habe, bei der ſchlimmſten Witterung im Freien zu lagern; und nun ſchicke der Herzog ſie

*) Panicharola.

aufs neue trotz ihrer Entblößung ohne Zelte ins Lager. — Ähnlich urteilten auch die fremden Gesandten. Der neapolitanische Botschafter Palombaro schrieb an seinen Herrn: „Karl ist ein Mensch, der stets nur seinem eigenen Kopfe, keinem Rate irgend eines andern folgen will. Wie ein Verzweifelter hat er sich wieder ins freie Feld gelegt und will, daß alle Leute ihm dahin folgen. Dennoch kann er niemanden dazu bringen; er bleibt allein, wiewohl er den ganzen Tag befiehlt, daß das Volk herkomme; es wird ihm nicht gehorcht. . . . Wenn jene Deutschen ihren Sieg verfolgt hätten, sie würden nicht nur Lausanne, sondern auch Genf genommen haben." Diese Schilderungen sind sehr lehrreich. Sie zeigen einerseits, daß Karl es richtig erkannte, wie der feste Zusammenhalt übersichtlicher Lagerdisziplin seinen schlechterzogenen Truppen notwendig sei, wenn sie zu tüchtigen Soldaten werden sollten, andererseits, wie mächtig die militärische Opposition jener Zeit war, selbst in Dingen, wo es sich doch lediglich um die persönliche Behaglichkeit handelte. Nicht minder ergibt sich aus diesen Darlegungen, wie viel die Eidgenossen versäumt, als sie in ihrer planlosen Weise und ihrem Mangel an Einheit dem Herzoge nicht nur die Mittel gelassen, kurz nach der Niederlage mit schwacher Kraft ungestraft in die Waadt zu ziehen, sondern bei Lausanne auch eine neue Macht zu sammeln, von der doch unzweifelhaft war, daß sie abermals gegen den Bund gewendet werden würde. Hier zeigt sich recht deutlich das Fehlerhafte der eidgenössischen Kriegsverfassung, bei der das Meiste lediglich vom guten Willen der Glieder abhing.

Die Grenzhut der Schweizer war in folgender Weise geordnet: Zunächst bedroht schien Freiburg, welches außer seiner Bürgerschaft elsässische Bundestruppen und 1000 Mann der acht alten Orte unter Hans Waldmann hüteten. — Murten war von bernischen und freiburgischen Mannschaften besetzt und dabei die Vorsicht gebraucht, immer von zwei nahen Blutsverwandten den einen in die Vorburg Berns, den andern ins künftige Kriegsheer

zu befehligen, um dies deſto ſicherer für die Erhaltung Murtens zu intereſſieren. Adrian v. Bubenberg übernahm am 8. April das Kommando dieſer Stadt. — Das Sanetal deckte Graf Ludwig von Greyers (Gruyères); die Päſſe am Bernhardsberge und St. Maurice beobachteten die Walliſer. — Im Weſten, an der Grenze von Burgund, hatten die Berner Grandſon wieder beſetzt, und ebenſo deckten ſie den Verrièrepaß ſowie Neuenburg. Einigen Entſendungen dieſer Grenzhuttruppen glückten gelegentliche Streifzüge in der Richtung auf den Leman und den großen St. Bernhard ſehr wohl.

Seit Karl der Kühne nach Lauſanne gezogen, ſchien es den Eidgenoſſen aber doch geboten, ernſtere Gegenmaßregeln zu treffen, und ſie kamen am 18. März nach Luzern zur Tagſatzung. Man rief die Niedere Vereinigung wieder zur Hilfe auf, und Bern erläuterte, inwiefern es Murten als eine Vormauer zu ſeinem eigenen Schutz betrachte, und wie es nötig ſei, dieſe Stadt unter allen Umſtänden zu halten. Doch gerade über dieſen wichtigen Punkt vermochte man ſich nicht zu einigen, und noch weniger gelangte man dazu, ſich jetzt, wo doch immer noch der günſtigſte Augenblick geweſen wäre, zu einer Angriffsunternehmung aufzuraffen. Nur Freiburg und Bern wagten einen Handſtreich gegen die in burgundiſchem Beſitz befindliche, ihnen höchſt unbequeme Feſte Romont, die, nur 3 Meilen von Freiburg entfernt, geradezu wie eine Etappe von Lauſanne her erſchien. Der mit zu geringen Kräften ins Werk geſetzte Streifzug mißlang jedoch.

Da Karl nun erkannte, daß er eine größere offenſive Unternehmung nicht mehr zu beſorgen hätte, ſo blieb er bei Lauſanne ſtehen, um ſein Heer noch zu verſtärken. Im Lager dauerten die alten Zuſtände fort; zwiſchen den engliſchen und italieniſchen Söldnern kam es zu blutigen Auftritten in voller Schlachtordnung, die der Fürſt kaum zu ſtillen vermochte, und noch Ende April war es ihm nicht gelungen, alle Truppen in das Lager zu ziehen. Nicht wenig Schuld bei dieſer ſchlechten

Mannszucht trug das Zurückhalten des Soldes, ein Verfahren, das bei dem Mangel an Verpflegungsanstalten, ja überhaupt an Lebensmitteln doppelt verderblich wirken mußte. In des Herzogs Haltung und Stimmung bemerkte man große Veränderung. Er war voll leidenschaftlicher Heftigkeit und Mißtrauens; überall glaubte er sich von Verrätern und Feinden umgeben; die frühere Sicherheit im Beherrschen des Kriegsvolkes war verschwunden; zum erstenmal in seinem Leben fühlte er sich krank. — Der bedenkliche Zustand des Heeres und Karls Benehmen dabei schmälerten sein Ansehen außerordentlich, und um ebensoviel stieg das des Königs von Frankreich. Die französischen Feudalherren hatten den Tag von Grandson zu empfinden, als seien sie selbst geschlagen worden. Der greise König René von Anjou suchte Louis in Lyon auf, und während er früher den Herzog Karl von Burgund für den Fall, daß sein Erbe und Enkel, der Graf von Maine, kinderlos sterben sollte, für den Erben der Provence und aller Besitzungen des Hauses Anjou angenommen hatte, erklärte er als solchen jetzt den König von Frankreich. Dieser stattete unter der Hand den jungen vertriebenen Herzog von Lothringen mit Geld aus und ließ ihn nach Straßburg geleiten. Hier fanden sich viele deutsche Herren bei ihm ein: Grafen von Nassau, von Bitsch, von Fenestrelles und von Richebourg, und von ihnen begleitet begab sich der Fürst in den Schutz der Eidgenossen, welche ihn ehrten, als ob er ihr Führer sei.

Alle dem Herzoge von Burgund bisher befreundeten Fürsten rieten ihm, von dem Unternehmen gegen die Eidgenossen abzustehen. Der Herzog von Mailand, Galeazzo Maria Sforza, machte ihn, während er gleichzeitig seinem Bündnisse entsagte, darauf aufmerksam, welchen Gefahren Karl sowohl Burgund als Savoyen aussetze im Kampfe mit den Schweizern, „diesen grausamen, rasenden Wölfen", zum höchsten Wohlgefallen des Königs von Frankreich, der nichts anderes wünsche als beider Häuser Verderben. Matthias Corvinus, der in hohem Ansehen stehende

König von Ungarn, verwies ihn ebenfalls auf die Argliſt Louis XI. „Was konnte er wohl," ſo ſchreibt Matthias, „Euer Liebden Gefährlicheres und Schwierigeres zufügen, was Erwünſchteres für ihn, als Dieſelben in einen Krieg zu verwickeln mit jenem ungezähmten, unüberwindlichen Volke, von dem er wußte, daß es ſiegen könne, nicht fürchtete, daß es überwunden werde. Wie kann man letzteres auch glauben von dieſen Schweizern, die ſchon ihres Landes Lage verteidigt, denen aber auch gewiß das Reich noch Hilfe ſenden wird. . . . Wir ermahnen Euer Liebden, ſich wohl vorzuſehen und verſichert zu ſein, daß, ſollte auch das Kriegsglück jenen Völkern widerwärtig ſein, Ihr dann zuverläſſig das ganze Reich gegen Euch haben würdet. Geſchähe aber, was Gott verhüte, das Gegenteil — was wäre das dann für ein Schauſpiel, einen ſo großen Fürſten durch Bauern überwunden zu ſehen, deren Beſiegung keine oder doch nur wenig Ehre, von denen beſiegt zu werden, ewige Schande bringen würde." *) — Leider hatte Matthias Corvinus, was das Einſchreiten des Reiches betrifft, nicht recht. Einen Tag bevor der Magyarenfürſt zu Ofen jenen Brief ſchrieb, hatten die Unterhändler Kaiſer Friedrichs III. zu Lauſanne einen Vertrag geſchloſſen, welcher gegen das erneuerte Verſprechen der künftigen Vermählung der Erbtochter von Burgund mit dem Erzherzoge Maximilian die reichsangehörigen Verbündeten preisgab. Abermals hatte alſo das habsburgiſche Hausintereſſe die Rechte des Reichs verraten; abermals war ein Schritt geſchehen, die Eidgenoſſenſchaft und das Elſaß loszulöſen vom deutſchen Reich.

Um dem angedrohten Abzuge ſeiner italieniſchen Söldner vorzubeugen, verkündete der Herzog Karl, daß er Geld erwarte und der Mannſchaft 4 Monatsſölde zahlen werde; doch nicht auf einmal, ſondern zunächſt nur einen; den zweiten dann nach dem Aufbruch von Lauſanne im erſten neuen Lager, die beiden

*) Copia litterarum Regis Hungariae ad J. U. Ducem Burgundiae. Dat. Buda. 7. Mai 1476. Archiv zu Mailand. Bei v. Rodt.

übrigen in dem darauf folgenden Lager. Er hielt also die Truppen durch Versprechungen zusammen und befahl für den 9. Mai eine große Musterung. — Übereifrig wie er war, fand er sich zu dieser schon ein, als die Truppen noch auf dem Wege zum Revueplatz waren. Er ließ sie halten. Emsig ritt er die Reihen auf und nieder, bald vorn, bald hinten tätig; jede Hilfe bei besserem Ordnen der Truppen lehnte er heftig ab, erzürnte sich über wahrgenommene Fehler und teilte eigenhändig viele Stockschläge aus. Endlich zog man weiter zur Revue, welche die Herzogin von Savoyen abnahm und welcher sich Manövers anschlossen, die bis zum Dunkelwerden dauerten. — Die italienischen Botschafter meldeten ihren Herren nach dieser Heerschau: die Armee habe an Reisigen, einschließlich der Leibwache, 1600 Lanzen gezählt, hiezu 3200 Bogenschützen zu Pferde, ebensoviele Knappen und Coustiliers, in allem also 8000 Reiter. An Fußvolk seien gemustert worden ungefähr 11000 Büchsen- und Bogenschützen; das ganze Heer könne man danach auf 20 000 Mann anschlagen. Die Ausrüstung und Remontierung sei allerdings von ungleichem Werte; alle Welt aber wundere sich, wie so zahlreiches Kriegsvolk ohne Geld habe ins Feld gestellt werden können, zumal noch 3000 Mann in Besatzungen an der Schweizer Grenze ständen und etwa 6000 Niederländer binnen kurzem eintreffen würden. Auch die Savoyer, welche in bedeutender Stärke jenseits des Genfer Sees standen, waren nicht mitgezählt. Jedermann war die Geschäftigkeit des Herzogs aufgefallen, über welche sich die Hauptleute bitter beschwerten. Gerade so sei er auch in der Schlacht und eben dadurch habe er sich die Schlappe von Grandson zugezogen; denn es sei unmöglich, so viel Volk zu überschauen und zu leiten ohne Beihilfe eines sachkundigen Hauptmanns.*)

Der Revue folgte ein Tagesbefehl über eine neue Ordnung des Heeres, der ein vollständiges, umfangreiches Reglement

*) Panicharola und Aplano, 10. Mai 1476, bei v. Rodt.

betreffs der gesamten administrativen und taktischen Verhältnisse der Armee enthielt. Dabei war es denn von einschneidender Bedeutung und ein neuer Fortschritt in der Entwicklung der Infanterie, daß den berittenen Bogenschützen geboten wurde, abzusitzen und ihre Pferde entweder heimzuschicken oder zu verkaufen. Sie sollten von nun an zu Fuß dienen, sowohl des unzulänglichen Futters wegen, als auch, weil der Schütze besser zu Fuß als zu Pferde schießen könne. In derselben Zeit, in welcher der reitende Schütze 2 Pfeile sende, schieße der unberittene 3 ab und zwar besser gezielte; auch vermöchten die Bogner zu Fuß besser die Ordnung zu halten. Überdies würden 6000 Rationen erspart, was in dem gebirgigen Lande notwendig sei.*) — Die weitläufige Ordonnanz enthält auch die Vorschriften über den Felddienst; und zwar wird die Armee, vorzugsweise in Rücksicht auf die Eigentümlichkeit des schweizerischen Kriegsschauplatzes, statt wie bisher in 3, in 8 Bataillen eingeteilt, von denen 7 aus den anwesenden Haustruppen, Garden, Ordonnanztruppen und Milizen gebildet wurden, während die achte aus den von Burgund und Savoyen noch zu erwartenden Truppen zusammengestellt werden sollte. Innerhalb jedes Treffens sollte die Fanteria, das Fußvolk, stets in der Mitte stehen; dann sollten nach außen hin die Bogner folgen, während auf den Flügeln die Gendarmerie stünde. Nur bei dem, aus den Haustruppen und Garden zusammengesetzten 2. Treffen, der Elite des Heeres, sollte ausnahmsweise in der Mitte das Geschwader der Kämmerlinge mit der herzoglichen Standarte, dem Hauptbanner des Heeres, halten. Im ganzen kamen auf jede Bataille etwa 400 Reiter der Ordonnanzkompagnien und 1600 Mann zu Fuß, einschließlich der abgesessenen Bogenschützen.

Was die Zugordnung betrifft, so sollte bei jeder der 8 Abteilungen die Gendarmerie voraus ziehen; ihr hätten die Schützen und diesen das übrige Fußvolk zu folgen. Die Lanzen sollten

*) Panicharola.

dabei entweder in ganzer Kompagniefront von 100 Pferden oder in Geſchwadern von 50 Lanzen, in Ecouaden zu 25 oder kammerweiſe zu 6 Lanzen in einem Gliede marſchieren. Dem entſprechend ſollten ſich dann auch die andern Waffen ordnen. — Dem geſamten Heere voraus ſolle ſtets der Maréchal des Logis ziehen, der Generalquartiermeiſter, mit ſeinem Stabe, ſowie 200 Halblanzen und 500 Mann zu Fuß. — Stets ſollten die einzelnen Treffen hintereinander folgen; wenn alſo der Marſch in mehreren Kolonnen (files) geſchah, ſo teilte ſich jedes Treffen in die vorgeſchriebene Zahl der Kolonnen. Die Artillerie und der Train bildeten ſtets eine Kolonne für ſich, an deren Spitze die leichte Artillerie (minuta artigleria) fuhr, und welche, wenn das Heer ſelbſt in mehreren Kolonnen marſchierte, zwiſchen dieſe genommen ward.

Im Lager ſollten je 2 Treffen zuſammen ein Quartier bilden, welche bei Todesſtrafe nicht überſchritten werden dürften, und wegen der großen Unordnung, welche früher durch die Weiber herbeigeführt worden, erhielten die Kompagniechefs Befehl, alle Dirnen (putanes) zu entfernen und die Mannſchaft anzuhalten, ihre Liebesbrunſt durch vermehrtes Waſſertrinken abzukühlen.*)

Am 27. Mai brach Karl endlich aus dem Lager von Lauſanne auf, um die Schweizer anzugreifen, wo er ſie fände. — Am nächſten bedroht erſchien jetzt Murten, welches die Berner, wie vor anderthalb Jahrhunderten Laupen, dadurch zu einer wichtigen Stadt gemacht, daß ſie, wie ſchon erwähnt, 1500 Mann Beſatzung unter Adrian v. Bubenberg hineingelegt hatten. War es doch das ſicherſte Mittel, eidgenöſſiſche Streitkräfte auf die Beine zu bringen, wenn man auf die Notwendigkeit des Entſatzes einer vom Feinde angegriffenen Stadt hinweiſen konnte, und Karl der Kühne trug, wie wir ſehen werden, dazu bei, dies Mittel wirkſam zu machen, indem er in der Tat Murten belagerte.

*) Panicharola: Copia de li Ordoni noviter facti per lo Illustr Duco di Borgogna in Campo 13. Mai 1446. Bei v. Rodt.

Bei der Nachricht, daß das herzogliche Heer von dem ausgezehrten Waatlande aufgebrochen ſei und durch die der Ernte entgegenreifenden Saatfelder über Milden und Peterlingen im Tal der Broye vorrückte, erging durch die Länder und Städte von Freiburg, Bern und Solothurn der Landſturm, „und von den Hütten zur Seite des ewigen Eiſes, bis wo die Aar in den Rhein fällt, floß das Volk zuſammen nach Bern.“ Die Brücken über die Senſe und Sane bei Laupen und Gümminen wurden beſetzt; Tag und Nacht waren Schultheiß, Venner und Räte in Bern verſammelt; eifrig wurden die Eidgenoſſen zum Zuzug gemahnt. Aber die Leute des Gebirgs, die ſchon mit ihrem Vieh auf die Alp gezogen waren, zeigten ſich ſchwierig, wobei ſavoyiſche Intriguen mitgewirkt haben dürften. Erſt wenn der Herzog das Gebiet der Eidgenoſſenſchaft als Feind betrete, wollten ſie zum Kampf ausziehen; ſie ließen es unterſuchen, ob Murten ſtaatsrechtlich zum Bunde gehöre. Als aber die Berner geltend machten, daß Murten eine alte Reichsſtadt, durch Savoyen nur mittelbar dem Reiche entfremdet und jetzt mit ihnen im Bunde ſei, als ſie eindringlichſt an die alte Waffenbrüderſchaft mahnten und deutlich zu machen wußten, daß Murten die Vormauer des eigenen Landes ſei, daß an Murten das Vaterland hange, da ſiegte endlich das Gefühl der Bundesgemeinſchaft und wohl auch das der Kriegsluſt. Die Urner kamen zuerſt; bald folgten die anderen. Baſel, Straßburg und die Städte des Elſaß und Vorderöſterreichs ſandten das Dreifache ihres bundespflichtigen Aufgebots; die Mannſchaft von Appenzell und St. Gallen ſchloß ſich an, und Herzog René von Lothringen, dem der Burgunder das Land entriſſen, zog ebenfalls mit der kleinen Mannſchaft, die er mit den Trümmern ſeines Vermögens geworben und mit den ihm treu gebliebenen Edelleuten, im ganzen mit dreihundert Reiſigen, den Eidgenoſſen zu Hülfe. Am 18. Juni machten ſich endlich auch die Züricher auf den Weg, und nun fühlten die Verbündeten ſich ſtark genug zum Kampfe. Ritterlich wollten ſie ſich des Feindes erwehren,

— ſo ſchrieb Bern an Frankfurt a. M. — als Vorfechter gemeiner teutſcher Nation gegen den burgundiſchen Herzog, der ſie gern vertilgen möchte.

Das ſehr langſam vorrückende burgundiſche Heer, deſſen Geſamtſtärke ſich auf höchſtens 33000 Mann belief, hatte zuerſt die Richtung nach dem Neuenburger See eingeſchlagen. Karl hoffte wohl, den Feind dahin zu locken, wo Land und Leute ihm weniger feindlich waren; bald aber riß ihn die Ungeduld fort. Er beſchloß, über Murten auf Bern zu ziehen. Den Grafen von Romont ſandte er in die zwiſchen dem Neuenburger- und dem Murtenſee liegende Gegend, und mit der Hauptmacht zog er über Wifflisburg (Avenches) vor Murten. Am 9. Juni erſchien ſeine Vorhut vor der Stadt; am 11. war dieſe von allen Seiten eingeſchloſſen.

Die Umgegend von Murten, welches zu Füßen eines alten, von Ludwig dem Frommen gegründeten Schloſſes liegt, iſt ziemlich eben und zum Teil mit Waldſtücken oder Gebüſchen bedeckt und von kleinen Schluchten durchſchnitten, bei welchen der Anmarſch eines feindlichen Heeres wohl aufgehalten werden kann. Die meiſten von den, jetzt um Murten liegenden Dörfern, Herrengütern und Maierhöfen exiſtierten ſchon zur Zeit des burgundiſchen Krieges; gewiß iſt dies von Pfauen (Faoug), Greng, Meyriez (Marloch), Claveleyre, Salvenach, Montellier, Altaville (Hauteville), Courlevon, Curwolf (Courgevaux) und Münchweiler.*)

Die Hauptzugänge der Stadt Murten von Oſten her waren die Wege von Aarberg, von Gümminen und von Laupen. Daß dieſe von den Eidgenoſſen beſetzt worden waren, habe ich bereits erwähnt. Ein Verſuch, den Karl am 12. Juni machte, ſich dieſer Päſſe zu bemächtigen, wurde durch den berneriſchen Landſturm vereitelt, trug nur dazu bei, die eidgenöſiſchen Rüſtungen zu beſchleunigen und wurde merkwürdigerweiſe nicht wiederholt.

*) Die beſte Überſicht des Schlachtfeldes genießt man von dem Schloſſe Münchenweiler.

— Sein Hauptlager nahm Karl mit 27 000 Mann in dem Terrain von Claveleyre und Courlevon an der von Freiburg herkommenden Straße. Vor demſelben, auf den Höhen zwiſchen Courlevon und Griſſach, wählte er eine Stellung aus, in welcher er den Angriff der Eidgenoſſen abwarten wollte und verſtärkte dieſelbe durch Verſchanzungen bei Griſſach. Ein Teil ſeines Heeres wurde zur Belagerung von Murten detachiert. Es waren dies teils Lombarden, teils das wieder herangezogene Detachement des Grafen Romont. Die erſteren, 30 000 Mann ſtark, lagerten unter dem großen Baſtard ſüdöſtlich von Murten bei dem Nußwäldchen zwiſchen Meyriez und Greng. Sie bildeten das eigentliche Belagerungkorps. Nordöſtlich der Stadt, bei Montelier ſtand das Detachement des Grafen Romont, 12 000 Mann ſtark, welches zugleich die Anmarſchſtraßen von Laupen und Bern her beobachten ſollte.

Es beſtanden alſo eigentlich drei verſchiedene Lager bei Murten, wie auch das Volkslied meint:

Sy ſchlugend meng hoch gezelte
Für Murten und für das Schloß,
Darvor hat er im Felde
Dry Hufen, die warend groß.*)

Auch vor Murten entwickelte Karl in ſeiner unmittelbaren Umgebung noch große Pracht; wie vor Neuß und Grandſon ließ er ſich einen königlich ausgeſchmückten, hölzernen Feldpalaſt errichten.

Adrian v. Bubenberg, welcher in Murten befehligte, war ein warmherziger deutſcher Mann. Als Führer der nationalen Partei in Bern hatte er ſich ſeit dem Siege der franzöſiſch Geſinnten von den Geſchäften zurückgezogen und lebte ſtill auf ſeinem Schloſſe Spiez am Thuner See. Als ihn jedoch die Wahl ſeiner Mitbürger auf den gefährlichen Ehrenpoſten nach Murten berufen, hatte er keinen Augenblick gezaudert, Folge zu

*) Murtenlied in Ulſteris Sammlung.

leiſten, und er war ganz der Mann, an einer ſolchen Stelle das Äußerſte zu tun. — Als der Feind vor den Mauern erſchien, ſchrieb er den Bernern, ſie möchten ſich ja nicht um Murtens Willen übereilen, ſondern ruhig die Zuzüge der Eidgenoſſen und der niederen Vereinigung abwarten. Die Aufforderung, Murten zu übergeben, lehnte er auf das entſchiedenſte ab, indem er bemerkte: dem Wortbrüchigen von Grandſon werde vor Murten kein Glauben geſchenkt. Drohbriefe, welche an Pfeile geheftet über die Mauern flogen, wurden mit verächtlicher Nichtachtung beiſeite geworfen. Dem Verſuch Adrians, die Vorſtädte abzubrennen, taten die Lombarden zwar Einhalt; aber auch ohne dies war man gut geſchützt; denn der Kommandant hatte geſchickt die Zeit benutzt, um die Werke teils auszubeſſern, teils neue anzulegen. Der Ort beſaß Ringmauern mit Türmen und „einen doppelten Graben mit Bollwerken“, wie es die Schweizer Geſchichtsſchreiber nennen. Es wird überdies beſonders erwähnt, daß der Kommandant noch einige äußere Bollwerke habe aufwerfen laſſen. — Die Belagerung wurde nun mit großem Eifer in Angriff genommen und 80 Geſchütze gegen Murten in Batterie geſtellt. Da dieſelben jedoch durchgehends nur Steinkugeln ſchoſſen, ſo waren die Verheerungen nicht allzu bedeutend. Nach vier Tagen war indeſſen doch ein großes Stück Mauer niedergeſchmettert, und die Abteilung des Grafen Romont glaubte nun, einen Sturm unternehmen zu können. Aber die Schweizer verteidigten ihre Breſche ſo gut, daß die Burgunder nach einem achtſtündigen Sturme mit dem Verluſte von 700 Mann abziehen mußten. Ein neuer Sturm, den Karls Leute zwei Tage ſpäter, alſo am 20. Juni auf die faſt überall zerſtörten Mauern unternahmen, endete noch nachteiliger. Nach dreiſtündigem Angriff und einem Verluſte von mehr als 1000 Mann, mußten die Angreifer abſtehen. Ergrimmt ſchalt der Herzog die Hauptleute, daß ſie dem Ort nicht ſchärfer zugeſetzt und ihre Leute allzuſehr geſchont hätten. Ohne dies ganz in Abrede zu ſtellen, entſchuldigten ſie ſich damit, daß, „in täglicher

Erwartung eines zum Entſatz anrückenden Feindes es nicht geraten ſei, vor dem belagerten Platze die tüchtigſte Mannſchaft zu Grunde zu richten; beſſer ſei es, ſie zur bevorſtehenden Schlacht zu ſparen. Wäre dann einmal der Feind im Felde überwunden, ſo werde der Platz ohnehin fallen."*) Anders lautete die Sprache in Murten. Durch kleine glückliche Ausfälle hatte Adrian v. Bubenberg den Mut ſeiner Mannſchaft geſtählt, und als die erſten Angriffe der Belagerer abgewieſen waren und die Beſatzung unter der außerordentlichen Anſtrengung zu ermatten und ſchwierig zu werden ſchien, verſammelte der wackere Mann ſeine Leute und ſchwor öffentlich, jeden niederzuſtechen, der nur ein kleinmütiges Wort würde hören laſſen. „Kriegsgeſellen, wachet!" ſchloß er ſeine Rede „an Murten hangt das Vaterland. Nur eine Vormauer hat die Heimat: unſern Mut." — Alle gelobten ihm nun, bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen, und ſie ſollen eine ſo kraftvolle Haltung bewieſen haben, daß Adrian, der Sage nach, befehlen konnte, die Tore der Feſtung während der Belagerung nicht zu ſchließen, eine Maßregel, der man bis auf den letzten Augenblick treu geblieben ſein ſoll. Der Sage nach! Die eigentlichen Geſchichtsquellen wiſſen nichts davon, und überdies wiederholt ſich der Bericht von dieſem heroiſchen Zuge an den verſchiedenſten Orten und bei den verſchiedenſten Gelegenheiten, wodurch er aufs deutlichſte als Mythe gekennzeichnet wird; aber das Entſtehen einer ſolchen Erzählung zeigt doch deutlich, weſſen man ſich von jener tüchtigen Beſatzung in der Schweiz verſehen mochte. — Nach zehn Tagen raſtloſen Kämpfens und Arbeitens war indes die Laſt des Dienſtes ſo ſchwer geworden, daß Bubenberg ſich bewogen fand, einen Boten über den See nach Bern zu ſenden, mit dem dringlichen Anſuchen, die „Entſchüttung" Murtens möglichſt zu beſchleunigen, da ſonſt die Beſatzung den Anſtrengungen bald erliegen müſſe; „unterdeſſen wollten ſie jedoch

*) Vanicharola.

mit Gottes Hilfe ſich noch tapfer halten, den Feinden wehren und menſchlichen Kräften nach ihr möglichſtes tun, ſo lange noch eine Ader in ihnen ſich zu regen vermöge!“*)

Die Hilfe war ſchon unterwegs. Das eidgenöſſiſche Entſatzheer, im ganzen etwa 30 000 Mann ſtark, hatte ſich infolge des Feſthaltens der Päſſe über Senſe und Sane nicht nur ungeſtört bei Gümminen ſammeln, ſondern dann auch ungehindert über die Sane vordringen und ſich bei Ullmitz, nur eine Meile von Murten, feſtſetzen können. — Es war eine ſtattliche Macht. 10 000 Spieße, 16 000 Hellebarden und Kurzwehren, 3000 Handbüchſen und Armbrüſte und einige tauſend Reiter. Das Volkslied**) rühmt ſie:

„Kein hübſcher Volk geſach ich nie
Zuſammenkommen uf Erden hie
In kurzer Zeit alsbalde.
Sie brachten Büchſen ohne Zahl,
Vil Helparten, breit und auch ſchmal;
Von Spießen ſah man ein walde.“

Ein Kriegsrat beſchloß den Angriff für den 22. Juni, den Zehntauſendrittertag, den Jahrestag der Schlacht von Laupen. Im allgemeinen kam man überein, dieſem Angriff eine ſolche Richtung zu geben, daß nicht wie bei Grandſon, den Burgundern der Weg zum Rückzug oder zur Flucht offen bleibe, ſondern daß zur Vernichtung des feindlichen Heeres dem Kriege ein Ende gemacht werde. Man wollte daher die Stellung der Burgunder auf der Höhe womöglich umgehen, ihnen den Rückzug nach der Waat abſchneiden und daher den Angriff auf den äußerſten rechten Flügel des Feindes richten. Am frühen Morgen ſollte eine Rekognoszierung vorangehen, um „das burgundiſche Lager zu beſchätzen, wie dann gewöhnlich iſt zu thun, das feindliche Heer zu berennen und beſehen, wie und wo es

*) Tſchudis Manuſkriptchronik bei v. Rodt.
**) Bei Schilling.

anzugreifen ſei".*) Man wollte alſo Einſicht in die burgundiſche Stellung gewinnen, um die genaueren Anordnungen treffen zu können. Dieſe Rekognoszierung, welche mit 1600 Freiknechten ausgeführt wurde, fand bei abſcheulichem Regenwetter ſtatt und alarmierte das ganze burgundiſche Lager. Karl, dem bisher alle Bewegungen der Schweizer gänzlich unbekannt geblieben, der am 21. ſchon entſchloſſen geweſen, die Eidgenoſſen in den nächſten Tagen ſelbſt aufzuſuchen, und nur durch ein ſtarkes Gewitter daran gehindert worden war, wurde durch ihr plötzliches Erſcheinen mehr erfreut als beſtürzt.

Damit die Schweizer in Murten nichts von dem ſich nähernden Entſatz erfahren oder wenigſtens ſeine Unternehmungen nicht begünſtigen möchten, und zugleich um die Aufmerkſamkeit der Belagerten auf ſich zu lenken, befahl er aus einigen Batterien, namentlich von Montelier her, lebhaft auf die Stadt zu feuern und zu wiederholten Malen falſchen Lärm zu machen. Das Romontſche Korps ließ er einigermaßen verſtärken. Karl ſelbſt aber ſtellte ſich mit der Hauptmacht den Verbündeten entgegen. Treffenweiſe nach der neuen Ordnung nahm das Heer auf dem Rücken der Anhöhe zwiſchen dem Dorfe Griſſach und dem Weiler Courſiberte eine Stellung ein, welche auf beiden Flügeln von Wald, in der Front aber von dem Schanzenhage bei Griſſach geſchützt war und für reine Verteidigung nicht ſchlecht gewählt erſcheint, während für angriffsweiſe Bewegungen und zur Entwicklung der ſo zahlreichen Reiterei der Raum fehlte. Auch darin lag ein Übelſtand, daß dieſe Poſition von den vor Murten lagernden Korps durch faſt ¾ Stunden Wegs in waldigem Terrain getrennt war. Da man die Stellung wohl vorbereitet und den einzelnen Truppen genau bekannt gemacht hatte, ſo ſtanden die Bataillen nach kurzer Zeit in Schlachtordnung. — Der Feind aber, den man doch ſchon vor ſich zu haben meinte, ließ mit dem Angriff lange warten.

*) Petermann Etterlin in ſeiner Chronik.

Die eidgenössische Streifpartie war nämlich, nachdem sie genügende Kunde gewonnen, durch den Wald wieder zurückgegangen — unverfolgt, was nachträglich von den burgundischen Hauptleuten selbst sehr getadelt worden ist. Inzwischen hatten reitende Boten der Hauptmacht der Verbündeten den Vormarsch befohlen. Während die Haufen heranzogen, ließ der Regen nach. Als man nun in den Galmwald kam, „da begann man," berichtet Petermann Etterlin, der zum Luzerner Auszuge gehörte, „die Ordnungen zu machen. Da war ein strenger notfester Ritter, genannt Herr Wilhelm Herter, der damals beider Herren von Österreich und Lothringen Dienstmann war, der ward zu einem obersten Hauptmann gesetzt; der fing an und machet und ordnet die Ordnung." Die Gliederung war wie folgt: Hans von Hallwyl führte die Vorhut, welche aus den Bannern von Thun, Entlibuch, Freiburg und Neuenburg bestand. Es waren 5000 Mann, wobei die Hauptmasse der Schützen des Heeres unter Kätzy. Dieser Vorhut folgte der größere Teil der österreichischen, lothringischen und übrigen deutschen Reiterei unter dem Herzoge von Lothringen und dem Grafen von Thierstein. Der Gewalthaufe, welcher den Kern des schweizerischen und deutschen Fußvolkes enthielt, wurde von Hans Waldmann von Zürich geführt. Hier waren sämtliche Zeichen oder Hauptbanner der Eidgenossen wie der Bundesgenossen zusammengestellt und hier befand sich auch der Feldhauptmann, Herr Wilhelm Herter. Im ganzen zählte der Gewalthaufe 10 000 Mann, wobei 1000 lange Spieße zum Flankenschutz und 10 Kanonen. Dieser Heeres-Abteilung gingen 12 Kartaunen von Straßburg, unter einer Bedeckung von Büchsenschützen, voran. Die übrigen Banner von Luzern, Schwyz, Zug, Glarus, Uznach u. s. w. sowie der Rest der Reiterei bildeten die Nachhut unter Casper von Hertenstein. Eine kleine Abteilung ward zur Beobachtung des Romontschen Korps in die rechte Flanke entsendet.

Als nach ziemlichem Zeitaufwande das Heer geordnet war,

hielt man noch eine Weile still „der Ursach halb“ — wie Diebold Schilling sagt — „daß man im Holz Ritter schlug.“ Und zwar wurden von Oswald von Thierstein und dem jungen Herzoge an 100 Ritter geschlagen, sodaß die Ungeduld der kampfgierigen Mannschaft kaum noch zu zähmen war. Denn daß eben dieser Aufenthalt wesentlich zum Siege beitragen werde, konnte ja niemand denken. — Und doch war dies der Fall. — Sechs Stunden hatte nämlich nun das burgundische Heer zum Teil bei strömendem Regen in Reih und Glied gestanden, nicht ohne Schaden für Waffen und Munition und zu großer Ermüdung von Mann und Roß. Endlich erfolgte gegen Mittag, als sich gar nichts weiter wahrnehmen ließ vom Feinde, der Befehl, wieder einzurücken ins Lager und nur die Verschanzung bei Grissach besetzt zu halten, um gegen einen Überfall gesichert zu sein. Unbesorgt zerstreuten sich die Haufen nach den verschiedenen Quartieren, entledigten sich der durchnäßten Waffenröcke und schweren Rüstungen, sattelten ab und verteilten sich in die Marketendereien. Auch der Herzog begab sich zur Tafel. — So war der Zustand des burgundischen Heeres, als die Vorhut der Verbündeten aus dem Galmwalde heraustrat und Hallwyl das Fußvolk nach Gewohnheit der Väter niederknieen ließ zum Gebet. Einer der Krieger sagte es vor, und alle andern wiederholten das Amen. Während sie beteten, drang die Sonne in voller Pracht durch die Wolken hervor. Der Feldherr schwenkte sein Schwert und rief: „Biderbe Männer! Gott will uns leuchten, auf! gedenket Eurer Weiber und Kinder! — Deutsche Jünglinge, wollt Ihr den Wälschen Eure Geliebten preisgeben?“ *)

Die Vorhut rückte nun vollends aus dem Walde, und als Zeichen guter Vorbedeutung, erzählen die Chronisten, sei es den Schweizern erschienen, daß jetzt die Wachthunde der beiden Heere, deren man damals für den Vorpostendienst zu halten

*) Bullinger, Tschudi. Stettler bei v. Rodt. Die Anrede scheint nicht nur neue Ausschmückung zu sein.

pflegte, über einander hergefallen ſeien, und daß die burgundiſchen Hunde übel zerzauſt und zerbiſſen die Flucht ergriffen hätten. — Rechts der Vorhut marſchierte ihre Reiterei auf, links 1000 Freiknechte, welche beſtimmt waren, das Gefecht einzuleiten.*) Bald defilierte auch der Gewalthaufen aus dem Galmwalde, und während er ſich in der freien Ebene ordnete, fuhr das Geſchütz vor, um das Feuer der feindlichen in der Verſchanzung ſtehenden 30 Kartaunen zu beantworten, welche die Wieſe beſtrichen und beſonders der Reiterei großen Schaden taten. Auch das Fußvolk erlitt namhaften Verluſt,**) bevor es in raſchem Vordringen („denn man zog immermehr gar ſtreng vor ſich ohn ſtillſtand noch hinterſehn")***) das burgundiſche Geſchütz unterlaufen hatte. Dies ſtand nämlich hoch und beſaß keinerlei Vorrichtung zur Hebung oder Senkung der Rohre; jedesmal, wenn man den Erhöhungswinkel ändern wollte, war man genötigt, entweder den Laffetenſchwanz oder die Räder einzugraben.†) Nun aber fingen die kleineren Geſchoſſe der hinter dem Grün-Hag ſtehenden Schützen an, ſehr unbequem zu werden, und als dieſer Hag endlich mit nicht unbedeutendem Verluſt erreicht war, verſuchten die tüchtigſten Männer vergeblich, die feſt eingerammten Spitzpfähle niederzuwerfen oder zu überſteigen. Der Sturm war abgeſchlagen. Inzwiſchen aber war es einer Abteilung — vielleicht den Freiknechten — gelungen, durch den Wald die Verſchanzung zu umgehen und von der Dorfſeite her den Verteidigern in den Rücken zu fallen, und nun waren dieſe verloren. Bis auf den letzten Mann wurden ſie niedergemacht.

Jetzt ging es auf das hinter der Freiburger Straße gelegene

*) v. Elgger a. a. O. **) Nach Etterlin 250 Mann. ***) Etterlin.

†) Napoleon III: Études sur le passé et l'avenir de l'artillerie I. Cap. II. — Im Volksliede heißt es:

„Für ſich hat er genommen
Dryßig Schlangenbüchſen auch;
Die brachten im kein frommen,
Sie ſchuſſend vil zu hoch."
(Uſteris Sammlung.)

burgundiſche Hauptlager los. Hier hatte die Mannſchaft, als die Nachricht vom plötzlichen Erſcheinen des Feindes erſcholl, eilig wieder zu den Rüſtungen gegriffen, und ſobald eine Abteilung kampffertig war, rückte ſie in die ſchon bekannten Stellungen auf die vorgelegene Höhe vor; aber da viele Quartiere ſehr entlegen waren, ſo konnte der Aufmarſch nur langſam, nur nach und nach und unvollſtändig geſchehen, und noch bevor die erſte Bataille fertig geordnet war, wurde ſie ſchon von den Kugeln ihrer eigenen Geſchütze erreicht, welche im Hag erobert und ſofort umgewendet worden waren. Zugleich drangen die Verbündeten gegen das burgundiſche Fußvolk, die öſterreichiſche Reiterei gegen die Hommes d'armes vor. Die Öſterreicher wurden zwar geworfen; doch an den Spießen des ſchweizeriſchen Fußvolks brach ſich der Anſturm der burgundiſchen Lanziere, und das unaufhörliche Geknatter der Büchſen machte ihre Hengſte, die noch nicht gewohnt waren, beim Schuß zu ſtehen, ſo wild, daß ſie weit zurückgeben mußten, um ſich zu ralliieren. Das nun verlaſſene Fußvolk der 1. Bataille leiſtete nur geringen Widerſtand: Flügner wie Pikeniere warf es ſich bald in die Flucht, und bei der Aufſtellung des burgundiſchen Heeres in 8 unmittelbar hintereinander befindliche Treffen, die auf einen an und für ſich ſchmalen Raum angewieſen waren und ihre Schlachtordnung noch nicht völlig hergeſtellt hatten, mußte die Flucht des erſten Treffens natürlich verhängnisvoll werden. Es geſchah, was ſchon ſo oft geſchehen: es brach eine völlige Verwirrung herein. Der Herzog wollte ihr wehren und befahl den Rückzug auf die Ebene am See zwiſchen Clavelenre und Pfauen. Er hoffte wohl bei dieſer mit den Lombarden Fühlung zu gewinnen, den Feind zu überflügeln und vielleicht in ſeine rechte Flanke einzubrechen. Aber wenn man ſich erinnert, wie ſchlecht es Karl bei Granſon bekommen war, daß er ſeine wohlgeordnete, vollkommen kampftüchtige Gendarmerie einem Feinde gegenüber zurückgeführt hatte, der noch keinen Vorteil errungen hatte, ſo kann man es ihm nicht verdenken, daß er [illegible] Zwar ſollte Lord

Sommerſet mit den engliſchen Schützen und Karls Bogner-Garde den Rückzug decken, und er warf ſich auch mutvoll dem Feinde entgegen und hielt ihn einige Zeit auf. Bald jedoch waren ſeine Scharen teils geworfen, teils umgangen; den Lord ſelbſt traf eine Kugel; die öſterreichiſche Reiterei ging wieder vor, und nun brach das Chaos herein. Eine wilde zügelloſe Flucht begann hinab in die Ebene am Murten-See. Vergeblich, daß mitten im Strom derſelben des Herzogs Ober-Stallmeiſter, Jakob van der Maas, die große Standarte von Burgund hochhielt, um bei ihr die weichenden Scharen zu ſammeln! Sogar die Geſchwader vom Hofſtaate des Fürſten verließen ihn. Einſam, das ihm anvertraute Hauptbanner des Heeres mit beiden Armen umfaſſend, nahm der gute Edelknecht den Tod.*) Karl ſelbſt wurde von der Flucht ſeines Heeres mit fortgeriſſen. Es war „als ob Gottes Schrecken von den Bergen ſteige".

In aufgelöſter Ordnung, nur die Banner noch von ihrer Wache umgeben, drangen die Verbündeten, d. h. Vorhut und Gewalthaufe, dem Feinde auf dem Fuße nach. Sie ſtürmten durch die langen Gaſſen des burgundiſchen Lagers auf Wieflisburg zu; das Fußvolk eilte bis an den Sumpf vor; die Reiterei folgte über Wieflisburg bis gegen Peterlingen hin.

Was die bündiſche Nachhut betrifft, ſo ſcheint dieſe, als ihr Führer, der Herr von Hertenſtein, den Feind auf der Flucht ſah, in der Richtung auf Pfauen marſchiert zu ſein, um auch dem vor Murten ſtehenden Belagerungskorps den Rückzug in die Waadt abzuſchneiden. Die Lombarden, welche den Ausgang der Schlacht erſt gewahr wurden, als ſie die Burgunder in jäher Flucht aus dem Walde von Claveleyre herausſtrömen ſahen, waren eben beſchäftigt, eilig aufzubrechen, als Bubenberg, der von den Mauern Murtens aus dieſelbe Wahrnehmung gemacht wie ſie, einen Ausfall machte. Zwar warf dieſen die italieniſche Reiterei tapfer zurück; aber nun erſchien die Nachhut

*) Ol. de la Marche bei v. Rodt.

der Verbündeten in ihrem Rücken, und damit ward die Lage der Lombarden verzweifelt. Getäuſcht durch den ſcheinbar ſeichten Grund des Sees, warfen ſich viele in das Waſſer und hofften das obere Ufer zu erreichen; der Moorgrund aber wich und verſchlang Roß und Reiter, und wem es ja gelang, ſich ſchwimmend oder watend über Waſſer zu halten, der fand unter den Streichen und Schüſſen des Feindes den Tod. Eine förmliche Menſchenjagd begann, welche das Volkslied ſpäter mit naiver Roheit gefeiert hat. Schilling und Etterlin ſchildern, „wie die verhaßten Lombarden in Schiffen gleich Enten gejagt wurden, mit Büchſen und Armbrüſten erſchoſſen oder mit Spießen erſtochen. Es waren ihrer doch ſo viele, die bis an den Hals im See ſtanden und die Köpfe oben herausboten, daß ſie ausſahen wie Möwen . . . Da ritten auch viel großer Herren und ander mächtig Leut in den See mit ihren guldinen Scharinen (Waffenröcken), verdeckten Roſſen und andern köſtlichen Dingen und unterſtuhnden überzuſchwimmen . . und wenn ſie lang gezappelt und nicht erſchoſſen oder erſchlagen wurden, ſo gingen ſie von rechter Angſt und Not mit ihren Roſſen ganz unter.“ Ebenſo unerbittlich wütete der Tod zu Lande. Gleich Vögeln ſchoß man die Flüchtigen von den Bäumen herab und erſtach und verbrannte ſie in den Dörfern.

Während ſo das burgundiſche Hauptheer dem Schwerte des ſiegreichen Feindes erlag, ſtand oſtwärts von Murtens Mauern noch unangetaſtet der Heerhaufen des Grafen von Romont, der wahrſcheinlich erſt durch den Angriff auf die Lombarden Näheres über die Schlacht und deren Ausgang erfuhr. Der Graf verſuchte, durch das große Moos um den See herum abzuziehen; aber als ihm hier der Landſturm des ſogenannten Inſellandes, d. h. des Gebiets zwiſchen Neuenburger- und Murtenſee, entgegengerückt kam, machte er kehrt und wandte ſich landaufwärts durch eben die Waldungen, welche morgens den Anmarſch der Verbündeten verdeckt hatten, um auf einem Umweg zwiſchen Freiburg und Peterlingen Romont zu erreichen, was ihm, aller-

Digitized by Google

dings unter Aufopferung alles Geſchützes und Gepäcks, in der Tat gelang.

Das Heer der Verbündeten bezog am Abend des Schlachttags das burgundiſche Lager. „Mit zerthanen Armen“ wurde dem „Allmächtigen Gott, der Königin Magd Maria, allem himmliſchen Heer und den 10 000 Rittern fünf Paternoſter und Ave Maria geſprochen;“ dann aber ging es ans Schmauſen. Denn wenig entſprach der reichliche Vorrat an vorgefundenen Lebensmitteln den Schilderungen burgundiſcher Ausreißer von dem Mangel im Heere des Herzogs. Das eroberte Geſchütz, 63 Stücke, wurde freundbrüderlich verteilt,*) aber mit der übrigen Beute ging es, aller Verordnungen ungeachtet, ſehr willkürlich zu; jeder nahm, was er kriegen konnte; ja es geſchah, daß die Plünderer ſich ſogar über den Troß ihres eigenen Verbündeten, des Herzogs von Lothringen, hermachten, — was er, der ſich ſogleich in Karls Feldpalaſt mit fürſtlichem Behagen einniſtete, in ſeiner jovialen Laune lachend zugab. Kein Leid widerfuhr den Weibern, weder den Ehefrauen, die ihren Männern ins Feld nachgefolgt waren und Kaufmannſchaft trieben, noch den fahrenden Dirnen, deren ſich, trotz Karls Verbot, nicht weniger als 3000 im Lager fanden.

Die Zahl der auf der Wahlſtatt vorgefundenen oder aus dem See gezogenen Toten wird, wohl ſehr übertrieben, auf 22 700 angegeben, „darunter auch Mohren aus Afrika.“**) — Verhängnisvoll aber war der Verluſt an Vaſallen. „Wie einſt bei Sempach die Blüte der ſüddeutſchen Ritterſchaft in den Staub geſunken, ſo wurde bei Murten die Zierde des burgundiſchen und flandriſchen Adels ausgelöſcht, die Säule des Feudalismus im Jura und in der Waadt geſtürzt; viele edle Geſchlechter für immer aus dem Buch des Lebens und der Ge-

*) Es hat als „Murtenſtücke“ jahrhundertelang die Zeughäuſer der Schweiz geſchmückt, bis es von den franzöſiſchen Republikanern entführt wurde.

**) Schilling. Der wirkliche Toten-Verluſt der Burgunder dürfte nur 8 bis 10 000 betragen haben.

ſchichte getilgt."*) Die Verbündeten berechneten ihren Verluſt an Toten auf 500, an Verwundeten auf 600 Mann. Baſel und Bern befahlen in der Folge, daß alljährlich der Zehntauſendrittertag gefeiert und der „Murtenſtreit" von der Kanzel verleſen werden ſollte. Bis zum 4. März 1798 hat auch eine Kapelle, in welcher die Gebeine der Erſchlagenen geſammelt waren, die Überlieferung des Sieges von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt.**) Dann wurde ſie von einer Halbbrigade franzöſiſcher Republikaner als Denkmal einer ihrer Niederlagen zerſtört.

Ich bin Auffaſſung und Darſtellung dieſer Schlacht in allen weſentlichen Punkten der Schilderung des Hauptmanns Emanuel v. Rodt gefolgt, obwohl dieſelbe von der früher gültigen Betrachtungsweiſe vollkommen abweicht. v. Rodt belegt indeſſen jede einzelne Stelle ſeiner Darſtellung mit ſo überzeugenden Quellenangaben, daß ſie vollkommen glaubwürdig iſt und man nun nicht mehr daran zweifeln kann, daß die Schlacht von Murten keineswegs eine bataille rangée, ſondern vielmehr ein Überfall war, den Rodt ſelbſt mit Roßbach vergleicht, wo die Kolonnen des franzöſiſchen Heeres ebenfalls vom Feinde überraſcht wurden, als ſie juſt in der Entwicklung begriffen waren. Durch dieſe veränderte Auffaſſung werden auch die bisherigen Urteile über die Schlacht weſentlich alteriert, und nur in ſoweit kann man ihrer noch gedenken, als ſie ſich auf die allgemeine ſtrategiſche Situation beziehen. In dieſer Hinſicht iſt zunächſt an jenes bekannte, übrigens oberflächliche Wort Napoleons I. zu erinnern, der ſich 1797, als er auf der Reiſe zum Raſtätter Kongreß das Schlachtfeld von Murten beſichtigte, gegen den

*) Weber, Geſchichte des Mittelalters. 4. Band.

**) Die Inſchrift lautete: D. O. M. Caroli, inclyti et fortissimi Burgundiae ducis exercitus Moratum obsidens hoc sui monumentum reliquit. — Im Jahre 1822 ließ die Freiburger Regierung eine Viertelſtunde von Murten an der Straße nach Payerne ein neues Denkmal in Geſtalt einer 22 Meter hohen Spitzſäule errichten.

ihn begleitenden Offizier der Schweizer Ehrenwache geäußert haben ſoll: „Jeune capitaine, si jamais nous livrons bataille en ces lieux, soyez persuadé, que nous ne prendrons pas le lac pour retraite.“ — Von deutſchen Kriegsgelehrten bemerkt General von Hardegg*): „Das Benehmen Karls des Kühnen, von ſeinem Anmarſche gegen Murten bis zur Flucht des burgundiſchen Heeres, ſtellt ſich als ein Gewebe von Fehlern dar, die von dem Stolze, der Tollkühnheit, der Unvorſichtigkeit, der übertriebenen Feindesverachtung und dem Eigenſinne des Herzogs abzuleiten ſind. Der Hauptfehler Karls war wohl der, daß er die Päſſe, welche von Bern und von Freiburg nach Murten führen, ſo gut als unbeſetzt und alſo den Schweizern die Zugänge von Oſten her zu ſeiner rechten Flanke offen ließ. Karl dachte ferner nicht daran, die Konzentrierung der bei ſeiner Ankunft vor Murten noch nicht vereinigten Truppenabteilungen der Schweizer zu verhindern; er ſah vielmehr derſelben ganz untätig zu. — Das Schlachtfeld, welches der Herzog für ſeine Truppen wählte, war etwas beengt, weshalb ſich ſeine Maſſen nicht gehörig entwickeln konnten. Sicherlich hätte er beſſer getan, während er Murten belagerte, mit der Hauptmacht zunächſt die Päſſe von Ins und Güminen zu beſetzen, wo er, die Biberen und die Sane vor der Front, ſicher ſtand und alle Zugänge zu Murten beherrſchte. Er ſcheint ſich dem Wahne hingegeben zu haben, daß, weil er ſelbſt ſeine Stellung, und namentlich ſeine Flanken, für unangreifbar hielt, auch ſeine Gegner dieſer Anſicht ſein und nichts dagegen unternehmen würden. — Den Fehlern der Burgunder gegenüber erblickt man auf ſchweizeriſcher Seite richtige Berechnung und große Energie der Ausführung. Die Eidgenoſſen, beſonders die Berner, verſtanden die Wichtigkeit von Murten und der dahin führenden Päſſe richtig zu würdigen und ließen es darum auch ihre erſte Sorge ſein, dieſelben gehörig zu verwahren. Die Stellung bei

*) Anleitung zum Studium der Kriegsgeſchichte. 2. Band

Ulmiz war sehr zweckmäßig gewählt, insofern sie dem Feind durch ihre Nähe imponieren mußte und Gelegenheit darbot, das burgundische Lager zu erspähen. Die Verbündeten hatten recht, den Angriff auf die Burgunder zu unternehmen, sobald ihre Truppen versammelt waren, fürs erste, weil es galt, das hartbedrängte Murten baldmöglichst zu entsetzen, dann aber auch, um die dem Landbau notwendigen Hände sobald als angängig der Arbeit zurückzugeben."

General von Brandt*) spricht sich folgendermaßen aus:

„Untersucht man diese Schlacht genauer, so darf man denen, die sie angeordnet, die Bewunderung nicht versagen. — Wenn auch die Kurzsichtigkeit Karls von Burgund den Schweizern ihr Spiel erleichtern mochte, so bleibt doch der Plan dieser Vertilgungsschlacht schön durch alle Zeiten. Dieser Plan lief darauf hinaus, den rechten Flügel des Feindes zu umklammern, dann aufzurollen und gegen den Murtner See zu drängen. Auch gelang ihnen dieser Plan insofern, daß der ganze linke Flügel in den See hineingetrieben ward. Wollte man die Schlacht selbst nach den Theorien unserer Tage beurteilen, so würde es vielleicht zweckmäßiger erscheinen, den linken feindlichen Flügel angegriffen zu haben. Durch diese Vorrichtung hätte man den Weg nach Wiflisburg, die einzige Rückzugslinie des Feindes, sogleich gewonnen, und er wäre dann in der Richtung von Freiburg, oder gegen den dem Feinde im Rücken fließenden Chandon-Bach gedrückt worden; dadurch jedoch wäre die Niederlage gewiß nicht so entscheidend geworden. Abgesehen davon, daß man dann zuvörderst den Grafen Romont angreifen und schlagen mußte, wäre man auch teilweise in ein der feindlichen Kavallerie günstigeres Terrain geraten. —"

Auch der Sieg von Murten ist übrigens von den Verbündeten schlecht benutzt worden. Wohl hatten die Berner den Willen, ihn zu verfolgen, namentlich durch Eroberung der

*) Das Kriegswesen des Mittelalters. Berlin 1830.

ſavoyer Waadt; aber wieder ſcheiterte der Plan an der Schwerfälligkeit des Bundes. Wären die Eidgenoſſen bis an den Genfer See vorgedrungen, ſo hätten ſie Karl von jeder Hilfe aus Italien abgeſchnitten und Savoyen in das franzöſiſche Lager getrieben. So kam es aber zu nichts weiter als zu einem Streifzuge nach Lauſanne, der zur Plünderung dieſer Stadt, zu Kirchenſchändung und Raub führte und den berniſchen Namen befleckte, ohne irgend einen dauernden Vorteil zu bringen.

IV.

Das Verhängnis von Nancy.

Herzog Karl war nach dem Verluſt der Schlacht von Murten in einen Zuſtand geraten, der ſich dem Wahnſinn näherte. Er ſchloß ſich ein, und nur mit Furcht und Zittern wagten ihm ſeine Diener zu nahen. Er wechſelte die Kleider nicht, ließ ſich Bart und Nägel wachſen, zerbiß ſich die Finger und ließ ſeiner Wut nach jeder Richtung hin die Zügel ſchießen. Dann aber raffte er ſich zu neuer Gewalttat auf. Nur von 30 Reitern begleitet, hatte er ſich von Murten aus nach Gex in der Nähe von Genf begeben; hier bemächtigte er ſich der Perſon der Herzogin von Savoyen, deren Kinder er um ihr Erbe zu bringen wünſchte; er entführte ſie nach Burgund und fing nun an, ſich wie ein verzweifelter Spieler zu benehmen, der durch hohen Einſatz und geſteigerte Verwegenheit das Glück ertrotzen will. Sein Rachedurſt, ſeine Wut waren auf eine Höhe getrieben, wo ſie jeder Beſonnenheit, jeder politiſchen Berechnung unzugänglich waren. All ſein Sinnen und Trachten hatte nur das eine Ziel, die niedergetretene Fürſten- und Ritterehre wieder herzuſtellen und die erlittene Schmach an dem übermütigen Bauernvolke zu rächen. Mit erhöhtem Eifer wurden die Kriegsrüſtungen be-

trieben, die Waffenſchmieden aufs neue in Tätigkeit geſetzt, die Heeresträmmer geſammelt, die Jurapäſſe geſchützt.

Unterdeſſen tagten ſeine Feinde zu Freiburg im Üchtlande: die Eidgenoſſen und die Niedere Vereinigung, der Herzog von Lothringen mit ſeinen Freunden, den Grafen von Leiningen und von Bitſch, die Geſandten der Kurfürſten von Mainz, Pfalz und Trier, die Biſchöfe von Straßburg, Baſel, Genf, Grenoble und Wallis, die Bevollmächtigten der Stände Savoyens und Piemonts und der Graf von Greyerz. Auch König Louis XI. hatte einen Geſandten geſchickt; aber die Intereſſen waren, ſo lebhaft auch alle Beteiligten den völligen Sturz des Burgunders wünſchen mochten, im Einzelnen doch ſo verſchieden, daß man ohne greifbares Reſultat auseinander ging.*)

Karl der Kühne wird von dieſen ſtockenden Verhandlungen unzweifelhaft gut unterrichtet geweſen ſein. Er war raſtlos beſchäftigt; dabei wurde er frohſter Laune und höher gemutet als je. „Neben andern Gaben", ſprach er, „habe Gott ihm ſolche Hilfsquellen, Völker und Staaten verliehen, daß es mancher Niederlage bedürfe, um ihn zu Grunde zu richten, und im Augenblick, da die Menge ihn für vernichtet halte, würde er aus der Mitte ſeiner Völker 150,000 Mann ins Feld ſtellen.**) Von dem Wahne befangen, daß alles Volk in Burgund und Niederland ſeine Empfindungen teilen und zu jedem Opfer bereit ſein müſſe, verlangte er zunächſt ein Aufgebot von 40,000 Bewaffneten und den vierten Teil der Habe aller ſeiner Untertanen.***) Eitle Forderungen! Am weiteſten kam er noch da, wo er perſönlich auftrat. Die Stände der Freigrafſchaft, welche er in Salins verſammelte, wollten ſich anfangs allerdings nicht überzeugen, daß die Wohlfahrt des Vaterlandes Hand in Hand gehe mit Karls Herrſchafts- und Racheplänen. Zwar verſicherten ſie ihn ihrer Treue, bewunderten ſeine mannhafte Haltung, meinten

*) Schloſſer, Neuere Geſchichte. 1. Teil. Frkf. a. M. 1849.
**) Panicharola bei v. Rodt.
***) Georg Weber a. a. O.

jedoch: Der Herzog überſehe im Feuer ſeines Mutes die Schwierigkeit der Lage. Zahlreich ſei die Blüte des Adels, die Jugend des Volkes ausgezogen, und nicht zurückgekehrt; die Rüſtungen hätten das Mark des Landes aufgezehrt, Feldbau und Handel feierten, eine Hungersnot ſtehe bevor. Mehr als 3000 Mann zur Wehr und Verteidigung des Vaterlandes vermöchten ſie nicht aufzubringen.*) — Aber nun nahm Karl ſelbſt das Wort. Viele triftige Gründe führte er an, um die Stände zu größeren Opfern zu bewegen und unterſtützte dieſelben mit der Autorität römiſcher Klaſſiker (con autorita di Romani), indem er Beiſpiele aus Livius zitierte: von bürgerlicher Armut, von jenem Edikt zu Rom, das jedem gebot, zur Wahrung der öffentlichen Sache all ſein Gold und Silber herzugeben mit Ausnahme eines einzigen Fingerrings. Er ſprach „wie ein Buch“ und nicht ohne Wirkung; denn zwei Tage nachher bewilligten ihm die Stände der Franche-Comté in der Tat eine zweimalige Jahreskriegsſteuer von 100,000 rheiniſchen Gulden und, „ſofern Ihre Excellenz verſprächen, ihnen während dieſer Zeit keine andere Beſchwerde aufzuerlegen“, erklärten ſie ſich bereit, auch die Grenzbeſetzung zu übernehmen, die ihnen monatlich, abgeſehen von der perſönlichen Aufopferung, 10,000 Gulden koſten werde. Zwei Gnaden aber bäten ſie ſich aus: die eine, daß Ihre Exzellenz den Krieg durch deren Hauptleute führen laſſe, ohne ferner deren hohe Perſon auszuſetzen — die andere, ſobald ſich ſchickliche Gelegenheit böte, Frieden zu ſchließen.**) Ganz anders und Karls Begehren völlig ablehnend lauteten die Antworten aus Dijon und Brüſſel, wo die Stände von Burgund und Flandern-Brabant verſammelt waren. Der Krieg, den er führe, ſei unnütz, meinten die Burgunder; das Volk ſei nicht ſchuldig, dazu beizutragen.***) Und die Niederländer erwiderten: Wenn er von den Schweizern und Deutſchen bedrängt und eingeſchloſſen wäre, dann wollten ſie den Heerbann

*) Ol. de la Marche. Dunod Mem.

**) Panicharola bei v. Rodt.

***) S. Julien de Baleurre Courte-Epée bei Barante 21,141.

ſtellen; nicht aber zu einem dritten Angriffskriege. — Es war eine harte Prüfung für Karls ſtolzes Herz. — Immerhin war er durch die Bewilligungen der Hochburgunder der unmittelbaren Sorge für die Verteidigung der zunächſt bedrohten Provinz überhoben und konnte ſich nun ganz den Vorbereitungen zum Angriffskriege widmen. Im Auguſt ſchon hoffte er mit größerer Macht als je wieder zu Felde zu ziehen. Von einer Beſtellung von 8000 Zelten ſollten 800 ſchon im nächſten Monat zur Stelle ſein. Artillerie wurde aus Luxemburg und Flandern beordert.

Ende Juli traf Karl in Rivière ein, wohin die ſich in Hochburgund ſammelnden Truppen dirigiert waren. Es ſollten 1100 Lanzen in 11 Kompagnien ſein; tatſächlich war es kaum die Hälfte. Durch große Begünſtigungen hoffte er die freiwillige Werbung unterſtützen zu können. Von Kompagnie zu Kompagnie wurde ein Edikt verleſen, in dem die Mannſchaft ermahnt wurde, guten Mutes zu ſein; es ſollte ihr an nichts fehlen. Wirklich wurde ein neuer Etat aufgeſtellt, welcher für 1000 Lanzen, die nun zur Garde gehören ſollten, den bisherigen Monatsſold von 12 Taler (scuti) auf 22 erhöhte, d. h. auf ebenſoviel als bisher die Edelleute der 4 Stäbe des herzoglichen Hauſes bezogen hatten.*) — Sein Hauptvertrauen aber ſetzte Karl, wie er dem mailändiſchen Botſchafter verſicherte, auf die Mannſchaften aus Flandern und der Pikardie, ſowie auf den Adel von Burgund, welche in Monatsfriſt eintreffen würden.

Ernſtlich beſchäftigte ſich der Herzog auch mit einer Änderung ſeiner Taktik. Zweimal war er von dem Fußvolk der Oberdeutſchen geſchlagen worden, und ſo groß auch ſeine Vorliebe für die Kavallerie war — er ſah ein, daß er ebenfalls dem Feinde eine tüchtige Infanterie entgegen ſtellen müſſe. Zu dem Ende ſollten künftig von 2000 Lanzen der Ordonnanz-Kompagnien die Hälfte, nämlich 1000 Lanzen, zu Fuß fechten und durch je 3 Pikeniere, 3 Büchſen- und 3 Armbruſtſchützen verſtärkt werden.

*) Panicharola a. a. O.

Es geht aus Panicharolas Bericht von dieſer Angelegenheit nicht deutlich hervor, ob unter „Lanze“ hier nur der homme d'armes ſelbſt oder auch noch Begleiter desſelben zu verſtehen ſind. v. Rodt nimmt das erſtere, Rüſtow das letztere an, und zwar rechnet dieſer die Lanze zu 3 abgeſeſſenen Reitern. Nach Rodt ſollte dieſe Infanterie 10, nach Rüſtow 12 tauſend Mann ſtark werden. Im Ganzen iſt der Unterſchied nicht weſentlich; wichtiger iſt die beabſichtigte Formation.

Dieſe 10,000 reſp. 12,000 Mann nämlich ſollten in einen einzigen Haufen zuſammengezogen werden, nach der Art der Schweizer, „die ihre Haufen ſo groß zu machen pflegten“. „Eine ſpäte Nachahmung der Taktik ſeiner Beſieger“, meint Rodt, „die früher vielleicht ihm hätte Heil bringen können“. Rüſtow aber bemerkt wohl mit Recht: man ſähe aus der Menge der Schützen bei dieſer projektierten Infanterie und aus dem Plan, die ganze Maſſe in einen einzigen Haufen zuſammenzudrängen, daß Karl von der wahren Natur der ſchweizeriſchen Infanterietaktik nichts begriffen hatte. — Was die andere Hälfte der Lanzen betraf, ſo ſollten ſie mit ihren 3000 Bognern zu Pferde bleiben, und die ganze Armee ſich auf etwa 30,000 Mann ſtellen.

Bald aber ward die Aufmerkſamkeit Karls des Kühnen von der Schweiz abgelenkt durch die Vorfälle in Lothringen. Hier hatte nach dem erfolgloſen Kongreß zu Freiburg der junge René auf eigene Fauſt die Fahne zur Wiedereroberung ſeines Herzogtums entfaltet. Die elſäſſiſchen Städte ſowie viele Feudalherren aus den Vogeſen und ſeinen Stammlanden ſchloſſen ſich dem ritterlichen Fürſten an, der alles Wertvolle, das er ſelbſt beſaß, das die Freunde aufbrachten oder die Kaufherren in Baſel und Straßburg vorſtreckten, für den Krieg einſetzte. Einem kühnen deutſchen Hauptmann Hornecker mit einer Handvoll Leuten gelang es zuerſt, einige Orte des ſüdlichen Lothringen zu nehmen. Infolgedeſſen machte der Aufſtand Fortſchritte: mit kühner Liſt nahm Herzog René das feſte Epinal, und nun zog er vor die Hauptſtadt Nancy und begann ſie regelrecht zu belagern. Hier

kommandierte Jean de Bièvre aus dem Hause Rubempré und schien sich energisch wehren zu wollen. Doch unter der Mannschaft offenbarte sich ein meuterischer Geist, namentlich unter dem Kern der Besatzung, den englischen Bogenschützen. Ihr Anführer war gefallen; Bièvre konnte ihnen gegenüber keine Autorität gewinnen; er entschloß sich, zu kapitulieren*) und zog mit der Besatzung ab.

Von dem großen Heere, welches Karl der Kühne aufzustellen unternommen, hatte er bis Mitte September nicht mehr als etwa 10,000 Mann beisammen und war also bisher nicht in der Lage gewesen, etwas gegen René zu unternehmen. Da aber die Fortschritte der Empörung in Lothringen immer bedenklicher wurden, so brach er nun am 25. September von Rivière auf, um Nancy zu entsetzen und zu verhindern, daß er von den Niederlanden, den Hauptquellen seiner Macht, abgeschnitten werde. Am 9. Oktober kam er bis Toul und empfing hier die Nachricht vom Falle Nancys, worauf er sich nach Pont-à-Mousson wendete, um sich den Truppen zu nähern, welche ihm Graf Cola von Campo-Basso aus Luxemburg zuführte. Während Karl die Mosel hinabzog, erschien auf dem andern Ufer der Feind, und es begann bei Dieulouard eine Kanonade über den Fluß, welcher erst die Nacht ein Ende machte. René, der die Vereinigung Karls mit Campo-Basso zu verhindern strebte, marschierte dann in der Dunkelheit eiligst nach Pont-à-Mousson ab, um hier den Burgundern zuvorzukommen. Als Karl dies am andern Morgen bemerkte, ging er, wahrscheinlich auf einer Schiffbrücke, ebenfalls auf das rechte Moselufer über und bezog bei Condé (jetzt Custine) ein Lager, sodaß er nun seinerseits den Lothringern die Verbindung mit Nancy abschnitt. Die Lage Renés war sogar sehr ungünstig, als am 16. Oktober die Burgunder in voller Schlachtordnung gegen Pont-à-Mousson anrückten, und sie wurde verzweifelt, als unter den deutschen Söldnern des jungen Herzogs, infolge des Aus-

*) Die Kapitulation war eine sehr sorgfältige; sogar des Verbleibens der Archive in Nancy war ausdrücklich gedacht.

bleibens der Löhnung, Meuterei ausbrach. Sie gaben die wichtige Stadt auf; wohl oder übel mußte René ſich ihnen anſchließen, und unter dem Schutz eines dichten Nebels, der den Burgundern ihren Abzug verbarg, erreichten die Lothringiſchen Liverdun. Hier ſchafften, in Ermangelung jedes andern Übergangsmittels, die Reiter das Fußvolk über den Fluß, wozu René perſönlich das Beiſpiel gab, indem er auf ſolche Art mehr als 30 Mann nacheinander hinüberführte. Überhaupt benahm ſich der Herzog ſelbſt ganz vortrefflich; er muß eine höchſt liebenswürdige, friſche, wenn auch etwas weiche Natur geweſen ſein. Nun eilte er nach Nancy, um durch Einlegung einer tüchtigen Beſatzung für Erhaltung ſeiner Hauptſtadt zu ſorgen. Dazu boten ſich teils lombardiſche Überläufer und Franzoſen, welche bei Ergebung des Platzes keine Gnade zu erwarten hatten, teils deutſche Freiwillige aus den Ländern der Niederen Vereinigung dar. Mit dem Reſt der Truppen beſetzte René St. Nikolas; die Garniſonen verſprachen ihm feierlich, ſich zwei Monate zu halten, und nun reiſte der Herzog ſelbſt, nur von zwölf Reitern begleitet, bei einer ganz ungewöhnlichen Kälte über das beſchneite Gebirge, um Hilfe bei den Schweizern zu werben. Karl von Burgund begann indeſſen die Belagerung von Nancy.

Es geſchah dies um dieſelbe Zeit, als der päpſtliche Legat ſowie Geſandte des Kaiſers und des Ungarkönigs zu Baſel mit Friedensverhandlungen zwiſchen den Eidgenoſſen und Burgund beſchäftigt waren. Der Boden war alſo für René nicht günſtig; namentlich der Legat, der die wachſende Macht Frankreichs fürchtete, wirkte ihm entgegen. Aber der Herzog kannte ſeine Leute. Mit reichlichen Geldſummen verſehen, die er durch Verpfändung des Silbers ſeiner Großmutter und durch ſtraßburgiſche oder franzöſiſche Darlehne zuſammengebracht, eilte er nach Zürich und Bern, wo die Waffenbrüder von Murten, namentlich der Zunftmeiſter Waldmann, zu ſeinen Gunſten ſprachen und auf der Tagſatzung zu Luzern, in der René ebenfalls perſönlich erſchien, ſein Geſuch um Hilfe nachdrücklich unterſtützten. Zwar

gelang es ihm nicht zu erreichen, daß die gesamte Eidgenossenschaft für ihn eintrat: aber es wurde ihm gestattet, Freiwillige anzuwerben, und dank dem reichlichen Handgelde von einem Dukaten und der Zusage eines beträchtlichen Soldes (4 Gulden monatlich) mit Vorausbezahlung waren die Anmeldungen bedeutend genug. Als Führer fungierten Waldmann von Zürich und Kätzy von Luzern. Neben den gespendeten Summen, den reichen Soldversprechungen und der Kriegslust der Schweizer scheint zu diesem Erfolge die herzgewinnende Art des Auftretens Renés nicht unbedeutend mitgewirkt zu haben.

Der Hauptmasse nach bestand die geworbene Mannschaft aus jungen Leuten vom Gebirge, welche froh waren, aus der Untätigkeit und Einsamkeit des Winters herauszukommen. Die Befehlshaber der Scharen wurden durch die Ortsobrigkeiten ernannt, und statt des Banners erhielt jeder Zug nur ein Fähnli. — Es war dies der erste auf obrigkeitliche Anordnung geworbene Heerhaufen, den die Eidgenossenschaft in den Sold eines fremden Fürsten gab. Über Stärke und Bestand des Ganzen wie der einzelnen Abteilungen wurde dabei nichts bestimmt. — Als gemeinschaftlicher Sammelplatz war Basel bezeichnet, wo sich um Weihnacht 1476 ein Heer von 8400 eidgenössischen Streitern sammelte: rüstige, kriegslustige, siegesstolze Mannschaft. Ob eine Kriegsordnung beschworen wurde, ist nicht gewiß: gehalten wurde sie sicherlich nicht. Vielmehr war die Mannszucht dieser übermütigen Reisläufer höchst unrühmlich. Schon in Freundesland, am Oberrhein und im Elsaß, fingen sie an, zu plündern, und als der erste Zahlungstermin abgelaufen war, forderten sie den Sold mit solchem Ungestüm, daß Herzog René in Basel schleunigst neue Summen aufnehmen mußte, die er freilich nur auf Grund einer seltsamen Verpfändung erhielt, indem sein Freund, Graf Oswald von Thierstein, seine beiden Söhne als Geiseln hingab.

Inzwischen lagerte Karl der Kühne noch immer vor Nancy. Aller Bitten und Drohungen seines Kanzlers ungeachtet hatten ihm seine niederländischen Provinzen für diesen Winter jede stän-

diſche Hilfe abgeſchlagen. Freiwillig jedoch rückten ihm die Grafen von Chimay und von Naſſau mit einem anſehnlichen Haufen aus den flandriſchen Lehnen zu, und dazu kam noch der Heerbann von Luxemburg. Den Kern der Armee bildeten aber immer noch die Ordonnanz-Kompagnien und die engliſchen Bogenſchützen, ſoweit ſie aus der Murtener Niederlage gerettet oder in Lothringen vorgefunden worden waren. Denn den Lehentruppen wie den neu errichteten Scharen aus Hochburgund fehlte es an kriegeriſcher Übung und Disziplin. Dem ganzen Heere freilich mangelte es an jedem Selbſtvertrauen, das verlorene Schlachten ſtets zerſtören, und an jeder Zuverſicht zur oberen Führung, die ja unter Umſtänden ſelbſt das Vertrauen auf die eigene Tüchtigkeit erſetzen kann. — Denkt man ſich nun noch die Beſchwerden des Belagerungsdienſtes bei Winterkälte und den nicht ſeltenen Lebensmittelmangel hinzu, ſo läßt ſich annehmen, daß die Stimmung des Heeres vor Nancy keine günſtige war, um ſo weniger, als es ſich einer mutvollen tätigen Beſatzung gegenüber befand und von außen her beunruhigt ward durch die unaufhörlichen Neckereien und Anfälle kühner Streifpartien, die vom Landvolk begünſtigt, den Burgundern empfindlichen Schaden zufügten.*)

Aber auch die Beſatzung war ſeit Wochen ſchon der Hungersnot nahe, ſodaß Karl mit Sicherheit auf die baldige Übergabe rechnete und René in großer Sorge war; denn er erfuhr, noch bevor er nach Baſel gelangt, daß man zu Nancy bereits die Pferde aufgezehrt habe. Es galt, der Beſatzung Nachricht von dem nahenden Entſatz zu bringen. Mit großer Aufopferung und Hingebung gelang dies dem Hausmarſchall Renés, einem Provençalen, Suffren de Baſchi. Er geriet dabei in burgundiſche Gefangenſchaft. Umſonſt verwandten ſich faſt alle Ritter aus Karls Umgebung für den trefflichen Mann; er wurde unbarmherzig aufgehängt. „Nur der Dienſte wegen, die er ſeinem Herrn noch hätte leiſten können, ſchmerze ihn ſein ſchmählicher

*) v. Rodt a. a. O.

Tod", waren die letzten Worte Suffrens. Herzog Karl aber führte zur Rechtfertigung einer ſolchen Tat an einem Kriegsgefangenen eine angebliche Kriegsmaxime an: da nämlich, wo ein Fürſt in Perſon einen Platz belagere, dürfe von dem Augenblicke an, in welchem das Geſchütz zu ſpielen begonnen, der Verſuch in die Feſtung zu gelangen, nur mit Einſetzung des Lebens gewagt werden. — Die Lothringer rächten ſich nach Kräften. Nicht nur, daß der Kommandant von Nancy einen Gefangenen am höchſten Turme aufhing mit einem Racheplakat auf der Bruſt; auch der ſonſt ſo milde René ließ den Manen ſeines treuen Dieners 60 Gefangene ſchlachten. — Wie wenig überhaupt das Menſchenleben galt, zeigt folgender Zug. Als der Froſt der Weihnachtsnächte hunderte von Menſchen und Pferden im Lager vor Nancy hingerafft hatte und auch vielen Herren die Glieder ſo erfroren waren, daß ſie zu Krüppeln wurden, äußerte ein vornehmer burgundiſcher Hauptmann: „Er ſähe am liebſten den Herzog aus der großen Büchſe nach der Stadt fliegen, damit er einmal des Krieges ſatt werde und die Seinen nicht erfrören." Dieſe freche Redensart, die dem Fürſten hinterbracht wurde, hatte der Sprecher mit augenblicklichem Tode zu büßen.*)

Durch ſolche Strenge flößte Karl ſeinen Truppen eine ſo große Furcht ein, daß er für den einzigen Heerführer jener Zeit galt, der das Kriegsvolk auch im ſchlimmſten Winter im Feldlager feſtzuhalten vermöge.**) Aber er machte ſich nicht minder verhaßt, und auch an ihm bewährte ſich das alte Sprichwort: „Allzuſcharf macht ſchartig!" —

Das Heer René's von Lothringen war unterdeſſen herangerückt und erreichte am 2. Januar 1477 Luneville, wo es ſich mit 1000 Mann zu Roß und zu Fuße vereinigte, welche vom Niederen Vereine geſandt waren. Am 4. Januar muſterte René zwiſchen Varangeville und St. Nikolas, alſo nur noch 2 Meilen

*) Henter 187, Königshofen Chron. Forti., bei v. Rodt.

**) Philipp von Cleve: Traité de l'art de la guerre.

von Nancy, alle lothringiſchen Truppen, die ihm in ſeinem Erblande noch zur Verfügung ſtanden. Es waren 4000 Mann, teils zu Pferde, teils zu Fuß, und die Schweizer waren erſtaunt, daß ein vertriebener Fürſt ſo viel Volk aufzubringen vermöge.

An demſelben Tage berief Karl ſeine Oberſten zum Kriegsrate. Ergrimmt, daß an dem Anmarſch einer bedeutenden feindlichen Heeresmacht nicht mehr zu zweifeln war, ſprach er von Lumpengeſindel, von plumpen Fleiſchmaſſen, die, nur auf Saufen und Freſſen bedacht, daher zu wandeln kämen, und frug endlich die Hauptleute, was ihre Meinung ſei. Da riet die Mehrheit, keine Schlacht zu liefern, vielmehr die Belagerung aufzuheben und ſich nach Pont-à-Mouſſon zurückzuziehen. Sicherlich würden die Deutſchen nach Verproviantierung Nancys wieder abziehen; denn viel Geld habe René keineswegs, und wenn es nicht bald zum Schlagen käme, ſo werde ihm das Heer auseinanderlaufen und er gewiß nicht im ſtande ſein, ein zweites zu werben. So reichlich werde die Verproviantierung Nancys aber auch nicht ausfallen, daß man nicht Hoffnung behielte, es doch noch in dieſem Winter zu nehmen. Unterdeſſen werde Karl Zeit gewinnen, ſeine Macht zu ſtärken, wozu der im Schloß zu Luxemburg bereitliegende Schatz von 450 000 Talern genügende Mittel darbiete. — Aber es wiederholte ſich das alte Schauſpiel: mit Unwillen verwarf der Fürſt den Rat ſeiner Getreuen. Louis XI. Wort ſollte wahr werden: »Quand orgueil chevauche devant, honte et dommage suivent de près.« Niemals, erklärte Karl, werde er vor einem Knaben wie René zurückweichen, ſondern ihm entgegengehen, vorerſt aber Befehl erteilen, daß dieſe Nacht noch Nancy geſtürmt werde.

Doch am Abend desſelben Tages fing Karl ſchon an, verlaſſen zu werden. Graf Campo-Baſſo war bereits ſeit langer Zeit mit Louis XI. und mit dem Herzoge von Lothringen in verräteriſcher Verbindung. Schon früher hatte er ſich bereit erklärt, Karl den Kühnen zu ermorden. Jetzt brach er mit 2 Söhnen und 180 Lanzen Lombarden in aller Stille auf und

ritt nach St. Nikolas. Bald ſah man die Türme, auf deren Spitzen René Laternen hatte anbringen laſſen, um den Belagerten in Nancy ſeine Ankunft zu ſignaliſieren, und bald ſtieß man auf die Vorhut des lothringiſchen Heeres. Da riß Campo-Baſſo die rote Schärpe von der Schulter und das Andreaskreuz von Rock und Fähnlein und heftete lothringiſche Feldzeichen auf. Er wurde zu René geführt, erklärte, wegen ſchimpflicher Behandlung ſeitens Karls zu den Lothringern übertreten zu wollen, und verlangte zum Lohn die Wiedereinſetzung in die ihm vormals durch Karl René von Anjou geſchenkte Herrſchaft Commercy. Gern ging der Herzog darauf ein; da aber die Schweizer ſich weigerten, mit einem Meineidigen zu Felde zu ziehen, ſo verabredete Campo-Baſſo mit René, daß er die Meurthe-Brücke bei Bouxières aux Dames unterwärts Nancy beſetzen werde, in der Abſicht, den Burgundern, falls ſie, wie er hoffe, geſchlagen würden, die Rückzugslinie nach Luxemburg zu verſperren und vornehme Gefangene zu machen. Welch ein Löſegeld war hier zu verdienen, wenn man am Ende gar den Herzog ſelber fing! — „Das war ein Lamperſch (lombardiſch) Tückli!“ meint Schilling, der Berner Chroniſt.

Nicht ſo ſtrenge als gegen Campo-Baſſo zeigten ſich übrigens die Schweizer gegen eigene Landsleute, die ſich in ähnlichem Falle befanden wie jener. Zwei Eidgenoſſen, die in Karls Heer dienten, kamen herüber und boten gegen die Zuſicherung künftiger Strafloſigkeit ihre Dienſte als ſichere Wegweiſer an, und ſie wurden angenommen.

Der 5. Januar war ein häßlicher Wintertag. Beharrend auf ſeinem Entſchluß, dem Feinde entgegenzurücken, hatte Karl den Sturm auf die Stadt doch aufgegeben. Nur ein heftiges Geſchützfeuer ſollte ſeinen Aufbruch zur Schlacht verdecken. Geringe Macht blieb unter den Vögten von Hennegau und Brabant vor Nancy zurück.*)

*) Calmet V. aus der Chron. mscr. de Lorraine und Vie Manuscr. de Duc René.

Von den 20 000 Mann, die Karl nach und nach vor Nancy vereinigt gehabt, waren kaum noch 10 000 übrig, so sehr hatten Krankheit und Desertion die Reihen gelichtet. Es mögen etwa 4000 Reiter und, einschließlich der nach der neuesten Kriegsordnung abgesessen fechtenden hommes d'armes, 6000 Mann zu Fuß gewesen sein.*) Sie waren in mattem, unmutigem Zustand und auch die Ausrüstung scheint mangelhaft, die Munition unzureichend gewesen zu sein.

Karl erlas sich südlich Nancy eine Stellung zwischen zwei Bächen, welche der nahen Meurthe zufließen. Der bedeutendere von beiden, der Laxonbach, floß im Rücken der Stellung, in ziemlich tiefen mit Wald bestandenen Rändern, welche die Schlachtaufstellung für die Besatzung von Nancy verdeckten. Wenn dies als Vorteil gelten konnte, so war der Nachteil, ein solches Terrainhindernis im Rücken zu haben, doch ungleich größer. Aber trotz Grandson und Murten scheint Karl die Möglichkeit des Rückzugs nicht erwogen zu haben. Erst wenn jener Bach überschritten war, konnte ein Abmarsch entweder durch den Wald auf Toul zu oder über die Meurthebrücke bei Bouxières aux Dames genommen werden. Im Notfall vermochte die Reiterei auch eine Furt bei Tomblaine zu benutzen. — Westlich der Straße von Nancy nach St. Nikolas stand in der Mitte der Schlachtordnung das Fußvolk in einem einzigen großen Haufen, der ein längliches dichtgeschlossenes Viereck bildete.**) Die Front und linke Flanke dieses Schlachthaufens waren durch sehr dichte, schwer passierbare Hecken, erstere auch noch durch den Bach gedeckt. Rechts und links des Fußvolks hielt die Reiterei in 2 Geschwadern, und zwar rechts Jost und Lalain mit den Niederländern, links Jacopo Galeatto. Im

*) Ol. de la Marche und nach ihm Heuter geben kaum 10 000 M. an, wovon gar nur 2000 gesund und gut gerüstet.

**) Gollut: „En un seul bataillon assezlong." Heuter: „propter regiam viam, oblonga coactaque."

Rücken des letzteren führte die schon erwähnte Furt durch die Meurthe nach dem Orte Tomblaine.

Zwischen dem Reitergeschwader Galeattos und dem gevierten Haufen fuhr auf einer kleinen Anhöhe bei St. Magdeleine das Geschütz auf: 30 Schlangenbüchsen, die mit ihrem Feuer die Straße von St. Nikolas bestrichen.*) Der Herzog selbst hielt sich mit seiner persönlichen Garde beim Mittelhaufen.

Zögernd brach der Tag an. Um 8 Uhr morgens setzte sich René von St. Nikolas aus in Bewegung; zunächst noch in Marschordnung: erst die Schützen, dann die Spieße, hierauf die Reiter und endlich die Hellebardiere. — Bei der Einsiedelei der heiligen Magdalena hielt man, und René schlug einige Elsässer und Lothringer zu Rittern. Das Heer zählte 20 000 Mann, darunter 12 000 Schweizer und andere Deutsche.**) Eine Stunde vor der burgundischen Stellung bei Neuveville wurde die Schlachtordnung hergestellt.

Die Vorhut ward gebildet aus 700 Mann Fußvolk, Schweizern und Deutschen unter dem einstigen Feldherrn von Murten: Wilhelm Herter; ferner aus 2000 lothringischen und elsässischen Reitern unter dem Grafen von Thierstein und 12 Feldstücken.

Im Gewalthaufen waren 8000 Mann Fußvolk vereint, nämlich 4000 Spießer, 3000 Hellebardierer und 1000 Büchsenschützen, wobei sich also ein bemerkenswerter Zuwachs an Spießen erkennen läßt. Beigegeben waren 1300 Reiter, von denen 800 unter René selbst auf dem rechten Flügel des Banners, 500 auf dem linken Flügel standen.

Die Nachhut bestand nur aus 800 Büchsenschützen; sie sollte auf Kanonenschußweite (jet de bombe) folgen***) und nach Umständen eingreifen.

---

*) Calmet V.

**) Manusc. de la bibliothèque du roi bei Lenglet III, 494. Chronique du Roi Louis XI.

***) Lenglet III.

Nachdem nun eine Streifpartie von 50 Pferden die feindliche Stellung berannt hatte, ſtellte man nach dem Rat Walthars von Wiſſe, eines ortskundigen Edelmannes aus Renés Suite, folgende Angriffsdispoſition feſt: Die Vorhut ſollte längs der Meurthe auf der von St. Nikolas kommenden Straße gegen den mit dem burgundiſchen Geſchütz beſetzten Hügel vorgehen, dieſen nehmen und dann Karls Zentrum, den gevierten Haufen, angreifen. Gegen die Front dieſes Haufens ſollten Freiknechte und einige Reiterei demonſtrieren und ſie beſchäftigen, während der Gewalthaufe aus der linken Flanke abmarſchieren und den rechten Flügel der Burgunder bei dem Pachthofe Malgrange umgehen ſollte. Die Nachhut habe Avantgarde und Gewalthaufen zu verbinden, und mit ihr möge der geſamte Troß (ein ziemlicher Haufe) in einem Gehölze gegenüber den Burgundern bleiben und von Zeit zu Zeit ſich in einer Art und Weiſe zeigen, daß der Feind die Anweſenheit einer bedeutenden Macht in jenem Gehölz vermuten und glauben müſſe, der Hauptangriff werde von dort aus erfolgen. Das Geſchütz ſollte zunächſt gar nicht gebraucht werden. — Der Plan wurde den einzelnen Truppenführern in ihrer Mutterſprache mitgeteilt und von jedem einzelnen gutgeheißen.*)

Um 12 Uhr traten die Truppen fröhlichen Herzens und voll von Vertrauen wieder an. Die Vorhut ſtieß bald auf feindliche Reiterei, die ſchnell zurückwich. Auf ſtarke Bogenſchußweite fing dann das ſtarke Geſchütz an, zu feuern, jedoch ohne bedeutende Wirkung. Nach der Väter Sitte kniete das deutſche Fußvolk bei Beginn der Kanonade nieder und betete. Begünſtigt von einem heftigen Schneegeſtöber, welches ihre Bewegungen vollſtändig verbarg, gelang es der Vorhut, rechts abbiegend, eine Höhe ſüdöſtlich derjenigen zu gewinnen, auf welcher die burgundiſche Artillerie ſtand. Hier kam ſie ſehr ermüdet von dem Marſch auf dem glatten durchſchnittenen

*) Calmet a. a. O.

Boden an und benutzte den Umstand, daß sie noch immer unbemerkt war, zu rasten; denn jedermann — so erzählt der Luzerner Etterlin, der selbst dabei gewesen — war froh, niederzusitzen, seine mit Wasser und Erde angefüllten Schuhe zu leeren und sich wieder zurecht zu machen. Als dann das Schneegestöber aufhörte und die Sonne durchbrach, bekamen beide Abteilungen einander plötzlich zu Gesicht.*) — Der Gewalthaufe Renés erreichte, und zwar noch vor Beginn des Schneegestöbers, glücklich den Pachthof Malgrange, der in der rechten Flanke der burgundischen Stellung lag, rastete hier gleichfalls, und ein deutscher Geistlicher benutzte den Halt zu einer sehr nachdrücklichen und wirkungsvollen Anrede. Nachdem er geendet, zeichnete jeder Krieger vor sich ein Kreuz in den Boden und erhob sich dann freudig zum Streit. — Jetzt aber traten nach Verabredung sämtliche Hauptleute an René heran, und ihr Sprecher bat ihn, „daß er es gut finden möge, wenn bei so wichtigem Anlaß sie ihm zu Wegweisern und Leitern dienten." Etwas betroffen, doch freundlich willigte der junge Herzog ein. „Nun denn", erwiderte der Wortführer, „so beliebet Ihr, gnädiger Herr, jetzt in der Mitte der Berner zu bleiben und der 100 Mann, die wir Euch zur Behütung Euerer Person zuordnen wollen. Sodann lasset uns schalten und walten nach unserem Bedünken; voranrückend werden wir den Feind angreifen; erfordert es dann die Not, so kommt Ihr uns zu Hilfe."**) — Nun nahmen die Hauptleute alle Schützen und leichten Reiter an die Spitze und formierten aus den Spießen und Hellebarden ein Viereck, in welchem jene sämtlich in den vorderen Gliedern standen und dessen Flanken die schweren Reiter deckten. Kurze Zeit nachdem sich der Gewalthaufen in dieser Ordnung gegen die rechte Flanke der Burgunder in Bewegung gesetzt, begann das Schneegestöber, und

*) Etterlin sah in diesem Durchbruch der Sonne „ein groß Wunderzeichen Gottes durch das Verdienst der heiligen drei Könige, damit Jedermann wohl möchte erwarmen".

**) Calmet a. a. O.

dieſe Witterungsverhältniſſe trugen nicht wenig dazu bei, daß die Angriffe von Vorhut und Gewalthaufen faſt zu gleicher Zeit erfolgten.

Sobald Karl der Kühne die lothringiſche Vorhut auf der von ihr eingenommenen Höhe erblickte, ließ er einen Teil ſeines Geſchützes gegen ſie wenden, beſetzte die Hecke, welche die bedrohte Flanke ſeines Gewalthaufens deckte, mit Bogenſchützen und ſandte Befehl an Galeatto, zu attackieren. Doch die Deutſchen Wilhelm Herters gingen ohne zu zaudern im Sturmſchritt unmittelbar auf die Batterie los, und bevor die Geſchütze auch nur zwei Schuß abgegeben, waren ſie auch ſchon genommen. Während nun Thierſteins Reiterei, welche dieſen Angriff mitgemacht und dabei natürlich auseinandergekommen war, zurückging, um ſich zu ſammeln, blieb das Fußvolk im Avancieren und wandte ſich gegen den „ſelbſtgewachſenen Haag", nämlich gegen die Dornhecke, welche das Zentrum Karls, den Gewalthaufen, in der linken Flanke deckte. Gerade jetzt attackierte Galeatto die Deutſchen in der rechten Flanke, und dieſer Moment hätte verhängnisvoll werden können, wenn nicht Thierſtein rechtzeitig mit ſeiner wieder geordneten Reiterei eingegriffen hätte. Sein kräftiger Schock warf die Kavallerie Galeattos ſofort in die Flucht. Sie wandte ſich nach der Furt von Tomblaine und überſchritt hier die Meurthe, um Metz oder Luxemburg zu erreichen; aber was in dieſer Richtung entfloh, fiel ſpäter meiſt bei Bouxières in die Hände Campo-Baſſos.*) — Auf ſolche Weiſe degagiert, ſetzte Wilhelm Herter ſeinen Angriff gegen die Dornhecke fort. Die burgundiſchen Schützen, welche hinter dieſer ſtanden, räumten ſie bald und zogen ſich auf den Gewalthaufen zurück.

Unterdeſſen war aber auch der Kampf auf dem rechten Flügel der burgundiſchen Stellung entbrannt. Als hier Joſt von Lalain die leichten Reiter bemerkte, welche die Spitze des

*) Chronique du Roi Louis XI.

lothringiſchen Gewalthaufens bildeten und unter dem Kommando zweier franzöſiſcher Kapitäns ſtanden, da warf er ſich ſofort unter dem lauten Rufe „Vive Bourgogne!“ mit ſeinen ſchweren niederländiſchen Hommes d'armes gegen ſie, ſprengte ſie und ritt nun auf die nachfolgenden Büchſenſchützen ein. Aber dieſe empfingen ihn mit kräftigem Feuer, das ihn zwang, umzukehren und ſich rückwärts zu ſammeln, wobei er ſich, um gegen den die rechte Flanke treffenden Angriff des feindlichen Gewalthaufens Front zu haben, derart aufſtellte, daß er mit dem Zentrum Karls einen Haken bildete. Inzwiſchen vermochte ſich Renés Gewalthaufe ungeſtört zu entwickeln, und nun gingen die lothringiſchen Harniſchreiter gegen Lalain zum Angriff vor und trieben ihn nach kurzem Kampfe vom Schlachtfelde.

So waren denn alſo beide Reiterflügel und die Artillerie der Burgunder außer Gefecht geſetzt, und Karl war auf das Fußvolk ſeines Zentrums und die wenig hundert Pferde ſeiner Garde beſchränkt. Auf dieſen Torſo eines Heeres brachen gleichzeitig von rechts und links die Maſſen der Verbündeten ein. Jetzt aber, da die wachſende Gefahr ihm den perſönlichen Kampf in nächſte Ausſicht ſtellte, erfüllte ſich Karl der Kühne mit allem Ernſt des Augenblicks. Wie er ſich nun den Helm aufſchnallen ließ (was gewöhnlich erſt in ſolchem Augenblicke geſchah), da löſte das Helmkleinod, der goldene Leu, ſich ab und fiel dem Fürſten auf den Sattel. „Signum Dei!“ ſprach der Herzog tief betroffen; doch unerſchrocken fuhr er fort, ſeine Befehle zu erteilen und überall ordnend und anfeuernd einzugreifen. Mit ihm wetteiferten Rubempré und der Graf von Naſſau, Contay und der Marquis von Neufchâtel. Es war nur noch ein Verzweiflungskampf; denn die Feinde, übermächtig und ſiegesfroh, umzingelten ihn: die Vorhut von links, der Gewalthaufe von rechts, und bald entſpann ſich ein furchtbares Handgemenge, in welchem wenige Burgunder dem Tode entrannen. Karl der Kühne blieb ſo lange im Gefecht, als noch irgend Widerſtand möglich ſchien. Erſt als überall die Glieder durchbrochen waren

und der letzte Reſt ſeiner Garde, zu einem unförmlichen Haufen zuſammengeballt, keine Hoffnung längeren Kampfes mehr bot, da ſuchte der Fürſt weſtlich um Nancy herum zu entkommen. „Nach Luxemburg!“ ſoll ſein letztes Befehlswort geweſen ſein. Eben ſpornte er ſeinen Streithengſt, den Mohren, zu gewaltigem Satz, als ihn der ſchwere Schlag eines Streithammers traf, und er wäre aus dem Sattel geſunken, wenn ihn nicht der treue Hauptmann Cité wieder aufgerichtet, eine Liebestat, welche dieſer mit ſeinem Leben bezahlen mußte. Jetzt ſprengte Karl faſt allein weiter. Ein Edelknabe aus dem römiſchen Geſchlechte der Colonna folgte ihm in einiger Entfernung. Der ſah, wie das Schlachtroß Karls an dem ſumpfigen Rande des Laxonbaches ſtrauchelte und der Herzog ſelbſt, von Verfolgern umringt, niederſtürzte. In demſelben Augenblick wurde auch Colonna gefangen.

Noch bevor der Sieg für René völlig entſchieden war, hatte das vor Nancy zurückgelaſſene kleine burgundiſche Belagerungskorps unter Zurücklaſſung von Geſchütz und Gerät den Rückzug angetreten, wahrſcheinlich durch den Wald gen Toul. Zugleich war die Beſatzung ausgefallen und hatte einen Teil des burgundiſchen Lagers in Brand geſteckt. Dennoch fand ſich in dem von der Wagenburg umſchloſſenen Hauptteile desſelben eine immerhin bedeutende Beute, namentlich 103 Geſchütze nebſt viel Bannern, Fahnen und Rüſtungen. Die prachtvollen Gobelins, mit denen das fürſtliche Lagerhaus behängt war, werden noch heut zu Nancy aufbewahrt.

Einen furchtbaren Anblick bot die Wahlſtatt dar. An der Stelle, wo der letzte Entſcheidungskampf ausgefochten worden, lagen mehr als 4000 Burgunderleichen übereinandergetürmt. Vier Stunden weit waren Weg und Feld mit Leichen beſät; es ſollen ihrer im ganzen 7000 geweſen ſein, während die Zahl der Gefangenen (meiſt vornehmere Leute, von denen Löſegeld zu erwarten war) 500 nicht überſtieg. Über den Verluſt der Sieger fehlt es an glaubwürdigen Angaben. Allenthalben erhob ſich

jetzt das Landvolk, und tagelang war ganz Lothringen Schauplatz grauſamen Mordens und Plünderns der Burgunder und derer, die es mit ihnen gehalten.

Abends ſpät bei Fackelſchein hielt der ſiegreiche René triumphierenden Einzug in Nancy. Am Eingang ſeines Palaſtes hatte man ihm ein ſonderbares Schauſpiel bereitet durch den Aufbau von Schädeln aller der verſchiedenen Tierarten, welche den Belagerten in ihrer letzten Not zu gezwungener Nahrung gedient.

Erſt am folgenden Tage wurde mit Hilfe Colonnas die Leiche Karls des Kühnen gefunden. Eingefroren lag ſie im Bach und mußte mit Äxten herausgeſchlagen werden. Drei tiefe Wunden von Hellebarden und Speeren hatten dem Leben Karls des Kühnen ein Ende gemacht. — Seinem Rang gemäß wurde der Fürſt vor dem Hochaltar der St. Georgskirche in Nancy begraben. Als er in reichem Totenſchmuck auf der Bahre lag, kamen ſeine Freunde und Verwandten, um „ihrem guten Herrn“ den letzten Zoll der Liebe darzubringen. Unter ihnen erſchien auch Herzog René. Er war, nach Brauch der alten Paladine, mit einem aus Goldfäden gewirkten Barte behängt, der ihm bis an den Gürtel reichte, zum Zeichen, daß er den Sieg erkämpft und ſein fürſtlicher Gegner im Kampfe gefallen ſei — eine ſeltſame hochaltertümliche Sitte, die uns auch bei den Römern begegnet. Tief gerührt ergriff René des Toten Hand. „Beau cousin!“ ſprach er, „Vos âmes ait Dieu. Vous nous avez fait moult de maux et de douleur.“*) — Die Stelle am Bache von Laxon, wo Karls Leichnam gefunden worden, ließ René mit einem Doppelkreuz bezeichnen, welches noch heut dort ſteht.

Von der würdevollen Haltung des jungen Lothringerfürſten ſticht widerwärtig ab die Art, wie Louis XI. die Nachricht vom Tode Karls aufnahm. Er überließ ſich einer unanſtändigen lärmenden Freude; alle ſeine Hofleute aber, ſoweit ſie dem Adel

*) Calmet V. 385.

angehörten, gerieten in Angſt und Schrecken, weil der einzige Mann gefallen war, den Louis geſcheut. Comines verſichert: ſie hätten nichts zu eſſen vermocht bei dem Freudenmahl, das der König gegeben.

Karl der Kühne iſt eine Perſönlichkeit von hoher Bedeutung ebenſoſehr für die Geſchichte der europäiſchen Staatskunſt wie für die des Kriegsweſens. Man hat ſein Burgund wohl mit dem Preußen Friedrichs des Großen verglichen, und in der Tat, trotz der ſo unendlich viel größeren Mittel, über welche das reiche Burgund im Gegenſatz zu dem armen Preußen gebot, fehlt es auch keineswegs an Analogien. Dennoch aber iſt Karls Staat eine Improviſation geblieben; zu einem ſolchen Zwiſchenreiche, wie er es zwiſchen Deutſchland und Frankreich aufrichten wollte, fehlten vielleicht weniger weltgeſchichtliche Vorausſetzungen, als er ſelbſt weit entfernt war von der gewaltigen Kraft einer Perſönlichkeit, wie die des großen Friedrich. — Immerhin iſt es intereſſant, die Urteile einiger Hiſtoriker über ihn zuſammenzuſtellen. — Hören wir zuerſt einen Schweizer. Johannes von Müller entwirft in ſeiner „Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft“ folgendes Bild von ihm:

„Karl von Burgund war 11 Jahre jünger als ſein Zeitgenoſſe und Gegner, Ludwig XI. von Frankreich, von mittlerer Größe, ſehr ſtarkem Körperbau, brauner Geſichtsfarbe, mit ſchwarzen Haaren und Augen, einer Habichtsnaſe, einem länglichen Geſichte, breiter Stirne und etwas hervorragendem Kinn, in allen Zügen voll kriegeriſchen Ernſtes. Sein unaufhörlich arbeitender Geiſt hatte große Luſt an jenen Wundern des Altertums, dem glücklichen Sohne des macedoniſchen Philipp, dem cannenſiſchen Sieger, dem einzigen Caeſar, und entwarf mit größter Kühnheit weit ausſehende Pläne, die er nicht ſowohl ſich deutlich machte, als mit Feuer ergriff. Beharrlich die Schwierigkeiten zu überwinden, verwickelte er ſich immer mehr. Nachdem er in ſeiner Jugend gegen den herrlichſten Ritter (Meſſire Jaques de Lalain) im Waffenſpiel und, an der Seite ſeines Vaters,

zweimal in der Schlacht geſtritten, alsdann, bei Monthery, über den König von Frankreich den Frieden von Conflans erkämpft, Dinant vertilgt und den Stolz von Genf gebrochen, hielt er nichts für unmöglich, folgte nur ſich, gab ſeinen Willen zum Geſetz und hielt einen allezeit kriegeriſchen Stand . . .

Voll der größten Projekte, für deren ſyſtematiſche Behandlung er nicht Faſſungskraft genug beſaß, wußte er, bei Aufwallung ſeiner Leidenſchaften, ſich öfters nicht zu helfen. Dann warf er ſich in das Geſchäft, welches er hätte führen ſollen; dazu gab ihm langes Glück den Mut.

An den Alten liebte er alles außerordentlich und verſtand nicht nur, neben fünf anderen Sprachen, auch die lateiniſche, ſondern ließ ſich täglich zwei Stunden lang die römiſchen Hiſtoriker vorleſen. Alexanders erhabenes Bild hatte er immer vor Augen. Denn es war ſein hoher Plan, wie dieſer an den Perſern die Griechen und ihre Götter gerochen, ſo, wenn er einſt ſeine Herrſchaft von der Nordſee bis ans Mittelmeer verbreitet, an der Spitze der abendländiſchen Chriſtenheit, mit aller Macht von Burgund, eine größere Unternehmung, nämlich die Befreiung des öſtlichen Europas von den Türken, auszuführen . . .

Wo kein Feind nahe war, geſtattete er wie Caeſar viel. Er liebte ſeine Leute. Waren ſie krank oder verwundet, ſo ſorgte er für ſie wie ein Vater. Mit ſo viel größerem Recht war er gegen Treuloſigkeit ſtreng und forderte im Krieg um ſo ernſthafter von jedem ſeine Pflicht, da er täglich der erſte auf dem Platz war, die wichtigeren Poſten ſelbſt in Augenſchein nahm, der letzte und unausgekleidet ſich dem Schlaf überließ. Karl von Burgund hatte Feuer, Mut, Arbeitſamkeit in allen ſeinen Zeiten . . . Das Glück verblendete ihn . . . Das Unglück erhärtete ihn. Er unterlag ihm nicht; aber er fiel."

Dieſer wohl etwas idealiſierten Darſtellung des berühmten Schweizers reihe ich diejenige eines preußiſchen Generals an. Heinrich von Brandt ſagt in ſeiner „Geſchichte des Kriegsweſens im Mittelalter":

„Karl erſcheint in den Zügen gegen die Helvetier als ein ſchlechter Heerführer, wenn man ihm gleich das Verdienſt nicht abſprechen darf, der beſte Truppen-Organiſator ſeiner Zeit geweſen zu ſein. Hätte er jedoch den innern Gehalt ſeiner Truppen mehr berückſichtigt, als deren numeriſchen Wert, ſo würde er die Condottiere, die ihm der Verräter Campo-Baſſo in ſo großer Menge aus Italien zuführte, und die er faſt zu reichlich bezahlte, beſſer gewürdigt und ſie durch treue Deutſche oder Niederländer erſetzt haben. Nie wohl hat ein Anführer die Hoffnungen, die man in kriegeriſchen Beziehungen von ihm hegte, ſchlechter erfüllt. Der Fürſt, den man auf ſeinem Zuge gegen die Schweiz das Schwert des Herrn und Gideons (gladius domini et Gideonis), den man den Tapferſten der Männer (virorum fortissimum) nannte, deſſen Mut und Stärke würdig zu ſchildern man die heilige Schrift an Gleichniſſen geplündert hatte*), erlag ſchimpflich den Eidgenoſſen und deren Verbündeten. — Überdies war Karl ein zu ſchlechter Menſchenkenner, um in verwickelten Zeiten und namentlich auf dem Schlachtfelde ſeine Leute zu wählen. Wie wäre es ſonſt möglich, den Flüchtlingen von Héricourt, Romont, an der Spitze eines abgeſonderten Korps vor Murten und den Verräter Campo-Baſſo bis zum letzten Augenblick als Ratgeber des verblendeten Fürſten zu ſehen! — Die männlichen Eigenſchaften, welche Karl momentan eine gewiſſe Erhabenheit geben, und die ihn im Verein mit andern Umſtänden eine Zeit lang eine ſo bedeutende Rolle ſpielen ließen, waren durch eine Menge weibiſcher Untugenden, die ſich hinlänglich in ſeinem Leben offenbaren, gleichſam paralyſiert und bedingten ſeinen Fall.**) Ganz anders dagegen war dies mit den Schweizern.

*) Barante in ſeiner „Histoire des ducs de Bourgogne“ ſagt von Karl: „On eût dit, que tous les passages de la bible, où est parlé du lion, avaient été choisis pour lui donner des louanges, qu'ils aimait.“

**) Toute cette armée nouvelle, mal exercée et composée de gens mécontes ou d'étrangers soudoyés, des capitaines inuiets de l'avenier, à qui tardait de quitter un service toujours avantureux et maintenant si mal favorise de la fortune, des serviteurs las d'un maitre si dur qui, dans le malheur, leur montroit moins de confiance encore et

Wenn auch durch die Chroniker etwas Übertreibung, beſonders was die numeriſchen Verhältniſſe bei der Angabe der Streiter, der Getöteten ꝛc. betrifft, in dieſe Periode gebracht ſein mag (was ſie unſtreitig mit der Heroenzeit anderer Völker gemein hat), ſo läßt ſich deren Überlegenheit in allen kriegeriſchen Beziehungen durchaus nicht verkennen."

Gönnen wir endlich auch noch einem Franzoſen das Wort. Kaiſer Napoleon III. ſtellt in ſeinem Werke „über die Vergangenheit und Zukunft der Artillerie" folgenden Vergleich an: — „Drei große hiſtoriſche Geſtalten erſcheinen um die Mitte des 15. Jahrhunderts auf der Weltbühne, welche, unter dem politiſchen wie unter dem militäriſchen Geſichtspunkte betrachtet, ſehr verſchiedenen Charakter haben. Es ſind Louis XI., Karl der Kühne und das Schweizervolk — Louis XI. repräſentiert jene die großen Vaſallen bändigende königliche Macht, welche gewaltige Militärkräfte organiſiert und bemüht iſt, Einheit in die Regierung und die Verwaltung zu bringen, ein Streben, das zu ſeiner Vollendung allerdings noch dreier Jahrhunderte bedurfte. — Der Herzog Karl von Burgund ſtellt die anmaßende und ſtolze Lehnsherrſchaft dar, welche ein Reich ohne Volk und ohne Mittelpunkt gründen zu können glaubt. . . Seine Macht war groß; aber die zahlreichſten Hilfsquellen ſind nichts, wenn ihrem Gebrauch nicht das Genie vorſteht, und Karl von Burgund hatte nur den Geiſt des alten feudalen Adels geerbt, der zwar zu ſterben weiß, aber unfähig iſt, irgend etwas zu leiten . . . Man muß indes zugeben, daß Karl der Kühne mit jenem Geiſt für das Detail begabt war, welcher den Mechanismus der Heere vervollkommnet: ohne Zweifel ein nützlicher Geiſt, doch weit verſchieden von dem Genie, welches große Feldherren erfüllt und allein große Reſultate erzielt. — Er war der erſte, welcher jene

d'affection, que dans la prosperité; enfin ce chef lui même n'ayant plus, à vrai dire, la plénitude de sa raison, plus incable que jamais d'un conseil, ayant perdu son habilité guerrière, malade, et sans cesse passant de la colère à une sorte d'engourdissement — ſo ſchildert ſein Herr und ihn Barante nach Comines und Gollut.

Art des Rechnungsweſens ſchuf, die ſich ſtets mehr und mehr entwickelnd, den Kaiſer Napoleon ſagen ließ, daß man ſolange keine wahre Armee habe, bevor man nicht jene ſchreckliche Papier verwüſtende Verwaltung über den Haufen geſtürzt, welche das Heer verſchütte. Karl der Kühne verpflichtete alle Führer ſeiner Krieger, ſchreiben und rechnen zu können, was damals ein Anachronismus war. Seine Soldaten wurden dreimal in die Flucht gejagt von Leuten, die ſicherlich nicht leſen konnten. . . . Was aber die Hauptſache bei Karls Mißerfolgen war, iſt der Umſtand, daß er, bereichert durch alle Hilfsquellen, welche die Wiſſenſchaft entdeckt hatte, dieſe falſch anwendet; denn er benutzt die neuen Mittel für den Dienſt alter Ideen und fällt ſterbend zu den Füßen eines Hirtenvolkes nieder.

Die Schweizer, durch glückliche, ſeit mehr als anderthalb Jahrhunderten währende Kämpfe Soldaten geworden, entfalten vor der Welt plötzlich eine neue Kraft, die Kraft einer feſten und disziplinierten Infanterie. Sie werfen durch ihren Mut einen ungerechten Einfall zurück. Zum erſtenmal ſeit Courtray bändigt das plebejiſche Fußvolk allein in geordneter Schlacht die Scharen der vergoldeten Harniſche, und mit Erſtaunen ſieht Europa das Schauſpiel eines freien Volkes, welches den mächtigſten Lehnsherrn ſeiner Zeit unter den Augen eines beifallrufenden deſpotiſchen Königs niederwirft. "

Soweit Napoleon III.

Die Schlacht bei Nancy führte den Untergang des burgundiſchen Reiches herbei. Seit dieſem Augenblicke ſtehen ſich die beiden größeſten Mächte Weſt- und Mitteleuropas: das franzöſiſche Königtum der Valois und die mit der römiſch-deutſchen Kaiſerkrone geſchmückten Habsburger ohne trennende Zwiſchenherrſchaft unmittelbar gegenüber. Der zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Macht von altersher beſtehende Gegenſatz wird unmittelbar nach Karls Fall dadurch verſchärft, daß Öſterreich großenteils das von Frankreich umworbene Burgundiſche Erbe antritt, und zumal aus dieſem Grunde iſt das Doppelkreuz vor den Toren Nancys ein weltgeſchichtlicher Markſtein.

3. Die Schlacht von Pavia am 24. Febr. 1525

das „Sedan" des 16. Jahrhunderts.

I.

Das tragiſche Schickſal der Niederlage einer kämpfenden Nation ſcheint den höchſten dramatiſchen Ausdruck dann zu finden, wenn das Staatsoberhaupt ſelbſt als Kriegsgefangener in des Feindes Hände fällt. — Kaum dürfte ein anderes Volk Europas dies Geſchick ſo oft erlitten haben, als die Franzoſen: — 1356 fiel König Johann bei Poitiers in engliſche Gefangenſchaft; 1525 kam König Franz I. bei Pavia in die Gewalt Kaiſer Karls V., 1814 und 1815 verfiel nach den Schlachten von Paris und Belle-Alliance Napoleon I. dem gleichen Schickſal, und wir alle haben es erlebt, wie ſich 1870 bei Sedan dies Schauſpiel wiederholte. — Es iſt lehrreich, ein ſolches Ergebnis zu vergleichen mit einem ähnlichen Ereignis in weit zurückliegender Zeit, und ſo ſoll denn in den folgenden Blättern ein Bild des Feldzugs und der Schlacht von Pavia entrollt werden. Wer es aufmerkſam betrachtet, wird ſich bewußt werden des ungeheueren Wachstums nationaler Energie, das ſich in den viertehalb Jahrhunderten vollzogen hat, die unſere Tage von den Zeiten jener italieniſchen Kriege trennen, welche die blutgetränkte Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit bilden; er wird ſich bewußt werden, daß der Genius der europäiſchen Völker erhabener, mächtiger, ja ſogar einfacher geworden iſt. Nur der

kann dies leugnen, der sich den Blick trüben läßt durch die oberflächlichen Schwankungen des alltäglichen Lebens, Schwankungen und Erschütterungen, die uns durch das tausendfache Echo der Tagespresse gewöhnlich weit über das wirkliche Maß gesteigert erscheinen. Wer sich Ohr und Auge durch diese Dinge nicht gefangen nehmen läßt, der wird zugestehen, daß der Schwung, mit dem namentlich auch die kriegerischen Unternehmungen in der Vergangenheit betrieben wurden, dem Flattern kleiner Vögel gleicht, welche dreißigmal die Flügel regen müssen, bevor sie eben den Weg zurücklegen, den der Adler, der stolze Geist modernen Völkerlebens, nach einem einzigen Schlage seiner gewaltigen Fittiche durchschießt.

Die Kriege zwischen Frankreich und Spanien um die Herrschaft in Italien haben über sechzig Jahre gewährt. — Dem ersten, fast abenteuerlichen Zuge Karls VIII. im letzten Jahrzehnt des XV., dem Ringen Louis XII. um Mailand und Neapel zu Anfang des XVI. Jahrhunderts reiht sich der Krieg der „Liga von Cambray“ und der Krieg der „heiligen Liga“ an — beide Zeichen neuerwachenden Selbstbewußtseins der Italiener. Nach manchen dunklen Tagen für die Fahnen Frankreichs strahlt dann am Ostermorgen 1512 der Stern des jugendlichen Gastons de Foix im hellsten Glanze, um ebendort von Todesnacht umflort zu werden. Eine ritterliche Heldenschar von hohem Adel, als deren schönste, typische Gestalt das Bild Bayards der Nachwelt überliefert ist, umgab den Thron des hochgesinnten Valois; die eigentliche Grundlage der militärischen Macht der Franzosen war jedoch ihr Bündnis mit der Eidgenossenschaft. Selbst außer stande, ein nationales Fußvolk aufzustellen, waren die Franzosen abhängig von den hellen Haufen der schweizerischen Spießträger. Wohl pflanzten diese für französisches Gold das Lilienbanner auf das Siegesfeld, aber sie traten auch immer herrischer, immer anmaßender auf, und in kurzsichtiger Habgier verlor die Eidgenossenschaft allmählich jeden idealen Gesichtspunkt. — Es kam zum Bruche zwischen

ihr und Frankreich, und da war es nun ein außerordentlicher Triumph für König Franz I., als er im Jahre 1515 dieſen ſchweizeriſchen Trotz brach, in jenem zweitägigen Ringen von Marignano, das der alte Marſchall Trivulzio, der doch in 17 Schlachten mitgekämpft, eine „Rieſenſchlacht“ nannte, gegen welche alles Bisherige nur ein Kinderſpiel geweſen ſei. Gewonnen war dieſer Sieg durch das vereinte Wirken der franzöſiſchen Adelsreiterei (Gendarmerie), der franzöſiſchen Artillerie und des deutſchen Fußvolks in Frankreichs Sold. Denn inzwiſchen waren die „Landsknechte“ emporgekommen als Nebenbuhler der Schweizer, und der Tag von Marignano reichte ihnen den erſten Kranz. — Nun kam es darauf an, ob es den Franzoſen möglich ſein würde, dem Könige von Spanien ſiegreich zu begegnen, der als deutſcher Kaiſer zugleich Herr der deutſchen Landsknechte war.

Um das überhaupt verſuchen zu können, bedurften die Franzoſen vor allem wieder der Schweizer, und das alte Bündnis mit ihnen, das noch aus Louis XI. Tagen ſtammte, wurde abermals erneuert. — Und nun begann der große Krieg zwiſchen Karl V. und Franz I. mit Wiederaufnahme des Kampfes in Oberitalien. — Der erſte Feldzug endete unglücklich für das franzöſiſche Heer. Im April 1522 entſchied der Tag von Bicocca für den Kaiſer und die deutſchen Knechte. Die Eidgenoſſen brachten von dort einen Kleinmut in ihre Sennhütten und Zunfthäuſer heim, der mehrere Jahre lang über den Kantonen lag, und der Führer der Landsknechte, Georg von Frundsberg, den die Schweizer den „Leutfreſſer“ hießen, blieb allezeit ein Schrecken der Kriegsmänner von Uri. — Die alten Reichskammerländer, Mailand und Genua, wurden nach langer Entfremdung wieder heimgebracht, und ein ſiegreiches kaiſerliches Heer, wie ſeit Heinrichs VI. Tagen keines ſo mächtig geweſen, ſetzte dort dem Reich ergebene Fürſten ein. „Ein hübſch new lied von der ſtat Genua vnnd wie ſie die Landsknecht erobert haben“ preiſt es, „wie man den Adler aufs neue fliegen läßt,

unter den ſich jetzt mancher ſchmiegen muß, der vordem die Stirn gar hoch getragen.“

Dieſer glückliche Waffengang in Italien erfüllte Kaiſer Karl V. mit der Hoffnung, auch die alten Reichslande an der Rhone und das ſeinem Hauſe entfremdete Herzogtum Burgund von Frankreich wieder losreißen zu können. Gleiche Pläne wie Karl verfolgte in bezug auf die einſt engliſchen Weſtgebiete Frankreichs König Heinrich VIII. Er und der Kaiſer waren daher natürliche Verbündete. Ein engliſch-niederländiſches Heer rückte in die Picardie ein, während Lord Surrey, zugleich engliſcher und ſpaniſch-deutſcher Admiral, mit einer Flotte vor Cherbourg erſchien.

Einen Augenblick hatte es den Anſchein, als ob die franzöſiſche Krone alles wieder einbüßen ſollte, was ihr Louis XI. Staatsklugheit errungen; denn auch im eigenen Lande erhob ſich gegen ſie ein mächtiger Feind: — der zweite Mann im Königreiche, der Connetable Karl von Bourbon, perſönlich beleidigt und ſchwer in ſeinen Erbrechten gekränkt, bot den Verbündeten ſeine Hilfe an. — Doch die Gefahr ſchien größer, als ſie war. Weder vor Cherbourg noch in der Picardie geſchah etwas Namhaftes: einige Städte wurden geplündert, einige Landſtrecken verwüſtet; dann kam die ungünſtige Jahreszeit, und man zog ſich zurück, zumal man für den nächſten Feldzug in Bourbons Unterſtützung eine ganz andere Baſis in Frankreich ſelbſt zu gewinnen hoffte. Mit dieſem mächtigen Feudalherrn kamen Kaiſer und König überein, daß, ſobald Franz I. den von ihm beabſichtigten Revanchezug nach Italien unternehmen würde, gleichzeitig ein deutſches Heer in Bourgogne, ein ſpaniſches in Langued'oc, ein engliſches in Picardie einfallen und Bourbon mit 500 Hommes d'armes und 10 000 Mann Fußvolk ihnen die Hand reichen ſolle. Er möge dann, der Schweſter des Kaiſers vermählt, König von Frankreich werden, die Krone aber zu Lehn von England nehmen. — Doch die Pläne wurden verraten; von Glück hatte Bourbon zu ſagen, daß es ihm noch

gelang, zu entfliehen, und die großartige Kombination des dreifachen Angriffs wurde, vielleicht unter dem Eindruck jenes erſten Fehlſchlags, nur matt und halbherzig zur Ausführung gebracht. Die Engländer landeten in der Picardie und ſtreiften bis auf zehn Stunden von Paris; aber Tremouille widerſtand dem Einfall und wies ihn endlich, durch Vendome verſtärkt, ganz ab. Den Spaniern warf ſich Lautrec entgegen, verteidigte nach dem Falle von Fontarabie die Stadt Bayonne, brachte den Feinden eine Niederlage bei und zwang ſie zum Rückzuge über die Pyrenäen. Der Einfall des Grafen Fürſtenberg in Burgund, der darauf berechnet geweſen, in der Unterſtützung Bourbons ſeine eigentliche Kraft zu finden, wurde jetzt vom Grafen Guiſe ohne Schwierigkeit pariert. Die Folge war, daß man abermals in Frankreich nichts zuſtande brachte, Italien aber doch ſo von Truppen entblößt hatte, daß die Kaiſerlichen nicht imſtande waren, das freie Feld zu halten, als der franzöſiſche Admiral Bonnivet, der Liebling des Königs, mit 4000 Reitern und 30 000 Fußſoldaten in der Lombardei erſchien. Montmorency führte die Vorhut; das Fußvolk kommandierten Lorenz von Ceres aus dem Hauſe Orſini, ein Venetianer, der ſich mit Alviano überworfen hatte und ſeitdem in franzöſiſchen Dienſt getreten war, und der Ritter de Lorges, der Held von Schillers bekannter Ballade vom Löwengarten. — Die Heeresmacht der Verbündeten führte der alte, 80 jährige Proſpero Colonna. Die Schwäche ſeiner Streitkräfte geſtattete ihm weder die Alpen noch den Teſſin zu halten; er warf Antonio de Leywa nach Pavia und zog ſich ſelbſt nach Mailand zurück. Mit ſeinem Unterfeldherrn, Peſcara, entzweite er ſich hierüber derart, daß der Markgraf den Degen gegen ihn zog, das Heer verließ und nach Neapel ging. Colonna wurde in Mailand belagert; wenn aber Bonnivet erwartet hatte, bei den Italienern Bundesgenoſſen zu finden, ſo täuſchte er ſich; vielmehr ſchloſſen ſich ſogar die Venetianer dem Kaiſer an, und die Mailänder leiſteten einen ſo hartnäckigen Widerſtand, zeigten ſich bei ſtets wiederholten Ausfällen ſo mutig und ſtreitluſtig,

daß der Admiral, überdies durch Schnee und Unwetter arg beläſtigt, die Umlagerung aufhob und über den Teſſin zurückging, wo er bei Biagraſſo eine feſte Stellung bezog und den größeren Teil ſeines Fußvolks nach Piemont und Provence in Winterquartiere legte. Nun ſammelte ſich das kaiſerliche Heer im freien Felde. Bald erſchienen die Venetianer; Karl von Munkenall, Marquis von Lannoy, der Vizekönig von Neapel, führte ſtarke Scharen ſchwerer und leichter Reiterei heran, und Erzherzog Ferdinand von Öſterreich ſandte unter Führung des trefflichen Feldhauptmanns Eitelfritz von Hohenzollern 7000 Landsknechte. Andere unternehmende Hauptleute, wie Schärtlin von Burtenbach, kamen auf eigene Koſten, und da Colonna in dem Augenblick, wo die Belagerung von Mailand von den Franzoſen aufgehoben wurde, ſtarb, ſo übernahm der Marquis von Pescara, welcher eben wieder mit ſpaniſchem Fußvolk eintraf, die Führung des kaiſerlichen Heeres. — Bonnivets Stellung war nicht ſchlecht. Der Ticinello und deſſen mannigfache Zuflüſſe und Kanäle deckten ihn; er bot ſowohl Pavia als Mailand die Stirn und durfte hoffen, wenn er ſich an dieſer Stelle bis zum Frühjahr und bis zum Eintreffen von Verſtärkungen hielte, dann mit einem Stoße die Hauptſtadt der Lombardei zu gewinnen. Zur Zeit war er freilich, und zwar zumeiſt durch eigene Schuld ſehr geſchwächt. Er hatte, um Sold zu ſparen, viele Söldner entlaſſen, und nicht wenige der franzöſiſchen Edelleute waren in die Heimat zurückgekehrt. So beſtand ſein Heer nur noch aus 800 Lanzen, 11 000 Schweizern und 2000 Deutſchen. Wohl waren unter des Kardinals von Medici Führung nun Berner und Graubündner Truppen unterwegs, um das franzöſiſche Heer wieder zu verſtärken; aber der Austritt aus dem Gebirge wurde ihnen ſtreitig gemacht. — Die Verbündeten hatten ihre Zeit beſſer benutzt. Die venetianiſchen Truppen unter dem Herzoge von Urbino, die päpſtlichen unter dem Herzoge von Mantua vereinigten ſich mit den Kaiſerlichen und bildeten ein Heer von 2000 ſchweren, 2000 leichten Reitern, 12 000 Landsknechten,

6000 Spaniern und 7000 Italienern z. F. Dennoch hielten die Alliierten es noch nicht für ratſam, eine Schlacht zu wagen; namentlich war der venetianiſche Proveditore dagegen, und ein Mangel an Entſchlußfähigkeit laſtete auf dem geſamten Verfahren der Verbündeten, den der Mangel an Einheit in der Oberleitung nur noch ſteigerte. Wohl war jetzt der Herzog von Bourbon eingetroffen und zum Generalleutnant des Kaiſers ernannt worden. Als ſolcher ſtand ihm formal der Oberbefehl zu; aber ihn tatſächlich zu ergreifen hielt ſchwer. Nicht nur, daß ihm Pescara in eiferſüchtiger Abneigung entgegenſtand; ſchlimmer war es, daß ſowohl der Papſt als die Signoria ihren Generalen geheime Spezial-Inſtruktionen erteilt hatten, welche die äußerſte Schonung der Streitkräfte anbefohlen. — „Ich glaube doch nicht," ſagte eines Tages der Herzog von Urbino zu dem Proveditore, „daß die Republik ſo viel gepanzerte Pferde, ſo ſtarkes Fußvolk und alle dieſe um uns leuchtenden Waffen aus einem anderen Grunde hätte, als um damit zu ſchlagen!?" Aber der Proveditore war anderer Meinung: Zaudern, Hinhalten, Demonſtrieren — dieſe Dinge lagen viel mehr in der geiſtigen Natur und Richtung jener geborenen Diplomaten als kühnes Drauflosgehen und entſchloſſenes Anpacken. Wenn die Franzoſen einen anderen Mann an der Spitze gehabt hätten als eben den unſchlüſſigen Bonnivet, ſo hätte den Kaiſerlichen ihr Zaudern ſchlecht bekommen können; denn inzwiſchen hatte der Herzog von Longueville 400 Gendarmes über den Mont Genevre geführt und ſtand bei Suſa, und 10 000 Schweizer waren bei Ivrea eingetroffen. Die widerſprechende Haltung Bonnivets hielt jedoch die Verſtärkungen an jenen Punkten feſt; denn er ſchien nicht zu wiſſen, ob er ſtandhalten oder retirieren ſolle. Endlich entſchloß er ſich, da auch die Peſt im Lager ausbrach, zu dem letzteren. Er dachte durch einen Nachtmarſch den höchſt nötigen Vorſprung zu gewinnen; aber Bourbon ſaß dem Abziehenden unermüdlich auf den Ferſen, ſodaß das verbündete Heer gleichzeitig mit den Franzoſen die Seſia erreichte. — Für vermehrte

Übergänge hatte Bonnivet nicht geſorgt, und als er nun auf einer einzigen Brücke bei Gattinara auch den Fluß überſchritt, um ſich mit den bei Ivrea ſtehenden Schweizern zu vereinigen, die ſich geweigert hatten, zu ihm hinüberzukommen, wurde er während des Übergangs am 30. April 1524 von Bourbon und Pescara mit der Vorhut des kaiſerlichen Heeres angegriffen. Es entſtand allgemeine Unordnung; die Brücke brach ein; Gattinara ging in Flammen auf; und ſo gering auch die Anzahl der Kaiſerlichen am anderen Ufer war: etwa 1000 leichte Pferde und 1000 Mann zu Fuß, ſo groß war doch der Verluſt, den die Franzoſen erlitten. Der unentſchloſſene Bonnivet führte ſelbſt eine Arrièregarde und deckte, perſönlich tapfer, an der Spitze der Gendarmerie den Übergang ſeines Troſſes, Geſchützes und Fußvolks. Der Admiral war offenbar der hohen Stellung nicht gewachſen, die ihm ſein König angewieſen; gleich bei Beginn des Gefechts leicht verwundet, benutzte er dieſen Umſtand gern, um den Befehl an Bayard zu übertragen, und der bon chevalier, der ſo oft in großen Schlachten und in edlen Ritterkämpfen dem Tode ins Auge geſehen, wurde hier vom Geſchick ereilt. Von der Kugel eines deutſchen Hakenſchützen im Rückgrade getroffen, ritt er noch einige Schritte, übergab an Graf St. Pol den Kommandoſtab und ließ ſich dann vom Roſſe heben und unter einen Baum niederſetzen. Das Angeſicht gegen den Feind gerichtet, den Schwertgriff vor ſich hin haltend wie ein Kruzifix, ſo erwartete er betend den Tod. — Es liegt etwas Symboliſches in dieſem Ende Bayards. Er hatte immer die Hakenſchützen von Herzen gehaßt; ungern hatte er einem, der in ſeine Hand gefallen, das Leben geſchenkt — „C'est un grand crève cœur," hatte er einſt geäußert, „qu'un vaillant homme puisse être tué par un vil et abject friquenelle" — nun fiel er ſelbſt durch die verhaßte Kugel. — Solche Abneigungen gegen neue Erfindungen im Waffenweſen haben ſich oft in der Geſchichte wiederholt. So bezeichnet Anna Komnena im X. Buche ihrer Alexiade die Armbruſt als Erfindung eines Dämons, und als

Archidamus die erſte große Wurfmaſchine erblickte, die nach Sizilien gebracht worden war, rief er ſchmerzlich aus: „Götter! Nun iſt des tapferen Mannes Kraft unnütz geworden.“

Obwohl die Kunde von Bayards Tode große Entmutigung erzeugte, ſo tat Graf St. Pol doch das möglichſte, um das Gefecht hinzuhalten, wobei ihn Ritter de Lorges mit dem Fußvolk beſtens unterſtützte, indem er vom anderen Ufer her ein wirkungsvolles Feuer auf die Spanier unterhielt. Trotz alledem blieb der Tag verhängnisvoll. Das Gefecht bei Gattinara zwang die Franzoſen, Italien zu räumen; denn an ſich unbedeutend, bekam es großen militäriſchen Wert durch die Art, wie es ausgebeutet wurde. Sebaſt. Schärtlin erzählt: die Landsknechte ſeien den Franzoſen drei Tage und Nächte bis an den Fuß des St. Bernhard nachgeeilt. Feſtlich bekränzt brachte man aus dem Tal von Aoſta das franzöſiſche Feldgeſchütz ins Lager, das man bei Ivrea den Schweizern abgenommen hatte.

Bonnivet wurde übrigens infolge des Einfluſſes ſeiner Freundin, der Königin-Mutter, ſehr gnädig bei Hofe empfangen. Er gab zu, daß 5000 Spanier ſo viel wären wie 5000 Gendarmes, 5000 leichte Reiter, 5000 Fußſoldaten und 5000 Teufel zuſammengenommen; er nannte die Spanier nicht anders als „Löwen“.

Mit Notwendigkeit ergab ſich nun für die Verbündeten der Gedanke eines abermaligen Einfalls in Frankreich; der Papſt und Venedig ſagten ſich jedoch von dieſem Unternehmen los und hielten ihre Aufgabe mit der Befreiung Italiens für vollendet. Im Juli 1524 führte der Connetable von Bourbon ein kaiſerliches Heer über den Var. Es waren 5000 Deutſche unter Graf Eitelfritz von Zollern und Graf Lodron, 6000 Spanier unter Pescara und eine Anzahl Italiener in 30 Fähnlein. Dazu kamen 600 ſchwere, 600 leichte Pferde und 18 Geſchütze. Lannoy ſollte mit 100 Gendarmen folgen, blieb jedoch in Aſti ſtehen, um, wie er vorahnend meinte, auf alle Fälle den Rückzug zu ſichern. Um überdies die Bewegung Bourbons zu decken,

ſegelte Hugo von Moncade mit 16 Galeeren längs der Küſte. Die Abſicht des Connetables war, dem geſchlagenen Feinde unmittelbar zu folgen, das noch unbewehrte Lyon im raſchen Anlaufe zu nehmen, ſich in Beſitz der Rhone-Linie zu ſetzen, in die nahen bourboniſchen Stammlande einzufallen, wo es ihm, dem Herren, nicht an Unterſtützung fehlen werde, und von dort aus die Verbindung mit der Franche-Comté und Deutſchland zu eröffnen. Täten dann Spanien und England durch Einfälle in die Guyenne und die Picardie das ihrige, ſo ſei der Fall Frankreichs gewiß, und im Geiſte ſah der ſtolze Mann ſich ſchon als König des Arelates. — Anders aber dachten die kaiſerlichen Führer. Für ſie war Bourbons Wiedereinſetzung ganz nebenſächlich. Sie meinten, es ſei vor allen Dingen nötig, ſich eines Hafenplatzes der Provence zu bemächtigen, um der Verbindung mit Neapel und Spanien ſicher zu ſein und in ſolcher Weiſe ſich eine feſte Operationsbaſis zu ſchaffen, auf welcher man auch Wechſelfällen trotzen könne. Bei den ſchwankenden Befehlsverhältniſſen mußte Bourbon nachgeben; auch mit dem Vorſchlage, die Küſtenunternehmung gegen Toulon zu richten, drang er nicht durch; vielmehr beſtanden die Fürſten auf den Angriff von Marſeille. Ohne Widerſtand ergaben ſich Antibes, Frégus und Toulon; am 9. Auguſt nahm Bourbon die Hauptſtadt des Landes, Aix; zehn Tage ſpäter ſtand er vor Marſeille und begann die Belagerung dieſer Stadt mit Hilfe eines Artillerieparks, welchen die Galeeren Moncades herbeigeführt. In die Stadt hatte ſich Rentio di Ceres mit 3000 Mann des Bonnivetſchen Heeres geworfen, Herr v. Brion mit 200 Gendarmes. Der Vicomte de Caux befehligte das Geſchütz. Die Bürgerſchaft griff zu den Waffen und bildete, 9000 Mann ſtark, vier Kompagnien. — Bei dem großen Umfang von Marſeille konnte die Stadt nur in abgeſonderten Haufen umſchloſſen werden, was Gelegenheit zu häufigen und oft glücklichen Ausfällen gab.

Indeſſen trat Bourbon mehr und mehr mit ſeinen Prätenſionen hervor. Er nannte ſich Graf von Provence, ließ ſich

huldigen und leiſtete England den Lehnseid. Jetzt aber erkannte man, wie ſehr ſich auch in Frankreich die Zeiten geändert hatten. Die Tage Philipps von Burgund waren vorüber. Durch ſeinen Abfall hatte Bourbon allen Kredit verloren, und gerade in dieſer Prüfung ergab es ſich, wie weit die Konſolidation des franzöſiſchen Einheitsſtaats bereits gediehen ſei. Eben der Angriff verſchaffte dem Könige den unbedingteſten Gehorſam. Hintereinander konnte er 3 ſtarke Taillen von zuſammen mehr als 5 Millionen ausſchreiben; alle Stände leiſteten Zahlungen, und ſo gelang es Franz I. ein Heer ins Feld zu ſtellen, ſo ſtattlich wie je. Zu den Feldzeichen des Königs, den Lilien und dem Salamander, ſtrömte der heißblütige Adel, an ſeiner Spitze Henri d'Albret, der junge König von Navarra, der Graf von St. Pol, der Herzog von Alençon, die Lotharingiſchen Fürſten: Lambesque und Vaudemont, der Herzog von Suffolk, James Stuart, Herzog von Albanien und viele andere, und zu den alten Marſchällen und Kapitäns: Tremouille, Imbrecourt, Chabannes, Lescun de Foix, Genouillac und d'Ars geſellten ſich des Königs Altersgenoſſen: Bonnivet, Montmorency, St. Marſault, Brion, Fleurangs, Guillaume und Martin du Ballay-Langey. Im ganzen zählte das Heer an 2000 Hommes d'armes, 7000 Mann franzöſiſchen Fußvolks, das beſonders aus den kriegeriſchen Bauern des Dauphiné beſtand, 10 000 Schweizer und leider auch wieder 6000—8000 deutſche Knechte.

Während ſich dieſe Scharen bei Avignon ſammelten, ſetzten die Kaiſerlichen mit großer Beharrlichkeit die Belagerung von Marſeille fort. Sie ſchritt langſam vorwärts, obgleich der Herzog Tag und Nacht in den Werken war. Da die Batterien nicht genügend wirkten, wurde der Minenkrieg begonnen; aber die unſcheinbaren Ergebniſſe desſelben erzeugten bei den Belagerern Mißmut, während ſich der Opfermut der Marſeiller bis zu der Höhe ſteigerte, daß ſogar die Damen teilnahmen an den Arbeiten der Kontremineurs. Ihre Artillerie erwies ſich ſehr gut. Selbſt im Zelte Pescaras tötete ein Schuß den Meſſe

leſenden Prieſter und zwei Mann. Als der Herzog auf dieſe Nachricht erſchreckt herbeieilte, bemerkte ihm Pescara ſpöttiſch: „Gnädigſter Herr, es waren die Ratsherren von Marſeille, die Ihnen die Stadtſchlüſſel bringen!“

Endlich war eine Breſche eröffnet; doch die Landsknechte weigerten ſich zu ſtürmen: ſie ſeien nur geworben, um im offenen Felde zu ſtreiten. Ihrem Beiſpiele folgten die Spanier und Italiener. Vergeblich ließ der Herzog einem widerſpenſtigen Hauptmann den Kopf abſchlagen und bot ſeine Kompagnie 50 Dukaten demjenigen, der der erſte die Breſche erklimmen werde. Pescara ließ dieſelbe durch 7 entſchloſſene Spanier unterſuchen, von denen nur drei zurückkehrten und eine Schilderung der Verteidigungsanſtalten machten, die allerdings ſehr abſchreckend war; denn ſie berichteten, daß ſich hinter der Breſche ein tiefer Graben und eine wohl mit Geſchütz beſetzte Bruſtwehr befinde.

Man berief den Kriegsrat, und Pescara, der es vielleicht nicht ungern ſah, den unwillkommenen franzöſiſchen Nebenbuhler in ſeinem erſten großen Unternehmen ſcheitern zu ſehen, ſoll die Verhandlung mit dem Ausrufe beendet haben: „Wer ſterben und in der Hölle zunacht ſpeiſen will, der mag ſtürmen; wer aber die eigene und des Kaiſers Wohlfahrt begehrt, der folge mir; denn ich will abziehen!“ Graf Eitel von Zollern, Graf Lodron und alle deutſchen Hauptleute fielen ihm bei, zumal als ſie erfuhren, welche Macht dem Könige Franz bei Avignon zu Gebote ſtehe und wie er dieſelbe bereits bis Salon de Craux, halbwegs Avignon und Marſeille herangeführt habe. Sie fürchteten, Franz möchte, ohne ſich um Marſeille zu bekümmern, unmittelbar in die Lombardei eindringen, und unter dem Eindruck dieſer Vorſtellung hob man nach 40 verlorenen Tagen die Belagerung auf.

So war denn der Angriff auf Südfrankreich völlig mißlungen, und die Krone von Arelat für Bourbon verloren. Lange Zeit noch erhielt ein Spottgedicht das Andenken der rühmlichen Verteidigung von Marſeille im Gedächtnis der Provençalen.

Quand Bourbon vit Marseille
Il a dit à ses gens
Vray Dieu, quel capitaine
Trouverons nous dedans?
Il m'en chaut d'un blanc
d'Homme qui soit en France
Mais que ne soit dedans
Le capitaine Rance
Au mont de la Colombe
Le passage est étroit,
Montèrerent tous ensemble
En soufflant à leurs doigts:
Disant à cette fois
Prenons trelous courage
Abattons tous ces bois
Nous gagnerons passage.
O noble Seigneur Rance
Nous te remercions
De la bonne Recueillance,
Que tu as fait à Bourbon;
A grand coups de canon,
Aussi d'Artillerie
Les as tu repoussé
Jusques en Italie.*)

Pescaras Vermutung, daß Franz I. verſuchen werde, dem kaiſerlichen Heere den Rückzug nach Italien abzuſchneiden, erwies ſich als begründet und ſein Drängen auf die Aufhebung der Belagerung von Marſeille demnach als durchaus ſachgemäß. Zwar hatten die meiſten Feldherren und Räte des Königs, namentlich Chabannes und La Tremouille ihm dringend widerraten, bei ſo vorgeſchrittener Jahreszeit einen Zug durch das Hochgebirge zu unternehmen, da ſelbſt dann, wenn der Alpenübergang gelinge, die Spätherbſtregengüſſe jede Operation in der Lombardei hindern würden. Zwar hatten ſie an all die Auftritte treuloſer Meuterei erinnert, welche die Söldner im

*) Bei Str. Freiherr v. Schwartzenau: der Konnetable Karl von Bourbon. Berlin 1852.

franzöſiſchen Dienſt bei den geringſten Urſachen ſo oft herbeigeführt, und hatten dringend geraten, die Truppen in bequeme Wintergartiere zu verlegen, um dann im Frühjahr mit ungeſchwächten Kräften nach Italien zu gehen. Aber der König lauſchte lieber den Ratſchlägen ſeiner jüngeren Freunde Bonnivet und Brion-Chabot, welche es verſtanden, die materielle Überlegenheit des franzöſiſchen Heeres über die Kaiſerlichen geltend zu machen und darauf hinwieſen, wie Bourbons Heer durch die Beſchwerlichkeiten ſchon eines Alpenübergangs, durch den angeſtrengten Dienſt während der Belagerung und durch den Mangel an Lebensmitteln erſchöpft ſei, wie die italieniſchen Bundesgenoſſen Karls V. den Krieg ſatt hätten, und wie die Kaiſerlichen genötigt ſeien, den weiten Umweg durch die weſtliche Riviera, über Nizza, Alpenga und Firata in die Grafſchaft Montferrat einzuſchlagen, während dem Könige die viel kürzeren Straßen von Avignon, Durance-aufwärts über Briançon und den Mont-Genèvre, an der Arc über Lanslebourg und den Mont-Cenis offen ſtänden. Unzweifelhaft werde er dem Feinde zuvorkommen und es ihm unmöglich machen, den Teſſin zu überſchreiten. Dann aber gehöre Mailand der franzöſiſchen Krone; denn ſtets hätten die Lombarden ſich dem Stärkeren unterworfen. Wolle man dagegen den Winter vorübergehen laſſen, ſo würde der Feind inzwiſchen die Alpenpäſſe ſtark befeſtigen, neue Truppen ſammeln, und die Unternehmung vielleicht unmöglich werden. — Dieſe Gründe ſchlugen durch. In den letzten Tagen des September 1524 brach Franz I. von Avignon auf. — „Noch einmal und nicht wieder!“ lautete die Deviſe, welche er auf die Ärmel ſeiner Leibwache hatte ſticken laſſen.*)

Mit wetteifernder Eile überſtiegen beide Heere die Alpen. Das kaiſerliche unter großen Schwierigkeiten. Da die Seeſtürme verhindert hatten, das Belagerungsgeſchütz einzuſchiffen, ſo zerſchlug man die Kanonen und führte das Metall auf Saumtieren

*) Servan: Histoire des guerres des Gaulois et des Français en Italie. Paris 1805.

mit; das ging noch an; was den Troß aber kolossal vermehrte, war der Umstand, daß diese alten Soldaten ihr gesamtes Gepäck, alle den Kriegserwerb der früheren Jahre mit sich schleppten. Und geopfert durfte davon nichts werden; denn um dieser Güter willen dienten ja jene Truppen. Von französischen Streifkorps unter Chabannes und Montmorency im Rücken angegriffen, in der Flanke vom Heere des Königs bedroht, so begann Pescara seinen Rückzug, dessen gelungene Durchführung ihm einen dauernden Namen in der Kriegsgeschichte sichert. Nicht selten angegriffen, aufgehalten und geschlagen, aber beständig geschlossen, erreichte er Nizza und überstieg nun, zum Teil in Gewaltmärschen, die See-Alpen. Glücklich betrat er bei Alba das Tanarotal. Allerdings war die Einbuße des Heeres bei der Schwierigkeit dieses Marsches sehr groß, sowohl durch Marode als durch die Verluste in täglichen Scharmützeln mit dem Feinde oder beutegierigen Bergbewohnern; die Kavallerie war zu nicht geringem Teil ohne Pferde; nicht wenige auch des Fußvolks waren um ihre Waffen gekommen; aber immerhin hatte man doch in der kurzen Frist von 25 Tagen den Weg von Marseille bis in die lombardische Ebene zurückgelegt, und seit man sie erreicht, hatte man auch wieder festen Boden unter den Füßen, stand man wieder in Verbindung mit alten kaiserlichen Landen und durfte hoffen, die Dinge zum besten zu wenden.

Unterdes zog König Franz mit seinem frischen, glänzenden und noch sehr wesentlich verstärkten Heere von Briançon über den Mont Genèvre nach Pinerolo und unaufhaltsam sofort in die lombardischen Ebenen. Ein Legat des Papstes, der Kardinal von Capua, kam ihm entgegen und wollte durch Friedensvorschläge seinen Marsch aufhalten; Franz aber wies ihn, was einer Ablehnung gleichkam, nach Avignon, an die während der Abwesenheit des Königs mit der Regentschaft betraute Louise von Savoyen.*) Er hoffte, der kaiserlichen Armee noch zuvor-

*) P. G. Daniel: Histoire de France. Vol. V. Paris 1722.

zukommen, und in der Tat, als er Vercelli an der Sesia erreicht hatte, stand Pescara mit der kaiserlichen Reiterei und dem spanischen Fußvolk erst bei Alba am Tanaro und Bourbon mit den deutschen Fußknechten noch einen Marsch weiter rückwärts bei Cherasco. Nun galt es, den Kaiserlichen am Tessin zuvorzukommen; aber Pescara vereitelte dieses Streben, indem er, wie berichtet wird, mit einem Teil der Infanterie an einem einzigen Tage die 10 Meilen von Alba bis Voghera zurücklegte. Eine mailändische Chronik versichert, beide Heere seien an demselben Tage über den Tessin gegangen, das kaiserliche in der Nähe von Pavia, das französische bei Abbiato-grasso.

In Pavia stieß der Vizekönig von Neapel, Lannoy, mit der schweren Reiterei, welche er ursprünglich dem Heere nach Frankreich hatte nachführen sollen, zu den erschöpften Truppen Bourbons und Pescaras. In einem Kriegsrate erwog man die Lage und erkannte einstimmig an, daß man zu schwach sei, den Franzosen im Felde entgegenzutreten; wollte man aber die sämtlichen mailändischen Plätze mit hinreichenden Besatzungen versehen, so hätte dies das ganze Heer absorbiert, und man beschloß demnach, nur in Pavia eine starke Garnison zu lassen, den Rest der Armee jedoch nach Mailand zu führen. Die Zitadelle von Novara wurde geschleift. — Aber auch die Verteidigung von Mailand erwies sich als unausführbar. Denn der Herzog Sforza entfloh zu den Franzosen; sein Kanzler wirkte bei der Bürgerschaft zu des Königs Gunsten, und überdies herrschte die Pest in der Stadt. Lannoy begnügte sich, 700 Spanier in die starke Zitadelle zu werfen und räumte Mailand. — Die gewaltige Kriegsmacht, die noch vor wenig Monden den Kaiser zum Herrn der Welt machen zu wollen schien, war plötzlich aus dem Felde verschwunden. Pasquino, der bekannte Witzbold in Rom, der den „Pasquillen“ den Namen gegeben, ließ sich vernehmen: Es sei ein kaiserliches Heer in den Alpen verloren gegangen: der ehrliche Finder werde gebeten, es gegen eine gute Belohnung zu Madrid abzugeben.

Die einzige Quelle für ein neues Heer, aus der man ſchöpfen konnte, war Deutſchland; der Mann, mit deſſen Beiſtand man gewiß ſein durfte, bald eine bedeutende Macht ins Feld ſtellen zu können, war Georg von Frundsberg. — Noch während des Rückzuges ſandte daher der Vizekönig ſeinen Hofmeiſter, Cornelius von der Spangen, nach Öſterreich zum Erzherzoge Ferdinand, dem Bruder des Kaiſers, und zu Frundsberg, der kriegesmüde ſtill auf ſeinem Schloſſe Mindelheim in Schwaben hauſte.

Pescara war indeſſen mit der Hauptmacht der von ihm zurückgeführten Armee nach Lodi, Trezzo und Como marſchiert, um ſich hinter der Adda, die ſchon ſo oftmals weichenden Heeren Schutz gewährt, zu ſammeln. Bourbon und Lannoy ſtanden mit der Reiterei am Oglio bei Soncino. In Pizzighettone befand ſich der Herzog Sforza. Eine ſtarke Truppenabteilung wurde nach Cremona gelegt. Dadurch waren die rückwärtigen Straßen, auf welchen Verſtärkungen aus Deutſchland kommen ſollten, vollkommen gedeckt. Franz I. beſetzte Mailand und ernannte den Marſchall Tremouille zu ſeinem dortigen Statthalter. Dieſer alte erfahrene Krieger riet, mit ungeſchwächter Kraft dem weichenden Feinde auf den Leib zu rücken, ihn zur Schlacht zu zwingen und auf dieſe Art den Kriſtalliſationskern einer künftigen kaiſerlichen Armee im Po-Gebiete von vornherein zu vernichten; wenn das gelungen ſei, ſo würden die feſten Plätze, jeder Hoffnung auf Hilfe beraubt, von ſelbſt fallen. Viel wichtiger als der Beſitz Pavias ſei jedenfalls der von Lodi und Como; denn mit Lodi würde die Addalinie gewonnen, Mailand gegen jede Unternehmung der Kaiſerlichen gedeckt und die Belagerung der dortigen Zitadelle geſichert; die Einnahme Comos aber würde die nächſte Verbindung mit der Schweiz eröffnen. — Der König vermochte ſich der Richtigkeit dieſer Anſicht nicht ganz zu verſchließen; ſein Sinn ſtand jedoch, vielleicht aus perſönlichen Rückſichten, auf dem Angriffe von Pavia, und die Höflinge in ſeinem Lager, deren Wortführer Bonnivet war, beſtätigten ihn in der Anſicht, daß es vor allem gelte, keine Gegner im Rücken zu

behalten, und daß es nicht ſchicklich ſei für einen König von Frankreich, in der Ferne nach Feinden zu ſuchen, ſolange man deren noch in der Nähe habe. — Während Franz noch mehrere Tage in Mailand verweilte, wurde ſchon am 28. Oktober ſein Hauptquartier in die Abtei San Lanfranco bei Pavia verlegt. Dem Generalleutnant La Tremouille blieb die Bezwingung des Kaſtells von Mailand überlaſſen.

Pescara war beinahe ſchon willens geweſen, auch Lodi aufzugeben, als die Meldung kam, daß das feindliche Heer, ſtatt dem ſchwachen Reſt der Kaiſerlichen zu folgen, ſich nach Pavia gewendet habe. Da rief der Marcheſe fröhlich: „Wir, die wir beſiegt waren, haben nun geſiegt, da ſich der Feind an die Deutſchen macht und uns in Ruhe läßt.“

Die Beſatzung von Pavia beſtand nämlich meiſt aus Deutſchen: 200 Reiſige, 500 Spanier und 6000 Landsknechte. Kommandant war der Spanier Antonio de Leyva, ein kriegserfahrener und von jeher durch die glänzendſte Tapferkeit ausgezeichneter Offizier. — Pavia war für das kaiſerliche Heer von hoher Wichtigkeit, nicht nur an und für ſich, als Hauptübergangspunkt des Teſſin, ſondern auch deshalb, weil bei dem eiligen Rückzuge der größte Teil des Heergerätes und der Reſt des Geſchützes dort in Sicherheit gebracht worden war. Daher hatte man auch Befehlshaber und Garniſon mit ſo vorzüglicher Sorgfalt ausgewählt.

Man ſagt übrigens, daß nicht ſowohl Bonnivets Gründe den Ausſchlag für die Belagerung Pavias gegeben hätten, als die Hoffnung, daß es gelingen werde, die Deutſchen, welche wie geſagt die Hauptmaſſe der Beſatzung dieſer Stadt bildeten, zum Abfall zu bewegen. Dieſe Hoffnung iſt begreiflich, wenn man bedenkt, wie es doch eben nur das Geld, der ſichere Soldgewinn war, der dem Könige in ſeiner ſchwarzen Bande trotz der Acht des Kaiſers ſeine beſten Truppen aus Deutſchland zugeführt hatte. Sangen dieſe deutſchen Söldner doch ganz aufrichtig:

Wohlauf, ihr Landsknecht alle,
Seid fröhlich guter Ding,

Wir wollen Gott den Herren,
Dazu den edlen König!
Er legt uns einen gewaltigen Haufen ins Feld;
Es soll kein Landsknecht trauern um Geld;
Er will uns ehrlich lohnen
Mit Stüvern und Sonnenkronen.

Beim Bauern muß ich dreschen
Und essen saure Milch;
Beim König trag ich volle Fleschen,
Beim Bauern einen groben Zwilch;
Beim König tret' ich ganz tapfer ins Feld,
Zieh daher als ein freier Held,
Zerhauen und zerschnitten
Nach adelichen Sitten.*)

Franz I. hoffte also, daß die in Pavia eingeschlossenen deutschen Knechte gleicher Gesinnung sein würden. Allein man sollte sie anders kennen lernen. Die beiden Obersten Zollern und Lodron, waren dem Hause Österreich mannigfach und treu verpflichtet, und auch die Hauptleute hatten sich schon unter kaiserlichen Fahnen eingelebt. Ihre Namen verdienen wohl genannt zu werden. Es waren Martin Pfaff, Graf Christoph von Lupfen, Michael Alting, Eiteleck von Reischach, Heinrich von Castelalt, Conradi Glüres, Michael Mertel und Caspar Schwelger — man sieht, es ist eine Mischung adliger und bürgerlicher Elemente in diesem Offizierkorps, wie sie ganz ähnlich heutzutage stattfindet. Außer den 6000 deutschen Landsknechten standen dem Kommandanten von Pavia, Don Antonio de Leyva, noch 200 Lanzen und 500 spanische Arcabuseros zur Verfügung. Das ghibellinische Pavia wäre übrigens nicht geeignet gewesen, Gedanken an Verrat zu wecken. Denn hier sah man selbst vornehme Damen, wie die Gräfin Hyppolita von Malaspina an der Schanzarbeit teilnehmen; auf eigene Kosten hatte der reichste Stadtbürger, Matteo Beccaria, aus seinem Anhange ein Fähnlein gebildet, und er gab wohl

*) d. h. mit aufgeschlitzten Wämsern und Hosen.

den Hauptleuten ſelbſt dann noch, als man übrigens ſchon Mangel ſpürte, ein prächtiges Gaſtmahl und ſpendierte auch den Gemeinen, ſo lange es anging, nach beſten Kräften weißes Brot und kühlen Wein.

Pavia, der uralte Sitz der Langobardenkönige, liegt am linken Ufer des Teſſin auf einem Hügelabhange. Ein Nebenarm des Teſſin, der Gravellone, bildet hier eine Inſel, welche die Vorſtadt St. Antonio trägt und der Südſeite der Stadt vorliegt. Dieſe war nach alter Weiſe durch Graben und Mauern befeſtigt, auf denen in großer Zahl Türme zur Überhöhung und Seitenverteidigung ſtanden, oft nur 60—100 Schritt voneinander entfernt. Auf der Nordfront trat die Zitadelle, das Schloß, mit vier mächtigen Ecktürmen aus der Stadtmauer vor und deckte das Tor, das in den angrenzenden Tiergarten führte. Dieſer Park von Certoſa hatte vier deutſche Meilen im Umfange, war von einer ſtarken Backſteinmauer umgeben und ſtellte ſich als ein höchſt anmutiges Gelände mit wechſelnder Szenerie dar, in deſſen Mitte ein zierliches Jagdſchloß, Mirabello, lag. Hier hatte ſich der Herzog v. Alençon, welcher die franzöſiſche Vorhut befehligte, behaglich eingerichtet; mit ihm viele Perſonen von Rang, die als Diplomaten oder Hofchargen beim Heere weilten, und hier war auch der Markt des Lagers aufgeſchlagen. Das Hauptlager ſtreckte ſüdlich vom Park ſeine Zeltreihen aus, und um die Verbindung zu erhalten, waren drei weite Mauerlücken in die Umfaſſung des Tiergartens gebrochen. Zwiſchen Park und Teſſin breiteten ſich Weinhügel und lagen fünf reiche Klöſter, in deren einem König Franz ſeinen Hof aufgeſchlagen hatte. — Das Belagerungsheer zählte anfangs faſt 36 000 Mann, nämlich 1700 franzöſiſche Lanzen (d. h. nahezu 10 000 Reiter) und an Fußvolk 8000 Franzoſen, 8000 Deutſche, 6000 Schweizer und 4000 Italiener. Franz verſuchte es zuerſt mit einem brüsken Angriff auf Pavia. Er ließ in den Haupturm des Schloſſes Breſche legen; doch der dreizehnmal verſuchte Sturm mißglückte total. Leyva hatte hinter der Breſche Abſchnitte einrichten und die ihr benach-

barten Häuſer crenelieren laſſen. Das Feuer, welches die Stürmenden empfing, war ſo gewaltig, der Gegenſtoß, den die Landsknechte unter Sebaſtian Schärtlin und Caſpar Frundsberg, des alten Georgs tapferem Sohn gegen die Weichenden ausführten, war ſo nachdrücklich, daß ſich der König zur förmlichen Belagerung entſchloß. Nun wurde Pavia von allen Seiten mit Zirkumvallations- und Kontravallationslinien eingeſchloſſen.*) So eng als möglich umſpannen die Stadt Schanzen und Laufgräben, und zugleich ward der Verſuch gemacht, den Hauptarm des Teſſinſtromes in den Gravellone, den ſüdlichen Nebenarm, abzuleiten, um die Stadt von dieſer fortifikatoriſch ſchwächſten Seite anzugreifen, indem die hier nur ganz einfache Umſchließungsmauer durch zahlreiche Batterien niedergelegt und der Sturm in dem waſſerfreien Flußbett verſucht werden ſollte.

Die italieniſchen Fürſten waren der Meinung, daß mit dem Fall von Pavia des Kaiſers Sache in der Halbinſel verloren ſein werde, und da die damalige Lage ſehr hoffnungsvoll für Franz ſchien, ſo näherten ſie ſich ihm augenſcheinlich. Papſt Clemens VII. war der erſte, welcher die Partei Karls V. verließ.

Das außerordentliche Unternehmen der Stromableitung hatte indeſſen bereits eine wochenlange Arbeit gekoſtet; tauſende von Landleuten hatten Tag und Nacht an den ungeheueren Dämmen geſchanzt, welche den Teſſin oberhalb der Stadt ſperren ſollten, ebenſoviele waren mit der Erweiterung des Gravellone beſchäftigt, als der unaufhörlich vom Himmel ſtrömende Herbſtregen den Fluß ſo ſtark anſchwellte, daß alle bisher ausgeführten Werke in ſehr kurzer Zeit wieder verſchwemmt und vernichtet wurden. Es blieb nichts übrig, als zum langſamen Sappen- und Minenkriege überzugehen und die Schrecken des Hungers wirken zu laſſen. Auf jener Seite der Stadt, wo der Angriff ſchon früher geſcheitert war, wurden auch die Laufgrabenarbeiten aufs neue aufgenommen und tätig fortgeſetzt. — Ebenſo rührig wie die

*) Paulus Jovius: Istorie del suo tempo, liv. XXII.

Franzoſen war aber die Beſatzung, deren Häupter der Spanier Leyva und der deutſche Oberſt, Graf Eitel Friedrich von Hohenzollern, an Ausdauer und Energie wetteiferten. Leyva galt für einen Mann, der mauriſches Blut in den Adern habe, ungeachtet ſeiner durch zwanzigjährige Kriegsſtrapazen äußerſt geſchwächten Geſundheit, war er von unvergleichlicher Hingebung an den Dienſt. Obgleich er gänzlich gekrümmt war und am ſchmerzlichſten Podagra litt, ſo daß er nicht zu Pferde ſteigen konnte, verſäumte er doch keine Runde, ließ ſich im Seſſel um die Wälle tragen und entwickelte eine Tätigkeit und Energie, welche Veranlaſſung zu der Sage wurden, daß ihm ein Geiſt der Hölle zu Dienſten ſei. Dabei war er (abgeſehen von ſeinem brennenden Ehrgeiz) von großer Uneigennützigkeit. Als in ſeiner Gegenwart deutſche Knechte ihren Hauptmann um Sold drängten, nahm Leyva ſeine goldene Ehrenkette vom Halſe und ließ Dukaten daraus prägen, um jene zu befriedigen. Zu gleichem Zwecke gab er auch ſein eigenes Tafelgeſchirr her und entnahm als gezwungene Anleihe alles Silber der Kirchen. — (Die geſchlagenen Münzen trugen die Inſchrift: Caesariana Papiae obsessi. MDXXIV.) Einmal wurden auch 3000 Dukaten durch eine Kriegsliſt eingeſchmuggelt, indem ſie in Weinfäſſern in das franzöſiſche Lager geſchafft und hier durch einen verabredeten und geſchickt durchgeführten Ausfall Antonios weggenommen wurden. — Neben de Leyva ſtand der Hohenzoller. Graf Eitelfritz hatte den höchſten Einfluß auf die Deutſchen und ſcheint durch fortifikatoriſche Gegenarbeiten, wahrſcheinlich auf der ſchwachen Südfront, den Angriff weſentlich aufgehalten zu haben. Das berühmte Landsknechtslied von der „Schlacht bei Pauia“ erwähnt das ausdrücklich.*) Da heißt es:

Wir hatten kürzlich einen rat;
einer ſagt der andern;

*) Ein ſchönes Lied von der ſchlacht vor Pauia geſchehen, Gedicht vnd erſtlich geſungen durch Hanſen von Würtzburg in einem newen thoen. (Soltau: Einhundert hiſtoriſche Volkslieder. Zweite Ausgabe. Leipzig 1845.)

nun zeugt der König nimmer ab,
zur ſtat ſtet ſein verlangen.
Nennt ſich einer mit Namen Graf Eitelfritz:
Die ſtat wöll wir nicht aufgeben;
wir pauen zwei polwerk, die ſein feſt,
es koſt recht leib und leben!
Sie ſein mit mancher Hand gemacht,
Zwei polwerk wol erbauen;
wir liegen die winterlange Nacht
zu Pavia auf der mauern ....
und ſchreiben dem Fürſten auch Oſterrich
er ſol nicht ausbeleiben,
ſol pringen manchen Landsknecht friſch,
den könig zu vertreiben.

Bei den notwendigen Ingenieur-Arbeiten kamen den Deutſchen zuweilen ihre bergmänniſchen Fertigkeiten zu gute. Carpeſanus ſchreibt das Sprengen einer Brücke den „Germanis, ingeniosis viris“ zu, und Jägius rühmt beſonders den Hauptmann Glürn, der dieſelbe „instrumentis ferreis mirabili arte in medio rescindit.“*)

Aber leider bot das Leben der Beſatzung keineswegs nur erfreuliche Seiten dar. Es war nicht nur das äußere Elend, der ſelten ſtrenge Winter, der bis zur Hungersnot geſteigerte Mangel**); ſchlimmer war der nationale Gegenſatz zwiſchen den Beſatzungstruppen. — Jenes treuherzige Landsknechtslied meldet freilich nichts von den tiefen Spaltungen, welche innerhalb der Garniſon, namentlich zwiſchen Leyva und Hohenzollern beſtanden. Der Spanier war Kommandant, aber die weit überwiegende Truppenmacht ſtand unter dem deutſchen Oberſten. Wie nun Geldmangel, anſteckende Krankheiten und Hungersnot immer drängender auftraten und Plünderung und Kirchenraub täglich im Gefolge hatten, da verſchärften ſich Eiferſucht und Meinungsverſchiedenheit zum furchtbarſten Haß, dem Graf Eitelfritz endlich

*) Jaegius: De obsidiae Jicensis. Pavia 1525.

**) Ein Ei galt 20 Kreuzer, ein Huhn 3 Dukaten, ein Pfund Pferde- oder Eſelfleiſch 7 Kreuzer, ein Pfund Schmalz 1 Dukaten.

zum Opfer fiel. Allerdings brachen unter den Deutſchen Meutereien aus, welche nur mit Mühe durch die Hauptleute beſchwichtigt wurden; ja es ſollen ſogar Anſchläge entdeckt worden ſein, um dem Feinde die Tore zu öffnen, und dieſe Umſtände benutzte Don Antonio, um den verhaßten Eitel Friedrich zu verderben. Er ſtreute die Verleumdung aus, der Graf habe um jene Verräterei gewußt und hielt ſich nun zur heimtückiſchen Gewalttat für berechtigt. Der Spanier Sandoval in ſeiner Geſchichte Karls V. verſichert, der Hohenzoller ſei von Leyva an deſſen eigener Tafel vergiftet worden; Leyva behauptete, der Graf habe ſich totgetrunken. Vielleicht war das Gift ein grimmiger Ärger, der durch nachfolgendes Zechen tödlich wurde. Wie dem auch ſei, gewiß iſt, daß die Zuſtände in Pavia während der viermonatlichen Belagerung durch Entbehrung und Zwieſpalt gleich furchtbar wurden, und daß die zähe Energie des ſpaniſchen Kommandanten, wie die ſchlagfertige Tüchtigkeit der deutſchen Beſatzung gleich reſpektabel ſind. Leyva rühmte beſonders den jungen Caſpar Frundsberg, der ſich hier zum Hauptmann aufſchwang; der habe ihn ſelbſt guten Muts erhalten. — Wiederholte Ausfälle hielten die Garniſon friſch. So überraſchte Leyva die in der weſtlichen Vorſtadt lagernden Schweizer, die den Sicherheitsdienſt nachläſſig verſahen. Sie wurden überrumpelt, in die Flucht getrieben und ein Teil derſelben gefangen. Ebenſo erging es bald darauf den Graubündnern, die ſogar 2 Kanonen, alle ihre Fahnen und ihr ganzes Gepäck verloren. — Auch das Heer bei Lodi gab Ende November ein Lebenszeichen von ſich, indem der den Franzoſen zunächſt ſtehende Pescara das zwiſchen Caſſano und Mailand gelegene Städtchen Melzo überfiel, und faſt gleichzeitig trafen 18 Fahnen Tiroler und Vorderöſterreicher unter Jacob von Wernau an der Adda ein und lagerten ſich in Carravaggio.

Die politiſche Lage geſtaltete ſich jedoch während der Belagerung, wenn man von dem Abfall Savoyens abſieht, immer günſtiger für Frankreich; der Papſt verſöhnte ſich mit ihm; in

Süditalien regten ſich die Anhänger des Hauſes Anjou; Ferrara, Florenz, Lucca, und Siena erklärten ſich neutral oder traten über zur franzöſiſchen Partei, und um dieſe Intereſſen wahrzunehmen, ſonderte König Franz, deſſen Selbſtvertrauen unter dieſen Umſtänden mächtig wuchs und der beſtändig die Eroberung Neapels im Auge hatte, 200 Lanzen, 600 leichte Reiter und 4 Tauſend Mann zu Fuß nebſt 12 Kanonen unter John Stuart, Herzoge von Albany, ab und ließ ſie im Januar 1525 eine Diverſion im mittleren und unteren Italien verſuchen.*) In gleichem Sinne entſandte er den Markgrafen von Saluzzo mit einem Heeresteile, um eine Unternehmung Dorias auf Genua zu unterſtützen. Beide Detachierungen waren aber für ihren Zweck nicht ſtark genug und ſchwächten doch das Hauptheer in fühlbarer Weiſe.

II.

Zur ſelben Zeit, als der franzöſiſche König ſeine Armee durch Detachierungen ſchwächte, waren die kaiſerlichen Feldherren aufs eifrigſte bemüht, ihre eigene Streitmacht zu verſtärken. Karl von Bourbon, heimlich vom Herzog von Savoyen mit Geld unterſtützt, eilte perſönlich nach Deutſchland, um die Rüſtungen zu betreiben. Das Volkslied ſchildert die Anſtrengungen des Erzherzogs von Öſterreich für Aufſtellung des Entſatzheeres:

Der Fürſt hat kürzlich einen rat
mit ſeinen Fürſten und Herren;
wie bald er nach Herr Jürgen (Frundsberg) ſchrieb!
er war im nicht zu ferren.
Marx Sitich von Embs deſſelben geleich,
er ruft ſie an in treuen,
ſie ſollen im treulich beiſtan,
den König zu vertreiben.

---

*) Guiccardini: Storia d'Italia 1499—1532.

Im Laufe des Januar zogen anſehnliche Scharen deutſcher Krieger über die tiroler und die tridentiniſchen Alpen an die Adda. Die Oberſten Graf Niclas von Salm und Marx Sittich von Embs führten die 200 Leibgarden und 2000 Mann öſterreichiſcher Infanterie heran. Georg von Frundsberg hatte ſich endlich auch bereit finden laſſen, die Feldoberſten-Stelle über das geſamte deutſche Fußvolk anzunehmen, ſodaß Wernau nun ſein Locotenent ward. Um Geld zu ſchaffen, verpfändete der wackere „Landsknechtsvater" ſeine Herrſchaft Mindelsheim, ebenſo wie Lannoy die Einkünfte des Königreichs Neapel oder Bourbon ſeine Juwelen, und bei dem Zauber, den Frundsbergs Name auf die Deutſchen übte, hatte er ſchon im Dezember 11 Fahnen ſchwäbiſcher Knechte aufgerichtet und ſie zu Meran gemuſtert. Es waren darunter gar ſtolze Namen reichsfreien Adels, deren Ahnen es ſich zum Schimpf angerechnet haben würden, anders als hoch zu Roß ins Feld zu ziehen, die aber jetzt, um den Doppelſold von 8 Gulden, freiwillig den Spieß auf die Schulter nahmen und mit dem Regimente Frundsbergs zogen. Da war Graf Alexander von Ortenburg, ein Bruder deſſen, der unter des Feindes ſchwarzer Fahne focht, da waren die Grafen zum Haag und zu Virneburg und der Herr zu Loſenſtein. Da waren von anderen edlen Geſchlechtern: Franz von Breiſach, zwei von Landeck, Ferd. von Embs, Albr. von Freiberg, Caſpar von Waldſee, Georg Stral, Hans von Stamm, Daniel von Werth, Hans von Bibrach, Veit Vehinger — meiſt Sproſſen jetzt ausgeſtorbener Familien. An der Spitze dieſer weiblichen Schar zog Frundsberg über Trient und Roveredo und durch das venetianiſche Gebiet nach Lodi. Hier vereinigte er ſich mit Embs und Wernau und übernahm den Oberbefehl über alle deutſchen Truppen. Auf dem nämlichen Wege ſtießen dann noch 600 burgundiſche Reiter zum Heere, und ihnen folgten zuletzt die 6000 Landsknechte, welche der Herzog von Bourbon in Deutſchland geworben hatte. Dieſer ſelbſt traf jedoch erſt im Februar in der Lombardei ein. Die Zahl der deutſchen Verſtärkungs-

truppen betrug jetzt 12 000 Mann, und die kaiſerlichen Streitkräfte kamen nun den vom Teſſin bis gegen die Adda aufgeſtellten franzöſiſchen Truppen ſo ziemlich gleich. Aber großer Mangel herrſchte in den kaiſerlichen Kaſſen. Die meiſten Knechte hatten bisher nichts als das Laufgeld erhalten und weigerten ſich, vor Auszahlung des rückſtändigen Soldes gegen den Feind zu marſchieren. Da galt es, Überredungskünſte zu verſuchen! Die Spanier beſänftigte Pescara durch Schmeichelworte und durch einen Wagen Geldes, den er für erbeutet ausgab, den er jedoch insgeheim bei den Hauptleuten zuſammengeborgt; Lannoy ſprach den Wappnern zu, und Frundsberg ließ die Deutſchen im Ringe zuſammentreten und hielt ihnen unter Hinweis auf des Kaiſers Ehre und auf die in Pavia eingeſchloſſenen deutſchen Brüder eine ſo herzbewegende Rede, daß ſie am Ende alle die Hände aufwarfen und ſchrieen: Herr Jörg ſei ihrer Aller Vater; ſie wollten Leib und Leben bei ihm aufſetzen! — Das Heer verpflichtete ſich, noch einen Monat lang ohne Sold weiter zu dienen.

Nun hielt man Kriegsrat zu Lodi, und beinahe hätte die liſtige Sprache des päpſtlichen Legaten aufs neue den Angriff in Frage geſtellt. Denn dieſer redete dem Vizekönige zu, eilends nach Neapel abzuziehen, das durch die franzöſiſche Detachierung unter dem Duc d'Albany ernſtlichſt bedroht ſei. Lannoy ſchwankte; aber ſeine Mitfeldherren nahmen ihn in die Mitte und ſprachen feurig für ſchnellen Angriff. Sehr weiſe bemerkte Pescara: Nie ſei's im Kriege möglich, alles zu erhalten; des wahren Feldherrn Augenmerk ſei des mindeſten Übels Wahl; Teilung jedoch ſei immer verderblich. Hier mit ganzer Macht müſſe man wider Frankreich ſtreiten; ſiege man hier, ſo ſei Neapel ohnehin gerettet, und wenn auch der Kaiſer vom ganzen Königreiche keinen Turm mehr beſäße. Dem pflichtete Georg von Frundsberg bei, und da der Legat gar nicht zum Schweigen zu bringen war, trieb er ihn endlich mit dem Schwertknaufe zum Zelte hinaus.*)

*) Adam Reißner: Hiſtoria Herren Georgen Vnd Herren Caſparn von Frundsberg Vatters und Sohnes ... Kriegßthaten. Frankfurt am Meyn. 1568.

Am 24. Januar 1525 ging dann endlich das Heer über die Adda: voran 500 Stradioten, d. h. leichtbewaffnete Albaneſen, auf ſchnellen Pferden unter der Führung des Don Fernando Caſtriota, Marquis von St. Angelo, des letzten Nachkommen des berühmten Skanderbeg. Den Hauptzug eröffnete der Oberfeldherr, welchem Wappenkönige und Trompeter vorausritten. Dann kamen unter Bourbons und Salms Befehl die geharniſchten Reiſigen: 1000 deutſche, burgundiſche und ſpaniſche Edelleute. Den Wappnern folgte der Marcheſe di Pescara mit 4000 Spaniern und 1000 Italienern zu Fuß und endlich, das Vordertreffen ſchließend, die geſamte Artillerie. — Das zweite Treffen bildete Frundsberg mit der Hauptmacht des Heeres, den 12000 deutſchen Landsknechten in 2 wohlgeordneten, mit allen Ämtern gut verſehenen Regimentern. Es war eine ſtattliche Armee. Sehr ſchwach nur ſtand es mit der Artillerie — war ſie doch bei dem unglücklichen Zuge in die Provence faſt ganz verloren gegangen; nur 4 bronzene und 2 ganz ſchlechte eiſerne Kanonen marſchierten als einzige Geſchütze des Heeres mit dem Fußvolke. — Ganz eigentümlich lagen die Befehlsverhältniſſe. Nomineller Oberbefehlshaber in militäriſchen Dingen war allerdings der Generalleutnant des Kaiſers, der Herzog von Bourbon. Aber als Fremder, als Franzoſe, genoß er kein rechtes Vertrauen beim Heer, und es war ihm überhaupt unmöglich, die großen Operationen maßgebend zu beſtimmen, weil die politiſche Kriegsleitung, welche doch unzertrennlich iſt von der ſtrategiſchen, in den Händen des Vizekönigs von Neapel lag. Dieſer, Karl von Lannoy, ein flandriſcher Edelmann, war nun in der Tat weit mehr diplomatiſch als militäriſch begabt; doch nicht bei Bourbon, dem Franzoſen, dem Rivalen ſuchte er Erſatz der ihm fehlenden Eigenſchaften, ſondern bei dem Spanier Pescara und dem Deutſchen Frundsberg. Und ſo erſcheinen denn dieſe als die eigentlich leitenden Männer: zwei höchſt verſchiedene Naturen, die einander jedoch vortrefflich ergänzten. „Aus Pescaras unruhigem Geiſte lockten die Umſtände den Gedankenblitz kühner

Pläne; der Funke, den er dann in Frundsbergs beſonnene Seele warf, wurde zur Tat.“*)

Bei der Nachricht von dem Anmarſche der Kaiſerlichen berief Franz I. einen Kriegsrat. Er hatte die Wintermonate im Kreiſe ſeiner Lieblinge mit unnützen Spielen und im Rauſch des Vergnügens zugebracht und viel Verachtung des bei Lodi untätig lagernden Feindes gezeigt. „Wo ſind nun,“ hatte er Bonnivet ſpöttiſch gefragt, „dieſe gerühmten Löwen?“ — „Sire, ihr Erwachen wird ſie kenntlich machen!“ hatte der durch ſeine traurige Erfahrung gewitzigte Admiral geantwortet; jetzt zogen ſie in der Tat heran. König Franz langweilte ſich, und der Gedanke einer Schlacht war ihm willkommen. In ſeinem Rate jedoch ſtanden ſich zwei Parteien gegenüber: die alten Führer und die jungen Günſtlinge. Seine alten kriegsgewohnten Feldherren, deren Ruhm zum Teil unter dreien Königen erwachſen war und die durch Erfolg und Unglück erzogen waren, wie namentlich La Palice, La Tremouille und Genouillac, ja ſelbſt jüngere Männer: Theodoro Trivulcio und de Foix, machten den König darauf aufmerkſam, wie gefährlich es ſei, mit einer durch Krankheit, Entſendungen und andere Verluſte geſchwächten Armee und eingeengt zwiſchen eine feindliche Stadt, die 5000 Mann ausgeſuchter Truppen enthielte, und einem Heere, die Schlacht zu wagen; ſie ſchlugen ihm vor, die Belagerung aufzuheben und den Krieg in gut gewählten Stellungen, deren das durchſchnittene Land ſo viele biete, in die Länge zu ziehen. Der Kriegszweck: die Eroberung des Herzogtums Mailand, könne ſehr wohl ohne Schlacht erreicht werden, ja das Vermeiden einer ſolchen werde die größte Widerwärtigkeit ſein, welche dem Feinde begegnen könne. Das königliche Heer möge hinter dem Naviglio di Pavia bei Binasco oder Certoſa eine Defenſivſtellung beziehen oder gar, unter Räumung Mailands, jenſeits des Teſſin Winterquartiere nehmen, Verſtärkungen aus Frankreich und der Schweiz an ſich

---

*) F. W. Barthold: George von Frundsberg oder das deutſche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Hamburg 1833.

Digitized by Google

ziehen, um dann im Frühjahr als einziger und alleingebietender Machthaber im Po-Gebiete dazuſtehen. Denn das kaiſerliche Heer ſei mittellos; der Kommandant von Pavia habe jedoch ſeiner Garniſon vorgeſpiegelt, das Entſatzheer bringe reichlich Geld mit, um alle ihre Anſprüche zu befriedigen, ebenſo ſei das Feldheer auf die Summen vertröſtet, die im franzöſiſchen Lager erbeutet werden würden; erwieſe ſich nun dieſe Verheißung als trügeriſch, ſo könne man gewiß ſein, daß ſich die Garniſon von Pavia ſofort, die Truppen des Entſatzheeres aber binnen kurzer Friſt verlaufen würden. — Eine ſolche Spekulation war jedoch ganz und gar nicht nach dem Geſchmack des Roi gentilhomme, welcher wiederholt prahleriſch ausgeſprochen und geſchrieben hatte, daß er Pavia nehmen oder unter deſſen Mauern ſterben werde. Weit beſſer als die alten Herren verſtand ſich auf die Stimmung Franz I. des Königs Liebling, der Admiral von Bonnivet, den wir von dem unglücklichen Rückzuge bei Gattinara her kennen. Dieſer Herr, der liebenswürdigſte Kavalier des Hofes, der aber wahrſcheinlich ein beſſerer Zeremonienmeiſter als Feldherr war, erklärte ſich entſchieden für die Fortſetzung der Belagerung und Annahme der Schlacht vor Pavia, weil da, wo die königliche Würde Gefahr laufe, kompromittiert zu werden, alle anderen Rückſichten zu weichen hätten. Wie! An der Spitze des ganzen Adels von Frankreich ſollte der König vor dem Verräter Bourbon fliehen!? La Palice wollte entgegnen, aber er ward von Montmorency, St. Marſault und Brion zum Schweigen gebracht, und der Admiral warf ihm ſogar vor, er habe bei ſeinem Rate mehr ſein hohes Alter als ſein großes Herz befragt. Franz I. blieb nach dieſer Debatte bei ſeiner urſprünglichen, der Schlacht geneigten Anſicht ſtehen und hatte ſicherlich recht, es zu tun: nicht aus dem Grunde, den Bonnivet geltend machte, ſondern weil die Sachlage an ſich aufforderte, den Kampf anzunehmen. Franz war der Stärkere, war vortrefflich verſchanzt; ſeine Verbindungen rückwärts konnten vom Feinde unter keinen Umſtänden gefährdet werden, und wenn

die Kalkulation der alten Herren, welche auf das Auseinanderlaufen des Feindes rechneten, auch richtig sein mochte, so hatte der König doch ein natürliches Gefühl dafür, daß ein Sieg mehr wert sei, als ein solches gewissermaßen negatives Resultat. Allerdings geht ja auch der Sieg aus der Vernichtung oder dem Niederwerfen des Gegners hervor; aber er hat auch an sich einen positiven Wert; er gewährt einen großartigen Abschluß, und der moralische Eindruck, den er hervorbringt, ist in seiner Bedeutung unberechenbar und unschätzbar.

Es handelte sich nun darum, wo, wie und wann man sich schlagen wollte. La Tremouille bestand darauf, den Angriff des Feindes keinesfalls im Lager abzuwarten, sondern ihm im Sinne altfranzösischer Kampfesweise entschlossen entgegenzurücken. Dazu aber mangelte nun wieder dem Könige wie Bonnivet die Sicherheit des Willens. Man blieb dabei stehen, den Angriff im wohlbefestigten Lager, welches alle Zugänge nach Pavia sperrte, abzuwarten, und während der König fortfuhr, seine Zeit wie bisher in müßigen Spielen zu vertändeln, traf Bonnivet, in Ermangelung des fehlenden Connetable, alle Vorkehrungen zum nahenden Schlachttage.

Fassen wir nun noch einmal das Gelände um Pavia ins Auge und vergegenwärtigen uns namentlich die Veränderungen, welche während der Belagerung in der Wegsamkeit und inneren Verbindung des Terrains vorgenommen worden waren. Über den Tessin und seine südlichen Arme, den Gravellone und den sog. „toten Tessin" hatte man Brückenübergänge hergestellt. Der eine Tessin-Übergang lag ober-, der andere unterhalb der Stadt. Was den nördlich von Pavia liegenden Park von Certosa betrifft, so scheint nicht das ganze bedeutende Terrain dieses Parks mit Holz bestanden gewesen zu sein; namentlich in der Nähe des Jagdschlosses Mirabella war der Waldbestand sehr dünn, und bis zur Ostmauer dehnte sich eine bedeutende Lichtung. Durch diese Lichtung floß in nordsüdlicher Richtung das im Parke entspringende Flüßchen Vernavola oder Vernacula

in ziemlich tief eingeſchnittenem Rinnſal, der Oſtmauer des Tiergartens faſt parallel, um außerhalb desſelben bei St. Pietra in den Teſſin zu münden. Die Südmauer des Parks war, wie ſchon erwähnt, während der Belagerung an mehreren Stellen durchbrochen worden, um bequeme Verbindungen zwiſchen den im Tiergarten ſtehenden Truppen und den die Stadt von der Oſtſeite her umlagernden Korps herzuſtellen.

Bisher hatte die franzöſiſche Armee in abgeſonderten Lagern vor Pavia gelegen; angeſichts des Anmarſches der Kaiſerlichen wurde aber das ganze Heer im Oſten der Stadt, Front gegen Mailand à cheval der Straße von Lodi, welche der Feind marſchierte, in ein Lager zuſammengezogen, das auf Bonnivets Anordnung ſtark befeſtigt ward. Gegen die Stadt wurden Schanzen aufgeworfen, um etwaigen Ausfällen Leyvas zu begegnen; die Südſeite ſicherte der Strom; nach Oſten wurden bis an den Park Wall und Graben mit vorſpringenden Baſteien hergeſtellt und mit 55 Geſchützen beſetzt, von denen wahrſcheinlich 32 Stück zur Belagerungsartillerie gehörten. Weiter nach Norden bildete die ſtarke Parkmauer ein ſehr bedeutendes Annäherungshindernis.*) Auf der Inſel blieb nur eine von Graf Clermont befehligte Abteilung zur Bewachung der Vorſtadt St. Antonio zurück.

Die Armee, welche in dieſem Lager ſtand, zählte ungefähr 39 000 Mann, war alſo der Kaiſerlichen numeriſch um mehr als ein Drittel überlegen. Die Reiterei, 7000 Pferde ſtark, beſtand meiſt aus Franzoſen und Italienern; das Fußvolk war derart zuſammengeſetzt, daß auf 13 Franzoſen und Italiener je 19 Deutſche oder Schweizer kamen; es beſtand nämlich aus 7000 Franzoſen, 6000 Italienern, 14 000 Schweizern und Graubündnern und 5000 Deutſchen. Die Fremden überwogen alſo in der Infanterie die Franzoſen an Zahl, noch mehr aber an Tüchtigkeit.

*) Duc de Savoie: Relation du siège de Pavie en 1655. Pavia 1655. Man findet auf dem dieſer Relation beigegebenen Plan die Parkmauer noch in der Verfaſſung, in welcher ſie ſich auch 1525 befunden haben muß

Das *franzöſiſche Fußvolk* iſt als das ſchlechteſte Element des Heeres zu bezeichnen: es ſtand (ganz abgeſehen von ſeiner militäriſchen Tüchtigkeit) hinter dem deutſchen, italieniſchen und ſchweizeriſchen auch inſofern weit zurück, als es erſt im Jahr 1523 die Armbruſt durch das Feuergewehr erſetzte und in der Handhabung dieſer Waffe noch wenig Fertigkeit beſaß, ſomit ſich in einem Übergangsſtadium befand, welches ſeine Leiſtungsfähigkeit weſentlich beeinträchtigte. Als das vornehmſte Fußvolk im Heere galten noch immer (aber, wie wir ſehen werden, ſchon nicht mehr mit Recht) die *Schweizer*, welche Gevattern des Königs hießen, weil er vor drei Jahren bei der Taufe ſeines dritten Sohnes ſämtliche Kantone als Paten eingeladen hatte.

Das *deutſche Fußvolk* bildete in Fähnlein zu 400 Knechten den ſogenannten „ſchwarzen Haufen" (bande noire), eine Schar Landsknechte, welche ſeit 1512 zu wiederholten Malen auf Seite der Franzoſen mitgekämpft hatten. Die meiſten Männer, die unter dieſen ſchwarzen Fahnen fochten, waren Geächtete, und Vornehm und Gering miſchte ſich in ihren Reihen. Da ſtand ein Herzog von Württemberg, der Bruder des vertriebenen Landesherrn, da ſtanden die Grafen Wolf von Lupfen, von Naſſau und von Ortenburg, ein Freiherr von Fleckenſtein aus dem Elſaß, Dietrich von Schomburg und zwei Herren von Bünau aus Sachſen, Georg Langenmantel aus einem reichen augsburgiſchen Patriziergeſchlecht, deſſen Vater wiederholt Hauptmann des ſchwäbiſchen Bundes geweſen war, und endlich der angeſehenſte der Hauptleute, der rotbärtige Hans von Brandeck. — Als Führer der ganzen Schar fungierte der Herzog Richard von Suffolk, der vor Heinrich VIII. geflohene Thronprätendent der weißen Roſe von York. Ihm zur Seite ſtand der junge Herzog von Lothringen.

Die Kampfweiſe des *italieniſchen und ſchweizeriſchen Fußvolks* war nicht weſentlich verſchieden weder von der der „Schwarzen" noch von der der feindlichen Infanterie, und es hatte alſo gegenüber der letzteren nur eine numeriſche Überlegenheit ſtatt.

Die Reiterei bestand zum großen Teil aus der Gendarmerie, die zwar die alte Kampfweise (en haye) noch beibehalten hatte, aber den kaiserlichen Reisigen an Zahl und vielleicht auch an ritterlicher Übung überlegen war. Es waren 1500 volle Lanzen, die Blüte der französischen Chevallerie. Die leichte Reiterei, meist berittene Arkebusiere, unter der Benennung „Argoulets", war der deutschen und spanischen weder in der Reitfertigkeit noch im Schießen gleich zu stellen.

Ein ganz entschiedenes Übergewicht ist der französischen Artillerie beizumessen, teils wegen ihrer besseren Lafettierung und Bespannung, welcher sie die größere Beweglichkeit verdankte, teils wegen ihrer vorzüglichen Schießfertigkeit. In beiden genannten Beziehungen war das meiste schon unter Karl VIII. veranlaßt und von Louis XII. und Franz I. auf der vorgefundenen guten Grundlage nur fortgebaut worden. Infolge der Verbesserungen und Vereinfachungen unter diesen beiden Regierungen befanden sich zur Zeit der Schlacht bei Pavia in der französischen Artillerie folgende Geschützarten: grand basilisque (80 Pf.), double canon (42 Pf.), canon serpentin (24 Pf.), grande couleuvrine (15 Pf.), couleuvrine batarde (7 Pf.), couleuvrine moyenne (2 Pf.), faucon (1 Pf.), fauconneaux (14 Lth.).*)

Wenn eine Armee wie die französische, die ihren Feinden um ein Drittel an Zahl überlegen ist, die in einer festen, reich mit Geschütz besetzten Stellung steht und unter ihres Königs unmittelbarem Oberbefehl ficht, von hohem Selbstvertrauen erfüllt ist, so muß das ganz natürlich erscheinen; ein Zeichen großer Kühnheit ist es dagegen sicherlich, wenn der schwächere Gegner sie anzugreifen wagt, und zwar mit einem Heer, das eigentlich keinen wahren Oberbefehlshaber hat und das fast gar keine Artillerie besitzt. — Die kaiserlichen Generale hatten beschlossen, sich auf dem Vormarsche von Marignano her Mailand

*) Nach J. v. H. Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte.

zu nähern, indem sie erwarteten, dadurch einen jener Fälle herbeizuführen, die es ermöglichen, unter begünstigenden Umständen zu schlagen. Sie hofften nämlich, den das Kastell belagernden Generalleutnant La Tremouille abzuhalten, mit seinem Korps nach Pavia zu eilen, oder den König zu verleiten, die Belagerung von Pavia aufzuheben, um Mailand zu Hilfe zu ziehen — oder endlich gar zu bewirken, daß Franz seine Hauptmacht teile und ein Korps vor Pavia stehen lasse, mit dem andern gegen Mailand ziehe.*) — Daß die letzteren Eventualitäten nicht eintrafen, hat uns schon der Ausgang der Beratungen im französischen Kriegsrat gezeigt; doch auch die Absicht, La Tremouille von der Vereinigung mit dem Könige zurückzuhalten, schlug fehl; denn sobald sich das kaiserliche Heer aus der Umgegend von Mailand entfernt hatte, brach La Tremouille auf, ließ nur 2000 Mann unter Theodor Trivulzio in Mailand zurück und stieß mit seiner Hauptmacht zu dem vor Pavia lagernden Heere.

Die Kaiserlichen erschienen am 3. Februar vor der französischen Stellung.**) Sie kündeten der Besatzung von Pavia die nahe Hilfe durch eine Generalsalve aus allen Geschützen und Gewehren an, der aus der Stadt sogleich durch Salutschüsse und Glockengeläute freudig geantwortet wurde.***) — Einige leichte Reiterscharen der Franzosen rekognoszierten, ließen sich jedoch auf kein Gefecht ein, und da der Abend sank, schlug der Vizekönig das Lager auf und zwar so nahe den französischen Linien, daß die vordersten Wachtposten mit einander sprechen mochten und die Kanonenkugeln beider Teile die Zeltposten des Gegners erreichen konnten.†) Die Front der Kaiserlichen folgte nahezu

*) Vergl. Major Schels: die Feldzüge der Kaiserlichen in Ober-Italien und Südfrankreich 1524 und 1525. (Beiträge zur Kriegsgeschichte. II. Sammlung 5. Band. Wien 1832.)

**) Paulus Jovius und Guicciardini a. a. O.

***) Sandoval: Historia del emperador Carlos V., lib. XII.

†) Ebenda.

dem Laufe der Vernacula von ihrer Mündung aufwärts und wandte ſich dann etwas nordöſtlich auf Caſa della Terra; ſie wurde ſofort befeſtigt und der Teſſin öſtlich der Vernaculamündung überbrückt.

Wenn man bedenkt, wie es für die Kaiſerlichen auf ſchnelle Entſcheidung ankam, wie das Heer bei der Mittelloſigkeit ſeiner Führer mit jedem verlorenen Tage an innerem Halt einbüßen mußte, wie das abſcheuliche Winterwetter den Aufenthalt in der öden, holzarmen Gegend, in der die Franzoſen ſchon jeden Obſtbaum und jede Rebe verbrannt, widerwärtig machte, ſo erſtaunt man über die Art, in welcher die kaiſerliche Generalität, d. h. der ſie leitende Pescara, die Dinge angriff. Die berechnende Vorſicht ſeines, ja des ſpaniſchen Charakters überhaupt, ſpricht ſich deutlich in dieſem Vorgehen aus. Zuerſt verſuchte er den König durch alle möglichen Mittel zu reizen, aus ſeinem feſten Lager hervorzukommen. Das waren jedoch vergebliche Anſtrengungen, obgleich einzelne Kamiſaden glückten.*) Franz dachte nicht daran, die ſtarke und bequeme Stellung zu verlaſſen; man hatte ſich da ganz behaglich eingerichtet, gebot über eine Menge von Lebensmitteln, und gerade der König, der als Angegriffener bei Marignano ſo glänzend geſiegt hatte, während bald darauf den Seinen die Offenſive ſo übel ausgeſchlagen war, der mußte wohl eine natürliche Vorliebe für die Verteidigung haben. — Beinahe drei Wochen währten die lebhaften Scharmützel fort, und die Garniſon von Pavia machte zugleich zahlreiche Ausfälle. Die Kaiſerlichen ſtrengten ſich an, feſten Fuß auf dem rechten (weſtlichen) Ufer der Vernacula zu faſſen; die Franzoſen verteidigten das Flüßchen mit Geſchick und Mut. Die tiefe Einſenkung desſelben unterſtützte ſie dabei. Zwölf Tage ward faſt ununterbrochen das Kanonenfeuer fortgeſetzt. Wiederholt rückten beide Heere aus und ſchienen an den Kämpfen ihrer Avantgarden teilnehmen zu wollen; doch kam es nie zur eigentlichen Schlacht,

*) d. h. Überfälle, von „camisa“ = Hemd, das bei ſolchen Unternehmungen als Erkennungszeichen über den Harniſch gezogen wurde.

weil die Kaiſerlichen immer noch zur rechten Zeit das Gefecht, obgleich ſie in demſelben meiſt die Oberhand behielten, abzubrechen wußten. Übrigens waren jene Kamiſaden blutig genug; bei einer derſelben wurde Giovanni Medici gefährlich verwundet, und ſeine Schar zerſtreute ſich nach der Abreiſe dieſes geſchickten Reiterführers.*) Bei einem andern Überfall vertrieb Pescara mit den ſpaniſchen Büchſenſchützen die ſchwarze Bande aus ihrem bisherigen Lager; bei einem dritten drang Jakob von Wernau mit ſieben Fähnlein deutſcher Knechte in das Quartier der Schweizer, die dadurch doch ſo wenig gewitzigt wurden, daß ſie in der Nacht vom 18. zum 19. Februar aufs neue von Pescara und del Guaſto überfallen und von den ſpaniſchen Büchſenſchützen derart mitgenommen wurden, daß über 1000 Mann auf dem Platze blieben. — Während dieſer Gefechte fuhren beide Heere fort, ihre Verſchanzungen zu erweitern und zu verſtärken. Das Quartier des Königs war in der Front und der rechten Flanke mit großen, grabenumgebenden Wällen geſchützt, welche von Baſteien verteidigt wurden; die linke Flanke lehnte ſich an die Mauer des Parks. Das kaiſerliche Lager war ganz ähnlich fortifiziert, und beide näherten ſich allmählich derart, daß ſie nur noch 40 Schritt von einander entfernt blieben und das Arkebuſenfeuer der ſpaniſchen Soldaten, welche in einem vorgeſchobenen Schützengraben lagen, den Franzoſen höchſt unbequem wurde.**) Wichtiger aber war es, daß Pescara die täglichen Kämpfe dazu benutzte, um im Vereine mit Frundsberg die Standpunkte der verſchiedenen Truppenteile ſowohl, als deren kriegeriſche Tüchtigkeit zu prüfen und zugleich die Gegend auf das genaueſte auszuforſchen.***) So erlangte er nach und nach die zuverläſſigſte Kenntnis von allem, was ihm wiſſenswert zum Angriff

*) Paulus Jovius, Reißner und Mémoires du Messire Martin du Bellay, Seigneur de Langey, Paris 1785.

**) Vergl.: Favé: Histoire et Tactique des trois armes. Paris 1845.

***) Jovius, Guicciardini, Reißner, Sandoval und Capella: De bello Mediolanensi ab anno 1521. Argentorati 1553.

der feindlichen Stellung erſcheinen konnte, und ſetzte ſich in ganz genauen Rapport mit der Garniſon von Pavia*), die es ihm gelang auch wieder mit etwas Munition zu verſehen, indem ſich auf Frundsbergs Anſchlag 50 Reiter, jeder mit einem Sack voll Kraut und Lot auf der Kruppe, zur Nachtzeit von der mailänder Straße her in die Stadt zu ſtehlen wußten.**)

Auch Franz I. waren die vielen kleinen Kämpfe, welche die Nähe der Kaiſerlichen herbeiführte, ſehr erwünſcht. Er wollte die ſpaniſchen Löwen, wie Bonnivet ſeit Gattinara Pescaras Leute beſtändig nannte, kennen lernen, und die geringſten Vorteile über ſie erfochten, erſchienen ihm ſichere Vorboten eines unzweifelhaften Sieges. Wiederholt beteiligte er ſich perſönlich an derartigen Kämpfen***), und die beſtändigen Alarmierungen und Angriffe der leichten ſpaniſchen Truppen machten die Franzoſen täglich kecker, aber auch ſorgloſer. Oft griffen ſie nicht einmal mehr zu den Waffen, ſondern begnügten ſich, die anprellenden Feinde, „das Mohrengeſindel“, wie ſie ſie nannten, mit Schimpfreden zu begrüßen.†)

Allmählich wurde aber doch die Lage beider Heere bedenklich. Man ſtand ſich jetzt drei Wochen lang ohne namhaftes Reſultat gegenüber. Auch die verlängerte Friſt unbeſoldeten Dienſtes, zu welcher ſich die Truppen auf ihrer Führer Zureden verſtanden hatten, näherte ſich nun ihrem Ende. Was half es, daß man die Deutſchen auf das Löſegeld der drei Könige im franzöſiſchen Lager vertröſtete, nämlich auf Franz I. ſelbſt, auf den König von Navarra und auf den Grafen Suffolk, der als Prätendent von England galt. Die Landsknechte meinten, man ſolle des Bären Fell nicht verkaufen, bevor man ihn erlegt. Ihre Forderungen wurden täglich ungeſtümer, ihre Plünderungen in der Umgegend täglich weiter ausgedehnt, und die Not in Pavia

*) Reißner.
**) Guicciardini.
***) Paulus Jovius und Reißner.
†) Sandoval.

ſtieg aufs äußerſte. In Franz I. Heer offenbarte ſich nach den täglichen Kämpfen ein bedeutender Abgang an Leuten. Überdies war ein in ſeinem Dienſte ſtehender ſehr tüchtiger italieniſcher Kondottiere, Pallavicini, bei einer Unternehmung auf Cremona geſchlagen und gefangen*), und eine heranrückende Verſtärkung von 17 italieniſchen Fähnlein überfallen und zerſprengt worden.**) Empfindlicher war jedoch ein anderer Verluſt: unter Dietegen von Salis waren nämlich 6000 Graubündner in ihre Heimat zurückgekehrt, weil ein abenteuernder Edelmann im Einverſtändniſſe mit Erzherzog Ferdinand die Päſſe des Veltlin geſperrt hatte.***) Und damit nicht genug! Grobe Betrügereien einzelner Bandenchefs, die bedeutend mehr Leute in ihren Liſten geführt, als wirklich vorhanden waren, traten nach und nach ans Licht — zugleich drückte auch Franz Geldmangel; ſelbſt die Lebensmittel fingen an, ſeltener zu werden. Alles das ſtimmte den König mehr wie je zur Schlacht, während ſeine alten Heerführer ihre Vorſtellungen erneuten und auf den Abzug drangen. Er hörte ſo wenig auf ſie als auf die Botſchaft des Papſtes, der ihm raten ließ, ſein Glück in Italien nicht an eine Schlacht mit den grimmigen Deutſchen zu wagen.†) Er zog ſein Heer noch enger zuſammen; ſogar die Schar, welche bisher unter Anne de Montmorency die Gravellone-Inſel beſetzt gehalten, rückte größtenteils in das Lager ein, welches nun durchaus vorbereitet war auf die Schlacht.

Die täglich ſtärker und heftiger werdenden Anläufe der

*) Guicciardini, Capella und du Bellay.

**) Guicciardini, Paulus Jovius und Reißner.

***) Hottinger: Geſchichte der ſchweizer Kirchentrennung. Bd. 1. Zürich 1825, du Bellay und Capella. — Jener Edelmann war Medequin, Marquis von Marignano, Geheimſchreiber des Herzogs von Mailand. Dieſer hatte ihn mit einem Uriasbriefe an den Stadthauptmann von Musca am Comerſee geſandt; Medequin aber hatte das Schreiben eröffnet, ſein Todesurteil geleſen, ſich durch Beſtechung Muscas und Chiavennas bemächtigt und ſich durch den Beſitz dieſes wichtigen Platzes des kaiſerlichen Schutzes verſichert.

†) Sandoval und du Bellay.

Spanier und Deutſchen ſchienen dieſe vorzubereiten. Und ſie waren auch wirklich das Vorſpiel zur blutigen Entſcheidung. Pescara hatte nämlich in einem Kriegsrate Bourbon und den furchtſamen Lannoy zu einem raſchen Angriff geſtimmt. „Gott gebe mir", ſagte Pescara, „hundert Jahre Krieg und nicht einen Schlachttag! Aber heute iſt kein Ausweg." — Es war nicht eine jener glänzenden Feldſchlachten zu erwarten, in denen wohl ſonſt zwei Ritterſchaften um den Preis der Ehre ſchlugen: eine geldbedürftige, Mangel leidende Söldnerſchar ſollte das reiche Lager des Feindes erbeuten, ihre Waffenbrüder entſetzen, das ſo oft eroberte Land endlich einmal ſichern.*)

An eine ſolche Aufgabe mußte man auch unter den ungünſtigſten Umſtänden gehen. „Entweder", ſo ſchrieb Pescara dem Kaiſer, „muß Euer Majeſtät den erwünſchten Sieg erlangen, oder wir erfüllen mit unſerem Tode die Pflicht, Ihnen zu dienen."

Das wohlbefeſtigte Lager im Frontalangriff zu ſtürmen, hatte ſich bei den bisherigen Vorkämpfen als unausführbar herausgeſtellt. Pescara wollte es daher mit einer Flankenbewegung verſuchen. Seinem Plane gemäß hatte der Hauptangriff noch in der Dunkelheit und zwar auf Mirabella zu geſchehen, um von hier aus im günſtigſten Fall die Teſſinbrücken zu zerſtören und den jedes Rückzugs beraubten Feind in dem Winkel zwiſchen Teſſin und Po zu vernichten, im minder günſtigen Fall doch bis Pavia durchzudringen. Der Angriff ſollte durch einen gleichzeitigen Ausfall der Garniſon unterſtützt werden. — Mirabella, das, wie wir wiſſen, im Park lag, bildete eine Art Reduit des feindlichen linken Flügels. Sein Beſitz mußte den König zwingen, die Schlacht außerhalb ſeiner Verſchanzung und unter örtlichen Verhältniſſen anzunehmen, die ſeiner mächtigen Gendarmerie nicht ungünſtig waren**), ja er gab vielleicht die Möglichkeit, die ganze feindliche Front der Länge nach aufzurollen und dem franzöſiſchen Heere in Gemeinſchaft mit der Beſatzung

*) Ranke.

**) Paulus Jovius und Sandoval.

von Pavia den Rückzug nach Mailand abzuſchneiden. — Durch die Wegnahme von Mirabella umging man die ſtarke Frontal-Stellung, turnierte den linken Flügel des Feindes, oder zwang ihn doch, unter den Angriffen des kaiſerlichen Heeres zu manövrieren. Dies durfte ſich zugleich der Hilfe der Garniſon von Pavia vergewiſſert halten; denn offenbar mußte der König, um einem Angriff in ſeiner linken Flanke zu begegnen, die Aufſtellung gegen die Stadt aufs äußerſte ſchwächen. In und um Mirabella lag die Vorhut des franzöſiſchen Heeres unter des Königs Schwager, dem Herzoge von Alençon. Man wußte, daß der leichtlebige Herr nicht eben auf ſtrengen Dienſt hielt, und daß überhaupt das bunte Treiben, welches auf jenem Flügel herrſchte, eine Überrumpelung begünſtigte; denn auch der Markt des Lagers wurde hier gehalten, und was von Legaten und Diplomaten, Pfennigmeiſtern, Kaufleuten, Krämern und Marketendern im Lager war, wohnte hier. Pescara rechnete unter dieſen Umſtänden darauf, unbemerkt in den Park zu dringen und Mirabella im erſten Anlauf wegzunehmen. — Alle dieſe Erwägungen ſind begründet und motivieren den Entſchluß Pescaras ſehr wohl. Er ſelbſt wußte im Kriegsrate, unterſtützt von Frundsberg, ſeine Ideen mit feuriger Beredſamkeit geltend zu machen, ſodaß Bourbon und Lannoy darauf eingingen und dem Marcheſe die Leitung des Unternehmens übertrugen. — Für deſſen Gelingen war es vor allen Dingen nötig, daß die Garniſon von dem Vorhaben benachrichtigt wurde, und in der Tat gelang es einem kühnen Reiterhauptmann, Arnio, in die Stadt zu kommen und das Einverſtändnis herbeizuführen. Bald verkündete ein verabredetes Zeichen mit der Fackel auf dem Turme den kaiſerlichen Feldherren, daß alles in Ordnung ſei*). — Ferner war es notwendig, den Park ſo raſch als möglich und ohne Aufſehen zu beſetzen. Der mindeſte Argwohn würde die Franzoſen an die Mauer gerufen haben, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie

*) Sandoval und Reißner.

dieſe alsdann auch mit Ausdauer und Mut verteidigt haben würden. Pescara gab daher einem gewandten und zuverläſſigen Spanier, Salſeda, dem Anführer der Guaſtadores (Schanzknechte), den Befehl, ſich um Mitternacht zwiſchen dem 23. und 24. Februar an die unbewachten Stellen der Mauer zu ſchleichen und dieſe durch ein möglichſt wenig Geräuſch verurſachendes Verfahren umzuſtürzen und einen breiten Zugang zum Park zu verſchaffen. Es wurden deshalb keine Geſchütze zur Breſchelegung angewendet, ſondern Sturmbalken und Kriegswidder, wie ſie vor Einführung der Feuerwaffen allgemein jenem Zwecke gedient.*)

Vom Donnerstage zum Freitage war eine ſtürmiſche mondloſe Nacht, und das Brauſen des Windes begünſtigte das Geheimhalten der Arbeit der Guaſtadoren**), die übrigens ſo beſchwerlich war, daß erſt gegen Morgen des 24. Februar, des Geburtstags des Kaiſers, der überhaupt als ſein Glückstag galt, eine Mauerlücke von 60 bis 80 Schritt Breite gangbar war. Die Arbeiten wurden von den Franzoſen nicht bemerkt, teils, weil ihr Sicherheitsdienſt ſehr läſſig betrieben wurde, teils, weil Pescara ihre Aufmerkſamkeit durch geräuſchvolle Angriffe auf andere Punkte der franzöſiſchen Stellung ablenkte. Beſonders wurde dem Quartier der ſchwarzen Knechte, die man am meiſten fürchtete, eine Abteilung entgegengeſtellt, welche ſich möglichſt bemerkbar und einen neuen Überfall wahrſcheinlich machen ſollte.***) — Im kaiſerlichen Lager dagegen verbreitete man gefliſſentlich die Nachricht, daß man an den Abzug denke, damit dies Gericht den Franzoſen zugetragen werde; und um dieſen Anſchein zu verſtärken, wurde das Gepäck unter der Bedeckung leichter Reiterei tatſächlich nach Lodi inſtradiert. Aber als das Heer den Marſch antrat und erfuhr, daß es gegen den Feind

*) Jovius, Reißner und Sandoval. Teglio: La vera Narratione del assedio di Pavia. Pavia 1655 ſpricht mit Beſtimmtheit von drei Breſchen; doch iſt die Sache nicht weſentlich.

**) Sandoval.

***) Sandoval, Jovius, Reißner.

gehe, war es voll Freude. Pescara begab ſich in die Mitte ſeiner Spanier und ſtellte ihnen vor, daß kein Fußbreit Landes ihnen angehöre, kein Stück Brot da ſei, um morgen davon zu leben. „Aber vor euch, ihr Herren und Söhne!“ ſo rief er, „vor euch iſt das Lager, wo man Brot vollauf hat und Fleiſch und Wein und Karpfen vom Gardaſee für den morgenden Faſttag. Wir müſſen es haben; wir müſſen den Feind hinausjagen. Wir wollen den Tag des heiligen Matthäus berühmt machen!*) — Auch Georg Frundsberg redete ſeine Deutſchen ähnlich an, und mit erhobenen Händen verſprachen ſie ihm, es mit dem prächtigen Feinde aufzunehmen und ihre Brüder in Pavia zu erledigen. Es wurde wieder befohlen, daß alle Krieger zu Fuß als Erkennungszeichen das Hemd über die Kleider ziehen ſollten, ein Befehl, der viele Landsknechte, die kein Hemd hatten, in Verlegenheit ſetzte. Weißes Papier mußte, ſo weit es zu beſchaffen war, dem Mangel abhelfen. Sobald man das Lager verlaſſen hatte, wurde es angezündet, um der Vorſtellung vom Abzuge der Kaiſerlichen durch dies Schauſpiel neue Nahrung zu geben.

III.

Die Vorhut: 2000 Landsknechte in 10 Fähnlein vom Frundsbergiſchen und vom Embsiſchen Regiment, ſowie 2000 ſpaniſche Arquebuſeros, nebſt 400 albaneſiſchen Reitern, ſtand unter dem Befehl Alfonſos d'Avalos, Marcheſes von Guaſto, des Neffen und Erben Pescaras. Dieſer hatte ihm warm zugeſprochen: „Du ſollſt dich befleißen, vor allem nach Mirabell zu kommen! Fürchte die Feinde nicht, die wir zuvor ſtets überwunden; biſt du aber zu ſchwach — da Gott vor ſei —

*) „Dedidit sors super Mathiam!“ (Acta Apost I. 66) ſoll die Königin Iſabella prophetiſch ausgerufen haben, als ihr ihres Enkels Geburt gemeldet wurde.

ſo ſollſt du ehrlich ſterben, daß wir den Sieg erhalten.“ Guaſto antwortete fröhlichen Mutes: „Ich will mich nicht ſparen und mit Gottes Hilfe heute Ehre einlegen, ich bleibe lebendig oder tot!“*) Und ſo ſprengte er in ſeinem himmelblau angelaufenen, mit Gold verzierten Harniſch, den Helm von weißen und fleiſchfarbenen Federn überwallt, munter voran. — Unbegreiflicherweiſe hatte die Feldwache, welche unter dem Genueſer Giuſtiniani in angemeſſener Entfernung vor Mirabella lag und das Breſchelegen doch gehört haben mußte, weder Kundſchaft eingezogen noch Meldung geſchickt. Jetzt wurde ſie im erſten Laufe von den Stradioten über den Haufen geritten und der Weg nach dem Jagdſchloſſe war frei.

Nunmehr zog das Fußvolk, die Deutſchen und die Spanier, durch die Mauerlücke und beſetzte eine Anhöhe im Tiergarten, um das Debouchieren zu decken, und gleich darauf ſprengten die Albaneſen unter dem Marquis Sant Angelo gegen Mirabella, vor dem ſie urplötzlich und überraſchend auftauchten. Ein Teil der Arkebuſeros ſchloß ſich ihnen an, und mit dem lauten Geſchrei: Aqui sta el Marques con sus Arcabuseros Espanoles! („Hier ſind der Marqueſe und ſeine ſpaniſchen Schützen!“) drangen ſie ein und räumten fürchterlich auf unter den Schläfern und Träumern im Schloſſe oder in den dasſelbe umgebenden Hütten und Zelten. Unmittelbar darauf ging es aber weiter voran, und ſchon befand ſich Guaſto vor den Mauern von Pavia, als der vom Schreck faſt gelähmte Herzog von Alençon unter Brion eine Entſendung machte, welcher es gelang, die Spanier von der Stadt abzuhalten. Nun ließ Pescara die mit der Garniſon von Pavia verabredeten drei Alarmſchüſſe — „Kreydſchüſſe“ nennt ſie Frundsberg — abgeben und den Vormarſch des Heeres beginnen, das nun allmählich durch die Mauerlücke defilierte. Der Vorhut zunächſt folgte der Reſt der ſpaniſchen Infanterie (1000 Mann und 2000 deutſche Landsknechte unter

*) Jovius und Reißner.

den Hauptleuten Ulrich von Hörkheim und Egloff Scheller*) mit einigen Reitern, und zwar unter dem unmittelbaren Befehl Pescaras, der nicht im Harniſch, ſondern in Fußvolksbekleidung und Bewaffnung ſogar in Schuhen erſchienen war. Er trug ein rotes Wams und darüber ein Hemde mit Gold und Perlen geſtickt, war auf einem Schecken vortrefflich beritten und von ſeinen Edelleuten und Wachen begleitet, ſodaß er weithin erkennbar war. Als eine Art Generalſtabschef fungierte bei Pescara Don Juan d'Urbina, ein ausgezeichneter Führer. Hinter den Scharen Pescaras kam der Vizekönig im Harniſch von poliertem Stahl mit Gold ausgelegt; Goldſtoff und Purpur bildeten ſeinen Waffenrock wie die Decke ſeines Rapphengſtes. Vor ihm, als dem Stellvertreter Karls V. ſchritten ſechs Trompeter und die kaiſerliche Fahne; unmittelbar hinter ihm 50 rieſenhafte Hellebardierer. Gegen Lannoys Pracht ſtach die Einfachheit Bourbons außerordentlich ab. Er trug nur einen ſchlichten Panzer ohne Helmkleinod oder Deviſe; denn er wußte wohl, daß alle Lanzen der franzöſiſchen Ritterſchaft ihm ſeiner Felonie wegen den Tod geſchworen hatten und daß es deshalb gut ſein würde, unerkannt zu bleiben.**) — An das Gefolge der Heerführer ſchloſſen ſich unmittelbar die Geſchwader der Reiſigen, d. h. der ſchweren ritterlichen Reiterei. Die burgundiſchen Reiter unter dem Grafen Salm, ſo wie das von Ferdinand geſchickte deutſche Fußvolk unter Marx Sittich von Embs folgten den Reiſigen. Dieſen wieder reihten ſich die Landsknechte unter Georg Frundsbergs Führung an. Er, der begeiſterte Anhänger Luthers, trug doch über der Rüſtung eine Franziskaner-Kapuze***), um dadurch anzudeuten, daß er gern bereit ſei, der Sache, für die er kämpfe, ſein Leben zu opfern. Derſelbe Glaube, der

*) Reißner.

**) Die Koſtüm-Mitteilungen verdankt man dem Lanzenpagen Alfonſos del Guaſto (paje de lança del Marques del Vasto) Juan de Caravajal, welchen Sandoval zitiert.

***) Sandoval.

manchen Ritter bewog, auf dem Sterbebette eine Kutte anzulegen, leitete an dieſem ernſten Schlachttage den Vater der Landsknechte.*) Galt es für ihn doch, ſeinen wackeren Sohn zu befreien. Die Landsknechte ſtellten, ſobald ſie die Mauerlücke durchſchritten und es vermochten, ihre gevierte Schlachtordnung wieder her. „Es war ein in Wahrheit ſtattlicher Haufe.**) — Die Nachhut des Heeres bildeten Papapoda und Ceſſaro von Neapel mit den Italienern und drei Fähnlein Spaniern, welche ſich bis zum letzten Augenblicke lärmend und demonſtrierend vor der franzöſiſchen Front tummelten.***) — Außerhalb des Tiergartens blieb allein die adelige Leibkompagnie des Vizekönigs unter dem Marquis van Veeren, welchem ſtreng befohlen war, nur auf Lannoys beſtimmten Befehl mit in die Schlacht einzugreifen.†)

Durch das Verbrennen des kaiſerlichen Lagers waren die Franzoſen in der Tat vollkommen getäuſcht worden; ſie hatten wirklich an den Abzug der Feinde geglaubt und einige italieniſche und ſpaniſche Fähnchen, die ſich vor der Schanzenfront frech genug ſeit mehreren Stunden tummelten, für deren Nachhut genommen. Während man noch überlegte, ob es ratſam ſei, zur Verfolgung vorzubrechen, langten die Flüchtigen aus Mirabella an und berichteten atemlos, was ihnen begegnet und wie das ganze feindliche Heer im Anmarſch ſei durch den Park. — Es war unterdeſſen Tag geworden, und man konnte aus dem hochgelegenen Quartier des Königs die Kolonnen der Kaiſerlichen unterſcheiden, wie ſie durch die Breſche zogen. Franz I. benahm ſich in dieſem Augenblick vortrefflich. So unerwartet auch Angriffspunkt und Angriffsmoment waren: er traf ſofort ſachgemäße Dispoſitionen.

Er ließ die notwendigſte Anzahl von Truppen und zwar

*) Barthold.
**) Sandoval.
***) Ebenda.
†) Paulus Jovius.

die französische Infanterie, Gascogner und Bretonen, unter dem Grafen Bussy v. Amboise im Lager zurück, um dies zu sichern und zu bewachen; eine andere kleine Abteilung, nämlich die Italiener, stellte er der Zitadelle, also der Nordspitze von Pavia gegenüber auf, um etwaige Ausfallsversuche zurückzuweisen.*) Alle übrigen Truppen rückten unter seiner persönlichen Oberleitung durch die drei früher erwähnten Mauerlücken der Südumfassung des Parkes in diesen selbst ein. Voran, ganz im Charakter einer Avantgarde, die Artillerie, nämlich, die Falconets ungerechnet, 30 schwere Kanonen unter dem alten Grand-arbalétrier, Jacques de Galliot, Seneschall von Genouillac. Dann folgte einige leichte Reiterei unter dem Prinzen von Bozzola zur unmittelbaren Bedeckung der Geschütze; hierauf kamen die hellen Haufen der Schweizer und der Schwarzen und endlich mit dem Könige selbst unter La Palice und La Tremouille die glänzende Gendarmerie der Franzosen. Vor ihren Reihen leuchtete Franz weithin erkennbar auf einem Fuchshengste in funkelnder Rüstung. Sein Helmkleinod stellte einen Salamander im Feuer dar. Lange weiße Schwungfedern wehten ihm tief über die Schultern herab, als er sich im Sattel hob, um den Aufmarsch seiner Armee zu überblicken. Diese große Bewegung — eine Frontveränderung rückwärts, unter schwierigen taktischen Verhältnissen — scheint schnell und gut ausgeführt worden zu sein.**) Besonders verdient die Artillerie gerühmt zu werden, die sich mit Entschlossenheit, Einsicht und großer Schnelle gegen den Mauerbruch bewegte, durch welchen die Kaiserlichen defilierten. Galliot hatte schon bei Marignano die Artillerie Franz I. geführt, deren furchtbare Wirkung damals die tollkühn anstürmenden Schweizer so schmerzlich kennen gelernt; jetzt erging es den Truppen Frundsbergs ebenso.

„An sant Matheys tag, da der tag herbrach,
da fieng wir an zu ziehen . . .

*) Paulus Jovius.

**) Heinrich v. Brandt: Geschichte des Kriegsweiens. Berlin 1835.

da zugen wir in tiergarten hinein,
darnach ſtund unſer verlangen,
ſie hießen uns all gottwillkummen ſein
aus kartaunen und mit ſchlangen."

So heißt es in dem alten Landsknechtsliede von der Schlacht von Pavia, und ſo war's in der Tat.

Die franzöſiſche Avantgarde hatte ſich nämlich der Mauerlücke auf gute Schußweite genähert, als eben die Queue des kaiſerlichen Heeres defilierte, welche, wie bekannt, aus denjenigen Fähnlein beſtand, die bis zuletzt vor der Schanzenfront des franzöſiſchen Lagers ihre Demonſtrationen ausgeführt hatten und die zugleich beauftragt waren, das ungemein langſam marſchierende Geſchütz zu geleiten; denn die kümmerliche Artillerie der Verbündeten, welche zum Teil mit Ochſen beſpannt war, und ihre mit Munition beladenen Saumtiere kamen gar nicht von der Stelle.*) Auf dieſe ermüdeten Truppen und auf die letzten Fähnlein von Frundsbergs Knechten fiel nun der Angriff Galliots: eine artilleriſtiſche Offenſive, wie die Kriegsgeſchichte eine ſolche bis dahin wohl nur einmal, nämlich in der Sporenſchlacht, und auch dieſe in ſehr viel beſcheidnerem Umfang aufzuweiſen hat. Du Bellay ſagt: „Galliot hatte ſeine Artillerie ſo vorteilhaft placiert, daß der Feind gezwungen war, beim Durchmarſch der Armee durch die Mauerlücke, Einer hinter dem Andern vorbeizulaufen, um ein kleines Tal zu erreichen und ſich dort gegen die genannte Artillerie zu decken; denn dieſe öffnete Schuß für Schuß Breſchen in ihren Bataillons, ſo daß man nur Arme und Köpfe fliegen ſah."**) In unglaublich

*) Sandoval. — Don Juan Antonio de Vera y Figueroa behauptet, daß der Weg vom Lager zum Tiergarten und die Paſſage durch die Breſche ſo ſchlecht geweſen ſeien, daß aus dieſem Grunde nicht mehr als 3 Geſchütze hätten mitgenommen werden können. (Epitome de la Vitay hechos del Emperador Carlos V., Madrid 1622, franzöſiſch. Valence 1625.)

**) Ähnlich drücken ſich andere Quellen aus: „Mais avant de choquer l'artillerie de roy fist si très grant abondance, de couptz qu'elle tiroit que l'on veoit voler en l'air les harnois des ennemys, testes, bras des gens de

kurzer Zeit verloren die Verbündeten über 1000 Mann; ein Teil der Landsknechte gab die urſprüngliche Direktion auf Mirabella auf und warf ſich mit den ſpaniſchen und italieniſchen Fähnlein der Nachhut in das Deckung gewährende Tal der Vernavola. Die Spanier ſtaunten über die Geſchicklichkeit und Schnelligkeit, mit der die franzöſiſche Artillerie bedient ward. Sandoval ſagt in ſeiner Geſchichte Kaiſer Karls V.: „Sie bewegten die Geſchütze mit ſolcher Kunſt, daß ſie, ohne dasſelbe von den Pferden zu trennen, die es zogen, bloß die Mündung vorwärts kehrten, mit Hilfe eines in der Lafette angebrachten ſtarken Bügels, der den Rückſtoß aufhielt; auf ſolche Weiſe konnten ſie nicht nur mit jedem Geſchütz feuern, ſondern auch dasſelbe überallhin richten, wohin der Artilleriſt verlangte.“ Dieſe Darſtellung iſt allerdings nichts weniger als klar; ſie deutet aber jedenfalls auf große Manövrierfähigkeit und auf techniſche Detaileinrichtungen hin, die auf recht eingehendes Studium der Waffe ſchließen laſſen.

Die Zugtiere der kaiſerlichen Artillerie ſcheinen ſogleich durch das franzöſiſche Feuer ereilt worden zu ſein, und noch ehe die wenigen Geſchütze überhaupt zum Schuß gekommen, waren ſie auch ſchon von der leichten Reiterei des Prinzen von Bozzola genommen.*) Es dürfte nicht viel an ihnen verloren geweſen ſein.

Während dieſes Gefechtes der franzöſiſchen Avantgarde mit der kaiſerlichen Nachhut, bei welchem die Artillerie beider Heere ſo ſehr verſchiedene Rollen ſpielte, nahmen die Armeen Stellung zu einander. Das kaiſerliche Heer mußte von ſeinem urſprünglichen Plane, direkt auf Pavia zu marſchieren, abgehen und dem Feinde eine Front entgegenſtellen**); empfindlich von dem

---

cheval et de pyé que on eust dist que c'estait la foudre qui eust passé. (La prinse et délivrance de François I., extrait du M. S. 9902 de la Bibliothèque royale bei Louis Napoléon: Le passé et l'avenir de l'artillerie.)

*) Sandoval.

**) Paulus Jovius.

Flankenfeuer Galliots betroffen, ſchwenkte es links ein und ſtand nun mit dem rechten Flügel an Mirabell, mit dem linken an die Parkmauer gelehnt, Front nach Süden. Den äußerſten rechten Flügel nahm Pescara mit den ſpaniſchen Schützen ein; im Zentrum ſtand die ſchwere Reiterei, nämlich die Deutſchen unter dem Grafen Salm, die Spanier unter Hugo Cardonius. Dann folgten nach dem linken Flügel zu die hellen Haufen der deutſchen Landsknechte unter Frundsberg und endlich auf dem linken Flügel ein Geſchwader neapolitaniſcher Reiter unter Caſtaldo, Markgrafen von Piadena. Während der Formierung wurden die kaiſerlichen Scharen beſtändig von der trefflich bedienten franzöſiſchen Artillerie beſchoſſen, ſo daß ſelbſt vornehme Krieger, unter ihnen der Vizekönig in einer Weiſe Deckung ſuchten, welche kein gutes Beiſpiel gab.*) — Das Heer Franz I. marſchierte dagegen unter dem Schutz ſeiner Artillerie auf, welche gewiſſermaßen ein vorgeſchobenes Echelon des rechten Flügels bildete. Der König ſelbſt mit der Gendarmerie ſamt deren Anhang an Archers, Couſtiliers uſw., nahm die Mitte des Haupttreffens ein; zu ſeiner Rechten ſtanden die Schweizer, deren Flügel durch die Reiterei Bozzolas gedeckt waren; ſeine Linke vertraute er den ſchwarzen Fahnen an. Auch ſie waren durch leichte Reiterei auf dem Flügel gedeckt. Er hatte alſo die Schweizer ihren verhaßten Nebenbuhlern, den deutſchen Landsknechten, die ſchwarzen Banden den Spaniern entgegengeſetzt. Die 400 Geharniſchten des Herzogs von Alençon, welche zuerſt überfallen worden waren, ſich jetzt aber wieder geſammelt hatten, bildeten eine allgemeine Reſerve.

Pescara ging von Mirabell her mit ſeinen Arkebuſeros entſchloſſen zum Angriff gegen die ſchwarze Bande vor; aber ſo mutig und kampffreudig die Spanier auch angetreten waren, ſie wichen doch bald dem verheerenden Artilleriefeuer der Franzoſen. Unter eben dieſem Feuer litt auch das Zentrum gewaltig;

*) Jovius und Reißner.

es geriet in nicht unbedenkliche Schwankungen, und jener Augenblick war für das kaiſerliche Heer der mißlichſte des ganzen Tages. Auf einem im Bereiche der feindlichen Artillerie unternommenen Flankenmarſche angegriffen, nach den erſten Erfolgen in ſeiner Spitze aufgehalten, das Zentrum in Unordnung, die Nachhut zerſprengt — ſo ſchien es gleich unmöglich, nach Pavia durchzudringen wie das Feld zu behaupten oder endlich durch die Breſche wieder aus dem Park hinauszukommen.*) Lannoy drang ſchon darauf, ſich jeden weiteren Angriff zu verſagen, vielmehr um Mirabell eine Verteidigungsſtellung zu beziehen und von dort durch die dichteren Teile des Parks in der Richtung auf Certoſa den gedeckten Abmarſch zu verſuchen.**) Pescara widerſprach dem noch ſehr lebhaft; aber auch er wurde bedenklich, als ein kühner Angriff, den der Graf von Salm mit ſeinen burgundiſchen Reitern gegen die ſchwarze Bande Suffolks unternommen, blutig abgewieſen wurde und die zurückgeworfenen Reiter Unordnung und Verwirrung in die Landsknechte Sittichs von Embs trugen. Es war 10 Uhr vormittags, und die Schlacht ſchien für die Kaiſerlichen verloren. In dieſem Augenblick tritt eine Wendung ein, welche ihren Grund lediglich in einem Entſchluß des Königs Franz findet und welche ganz außerordentlich an jene Szenen chevalleresker Unbeſonnenheit erinnert, wie ſie ganz ähnlich die franzöſiſche Kriegsgeſchichte ſo oft, namentlich bei Crecy, Maupertuis und Azincourt aufzuweiſen hat.***)

---

*) v. Schwartzenau.

**) Sandoval.

***) „Galiot fut grant maitre de l'Artillerie, pour entendre cet art aussi bien qu'homme de France: et si le roy François l'eust volu croire, possible n'eust ilpas perdu la bataille de Pavie (ainsi le disoit on alors); car il faisait si bien joüer son Artillerie, que l'ennemy s'en sentit fort endommage; mais elle ne joüa pas à demy, que le roy bouillant de courage et d'ardeur de combattre, alla couvrir son Artillerie de telle façon, qu'elle ne peut plus joüer, dont M. Galiot, cuyda desesperer. Le roy cogneut bien sa faute, et le dict puis apres; dont pour recompenser ledict M. Galiot, le fit grand escuyer, et luy donna la pacel du grand escyer Sansurin, qui mourut en ceste bataille. (Brantôme: Oeuvres complètes. Paris 1822, t. II.)

Der Roi gentilhomme nämlich, als er den Verlauf der ſo gut eingeleiteten und ſieghaft begonnenen Schlacht wahrnahm, ließ ſich zu einer ganz unzeitigen Bewegung hinreißen, die zwar auch glücklich begann, doch verhängnisvoll enden ſollte. Voll inneren Verdruſſes, daß der Artillerie, dieſer Handwerkerwaffe, die Ehre des Tages zufallen könnte, und beſorgt, die Schlacht möchte gewonnen werden, ohne daß er ſelbſt eine Lanze gebrochen habe, vermag er ſeine Kampfluſt nicht länger zu zügeln. Er gibt dem Mitteltreffen Befehl zum Angriff. Fanfaren ſchmettern; alle Banner kommen in Bewegung, und da die Lanzen nach dem Range ihrer Befehlshaber geordnet waren, ſo bricht der alte La Palize, Marſchall von Chabannes, zuerſt vor. Ihm folgen, faſt augenblicklich, die übrigen Scharen; allen voran der König mit eingelegter Lanze. Er leitet den Stoß auf die Berührungsſtelle zwiſchen den kaiſerlichen Reiſigen und dem deutſchen Fußvolke, wohin ihn die durch das heftige Kanonenfeuer herbeigeführte Unordnung und der übereilte Marſch einiger Fahnen Landsknechte, die ſich rottenweiſe nach der Vernavola zurückgezogen, zum Siege einzuladen ſchien. Obſchon von heftigem Verluſt erſchüttert, nimmt die kaiſerliche Reiterei doch mutig den Kampf an. Dem Schlachtrufe France! France! antwortete nicht minder laut das Feldgeſchrei San Jago y España! Die ſpaniſchen Reiſigen Cardonas werden geſprengt, zwei bayeriſche Reitergeſchwader Salms aufgerieben und Salm ſelbſt zurückgeworfen. Es war ein Fehler, daß die Kaiſerlichen keine leichten Pferde zur Hand hatten; von den drei Haufen derſelben, welche die Armee beſaß, hatte Guaſto den erſten auf Mirabell und dann auf Pavia zugeführt; er befand ſich jetzt auf dem äußerſten linken Flügel, ja zum Teil hinter der feindlichen Stellung. Der andere Haufen war gleich anfänglich bei dem Geſchütz in die Flucht getrieben; der dritte endlich, die Leibwache Lannoys, hielt ungeduldig, des Befehls zum Eingreifen gewärtig, außerhalb der Breſche; aber der Vizekönig hatte ihn vergeſſen. — So war es denn recht eigentlich ein Ritterkampf nach alter Art, der die

ganze Mitte des Schlachtfeldes füllte, und in ihm glänzte der König ſelbſt als ein unübertrefflicher Vorfechter. Mehrere der berühmteſten Ritter, ſo der Enkel Skanderbegs, der Marques von Sant Angel, Don Hugo de Cardona, der Fahnenträger von Pescaras Kompagnie, und noch mehrere andere fielen von des Königs Lanze. Er hielt inne, um die Pferde ein wenig verſchnaufen zu laſſen, und wandte ſich zu einem ſeiner Begleiter mit dem Zuruf: „Heut nenne mich Herr von Mailand!“ Vergebens aber ſpähte er nach Bourbon aus, den perſönlich zu beſiegen, der heißeſte Wunſch ſeines Herzens war. Der Drang, ihn zu finden, führte den König immer weiter vorwärts; er war ganz und gar nur Ritter; ſo geſchickt er ſich bei der Dispoſition zur Schlacht benommen hatte, ſo wenig bewahrte er ſich jetzt irgendwelchen Einfluß auf die Weiterleitung derſelben. Er bemerkte nichts davon, daß er mit ſeinen Hommes d'armes die eigene Artillerie maskiere; wohl aber bemerkte das Pescara und zögerte nicht, dieſen glücklichen Umſtand ſchnell, entſchloſſen und geſchickt auszubeuten. Er eilte zu ſeinen Arkebuſeros*), ließ von den 500 Musketieren, welche ſich dabei befanden**), 200 Scharfſchützen aus

*) Jovius. — Nach der in mehreren Punkten weſentlich abweichenden „Vera Narratione del Teglio“ hatte Pescara ſeine ſämtlichen Arkebuſeros in Pelotons von 20—30 Mann zwiſchen ſeine Reitergeſchwader verteilt. („Partiti in vinticinque o trenta per squadra). Dieſe irrtümliche Angabe iſt bisher von allen franzöſiſchen Schriftſtellern mit Eifer nachgeſchrieben worden. Es kam ihnen darauf an, nur durch eine ganz neue, unerhörte Formation beſiegt worden zu ſein. Folard bringt daher dieſelbe Angabe, ebenſogut wie Rocquancourt im Cours élémentaire d'art et d'histoire militaire, und ſpäterhin nicht minder Napoleon III. in ſeinem Werke über die Artillerie. — Gewöhnlich beziehen ſich übrigens die Franzoſen bei ihren Angaben über jene Waffenmiſchung nicht auf Teglio, ſondern auf du Bellay. Aber das erſte Buch dieſes Schriftſtellers hat keinerlei Erwähnung derſelben, und im 2. Buche wird nur ganz kurz geſagt, daß les impériaux, ayant esbandé deux ou trois mille arcbouziers parmi leur gendarmerie, ſich aufs neue gegen den König gewendet hätten — ein Satz, der keineswegs nötigt, eine taktiſche Formation anzunehmen, welche von vornherein beabſichtigt worden wäre.

**) „Cominciarono cinquecento archebusieri ch'erano istati in mezzo a gli huomini d'arme imperiali molto avedutamente posto gli loro archebusi scoccare.“ (Rotta e prigionia di Francesco I. Tom I.)

den Reihen vortreten*) und warf ſie, Buſch und Hügel wohl benutzend, der feindlichen Gendarmerie in die Flanke. Es waren meiſt Biscayer und Navarreſen, ihrer Waffe ſicher, gewandt im Einzelgefecht und von dem Hauptmann Pero Fernandes de Quiſada vortrefflich geführt. Ihr Eingreifen änderte plötzlich die ganze Lage der Schlacht. Jeder Schuß traf; und obgleich die ſpaniſche Muskete kein großes Kaliber hatte, vielmehr zwanzig Kugeln aufs Pfund gingen, ſo ſchlugen die Geſchoſſe doch durch Panzer und Decken. Roß auf Roß ſtürzte; Sattel auf Sattel ward leer. Wohl wendete ſich ein Teil der franzöſiſchen Ritterſchaft gegen die läſtigen Schützen; doch vergeblich. Hinter Gebüſch am Boden liegend, hinter den Stämmen der dicht ſtehenden Bäume gedeckt, in Knäuel formiert und abwechſelnd feuernd, ſo leiſteten die Musketiere den Schwergeharniſchten höchſt erfolgreichen Widerſtand. Fruchtlos hetzten ſich Reiter mit dem unerreichbaren Feinde herum, und wie langſam auch das Laden mit dem Pulvermaße ging, wie umſtändlich es auch war, das Pulver auf die Pfanne zu ſchütten und es mit der Lunte zu entzünden — die Musketiere verſtanden vortrefflich, Haus zu halten mit dem Feuer bis zum rechten Augenblick und ſich unter einander zu ſichern. Schuß auf Schuß krachte tödlich in die ſchimmernden Geſchwader.**) — Der König meinte den kaum ſichtbaren Feinden weniger Beute zu geben, wenn er die geſchloſſene Reihe ſeiner Gendarme weiter ausbreite; aber das Übel wurde dadurch noch ärger: die Basken miſchten ſich nun geradezu in die Reihen der Hommes d'armes, wählten ihre Opfer und nahmen immer die ausgezeichnetſten Häupter zum Ziele. — Als Pescara den großen Effekt bemerkte, welchen die 200 Musketiere hervorbrachten, warf er noch 400 Schützen in das Reitergefecht.***) Sekundiert von dieſem Feuer, faßt die

*) „Docientos arcabuseros bien aderezados", ſagt Sandoval.

**) Sandoval

***) Les gestes ensemble, la vie de noble chevalier Bayard, escript à Lyon et 15 jour de sept. 1525 chap. VII ſprechen gar von 4000

kaiſerliche Ritterſchaft feſten Fuß; nach und nach geht ſie wieder zum Angriff vor, und endlich rafft ſie ſich der wankenden Gendarmerie gegenüber zu einem gewaltigen Vorſtoß zuſammen. „Es iſt keine Hilfe als bei Gott!“ ruft der Vizekönig. „Ihr Herren macht es wie ich!“ bezeichnet ſich mit dem Kreuz, gibt ſeinem Roſſe die Sporen und bricht in den Feind. Der Choc iſt ſo energiſch, daß die Gendarmerie über den Haufen geritten und in voller Flucht auf die eigene Artillerie geworfen wird. Mit ihr zugleich dringen von der einen Seite die kaiſerlichen Reiſigen, von der anderen der Marcheſe von Guaſto mit den albaneſiſchen Reitern ein, und der größte Teil jener Artillerie, die ſo außerordentliches geleiſtet, fällt in die Hände von Lannoys Wappnern und Pescaras Hakenſchützen.

Mit dieſem Einbruch in die Artillerieſtellung der Franzoſen war ihnen die Baſis ihrer bisherigen großen Erfolge unter den Füßen fortgezogen. Dennoch ſtanden die Dinge nun eigentlich erſt gleich; denn die Kaiſerlichen hatten ja über gar keine Artillerie zu verfügen. So gut wie Lannoys geworfene Reiter ſich zu einem ſiegreichen Gegenſtoß erholt, ſo gut konnte das auch die Gendarmerie der Franzoſen, die noch dazu unter ihres Königs unmittelbarer Führung focht. Aber freilich, auch die kaiſerlichen Reiſigen hatten zu ihrer Wiederherſtellung einer Unterſtützung durch Infanterie bedurft. Es frug ſich nun, ob das der geworfenen Gendarmerie zunächſt ſtehende Fußvolk derart war, daß von ihr dieſelbe Unterſtützung erwartet werden konnte, wie die kaiſerliche Reiterei ſie von den ſpaniſchen Arkebuſeros empfangen. Jene Infanterie waren der ſchwarze Haufe der Deutſchen auf dem linken Flügel, auf dem rechten die Schweizer. Der alte Ruf der Schweizer hätte es wohl erwarten laſſen, daß ſie mann-

„harquebutiers“, was wohl auf einem Schreibfehler beruhen dürfte. Paulus Jovius redet von 800 Hakenſchützen, ebenſo die Chronik von du Tillet, Paris 1587. Francesco da Carvi drückt ſich im 43. Kapitel des X. Buchs ſeiner „Commentaria suorum temporum“ folgendermaßen aus: „600 Sclopetariis ac pari numero arcubusariis.“

haft und ohne Wanken Widerſtand leiſteten, um ſo mehr, als ihnen zunächſt kein ebenbürtiger Gegner entgegentreten konnte, weil die ihnen unmittelbar gegenüberſtehenden Gewalthaufen der deutſchen Landsknechte noch durch das Getümmel der Reiterſchlacht gehindert waren, zum Angriff überzugehen, und alſo fürs erſte nur die vereinzelt vorbrechenden Scharen leichter ſpaniſcher Infanterie zu fürchten waren. Doch ſchon ſeit Marignano hatten die Schweizer, wie Guicciardini mit Recht hervorhebt, nicht mehr dieſelbe Hingebung für Frankreich wie früher, und ſeit dem Gefechte von Bicocca hatten ſie zu ſich ſelbſt auch nicht mehr das volle Vertrauen. Nun zeigte es ſich, daß der Menſchenhandel der Kantone, welcher zwang, in immer ſchlechtere Kreiſe hinabzuſteigen, immer weniger wähleriſch zu werden, bereits der militäriſchen Brauchbarkeit empfindlichen Schaden getan. Wenn ſchon bei Marignano und Bicocca die ganze Leiſtung der Schweizer nur noch in einem verzweifelten Darauflosgehen beſtanden, ſo vermochten ſie bei Pavia nun auch das nicht mehr. Obgleich doch nur ein Teil von Pescaras Infanterie, der ſich quer über das ganze Schlachtfeld durch den Reiterkampf gegen ſie herübergezogen hatte, auf ſie eindrang und nur durch einen geringen Teil der Reiſigen unmittelbar unterſtützt wurde, ſo zeigten ſich doch die Haufen der Schweizer von Anfang an ſchwankend. Nur ihre Führer, zumal der wackere Johann von Dießbach, bewähren noch den alten Ruhm. Sie treten vor, um die laue Haltung der „verlorenen Knechte“ zu erwärmen; ſie ſterben mutig; aber ihr Tod, ſtatt zur Rache aufzufordern, erſchüttert die Manneszucht noch mehr, und als nun das ſpaniſche und italieniſche Fußvolk Pescaras ſowie die deutſchen Knechte der Vorhut den Schützen mit großer Schnelligkeit nachfolgen und zugleich ſich die irrtümliche Nachricht verbreitet, Frundsberg, der Leutfreſſer, mit den deutſchen Landsknechten rücke ebenfalls an, da reißen alle Bande der Ehre und Pflicht, und in regelloſer Flucht verſchwindet der eine der beiden Gewalthaufen der Schweizer vom Schlachtfelde. Vergeblich wirft ſich ihnen Fleuranges in den Weg und erbietet

ſich, mit ſeinen Reiſigen abzuſitzen und in ihrem erſten Gliede zu Fuß zu fechten — ſie hören ihn nicht und fliehen durch den Tiergarten auf ihr Lager und die untere Teſſinbrücke zu — ohne zu ahnen, daß ſie dort erſt recht dem Verderben entgegen gehen. — Die rechts und links der Schweizer ſtehende leichte Reiterei des rechten franzöſiſchen Flügels und ebenſo der ſtarke Kavallerierückhalt des Herzogs von Alençon wurden von derſelben Panik ergriffen; oder ſie gaben gar, wie andere Schriftſteller verſichern, ſobald ſie von den Kugeln der Arkebuſeros erreicht wurden, den Schweizern ſelbſt das Beiſpiel der Flucht. Vergeblich ſtellte der Herr la Roche du Maine, des Herzogs Leutnant, dieſem vor, was Pflicht und Ehre geböten; Alençon verließ ohne Schwertſchlag das Schlachtfeld und brach hinter ſich ſogar die Teſſinbrücke unterhalb der Stadt ab, den wichtigſten Rettungsweg für das franzöſiſche Heer im Fall der Niederlage. Das war derſelbe Alençon, dem zu Ehre man einſt in Picardie zuerſt den Herzog von Bourbon tödlich beleidigte, indem man ihm die dem Konnetable zuſtehende Führung der Avantgarde übertrug. Wie unähnlich war er ſeinem Ahnherrn, welcher in der Schlacht von Azincourt durch das dichteſte Gedränge den König Heinrich erreichte und ihm mit dem Ausruf: „Ich bin der Graf von Alençon!“ einen Teil der Krone vom Haupte ſchlug.*) Wahrlich hier bei Pavia ſchlug des Herzogs Flucht dem eigenen Könige einen Teil ſeiner Krone vom Haupt. Der ganze rechte Flügel wälzte ſich in tumultuariſcher Unordnung dem Ticino zu und riß alles mit ſich fort, was ihm in den Weg zu treten verſuchte.

So ſchlimm ſtand es freilich im Zentrum noch nicht. Der größere Gewalthaufe der Schweizer, welcher dieſem zunächſt ſtand, war noch geſchloſſen; aber freilich nur in ſtumpfſinnigem Aushalten, nicht in mutvoller Feſtigkeit. Die Gendarmerie hatte ſich wieder gefaßt; ſie machte dem Feinde gegenüber aufs neue

*) v. Schwarzenau.

Front; aber ſie war ſo eng und dicht mit den kaiſerlichen Reiſigen vermiſcht, daß an ein Herausziehen derſelben aus dem Gefechte nicht zu denken war. So blieben denn zur Wiederherſtellung der Schlacht dem Könige von Frankreich nur noch die geächteten ſchwarzen Fahnen der deutſchen Knechte übrig, welche links der Gendarmerie ſtanden und, weit entfernt gleich den Schweizern das Feld zu räumen, unerſchütterlich ſtandhielten. Zu ihrer wirklich großen Tüchtigkeit und alten Anhänglichkeit an die franzöſiſche Krone kam noch der Umſtand, daß ihnen die Acht, in der ſie ſtanden, nur die Wahl ließ zwiſchen Sieg oder Tod, wenn ſie nicht von vornherein ſchimpflich fliehen wollten. — Es waren noch immer 5000 Mann lothringiſcher und geldernſcher Knechte, von Kopf bis Fuß ſchwarz geharniſcht, vortrefflich bewaffnet und in ausgezeichneter Mannszucht.

Gegen dieſe gefürchteten Scharen rückte nun Pescara mit ſeinen Spaniern, die ihnen von Anfang, wie wir geſehen, gegenüber geſtanden, an. Der eine Gewalthaufe der Schweizer, welcher nicht geflohen, aber doch langſam in ſüdweſtlicher Richtung zurückgewichen war, ſtieß in dieſem Augenblicke mit der ſchwarzen Bande zuſammen und vereinigte ſich mit ihr zu einem furchtbaren Haufen. Beide Teile kämpften hier, ihres wohlerworbenen Ruhmes würdig, geraume Zeit. Doch endlich ſchien die überwiegende Anzahl der Streiter in jenem Schlachthaufen den Spaniern verderblich werden zu müſſen, zumal ſich an den Kern des ſchwarzen Haufens immer neue Teile der auseinandergetriebenen Fahnen der Schweizer und Franzoſen anhingen. Denn ſchon focht die deutſche Reiterei zum Teil im Rücken der Schwarzen und erſchwerte die Flucht auch denen, die fliehen wollten. So wuchs der widerſtehende Fußvolkshaufe nach und nach auf 15 000 Mann an, und es ſcheint, daß ſich dieſe Maſſe mit der linken Flanke an den Kanal von Pavia ſtützte und zuletzt, halbrechts angriffsweiſe vorgehend, die ſpaniſchen und italieniſchen Truppen Pescaras, welche immer ſchneller wichen, vor ſich hertrieb. — Nun aber griff auch von kaiſerlicher Seite

das deutſche Fußvolk Frundsbergs ein. Lange Zeit hatte dies im furchtbarſten Artilleriefeuer geſtanden, ohne etwas leiſten zu können; aber unter Führern wie die Grafen von Ortenburg, Hag und Virneburg, wie die Herren von Loſenſtein, Fleckenſtein und Marx Sittich von Embs war es trotz ſeiner großen Verluſte nicht auseinandergekommen. Sandoval, der gern der Deutſchen Verdienſt überſieht und das der Spanier überſchätzt, erzählt, wie der Micer Jorge, das iſt Georg von Frundsberg, noch ehe er mit ſeinen wackeren Knechten ſelbſt zum Angriff gekommen, die Lücken geſchloſſen, welche die Kanonenkugeln geriſſen, und die Verſprengten, gleichgültig ob es Deutſche oder Spanier, mit dem Ausruf: Fermi, fermi! — beim Ärmel in ſeinen Haufen gezogen.*) So hatte der biedere Landsknechtsvater die Seinen zuſammengehalten; aber er vergaß über ſolchen Einzeleingriffen keineswegs das große Ganze. Sobald der Reiterkampf, der längere Zeit im Zentrum getobt und die jähe tumultuariſche Flucht der ihm gegenüberſtehenden Schweizer den Blick nach dem rechten Flügel der Kaiſerlichen nicht mehr verhinderten, erkannte Frundsberg, daß dort die Entſcheidung läge und ſetzte ſich ſofort ſchräg über das Schlachtfeld in Bewegung. Er kam grade zu rechter Zeit. Sobald die ſchwarzen Knechte des Heranzuges der Deutſchen anſichtig wurden, ließen ſie vom ferneren Nachſetzen der Spanier ab, löſten ſich von den Schweizern und ordneten ſich aufs neue, um den Kampf mit ihren gefürchteten Gegnern anzunehmen. Dieſe, ihrer Gewohnheit gemäß, ließen ſich zuvor aufs Knie nieder, beteten zu Gott um Sieg, und ſchritten dann zum Angriff vor.**) Ihnen war der tapfere Pescara entgegengeeilt, ſie mit kräftigen Worten zu Ausdauer und zum Mut anfeuernd.***) Er mahnte ſie, jetzt nicht abzulaſſen und nur immer nachzudrücken; er rühmte, wie Frunds-

*) Sandoval.

**) Sandoval und Sepulveda: Historia de Bello in Italia per annos XV. et confecto ab Aegidio Albornatio. Bonon. 1559.

***) Paulus Jovius.

berg ſeither in allen Kriegen große Ehre eingelegt und wie er jetzt die allergrößte Viktoria erlangen und ein glücklich Ende machen könne. — Auch Bourbon ſchloß ſich dem deutſchen Haufen an. — Es war eine unheimliche Stille; kein Schlachtruf erſcholl, kein lautes „Her! Her!“ womit die Landsknechte ſonſt ſtets den Angriff begleiteten; ſtumm und geſchloſſen gingen ſich die beiden von gefällten Speeren ſtarrenden Maſſen entgegen. Als man einander auf Büchſenſchußweite genaht, trat Georg Langenmantel hervor und forderte Herrn Georg von Frundsberg oder Herrn Marx von Embs zum Zweikampf heraus. Doch noch ehe er Antwort erhalten, ſtreckten ihn als einen Landesverräter ſchon die Kugeln der Hakenſchützen nieder; die Knechte hieben ihm den Arm mit der Schiene und den goldenen Fingerreifen ab und führten ihn als Siegeszeichen mit. Nun ging es gegen den hellen Haufen der Schwarzen an. Deutſche ſtanden hier gegen Deutſche, wie ja ſeither ſo unendlich oft in der Kriegsgeſchichte; beide Teile fochten mit hohem Mute als ihres Vaterlandes echte Söhne. Lange ſchwankte der Sieg. Die Bewegung des einen deutſchen Regiments unter Marx Sittich von Embs, welche dieſer auf Frundsbergs Anordnung ausführte und durch welche die Schwarzen in die Mitte genommen wurden, entſchied endlich die blutige Tagesfahrt. Alte Schlachtberichte ſagen, Frundsberg habe die Schwarzen „wie mit einer Zange“ angepackt.*) — Das Volkslied von der Schlacht von Pavia verweilt begreiflicherweiſe bei dieſem Kampf zwiſchen den deutſchen Knechten mit beſonderem Nachdruck. Die Schilderung iſt intereſſant namentlich auch wegen der Wichtigkeit, die ſie dem „Geſchütz“ d. h. den Hakenſchützen beimißt.

Valtein Kopp war auch darpei
mit manchem guten ſchützen,
darzu mancher frummer landsknecht,
nach eren tat er's nutzen.
Das Handgeſchütz hat er gar bei im

*) Reißner.

mit ſamt ſeinen knechten:
ſchießt drein, ſchießt drein, ir frumen Landsknecht,
gar ritterlich wöll wir fechten! —

Herr Jörg (Frundsberg) ſchreit Valtein Koppen an,
ſol im das geſchütz her pringen.
Velte Kop tat wie ein erlich man
und ſich nit lang beſinnen;
er fürts daher mit ganzer macht,
ganz wol tet er ſich rüſten.
Wir ſchuſſen all zu halben man,*)
ward den Franzoſen verdrießen.

Herr Jörg, ein edler ritter feſt,
ſtand da mit ſeiner helleparten.
er ſprach: es kummen uns fremde geſt,
derſelben wöll wir warten!
Gegen im zog der Langemantel daher:
Herr Jörg, verſich dich eben,
du mußt hie mein gfangner ſein,
ob du wilt friſten dein leben!

Herr Jörg ſprach: muß ich dein gfangner ſein,
oder koſt es mich mein leben,
ſo hab ich getrunken des külen wein,
mein leib will ich dir nicht aufgeben.
ich hab ſo manichen landsknecht friſch,
ſten da in iren halben hoſen.
ſtecht drein, ſtecht drein, ir frumen Landsknecht,
das ſeind die rechten Franzoſen!

Selten wohl iſt eine Entſcheidung blutiger gefallen. Mit dem Anführer, dem Grafen von Suffolk, waren der junge Franz von Lothringen, die Grafen von Schomberg, Naſſau, die Herren von Bünau und fünfzig deutſche Edelleute geblieben. Faſt der ganze Haufen der Schwarzen erlag mit ihnen dem Schwerte der Sieger. Nur wenige entgingen dem Tode und gerieten in Gefangenſchaft.**) So ging eine der älteſten und berühmteſten

*) d. h. „Wir richteten die Büchſen auf halbe Mannshöhe."

**) „Es iſt kainer davon gekommen,
Erſchlagen oder gefangen genummen." (Lied von Pavia.)

Kriegsbanden zu Grunde und deckte mit ihren noch im Tode trotzig ſcheinenden Leibern die Wahlſtatt. Pescara wurde bei dieſem Kampfe verwundet; kaum noch atmend zog man ihn unter dem Pferde hervor; eine Kugel war ihm durch den Harniſch in die Bruſt gedrungen, doch mit ſo abgeſchwächter Kraft, daß die Haut ſie feſtgehalten hatte; ſobald als irgend möglich, nahm er wieder teil an der Schlacht.*) Dieſe wurde jetzt, namentlich für die nun mit allen ihren Haufen fliehenden Schweizer, fürchterlich. Denn ſobald Leyva, der von ſeinem Krankenſeſſel auf dem Wall der Zitadelle aus dem Gange der Schlacht aufmerkſam gefolgt war**), den beginnenden Rückzug der franzöſiſchen Flügel erkannt, hatte er aus der Porta nuova und dem Tor der Zitadelle gleichzeitig ſehr lebhafte Ausfälle gemacht***), die ihn beengenden Schanzen geſtürmt, Buſſy d'Amboiſe über den Haufen geworfen und war in den Park gedrungen. Kaſpar von Frundsberg, Graf Lodron und Sebaſtian Schärtlin ſtanden im erſten Gliede der avancierenden Landsknechte, welche die Franzoſen nun dem von Norden her vorrückenden Landsknechtshaufen des ſiegreichen Georg von Frundsberg entgegentrieben.†) Ein Detachement hatte Leyva auch gegen die von den Franzoſen oberhalb der Stadt angelegte Ticinobrücke geſendet und ſie zerſtören laſſen; bald hatten die Fliehenden nur noch die Wahl, weſſen Gnade ſie anrufen ſollten, die des hochgeſchwollenen Teſſins††), oder die der Garniſon von Pavia; denn auf dieſe, durch monatelange Entbehrungen bis zur Wut gereizten deutſchen Truppen ſtießen überall die fliehenden Scharen der Schweizer und der Argoulets — kann man ſich wundern, daß ein fürchterliches Blutbad unter ihnen

*) Sandoval.

**) Sandoval.

***) Jovius.

†) Guicciardini, Reißner und Lebensbeſchreibung des berühmten Ritters Sebaſt. Schärtlein von Burtenbach. Frankfurt 1770.

††) Sandoval

angerichtet wurde, und daß das Würgen und Morden erſt ſpät am Nachmittag ſein Ende fand!? Leyva ſelbſt leitete den Ausfall von einer Tragbahre aus und wurde auf dieſer verwundet. Gegen 5000 Schweizer und Franzoſen waren ſchon im Strome und auf der Flucht umgekommen, als die Spanier und Frundsbergs Knechte das franzöſiſche Lager erreichten, wo ihnen Leyvas Truppen nur wenig Beute übrig gelaſſen.*) Geſättigt von Blutvergießen verkündeten ſie jetzt „guten Krieg", und es iſt ein ſchöner Zug deutſchen Sinnes, den der ſchweizer Geſchichtsſchreiber Stettler aufbewahrt hat, daß die Knechte Frundsbergs den beſiegten Eidgenoſſen „ein entzündetes Feuerlein natürlicher Zuneigung blicken ließen", d. h. ihnen landsmannſchaftlich Frieden und Lebenszuſicherung zuſchrieen. In den Liedern von der Schlacht von Pavia haben ſie ihnen freilich auch manches Hohnwort nachgerufen, das nicht eben ſäuberlich klingt, doch gewiß recht von Herzen kam:

Schweizer, du ſch . . ßt ein dreck auf d'nas
und fünfzehn in knebelparte;
ich mein, wir haben dich bar bezalt
zu Pauia im tiergarten!
du ſprichſt, ich berüm mich eigener ſchand,
das iſt warlich erlogen.
du haſt den Franzos verloren leut und land
piſt ſchendlich von ihm geflochen!

Aber auch dies Lied endet beſcheiden und verſöhnlich mit dem Ausruf

Allein Got die er!

*) Frundsbergs Schlachtbericht. (Hormayr: Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte. 1850.)

VI.

Auf beiden Flügeln war der Sieg entſchieden, im Zentrum kaum noch zweifelhaft. Hier tummelte noch immer der tapfere König, obwohl auch um ihn her die Hakenſchützen gewaltig wirkten, ſein Streitroß. Als er endlich einmal um ſich ſah, erblickte er rechts und links ſein Heer in voller Flucht. „Um Gott, was iſt das!?“ rief er aus; er hoffte wenigſtens die Schweizer noch zum Stehen zu bringen und eilte ihnen mit ſeinem perſönlichen Gefolge nach. Aber das war ſchon längſt nicht mehr möglich; vielmehr ward er ſelbſt in die rückgängige Bewegung mit fortgezogen. Da fiel ſein Blick auf die Stickerei ſeines Ärmels, die ihm in guten Tagen in Frankreich eine Dame gegeben, die er liebte und der er dagegen gelobt hatte, unter keinen Umſtänden vor dem Feinde zurückzuweichen. Als er deſſen gedachte, riß er ſein Roß mit aller Macht herum und bot aufs neue dem Gegner die Stirn. Von allen Seiten umringt, blieb ihm jetzt kaum eine andere Wahl als Tod oder Gefangenſchaft; aber er zog das Los mit der höchſten Würde. Nachdem der König ſein Heer verloren und aufgehört hatte, Feldherr zu ſein, erfüllte er doch noch alle Pflichten eines tapferen, entſchloſſenen Ritters. Nun begann der Todeskampf der Chevallerie. Wer von den franzöſiſchen Edlen an anderen Orten dem Tode entgangen war oder ſich der ſchimpflichen Flucht zu entziehen vermocht, der brach ſich jetzt Bahn zum Banner des Lehnsherrn, ohne Hoffnung zum Sieg, aber feſt im Entſchluß, mit Ehren zu ſterben. Um ſich her ſah der König hochgeehrte und vielgeliebte Häupter fallen: da ſank La Palice, der greiſe Marſchall von Chabannes, der ſeit Fornuovo in allen Schlachten Frankreichs geſtritten; da fielen Louis d'Ars, Imbrecourt und La Tremouille: da ſank der alte Grand-Escuyer Galeaz de S. Severin, der dem Könige in der Schlacht das Reichsſchwert vorgetragen, todwund vom Roſſe; da ſtürzte ſich der Admiral Bonnivet, außer ſich darüber, daß er dem Könige zur Schlacht geraten, in die Spieße

der Landsknechte. Gleichſam berauſcht von heroiſcher Trunkenheit ſtarb der großmütige Adel von Frankreich mit Freuden und wetteifernd um ſeinen Herrſcher.*) — Auf dem linken Flügel beklagte ſich der alte Baron von Trans, der unter Alençons Befehl gefochten, über das Schickſal, welches ihm die Gelegenheit zur Auszeichnung vorenthielt. Sein einziger Sohn, glücklicher nach des Vaters Meinung, focht in der Mitte. Der junge Menſch hatte mutig gekämpft; endlich den Anſtrengungen und gänzlicher Erſchöpfung erliegend, wurde er im Gedränge gegen den linken Flügel geführt und glaubte ſich zu ſeinem Vater begeben zu dürfen. Der rief ihn unwillig an: „Wo iſt der König?“ „„Ich weiß es nicht.““ „Geh und erfahre es; es iſt dir ſchimpflich, es nicht zu wiſſen!“ Und der junge Herr kehrt in die Schlacht zurück, dringt bis zum Könige und fällt unter deſſen Augen.**) Arioſt hat dieſen Kämpfen eine der ſchönſten Strophen ſeines „Orlando furioso“ gewidmet:***)

Seht, wie von Frankreichs edelſten Vaſallen
Die Blüte, hingerafft, im Felde liegt!
Sucht, wieviel Schwerter, wieviel Speer' umwallen
Den mut'gen König, der ſo tapfer kriegt!
Seht, ſchon iſt unter ihm ſein Roß gefallen;
Doch weicht er nicht und nennt ſich nicht beſiegt,
Sucht gleich der Feinde Schwarm nur ihn zu faſſen,
Dringt nur auf ihn, den jeder Schutz verlaſſen! —

Endlich ereilte auch den König das Geſchick. Im Geſicht verwundet, einen Schenkel durchbohrt, den Harniſch von vielen Kugeln eingebogen, war er gegen eine kleine Brücke über die Vernacula gedrängt worden. Da erſticht ihm Graf Salm ſeinen Hengſt, der, ſchon einmal verwundet, nun mit ihm zuſammenſinkt.†) Doch ſchon unter ſeinem Roß liegend, verteidigt ſich

*) Gaillard: Historie de Francois I. 4 Tom. Paris 1766.
**) v. Schwartzenau.
***) 33. Geſang. 52. Strophe. Überſetzung von Gries.
†) Ein graf genannt aus teutſchem land
mit namen der von Salmen,
der griff den könig ſelber an. (Lied von Pavia).

der König noch mit männlicher Entſchloſſenheit und ſticht den Grafen Salm durch den Schenkel. Ein Wälſcher, der ihn am Helmbuſch ergreift, behält dieſen und den Ärmel des Königs in der Hand.*) Endlich dringt ein Spanier von gewaltiger Größe und Körperſtärke auf ihn ein, ſetzt ihm dort, wo Bruſt- und Rückenharniſch eine Blöße bilden, die Lanze ein und droht, ihn zu erſtechen, wenn er ſich nicht ergäbe. Da widerſteht der König nicht länger ſeinem feindſeligen Geſchick und ruft: „Das Leben! Ich bin der König und des Kaiſers Gefangener!“**) — Von nun an ging es dem Könige hier, wie König Johann auf dem Schlachtfelde von Poitiers: er gelangt aus einer Hand in die andere, und wird mit einer Art Ehrfurcht geplündert, nicht ohne Gefahr, dabei das Leben zu verlieren. Der Lärm um ſeine Perſon lockt endlich den Ritter La Motte aus dem Gefolge Bourbons herbei, der ſich vor ihm niederwirft und ihn knieend bittet, ſich dem Herzoge von Bourbon zu ergeben. „Ich kenne keinen Herzog von Bourbon“, iſt Franzens ſtolze Antwort, „denn mich ſelbſt!“ und zugleich fügte er die Weiſung hinzu, den Vize-König von Neapel zu ſuchen. Während La Motte ging, um dieſem Befehl zu genügen, fuhren die in Maſſe herbeiſtrömenden Spanier fort, den König ſeiner Kleidung ſowohl wie einzelner Teile ſeiner Rüſtung ſtückweiſe zu berauben. Als Diego de Avila ihm den Helm vom Haupte genommen, damit Franz ſich von Blut und Schweiß reinigen könne, griffen andere zu und riſſen ſich um Federn und Helmdecke; dieſe faßten den Waffenrock und ſchnitten ihn in Stücke; jene nahmen Schärpe und Sporen und Handſchuh.

In wenig Minuten ſtand der König ſo ziemlich allen Waffenſchmuckes entblößt da. In der Art und Weiſe, wie man ſeine Kleider in hundert Stücke zerſchnitt und ſie als Reliquien verteilte, mochte er einen Erſatz für die ſchweren Momente finden, die er in dieſer peinlichen Lage verlebte; und er lächelte

*) Reißner.

**) Sandoval.

wirklich über einige Soldatenwitze, mit welchen ihm die Unbescheidenen, halb gutmütig, halb ironisch tröstend, die Zeit vertrieben*); aber die Erinnerung an diese Augenblicke dürfte ihn schwerlich je verlassen haben. Nach langem Umhersuchen war man endlich zum Vizekönige gelangt, der sich tränenden Auges und ehrerbietig dem König nahte. Franz, noch immer fürchtend, in des Connetables Gewalt zu geraten, ergab sich schnell dem Vizekönig und reichte ihm, nachdem dieser ihm ritterliche Haft angelobt, sein Schwert, wogegen er den Degen Lannoys in Empfang nahm. Von zahlreichen Rittern, Offizieren und der ganzen Masse Neugieriger umgeben, verweilte der König noch geraume Zeit auf dem Schlachtfelde, nicht ohne manch bitteres Wort zu hören, aber eifrig bestrebt, sein Betragen nach den Vorschriften einzurichten, welche die Ritterromane dem in ehrlichem Kampfe niedergeworfenen Kavalier auferlegen. Nur eine Bitte um Schonung seiner treuen Streitgenossen wagte er, welche diesen jedoch wenig half, da Pescara „mala guerra" zur Losung gegeben und nur die Deutschen milderen Sinnes geworden waren.

Außer König Franz von Frankreich war indessen auch Heinrich d'Albert, der König von Navarra, gefangen genommen worden.**) Ihnen näherte sich nun Pescara, beugte vor Franz I. das Knie und bat um den Vorzug, ihm die Hand küssen zu dürfen, indem er bedeutungsvoll die Großmut hervorhob, welche das ritterliche Spanien stets gegen Überwundene ausübe.

Zu Alfons del Guasto, der die Seelengröße des Kaisers rühmte, äußerte Franz, daß es stets sein Wunsch gewesen, so einen gepriesenen Herrn persönlich kennen zu lernen, aber daß er nie daran gedacht, seinen Wunsch auf diese Art in Erfüllung gehen zu sehen. Dabei fügte er Worte des Bedauerns hinzu,

*) Sandoval.

**) Ihn rettete später die Hingebung und List seines Pagen François de Rochefort aus der Gefangenschaft.

nicht mit ſeinen Rittern haben ſterben zu können, und pries ſich unglücklich, dieſen Tag überleben zu müſſen. Doch der gefürchtetſte Gegner und Feind war dem Könige noch nicht begegnet — der Connetable Bourbon. Dieſer hatte rache-ſchnaubend auf dem ganzen Schlachtfelde nach ſeinem Feinde Bonnivet geſpäht: allen ſeinen Leuten hatte er gemeſſenen Befehl erteilt, dieſen vor allen Dingen lebendig zu fangen und zu ihm zu bringen. Doch Bonnivet weilte, wie wir wiſſen, ſchon nicht mehr unter den Lebenden. Als Bourbon endlich zu deſſen Leiche geführt ward, ſoll er ſchmerzlich ausgerufen haben: „Du Unglücklicher biſt Schuld an Frankreichs und an meinem Unglück!“ Mit gezücktem Schwert, das Hemde über dem Panzer ganz mit Blut beſpritzt, ſo ſah man ſich Bourbon der Gruppe nähern, die Franz I. umſtand. Franz, ihn von ferne erkennend und blutige Vergeltung fürchtend, trat bei deſſen Erſcheinen, merkbar beunruhigt, ſo nahe wie möglich an Pescara heran. Dieſer, des Königs Bewegung erratend, bat Bourbon, ſich des Schwertes zu entledigen, ſich dem Könige vorzuſtellen und ihn zu begrüßen. Der Herzog kam Pescaras Bitte ſofort nach, ſchlug das Viſier auf, näherte ſich mit unverkennbaren Zeichen einer tiefen Seelenerſchütterung dem Könige, beugte das Knie und wollte ihm die Hand küſſen. Bittren Unmuts voll wendete ſich der König von ihm. Da rief der Connetable in losbrechendem Schmerze: „Wenn Euer Majeſtät in manchen Dingen meinen Rat befolgt hätten, ſo würde heute nicht das Blut des franzöſiſchen Adels Italiens Boden düngen.“ Tief aufſeufzend ſoll der König erwidert haben: „Dem Glück fehlt die Geduld.“*)

Noch viele edle und vornehme Herren wurden als Gefangene eingebracht; aber faſt alle jene alten Feldhauptleute, welche noch die Zeiten Louis XI., Charles VIII., und Louis XII. geſehen und der burgundiſchen Kriege und des Beginns der

*) „Paciencia pues ventura fatta“ (Sandoval).

italieniſchen gedenken konnten, hatten heute ihr Leben gelaſſen. Die jüngere Generation ſcheint „die ſchöne Gewohnheit des Daſeins“ höher geſchätzt zu haben, und mit Ausnahme Bonnivets fehlte als gefangen dem Könige „aus dem Kreiſe ſeiner Lieben faſt kein teueres Haupt“. Sie konnten ihrem Herrn einen ſtattlichen Hofſtaat bilden. Glücklich für ihn, hätte er an dieſem Beiſpiel gelernt, wahrhaft ergebene Diener von bloßen Höflingen zu unterſcheiden.*) — Übrigens war der Geſamtverluſt für jene Zeit enorm. Mehr als 10 000 Mann des franzöſiſchen Heeres deckten das Schlachtfeld; der Verluſt der Kaiſerlichen betrug kaum den fünften Teil.**)

Das franzöſiſche Lager, alles Geſchütz, darunter 32 vom ſchwerſten Kaliber, das ganze Gepäck fiel in die Hände der Kaiſerlichen, und die Beute war überaus reich, da im franzöſiſchen Heere und namentlich in des Königs Hofſtaat großer Luxus geherrſcht. Die Zahl der Gefangenen ſoll an 20 000 betragen haben.***)

Man ritt nun nach Certoſa, weil der König lebhaft dagegen proteſtierte, als Gefangener nach Pavia gebracht zu werden, was ihm in der Tat eine unbeſchreiblich demütigende Empfindung hätte bereiten müſſen. Bald nach dem Abreiten ſtieß man auf Frundsbergs Landsknechte, welche ihrer Freude „durch eine ſehr ſchöne Salve“ Luft machten. Rings umher lagen die Leichen der ſchwarzen Bande, und in der Aufrichtigkeit des Schmerzes rief der König jammernd aus: „Wenn alle meine Soldaten ihre Pflicht getan hätten wie dieſe Fremden — das Schickſal des heutigen Tages würde anders ſein!“

Als Franz in der Kartauſe angelangt war, galt ſein erſter Gang der Kloſterkirche, und ſogleich fiel ſein Auge auf eine Tafel

*) v. Schwartzenau.

**) Nach vielen Briefen Gleichzeitiger ſogar nur 700 Mann, was jedoch kaum glaublich erſcheint.

***) Lettre de Pierre Martyr d'Anglerie: Relation envoyée à l'empereur par les généraux de l'armée d'Italie.

mit der Inſchrift: „Bonum mihi, quia humiliasti me, ut discam justificationes tuas.“ (Es iſt mir gut, daß du mich gedemütiget haſt, auf daß ich deine Rechte erkennen lerne. Pſ. 119. v. 71.)

Dem verhängnisvollen Kampfe folgte ein glänzendes Gaſtmahl in der Abtei, an dem der leichtverwundete König, ruhigen Gemüts, teilnahm. Der Herzog von Bourbon erfüllte die jedenfalls traurige Pflicht, vor dem Könige zu erſcheinen, überreichte ihm der Sitte gemäß die Serviette und ward zum Handkuſſe zugelaſſen. Franz empfing ihn würdig und äußerte: „Herzog von Bourbon, wir haben uns beide große Fehler vorzuwerfen; die meinigen ſind beſtraft; ich wünſche, daß die Ihrigen es nie werden mögen.“ — Als Pescara eintrat, um das Unglück zu ehren im einfachen ſchwarzen Gewande, umarmte ihn der König, überhäufte ihn mit Lob und ſchrieb ſeinen Anordnungen den Sieg zu.*)

Obwohl Bourbon zugegen blieb, gewann das Geſpräch ſehr bald eine heitere Wendung. Der König ſelbſt gab ſeine Pläne und Anordnungen für die Schlacht und äußerte ſogar, vielleicht von etwas Eigenliebe verblendet, daß er unter denſelben Verhältniſſen eben wieder ſo handeln würde. Den Verluſt der Schlacht ſelbſt ſchrieb er den falſchen Berichten der Hauptleute über die Stärke ihrer Truppen, der voreiligen Flucht Alençons vom Schlachtfelde, und endlich der Feigheit der Schweizer zu, die ſo ſchimpflich gewichen.**)

Beſonderen Nachdruck legten die Zeitgenoſſen auf die irrtümliche Anſchauung des Königs von der Stärke ſeines Heeres. Arioſt ſagt in dieſer Beziehung***):

Doch ſie, die mit uns ſpielt, wie mit dem Staube
Der Wind, der ihn im Kreiſe jagt umher,

*) So ſagt auch Antonio de Vera y Figueroa: „Niemand leugnete es, daß die Ehre dieſes Tages den ſpaniſchen Schützen gebühre“ „a los arcabuseros espanoles.“

**) Ganz ebenſo hat der König ſich dem Paulus Jovius gegenüber ausgeſprochen.

***) Orlando furioso. 33. Geſang. Str. 50 und 51. Überſetzung von Gries.

Ihn bis zum Himmel hebt und dann zum Raube
Dem Boden gibt, dem er ihn nahm vorher:
Macht, daß der König bei Pavia glaube,
Er habe Hunderttausend um sich her,
Indem er nur, was er gezahlt betrachtet,
Nicht auf des Heers Zuwachs und Mindrung achtet
So, durch des Königs übergroß Vertrauen,
Durch seiner Diener Geiz und Schlechtigkeit,
Sind Wenige bei den Fahnen nur zu schauen,
Als nun das Lager „Zu den Waffen!“ schreit,
Mit Schrecken überrascht bei nächt'gen Grauen
Vom klugen Spanier, der, im Heergeleit
Der zwei Avalos*) wohl es würde wagen,
Zu Höll' und Himmel sich hindurch zu schlagen.

Unter den Gefangenen befand sich ein Herr v. Montpezat, Gendarme aus der Kompagnie des Marschalls de Foix. Dieser leistete dem Könige am Abende die Kammerdienerhilfen, und dieser gewann ihn so lieb, daß er ihn loskaufte und ihn später zum Marschall von Frankreich erhob.

Noch vor Nacht sandte Franz den bekannten Brief an seine Mutter, die Regentin, in welchem gestanden haben soll: „Madame! Tout est perdu fors l'honneur!“ — ein Schlagwort, dessen Echtheit neuere Historiker zwar ernstlich bezweifeln, dessen Glanz jedoch in den Augen der Franzosen alles Unheil von Pavia reichlich aufwiegt, und das im Grunde genommen das Einzige ist, was die meisten Mitglieder der großen Nation wissen von jenem weltgeschichtlichen Tage.**)

Von dem ganzen glänzenden Adelsgefolge entkam nur der Herzog von Alençon mit einem Teile seines Korps und der Graf Clermont mit den in der Vorstadt San Antonio und auf der Insel des Gravelone gestandenen Truppen. Die Besatzung von Mailand unter Trivulzio räumte die Stadt, überschritt den Tessin und gelangte glücklich nach Frankreich, ebenso der Mark-

*) Pescara und Vasto.

**) Die Nachricht von diesem Briefe findet sich zuerst bei de Vera a. a. O.

graf von Saluzzo, welcher auf dem Rückmarsch von Genua begriffen war. Wenige Tage nach der Schlacht von Pavia war die Lombardei vollständig von den Franzosen geräumt. Die kaiserlichen Truppen folgten denselben auf ihrem Rückzuge durch Piemont und bemächtigten sich hier mehrerer fester Plätze. — John Stuart Duc d'Albany war auf seinem Marsch gegen Neapel erst bis Velletri gelangt, als er die Nachricht von dem Verlust der Hauptschlacht erhielt. Von den Orsinis begünstigt, von den Colonnas verfolgt, gelang es ihm mühsam, Cività vecchia zu erreichen, wo er sich unter dem Schutze Dorias und La Fayettes auf der französischen Flotte nach Frankreich einschiffte.

Fassen wir den Feldzug von Pavia vom militärischen Gesichtspunkte aus zusammen, so erscheint es höchst interessant, wie sich der großartige Erfolg aus einem vollkommenen Fehlschlage entwickelt. — Der verfehlte Zug nach Frankreich, die erfolglose Belagerung von Marseille unter Bourbons Auspicien gehen ihm voraus. Von dem Augenblick an, daß die Leitung den Händen dieses französischen Magnaten entgleitet und auf den Marcheſe von Pescara übergeht, zeigt sich kühne Energie und kraftvolle Entschlossenheit. Auf einer kürzeren Straße, der Sehne des Bogens, welchen Pescara zieht, marschiert der überlegene Feind nach Oberitalien; aber doch gelingt es den Kaiserlichen, den Schnittpunkt ihrer Rückzugslinie mit der Operationslinie des Gegners vor diesem zu erreichen, und nun verfällt König Franz bei Pavia genau in denselben Fehler wie die Verbündeten früher vor Marseille: in langwieriger, vergeblicher Belagerung vergeudet er Zeit und Kraft. Als er diesen Fehler zu erkennen beginnt, versucht er ihn in abermals fehlerhafter Weise gut zu machen, nämlich durch die Detachierungen nach Neapel und Genua. Es ist Pescaras und Frundsbergs Verdienst, sich durch diese Diversionen nicht haben verführen zu lassen, vielmehr alle Kräfte zu geschlossenem Angriff vereint gehalten zu haben. Die Art dieses Angriffs, sowohl die langwierige Vorbereitung als die endliche Ausführung, sind freilich nicht eben zu loben. Unerhört in der Kriegsgeschichte,

beiſpiellos in Vor- und Folgezeit erſcheint es namentlich, wie hier eine ganze Armee angeſichts des Feindes und ſo, daß ihm die Flanke geboten wird, durch eine Mauerlücke zieht; und man bemerkt, wie ſich das auch ſofort beſtraft. Eigentümlich iſt ferner das kreuzweiſe Schlagen, quer über das Schlachtfeld hin, welches auch dadurch mit motiviert iſt, daß beide Heere in ihrer Ordre de Bataille auffallenderweiſe die Reiterei, eingliedrig en haye rangierte Ritterſchaft, in die Mitte ſtellen, während die Maſſen des Fußvolks auf den Flügeln ſtehen. — Die für die Taktik intereſſanteſte Seite der Schlacht iſt jedoch die Waffenwirkung. Auf franzöſiſcher Seite ſind Kavallerie und Artillerie denſelben Waffen im kaiſerlichen Heere unbedingt überlegen; ihr Erfolg war daher auch ſehr groß, ja er wäre wohl entſcheidend geweſen, wenn die Kavallerie ſich begnügt hätte, die von der Artillerie geſchüttelten Früchte aufzuleſen, ſtatt deren ſelbſt brechen zu wollen. Die damals eigentliche Schlachteninfanterie, die Pikeniere, galt auf beiden Seiten vor der Schlacht als gleichwertig; denn hier ſtanden Deutſche und Spanier, dort Deutſche und Schweizer. Aber abgeſehen davon, daß ſich die letzteren als depraviert erweiſen, verſteht es Frundsberg, durch eine Art Deployement ſeinem Gewalthaufen eine erhöhte Beweglichkeit zu geben, die im entſcheidenden Augenblicke von großer Wirkung iſt, verſteht es Pescara endlich — und dies iſt wohl der bedeutendſte Moment der Schlacht, — ſeine Musketiere in einer ganz neuen ſelbſtändigen Weiſe zu verwenden, über deren Erfolg nur eine Stimme bei den Zeitgenoſſen iſt. — Zuletzt darf man auch die moraliſchen Elemente nicht aus den Augen laſſen: auf franzöſiſcher Seite die chevallereske Unbeſonnenheit des Königs, die Unſelbſtändigkeit der Unterführer, die Feigheit Alençons, die Unzuverläſſigkeit der Schweizer; auf kaiſerlicher Seite die hohe Selbſtändigkeit von Männern wie Pescara und Frundsberg, die gemütlichen Strömungen in den Reihen der deutſchen Landsknechte, die ihre Brüder zu Pavia erledigen wollten, der allgemeine Wunſch der Truppen, zu ihrem Gelde zu kommen, und endlich der patriotiſche

Wille, den kaiſerlichen Namen Frankreich gegenüber mit neuer Glorie zu umgeben.

Der Erfolg von Pavia mahnt an den von Sedan. Aber der deutſche Kaiſer war bei Pavia nicht wie bei Sedan ſelbſt zur Stelle. Er ſaß fern zu Madrid und ſprach mit ſeiner Umgebung von dem Gang der Dinge in Italien, den er für ſehr gefährlich hielt, als ein Kurier vom Heere eintraf. Ohne vorher etwas von ſeinem Auftrage verlauten zu laſſen, trat er ein. „Sire!“ hub er an: „bei Pavia iſt es zur Schlacht gekommen, Eurer Majeſtät Truppen haben den Sieg davongetragen; die franzöſiſche Armee iſt vernichtet; der König ſelbſt iſt gefangen und befindet ſich in der Gewalt Eurer Majeſtät.“ — Es war als ob das Blut in Karls Adern ſtill ſtehe; lange ſtarrte er den Boten ſchweigend an, und wie in Beſtürzung wiederholte er endlich langſam die Worte des Hauptmanns: „Die franzöſiſche Armee iſt geſchlagen, und König Franz iſt mein Gefangener.“ — Stumm ging er in ein Nebengemach und warf ſich vor dem Bilde der Jungfrau nieder.*)

Karl V. hat ſeinen Sieg ſchlecht benutzt. Mit Recht rieten ihm ſeine Räte, ſofort aufs neue in Frankreich einzudringen und die Zerrüttung, welche dort infolge der Gefangennahme des Königs herrſchte, zu benutzen. Charles von Bourbon und Erzherzog Ferdinand waren gleicher Meinung. Der letztere erbot ſich, in Burgund einzufallen, ſobald das kaiſerliche Heer von Italien her wieder in die Provence vorrücke. Schon verſammelten ſich auch im Elſaß 15 000 deutſche Bauern, um über die Vogeſen in Frankreich einzubrechen.**) Aber Karl V. war weit entfernt von jener Energie, welche die deutſchen Heere von 1870/71 von Sedan nach Paris, Rouen, Le Mans, Dijon und Orleans geführt. Er dachte alles durch Unterhandlungen mit dem gefangenen Könige Franz ohne weiteren Schwertſtreich zu erreichen.

*) Nach Ranke.

**) Vergl. Boell: Der Bauernkrieg um Weißenburg Anno 1525. Weißenburg 1874.

Man brachte den hohen Gefangenen auf das an der Adda gelegene feſte Schloß Pizzighetone in die Obhut Alarcons, deſſen Treue man verſichert war. In ſeiner Einſamkeit ging noch einmal alles durch die Seele des Königs, was er beſeſſen, was er eingebüßt; noch einmal durchlebte er alle Aufregungen der Schlacht. Eine Ballade, welche er zu Pizzighetone gedichtet und welche wohl an ſeine geliebte Schweſter, die Königin Margarethe von Navarra gerichtet iſt, läßt das deutlich erkennen. Ihre erſte Strophe lautet:

Triste penser en prison trop obscure
L'honneur, le soing, le debvoir et la cure
Que je sautiens, des malheureux souldarts
Devant mes yeuls desquels j'ai la figure,
Qui par raison et aussi par nature
Debvoient mourir entre picques et dards,
Plustost que veoyr fuir leurs estandards,
Me font perdre de raison l'attrempance,
Quand de te veoyr j'ai perdu l'esperance!

Die Schlußzeile wiederholt ſich als Refrain durch alle Strophen.*) — In Pizzighetone erſchien Herr v. Büren mit den Friedensvorſchlägen Karls V. bei dem Könige: es waren im weſentlichen die Zielpunkte des urſprünglichen Bündniſſes zwiſchen dem Kaiſer, dem Könige von England und dem Herzoge von Bourbon: Verzicht Frankreichs auf Flandern und Italien, Rückgabe Burgunds an Spanien-Öſterreich, verſchiedene Vorteile für England und Einſetzung Bourbons in ſein Erbe, ſowie Belehnung desſelben mit der Provence. Franz lehnte alle dieſe Vorſchläge ab, indem er ſehr richtig erklärte, daß man zwar im Beſitze ſeiner Perſon, aber keines einzigen Dorfes von Frankreich ſei.

Offenbar ſtanden langwierige Verhandlungen bevor; offenbar hatte man einen großen Fehler begangen, als man den günſtigen Moment verſäumte, in Frankreich einzufallen. Der war aber vorüber. Das kaiſerliche Heer in Italien, unbezahlt und nur

*) Vergl. Poésies du Roi François I etc. par Champollion Figeac. Paris 1847.

kurze Zeit durch die Beute zufriedengeſtellt, war ſchon bald nach der Schlacht unruhig geworden, und die Anführer hatten bei den Fürſten und Städten des Landes beträchtliche Anleihen machen müſſen, um die Truppen zu befriedigen. Aber die aufgebrachten Summen genügten nicht lange, und binnen kurzem hatte man ſich genötigt geſehen, die deutſchen und die italieniſchen Söldner zu entlaſſen. Ein Teil der Spanier verließ die Fahnen, um die reiche Beute nach Hauſe zu bringen. — Als Franz I. nun die Friedensanträge des Kaiſers abwies, verfügte man über kein kriegsfähiges Heer mehr, und zu dieſem Übel geſellte ſich ſofort ein zweites: der Abfall der Bundesgenoſſen, welche Karl V. um ſeinen Sieg beneideten. Heinrich VIII. von England ſchloß im Auguſt 1525 ein Verteidigungsbündnis mit Frankreich; die Staaten der italieniſchen Halbinſel traten großenteils zu einem Bunde zuſammen, als deſſen Generalkapitän der franzoſenfreundliche Giovanni Medici fungierte, derſelbe, welcher in den Vorgefechten von Pavia verwundet worden war. Unter ſolchen Umſtänden ſchien eine lang andauernde Gefangenhaltung Franzens in Oberitalien gefährlich, und es gelang der Gewandtheit Lannoys, des Vizekönigs von Neapel, gegen den Willen Pescaras und Bourbons, den Gefangenen nach Spanien zu entführen.

Zu Madrid kam dann am 14. Januar 1526 der Friede zuſtande, deſſen Bedingungen von faſt allen Schriftſtellern als unbillig, ungroßmütig und maßlos verſchrien worden ſind. Mit Recht tritt der Freiherr von Schwartzenau in ſeinem Werke über Bourbon dieſem landläufigen Urteil entgegen. „Franz gab Burgund zurück, eine Provinz, auf welche der Kaiſer die gerechteſten Anſprüche hatte; er entſagte der Lehnsherrlichkeit über Flandern und Artois, d. h. bei dem Machtverhältniſſe des Lehnsherrn (Franz) zum Lehnsträger (Karl) einer bloßen Förmlichkeit; er gab ſeine zweifelhaften Anſprüche auf Mailand auf, das ſich tatſächlich ja ſchon in des Kaiſers Hand befand; er reſtituierte dem Herzoge von Bourbon ſeine Stammlande, ohne ihn bezüglich der Anſprüche auf die Provence zu befriedigen.

Wo zeugen ſo mäßige Bedingungen von übermäßiger Härte? Außerdem wurde ein Bündnis zwiſchen Spanien und Frankreich geſchloſſen; Bourbon entſagte der Hand der ihm verlobten Königin-Witwe Eleonore von Portugal, welche der Kaiſer dem Könige Franz vermählte und welcher er, abgeſehen von der Ausſteuer, ſeine Anſprüche auf Macon, Auxerre und Bar ſur Seine mitgab.

Am 18. März 1526 wurde Franz I. auf der Bidaſſoabrücke zu Fuenterabia gegen ſeine beiden, zu Geißeln beſtimmten Söhne ausgewechſelt. Sobald er das franzöſiſche Ufer betrat, warf er ſich auf ein bereitſtehendes türkiſches Pferd und brach fortſprengend in den jubelnden Ruf aus: „Je suis le Roy! Je suis le Roy!*) — Der große Ringkampf zwiſchen Spanien und Frankreich ſchien beendet. Aber es ſchien nur ſo! Einige Stunden vor Unterzeichnung des Madrider Friedens hatte König Franz in Gegenwart der anweſenden franzöſiſchen Großen die notarielle Erklärung niedergelegt: „daß er den Traktat gegen ſeinen Willen und nur zum Scheine annehme, daß er ihn als erzwungen und nichtig betrachte und entſchloſſen ſei, ihn nicht zu erfüllen.“ — Unmittelbar darauf ſchwur er dem Kaiſer, „wieder als Kriegsgefangener nach Spanien zurückzukehren, wenn binnen ſechs Wochen die Übergabe Burgunds und binnen vier Monaten die völlige Ratifikation der Friedensbedingungen nicht erfolgt ſei.“ Der Roi gentilhomme brach dieſen Eid ohne Zögern. Die allgemeinen politiſchen Verhältniſſe ermutigten ihn dazu, und der Neuausbruch des Krieges in Italien lehrte, daß die Gefangennahme eines Souveräns nur dann Wert hat, wenn man auch Herr ſeines Reiches iſt, daß ein Sieg nur dann Früchte trägt, wenn man ihn verfolgt, und namentlich uns Deutſchen zeigt dies Schauſpiel im Spiegel der Vergangenheit anſchaulich und klar, wie wohl König Wilhelm tat, als er nach Sedan keinen voreiligen Frieden mit Frankreich ſchloß.

*) Sandoval.

4. Der Große Kurfürst bei Fehrbellin, Wolgast und Stettin 1675—1677.*)

Seit den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts trat in Europa das gewaltige Übergewicht Frankreichs deutlich hervor. Endgültig waren diesem kriegerischen Einheitsstaate im Westfälischen Frieden die von ihm geraubten Bistümer Metz, Toul und Verdun überlassen worden; die habsburgischen Stammlande im Elsaß waren ihm anheimgefallen; der Besitz von Breisach und das Besatzungsrecht in Philippsburg hatten den Oberrhein bis Worms seiner Macht unterworfen und dieser die Tore Süddeutschlands geöffnet. Bei der Kaiserwahl von 1658 hätte Louis XIV. die deutsche Krone davongetragen, wenn nicht Brandenburg seinen Umtrieben mit aller Macht entgegengetreten wäre; immerhin gelang es dem „größten Könige der Christenheit" damals doch, jenen Rheinbund zu schaffen, der ihm in den westdeutschen Fürsten eine dienstbereite Gefolgschaft sicherte. Österreich war durch Aufstände der Ungarn und durch den Türkenkrieg in Anspruch genommen, Spanien erschöpft, und so durfte es denn der „Sonnenkönig" wagen, im Frühjahr 1667 den Versuch zu machen, sich der spanischen Niederlande zu bemächtigen und zugleich den einen Prinzen seines Hauses auf den polnischen Thron zu erheben, also auch Norddeutschland von Westen und Osten her zu umklammern. Dem ihm entgegentretenden Dreibunde von England, Schweden und Niederland war es zu verdanken, daß Louis XIV. sich im Aachener Frieden mit dem

*) Aus dem „Hohenzollern-Jahrbuch". 1. Jahrgang 1897.

Erwerbe des französischen Flanderns und der belgischen Grenzfestungen begnügen mußte, und um den Anschluß Brandenburgs an jenen Dreibund zu verhindern, war er gezwungen, auf seinen polnischen Plan überhaupt zu verzichten. — Allein bald gelang es ihm, in meisterhaften Verhandlungen England und Schweden auf die Seite Frankreichs herüberzuziehen und die Niederlande zu vereinzeln. In dem glänzenden Feldzuge von 1672 überzog der König ihr ganzes Gebiet bis auf die Provinzen Holland und Seeland. Nun aber erfolgte hier der Sturz der unfähigen Aristokratenpartei; Prinz Wilhelm III. von Oranien ergriff als Statthalter die Führung, und ihm zur Seite trat Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Da die Franzosen bei ihrem Angriff auf die Niederlande auch das Gebiet des Deutschen Reiches rücksichtslos verletzt hatten, so sah der Kaiser sich genötigt, dem Kurfürsten einen Heerkörper zu Hilfe zu senden, freilich mit der bald erkennbaren Nebenabsicht, den tatenfreudigen Hohenzollern zu überwachen, ja zu lähmen. Wohl zog Friedrich Wilhelms Vorgehen einen großen Teil des französischen Heeres von den Niederlanden ab und machte ihnen Luft; aber die Untätigkeit seiner angeblichen kaiserlichen Verbündeten und die Besetzung seiner eigenen kleveschen Lande durch französische Übermacht zwang den Kurfürsten im Juni 1673 zu dem Frieden von Vossem, um wenigstens wieder Herr in seinem niederrheinischen Erbe zu werden. — Höchst ungern hatte er diesen Frieden geschlossen und sich ausdrücklich vorbehalten, nicht an ihn gebunden zu bleiben, falls es gegen Frankreich zum allgemeinen Reichskriege käme.*) Dies geschah bereits im nächsten Jahre.

In jähem Friedensbruche hatte Turenne im Februar 1674 die Pfalz überwältigt, Trier besetzt und den österreichischen

*) Camp de Vossem 6. Juin 1673 Art. 9 „. . . le dit Sieur Electeur aiant témoigné, qu'il ne pourrait être engagé à rien qui pût être contre l'empire, et qu'il se reservait les mains libres en cas qu'il fût attaqué."

Feldherrn Bournonville bis Frankfurt a. M. zurückgeworfen. Da endlich ermannte ſich das Reich. Köln und Münſter kehrten zum Gehorſam zurück, und der Reichstag zu Regensburg beſchloß den Reichskrieg. Im Oktober 1674 überſchritt Friedrich Wilhelm, „le maudit electeur“, wie der Franzoſenkönig ihn nannte, an der Spitze von 20 000 Mann den Rhein, um im Elſaß an der Seite des kaiſerlichen Heeres dem Marſchall Turenne entgegenzutreten. Abermals wiederholte ſich jedoch das traurige Schauſpiel von vor zwei Jahren. Der völlige Mangel an Einverſtändnis zwiſchen dem Kurfürſten und dem zaghaften Bournonville verdarb den Krieg von Grund aus, und nachdem Friedrich Wilhelm im Dezember zu Straßburg ſeinen hoffnungsvollen tapferen Sohn, den Kurprinzen Karl Aemil, an einem hitzigen Fieber verloren hatte und am 10. Januar 1675 ein letztes Treffen bei Türkheim unentſchieden geblieben war, gaben die Verbündeten das Elſaß auf und bezogen Winterquartiere, die der Kurfürſt in Franken nahm.

Frankreich war jedoch nicht der einzige Gegner, der unſer Vaterland bedrängte. Schweden, deſſen Staatskunſt ſeit Guſtav Adolfs Tagen die Herrſchaft über die Oſtſee erſtrebte, hatte im Weſtfäliſchen Frieden noch größere Anſprüche durchzuſetzen vermocht. Der Beſitz von Stettin, Verden und Bremen unterband zwei Pulsadern Deutſchlands: Oder und Weſer, und bedrohte die zwiſchen ihnen ſtrömende Elbe. Der Beſitz Wismars, ſowie die Erhebung der ‚Lizenten‘ an der pommerſchen und preußiſchen Küſte ſteigerte dieſe Machtſtellung, ſchädigte den deutſchen Oſtſeehandel empfindlich und unterwarf ihn ſchwediſcher Willkür. — Es lag auf der Hand, daß die Deutſchen ſich eine ſolche Beſchlagnahme und Ausbeutung nur ſo lange gefallen laſſen würden, als ſie zu ſchwach waren, ſich ihrer zu erwehren. Schon hatte Kurfürſt Friedrich Wilhelm es einmal verſucht, das Joch abzuſchütteln. Er hatte im Jahre 1658 im Vereine mit den Dänen die Schweden ſiegreich bekämpft und damals der Nation ihre Schande geſchildert in der herrlichen Flugſchrift ‚An den

ehrlichen Deutſchen'. „Siehe an dein edles Vaterland;“ ſo hieß es dort, „es iſt leider im letzten Kriege unter dem Vorwande der Religion und Freiheit gar jämmerlich zugerichtet und an Mark und Bein dermaßen ausgeſogen, daß von dem einſt ſo herrlichen Körper ſchon nichts mehr übrig iſt als das Skelett. Gedenke, daß du ein Deutſcher biſt! — Was ſind Rhein, Elbe, Oder, Weſerſtrom heute anders als fremder Nationen Gefangene!? Was iſt unſere Freiheit und Religion mehr, als daß Fremde damit ſpielen!?“ — Ein deutſcher Fürſt, der ſolche Worte ſprach und der ſolche Schwerthiebe ſchlug wie der brandenburgiſche Kurfürſt, der war wohl der am meiſten zu fürchtende Gegner des herriſchen ſkandinaviſchen Adels, der ſeit 40 Jahren gewohnt war, das deutſche Land als zinspflichtigen Boden zu behandeln, und der raſtlos das Ziel verfolgte, über Polen, Dänemark und Deutſchland dauernd zu gebieten. — Jede Gelegenheit, dieſe brandenburgiſche Macht zu demütigen, mußte den Schweden willkommen ſein.

Schon zu der Zeit, da Friedrich Wilhelm, vaterländiſcher Begeiſterung voll, gegen die Franzoſen nach dem Elſaß aufgebrochen war, hatte er die Kunde erhalten, daß Louis XIV. den Schwedenkönig Karl XI. zu bewegen ſuchte, in die Mark Brandenburg einzufallen, um ſo die Märker vom Rheine abzulenken. Der Kurfürſt hatte ſich dadurch nicht irre machen laſſen. Mußte er doch, ganz abgeſehen von den großen politiſchen Fragen, von vornherein darauf gefaßt ſein, daß Karl XI. jede Gelegenheit benutzen werde, ihm zu ſchaden, weil zwiſchen Brandenburg und Schweden ſeit dem Erlöſchen des pommerſchen Herzogsgeſchlechtes ein dauernder Gegenſatz beſtand. Dem rechten Erben von ganz Pommern, dem Kurfürſten, hatte der Friede von Münſter die Odermündungen, Rügen und Vorpommern vorenthalten und die Schweden in den förmlichen Beſitz dieſer während des Dreißigjährigen Krieges von ihnen eingenommenen Lande geſetzt, und der Friede von Oliva hatte ſie in dieſem Beſitze beſtätigt trotz der herrlichen Waffentaten des branden-

burgiſchen Heeres im Jahre 1658, welche einen Augenblick in Deutſchland die Hoffnung erweckt hatten, die nordiſche Fremdmacht wieder vom Boden unſeres Vaterlandes verdrängen zu können. Schweden hatte jenen ihm trotz ſeiner Bedrängnis ſo günſtigen Vertrag dem Einſchreiten Frankreichs, ſeines ‚Mitgaranten des Weſtfäliſchen Friedens‘ zu verdanken gehabt und blieb ihm dafür verbunden. Leicht hatte Frankreich daher den alten Kampfgenoſſen aus dem die Niederlande ſchützenden Dreibunde löſen können, und durch die mit franzöſiſchem Gelde unterhaltene Aufſtellung ſchwediſcher Truppen in Bremen und Pommern übte Karl XI. dauernden Druck auf die norddeutſchen Stände aus und verhinderte die Bildung einer franzoſenfeindlichen Partei unter ihnen. Als nun 1674 der Reichskrieg verkündet wurde, wäre auch Schweden als Reichsſtand verpflichtet geweſen, Truppen dafür zu ſtellen; doch weit entfernt davon, dies zu tun, ſchickte es ſich im Gegenteil an, den Brandenburgern in den Rücken zu fallen. Am 16. Dezember 1674 beſetzte der ſchwediſche General Dalwig von Bremen aus die Ukermark; vierzehn Tage ſpäter folgte ihm von Pommern her der Reichsmarſchall Graf Karl Guſtav Wrangel und nahm ſein Hauptquartier in Prenzlau. Auf die Beſchwerde des Statthalters der Mark, Fürſten Johann Georg von Anhalt, antwortete Wrangel, es ſei keineswegs die Abſicht ſeines Herrn, den Krieg gegen Brandenburg zu eröffnen; Schweden vermöge aber die Laſt ſeines ſtehenden Heeres im eigenen Lande nicht mehr zu ertragen und habe Teile davon an Orte bringen müſſen, „wo ſie zu leben hätten“. Übrigens verſichere er im Namen ſeines Königs, daß dieſe „Erweiterung der Quartiere“ aufhören würde, ſobald der Kurfürſt die Sache der Verbündeten verlaſſe.

Friedrich Wilhelm begegnete dieſem offenbaren Hohne mit ruhiger Würde. „Das kann den Schweden leicht Pommern koſten!“ rief er ſtolz und ſelbſtbewußt bei dem Empfang der Nachricht aus; und ſein erſter Gedanke war der, ſofort „eine Kavalkade nach der Heimat“ zu machen. Tat er das aber, ſo

ging er ſicherlich der ihm von ſeinen Bundesgenoſſen bisher gezahlten Hilfsgelder verluſtig, die allein ihm geſtatteten, ſeine Truppenmacht auf einer Höhe von faſt 30 000 Mann zu erhalten, und falls der Zug nicht vollkommen gelang, ſo brachte er gewiß die heimlichen Freunde Schwedens zum offenen Anſchluß an dieſe Macht; ſtatt dieſe zu vereinzeln, verſtärkte er ſie. Es bedurfte alſo erſt eines diplomatiſchen Feldzuges, um den beabſichtigten Kriegszug gehörig vorzubereiten.

Der Kurfürſt blieb ſeinem bisherigen Bündniſſe entſchloſſen treu und ließ nach Wien wie nach dem Haag hin wiſſen: er vertraue darauf, daß, wenn er jetzt in ſeinem eigenen Lande angegriffen werde, ihm die Hilfe derer nicht fehlen werde, für deren Verteidigung er die Waffen ergriffen habe. Dieſe Hilfe ſicherten die Verbündeten ihm auch zu, verlangten aber, daß noch ein letzter Unterhandlungsverſuch gemacht werde, bevor man gegen die Schweden zum äußerſten ſchreite. Natürlich mißlang dieſer Verſuch, und nun beantragten die Generalſtaaten den Reichskrieg auch an Schweden zu erklären. — Von der Reichshilfe verſprach der Kurfürſt ſich nicht viel; waren doch ſelbſt die norddeutſchen Stände zum Teil unſicher in ihrer Haltung; hatte Hannover doch ſogar ein Schutz- und Trutzbündnis mit den Schweden abgeſchloſſen. Nach Friedrich Wilhelms Plane ſollte ſich Oranien mit 16 000 Niederländern und etwa 5000 Mann des Biſchofs von Osnabrück gegen Bremen wenden; die Dänen ſollten mit 20 000 Mann Schonen angreifen; er ſelbſt wollte, unterſtützt durch die 14 000 Mann der braunſchweigiſchen Herzöge, die Marken befreien und den Hauptſtoß gegen Schwediſch-Pommern führen. Außerdem ſollten etwa 10 000 Kaiſerliche aus Schleſien zu ſeinem Beiſtande in Bewegung geſetzt werden. Im Sinne dieſes Planes arbeiteten nun die Geſandten Friedrich Wilhelms, der das Ergebnis ihrer Verhandlungen in Schweinfurt erwartete, wo er in Mitte ſeiner Truppen am letzten Januar eingetroffen war. Etwas früher ſchon hatte er geheime Verhandlungen mit Erfurt angeknüpft, infolge deren im März die Fußvolks-Regi-

menter Derfflinger und Schöning dorthin verlegt wurden, offenbar, um bei dem Marſche nach der Mark die Entwicklung aus den Päſſen des Thüringer Waldes zu ſichern.

Oranien hegte den lebhaften Wunſch, ſich perſönlich mit dem Kurfürſten zu beſprechen, und die beiden Fürſten gaben ſich ein Stelldichein in Kleve, das am 10. März ſtattfand. Friedrich Wilhelm war anfangs der Meinung, daß der Krieg mit dem Angriffe auf Bremen und Schonen beginnen ſolle, ſchloß ſich dann aber dem Gedanken Oraniens an, der dahin ging, daß man nach der Befreiung der Mark die Hauptmacht ſogleich gegen Vorpommern entfalten müſſe, zumal die Dänen ſich weigerten, früher gegen Schweden loszubrechen als die Brandenburger, weil andernfalls Graf Wrangel ſich auf die Elbherzogtümer werfen und dadurch einen ſchweren Druck auf die leitenden Kreiſe Kopenhagens ausüben werde. Zu feſten Abmachungen kam es in Kleve übrigens noch nicht. Die Abſicht der Generalſtaaten ging dahin, neben dem Schwedenkriege den Kampf gegen Frankreich mit voller Kraft weiterzuführen; das aber ſtellte Anforderungen an die Leiſtungen Öſterreichs, zu denen ſich dies nicht herbeilaſſen mochte, zumal ſein Feldherr, Graf Montecuccoli, dem Kriege mit zwei Fronten überhaupt abhold war. Infolgedeſſen ſtockten die Verhandlungen zum höchſten Verdruſſe des Kurfürſten, in deſſen Landen die Schweden indeſſen übel hauſten.

Dieſe ſelbſt aber gaben jetzt Anlaß zu einer Änderung der Haltung Öſterreichs. Seit Mitte März ſchoben ſie nämlich ſtarke Truppenmaſſen von der Neumark in das Herzogtum Kroſſen und gegen die Grenze Schleſiens vor, zu deſſen Schutz nur wenige Tauſend Mann verfügbar waren. Die kaiſerlichen Erblande ſchienen bedroht. Nun wendete ſich Leopold I. an Friedrich Wilhelm und verſprach, ſeine ſchleſiſchen Truppen ſofort auf den Kriegsfuß zu ſetzen und ſie zum Kurfürſten ſtoßen zu laſſen, ſobald dieſer gegen die Schweden in den Marken vorgehen werde. Hierhin hatte Friedrich Wilhelm inzwiſchen alle im Kleveſchen, Halberſtädtiſchen und Hinterpommern irgendwie verfügbaren

Truppen befehligt; die Leibgarde zu Fuß in Berlin wurde von 750 auf 1200 Mann durch Werbungen verstärkt, und dem Statthalter schrieb der Kurfürst: „Zugleich haben Ew. Liebden mit unserm Oberjägermeister, dem v. Oppen, zu reden, daß er alle Pässe, wodurch man von der pommerschen Seite ins Land kommen kann, wohl verhauen lasse, wie auch, daß derselbe alle Schützen und Haidereuter beritten mache und selbige verbergen solle, welche dann Ew. Liebden zu sich nach Berlin ziehen können." Sogar das halbvergessene Aufgebot der ritterlichen Lehnpferde wurde verfügt. So hoffte der abwesende Landesherr die Dinge hinfristen zu können, bis er selbst einträfe, was, wie er meinte, sehr bald der Fall sein werde.

Im Haag jedoch kamen die verhandelnden Gesandten nicht von der Stelle. Streitigkeiten über den beabsichtigten Seekrieg, über die Pflichten der Kaufleute, die Schließung der Häfen und die Kaperei, namentlich aber über die Verwendung der braunschweigischen Truppen ließen Woche um Woche der doch so kostbaren Zeit ungenützt verstreichen. Da eilte der Kurfürst, obgleich kaum von einem schweren Gichtanfall halbwegs genesen, nach der holländischen Hauptstadt, um die Meinungsverschiedenheiten persönlich auszugleichen. Er brachte es zu einem, allerdings auch nur vorläufigen Abkommen. Dänemark sollte zunächst nicht nach Schonen hinübergehen, sondern seine durch niederländische Schiffe verstärkte Macht gegen Pommern entwickeln. Falls König Christian sich dessen weigere, so sei den Brandenburgern gestattet, die Braunschweiger zur Mitwirkung heranzuziehen, die andernfalls gegen Frankreich in Tätigkeit zu treten hätten. Der Kurfürst selbst werde natürlich die Schweden in der Mark angreifen. Auf solche Weise glaubte er sich nicht nur freie Hand zur eigenen Kriegführung, sondern auch mächtige Unterstützung dazu verschafft zu haben.

In Wirklichkeit lagen die Dinge aber lange nicht so gut. Dänemark wollte, bevor es tätig eingriffe, den Ernst Hollands und des Kaisers sehen; von der holländischen Flotte war indessen

noch kein Schiff ausgerüſtet. Der Kaiſer wieder erklärte: ſolange Dänemark Schwierigkeiten mache, ſei er nicht in der Lage, ſeine ſchleſiſchen Truppen nach Norden zu ſenden. Dabei blieben die dem Kurfürſten verſprochenen Hilfsgelder aus; ſogar von den früher fälligen Summen ſchuldeten die Niederlande noch ſechs, Spanien ſieben Monate. Achttauſend Mann, welche Oranien gegen die Schweden bei Bremen geſammelt, wurden nach Flandern berufen; die braunſchweigiſchen Truppen ſtanden jenſeits des Rheins, und niemand war imſtande, den 13 000 Mann des Herzogs von Hannover entgegenzutreten, falls dieſer für Schweden losſchlug, was man in jedem Augenblick erwarten konnte. Dasſelbe galt von Holſtein-Gottorp; auch Kurbayern war mit Schweden verbündet; Hamburg unterhandelte mit ihm; Kurſachſen war ganz unberechenbar, und Polen zeigte ſich ſo ſchwedenfreundlich, daß Johann Sobieski den 12 brandenburgiſchen Dragonerkompagnien, welche gegen die Türken mitgefochten hatten, die äußerſten Schwierigkeiten auf dem Heimwege bereitete und keiner oſtpreußiſchen Truppe den Weg durch das polniſche Preußen geſtattete. — Alles das ſtimmte die Verbündeten ſehr bedenklich. Dem Kurfürſten riß endlich die Geduld. Er erkannte, daß ſeine zaudernden Bundesgenoſſen wohl nur dann in Bewegung zu ſetzen ſeien, wenn er ſie fortreiße durch eine kühne Tat. Am 6. Mai verließ er den Haag und ging über Antwerpen und Kleve nach Schweinfurt zurück. Sein Erſcheinen wirkte hier ſchon befreiend und ſegensreich; denn die ſehr verſtimmten Truppen, die kein Verſtändnis für die politiſchen Geſichtspunkte hatten, welche den Kurfürſten ſo lange fern von ihnen gehalten, und die angeſichts der ſchlimmen Nachrichten aus der Heimat ihre eigene Untätigkeit nicht zu begreifen vermochten, faßten nun wieder Zutrauen und Hoffnung. Am 26. Mai erteilte Friedrich Wilhelm den Befehl zum Antritt des Marſches, der in drei Heerſäulen ausgeführt wurde und auf das genaueſte geregelt war. Jedes Quartier, die Anzahl der begleitenden Wagen, die Raſtzeit für die Speiſung der Mannſchaft: alles war im voraus

feſtgeſtellt. Reitende Boten brachten dem Statthalter der Marken, Johann Georg von Anhalt, fortlaufend Nachrichten über den Verlauf des Marſches. So überſchritt der Kurfürſt den Thüringer Wald und nahm am 29. Mai ſein Hauptquartier zu Ilmenau.

Hier empfing er die wichtigſten Nachrichten. Er erfuhr, daß die Schweden beabſichtigten, ſich der Elbpäſſe zu bemächtigen, unterſtützt von Hannover und Münſter die brandenburgiſchen Lande Halberſtadt und Minden zu beſetzen und ſich dann womöglich auf dem weſtlichen Kriegsſchauplatze mit den Franzoſen zu vereinigen. Hierin lag nicht nur für den Kurfürſten, ſondern für alle ſeine Verbündeten eine unermeßliche Gefahr. Sofort beſchloß Friedrich Wilhelm, ſeinen Gegnern an der Elbe zuvorzukommen und ihre Verbindung mit den Hannoveranern zu vereiteln. Die Dänen, welche ſich inzwiſchen verpflichtet hatten, ein Heer bei Hamburg zuſammenzuziehen, waren von der Durchführung dieſes Unternehmens noch weit entfernt; auf Wochen hinaus war der Kurfürſt lediglich auf ſeine Streitkräfte angewieſen; aber er entſchied ſich dafür, das äußerſte mit ihnen zu leiſten, und trat am 6. Juni den Marſch an die Elbe an. — Es war ein Entſchluß von weltgeſchichtlicher Bedeutung; denn falls der ſchwediſche Plan gelang, ſo war die Vorherrſchaft der Fremden in Deutſchland feſter begründet als jemals. — Schon faßt Louis XIV. aufs neue die Eroberung der Niederlande ins Auge; ſchon erwartet er von dem Vormarſche der Schweden die vollſtändige Zerſetzung des Reichskörpers. — Da gebietet der Kurfürſt — allein mit ſeinen eigenen Heereskräften — ſolchen weitausgreifenden verderblichen Unternehmungen der Feinde Deutſchlands unerwartet ein plötzliches Halt.

Es war ein ſchlimmes halbes Jahr geweſen für die Mark ſeit dem Einbruch der Schweden. Sie hatten je länger, deſto ärger gehauſt. Als ihr Oberbefehlshaber, der Reichsmarſchall oder, wie ſein Amtstitel lautete, der „Feldherr“, welcher krankheitshalber nach Wolgaſt zurückgekehrt und von ſeinem Bruder, dem Generalleutnant Wolmar Wrangel vertreten worden war,

endlich ſelbſt in die Mark zurückkehrte, war er ganz entſetzt über die Zuſtände, die ihm entgegentraten. Zürnend ſchreibt er ſeinem Bruder: „daß ich aller Orten, woſelbſt ich durchgereiſt, mit großer Beſtürzung und Mißvergnügen wahrnehmen müſſen, wie man auf dem Marſche dergeſtalt übel gehauſet und umbgangen, daß die Leute gerüttelt, keine Kirche verſchont und dermaßen alles zugerichtet, daß bei Menſchengedenken und ſolange ich Soldat bin, unter Chriſten dergleichen nicht mag gehört ſein; dahero nicht allein Land und Leute verderbet ſondern auch Ihrer Köngl. Majeſtät Armee in ſolchen Zuſtand könnte geſetzet werden, daß ſie keine fernere Subſiſtenz finden ſondern aus dem Lande wieder verlaufen möchte, zumal noch mit Abnahm- und Wegtreibung des Viehs ſolche Exorbitantien verübet, daß ich . . . gewiſſenshalber an Ihro Königl. Majeſtät ein ſolches zu berichten genötigt werde. — —“ Wenn das der feindliche Oberbefehlshaber von der Haltung ſeines eignen Bruders ausſagt, ſo kann man ſich die Sprache der märkiſchen Landsleute denken.

Der Statthalter der Mark, der Fürſt von Anhalt, hatte den Schweden gegenüber mit äußerſt geringen Mitteln, doch mit großer Treue und Umſicht eine achtunggebietende Haltung eingenommen. Ehemalige Offiziere übten und befehligten die aufgebotene Landmiliz; Streifparteien bis zur Stärke von 400 Pferden unterbrachen oder bedrohten doch die Verbindungen der Eindringlinge, und ſo war es gelungen, dieſe bisher an der Beſitznahme bedeutenderer Plätze zu hindern: nur das Schloß Löcknitz war in ihre Hände gefallen, was den Kurfürſten höchlichſt erzürnt hatte. Dieſer verlangte die bewaffnete Volkserhebung: Edelleute, Bürger und Bauern ſollten den Feinden ſo viel Schaden wie möglich tun „und ihnen die Hälſe entzwei ſchlagen.“ Das geſchah denn auch nach Kräften: aber viel Hinderniſſe legte der Parteigängerkrieg in der Kurmark der Ausbreitung der Schweden doch nicht in den Weg. In der Altmark ſtand freilich die geſamte Mannſchaft des Landes auf, um unter ihrem Landrate Achaz von der Schulenburg den heimiſchen Herd zu

verteidigen. Ihre Kompagnien führten Fahnen mit dem roten Adler und der Inſchrift: „Wir ſind Bauern von geringem Guth Und dienen unſerm Gnädigſten Churfürſten und Herrn mit unſerm Bluth.“ Sie lagerten längs der Elbe, machten die Furten mittels hineingeworfener Eggen ungangbar, ſtellten die alte Werbener Schanze wieder her und ſchienen entſchloſſen, den Schweden den Übergang über den Strom zu wehren. — Es war das ein ſchönes Zeichen treuer Anhänglichkeit und ſelbſtbewußter Haltung; in der Mittelmark jedoch hatte der Fürſt von Anhalt viel zu ſorgen, um die ſich beſtändig ſteigernde Unzufriedenheit der Brandenburger zu beſchwichtigen, welche murrten, daß der Kurfürſt ſie im Stiche laſſe. Damals ging heimlich eine Denkmünze von Hand zu Hand, die Friedrich Wilhelm hatte prägen laſſen und die einen ruhenden Löwen darſtellte mit der Umſchrift ‚Dormiendo vigilo.‘ Sie ſollte den Märkern die Verſicherung geben, daß ihr Landesherr unausgeſetzt die traurige Lage ſeiner Untertanen im Auge behalte. Das war ja tröſtlich, doch nicht genug. — Es war Zeit, daß er kam.

Gegen Ende des Maimonats bemächtigten die Schweden ſich der Havelübergänge bei Oranienburg, Rathenow und Havelberg, ſowie der Päſſe von Cremmen und Fehrbellin, und nunmehr ergab ſich ihnen auch die Stadt Brandenburg. Hier nahm der Generalleutnant Wolmar Wrangel, des Feldherrn Bruder, ſein Quartier und verſammelte da die Hauptmaſſe des Fußvolks. Er plünderte den Dom, erpreßte bedeutende Geldſummen und ſandte drei mit Beute beladene Schiffe nach Havelberg, die übrigens vom brandenburgiſchen Rittmeiſter von Görne genommen wurden. Etwas abwärts nach Rathenow zu lag die ſchwediſche Reiterei. Rathenow ſelbſt war mit einem Dragonerregiment beſetzt. Im ganzen verfügten die Schweden an der Havel über etwa 17 000 Mann. Ein Handſtreich, den ſie auf Spandau verſuchten, mißlang; wohl aber beſetzten ſie auch Potsdam. — Am 12. Juni traf der ſchwediſche Feldherr in Havelberg ein und befahl den in Brandenburg und Rathenow ſtehenden

Truppen, ebendorthin aufzubrechen; denn Havelberg, wo er den Hannoveranern leicht die Hand reichen konnte, hatte er zum Ausgangspunkte ſeiner weſtelbiſchen Unternehmungen beſtimmt. Dort ſollten alle Brückenzüge und alle Vorräte vereinigt werden. — Man wußte wohl, daß der Kurfürſt Franken verlaſſen habe, meinte jedoch, er ſei krank und noch viel zu fern, um das ſchwediſche Heer beim Überſchreiten der Elbe zu ſtören. — Zunächſt galt es einer Unternehmung auf Magdeburg, wo verräteriſche Verbindungen angeknüpft waren, die freilich entdeckt und vereitelt wurden.

Am 10. Juni war in Magdeburg wie in allen kurfürſtlichen Landen ein ſtrenger Bußtag abgehalten worden, an welchem Menſch und Vieh gefaſtet hatten. Tags darauf traf Friedrich Wilhelm dort ein und erhielt die Gewißheit, daß die Schweden noch nicht von ſeiner Nähe unterrichtet waren. Um dies auch fürder zu hindern, wurden die Stadttore geſchloſſen, die Verbindungen mit Havelberg und Brandenburg unterbunden und alle erreichbaren Elbfahrzeuge bei Magdeburg geſammelt. — Man erwog nun im Kriegsrate, was zu tun ſei. — Havelberg oder Brandenburg anzugreifen, erſchien angeſichts der dortigen überaus ſtarken Stromſtellungen ſehr gewagt; es wurde daher beſchloſſen, ſich auf das ſchwachbeſetzte Rathenow zu werfen, durch deſſen Wegnahme die feindliche Front in der Mitte zu durchbrechen und dann je nach Umſtänden die eine oder die andere der beiden getrennten Abteilungen anzugreifen und vereinzelt zu ſchlagen. Dieſer Entſchluß wurde juſt an demſelben Tage gefaßt, an welchem Wrangel den in Brandenburg und Rathenow ſtehenden Truppen den Befehl erteilt hatte, ſich an ihn heranzuziehen. Es wurde verhängnisvoll für dieſe, daß ſie den Abmarſch verzögerten, um noch einmal Brot zu backen.

Zu der Unternehmung auf Rathenow beſtimmte der Kurfürſt ſeine geſamte verfügbare Reiterei (Küraſſiere), etwa 5500 Pferde, ferner 800 Dragoner und 1350 ausgeſuchte Musketiere, die auf Wagen geſetzt wurden, auf denen überdies noch 46 Kähne

und eine Anzahl Schweinsfedern (Igelbalken) verladen wurden. Zehn Regimentsſtücklein, 2 Viertelkartaunen und 2 Haubitzen bildeten die Geſchützausrüſtung, die ſamt den Munitionswagen mit doppelter Beſpannung verſehen war. Der damals 55jährige Kurfürſt führte ſelbſt den Oberbefehl. In ſeiner Umgebung befanden ſich u. a. ſein treuer Siegesgehilfe, der faſt 70jährige Feldmarſchall von Derfflinger, ein Mann von wunderbarer Friſche, einfacher natürlicher Tatkraft, übrigens ein eigenſinniger Alter, ferner Prinz Friedrich, Landgraf von Heſſen-Homburg mit dem ſilbernen Bein*), wenig mehr als vierzigjährig, der als Beſitzer von Neuſtadt a. d. Doſſe das Gelände und ſeine Eigenart gut kannte, weiter der Generalleutnant von Görtzke, 63jährig, einſt Guſtav Adolfs Page, der Generalmajor Lütke, ein vom Kaiſer geadelter märkiſcher Bauernſohn, der älteſte von allen, die Generalmajors von Götze und von Pöllnitz, die Oberſten von Sydow und von Mörner und der Stallmeiſter Emanuel Froben.

Die Streitmacht brach in der Nacht vom 12. zum 13. Juni lautlos von Magdeburg auf, überſchritt den Strom und marſchierte „bei kontinuierlich ſtrömendem Regen“ bis in die Nähe von Genthin, wo man die Nacht raſtete und Streifparteien nach Brandenburg, Plaue und Rathenow entſendete. Am nächſten Abende erreichte der Kurfürſt die Gegend von Rathenow, wo die vorausgeſchickten Streifreiter bereits Kähne zuſammengebracht und Ortskundige geworben hatten, und wo der Landrat von Brieſt meldete, daß die Schweden in Rathenow keine Ahnung von der Nähe des Kurfürſten hätten. — Es waren 20 Tage ſeit dem Aufbruch von Schweinfurt verfloſſen; in dieſer Zeit hatte man 40 Meilen zurückgelegt und dabei den Thüringer Wald überſtiegen — eine für die damalige Zeit bedeutende Marſchleiſtung. — In der erſten Morgenfrühe des 15. Juni wurde Rathenow in mehr kühnem als liſtigem Draufgehen überfallen, wobei der

*) Der Prinz hatte 1658 vor Kopenhagen ein Bein verloren, und es war durch ein künſtliches mit ſilbernem Geſtell erſetzt worden.

alte Derfflinger perſönlich mitſpielte, verwegen wie ein junger Dragonerfähnrich. Oberſt Wangelin, Kommandant der Stadt, wurde mit ſeinen Stabsoffizieren und 200 Dragonern gefangen. Am nächſten Morgen ließ der Kurfürſt einen Dankgottesdienſt abhalten, deſſen Predigt die Pſalmworte zu Grunde lagen: „Der Herr iſt ihre Stärke; er iſt die Stärke, die dem Geſalbten hilft.“ — Seine Abſicht war, in Rathenow die zu Magdeburg zurückgelaſſenen Fußvölker und Geſchütze abzuwarten, dann gegen Brandenburg vorzugehen und den Feind womöglich im Havellande zu vernichten.

Die Schweden hatten am 15. Juni den Marſch von Brandenburg nach Havelberg angetreten, wohin, wie es ſcheint, auch ihr Feldmarſchalleutnant Graf Königsmark aus dem Bremiſchen befehligt war. Unterwegs erfuhr Generalleutnant von Wrangel aber, daß das Regiment Wangelin vernichtet und Rathenow genommen ſei. Damit war ihm der gerade Weg nach Havelberg verſperrt; denn daß das feſte Rathenow jetzt gut verteidigt werden würde, das ſagte er ſich ſelbſt. Er hätte jetzt über Plaue, Genthin und Sandau gehen können; allein er wagte nicht, ſich in die Enge zwiſchen Havel und Elbe einzulaſſen, weil er fürchten mußte, dort auf die Hauptmacht des Kurfürſten zu ſtoßen. Verzichtete er jedoch darauf, durch das Jerichower Land zu ziehen, ſo blieb ihm, da das havelländiſche Luch nur für Kundige gangbar war, nichts übrig, als auf weitem Umwege dies und den Zotzen zu umgehen, den Rhin zu überſchreiten und den Verſuch zu machen, nördlich dieſes Fluſſes Havelberg zu erreichen. Denn das ganze Havelland iſt ein uraltes Seebecken, das zu der Zeit, von der wir reden, lebhaft an den jetzigen Spreewald erinnert haben mag. Jedenfalls dehnte ſich vor den großen Entwäſſerungsarbeiten des 18. Jahrhunderts zwiſchen Havel und Rhin ein Sumpfland aus, welchem nur einzelne mit Dörfern beſetzte Sandhorſte entragten, die äußerſt mangelhaft, meiſt nur durch Knüppelwege untereinander verbunden waren. Selbſt bei trockener Witterung gab

die weiche, federnde Riedgrasdecke unter den Füßen des Wandernden nach und ließ braunen Moderſchlamm hervorquellen; im Frühjahr aber glich das Luch einem weiten See mit ſchwimmenden grünen Inſeln. Von den größten Orten aus führten Dämme durch das moorige Land. Die einzigen Straßen, welche dies Labyrinth von Moor, Sand und Waſſer mit den nördlichen und öſtlichen Landesteilen verbanden, waren der Damm bei Fehrbellin, der aus dem Ländchen Bellin in die Grafſchaft Ruppin führte, der Cremmer Damm, der das Land Glin mit der Grafſchaft Lindow verband und endlich der in den Barnim führende Oranienburger Paß. Die nächſte Verbindung zwiſchen dem ſchwediſchen Feldherrn und dem Generalleutnant Wrangel war alſo die über Fehrbellin, wo der ſich langſam durch die Sümpfe zur Havel windende Rhinfluß und das weite moorige Gelände von einer hölzernen Brücke und einem 8250 Fuß langen Damme überſchritten wurden.*) Wolmar Wrangel wandte ſich daher ſogleich nordoſtwärts, zog über Barnewitz und nahm noch am 15. Juni abends bei Gohlitz ſein Nachtlager, das er an der Klinkmühle vorſichtig durch eine den Paß ſchließende Schanze deckte. — Das erfuhr Friedrich Wilhelm am anderen Morgen, ſofort verzichtete er darauf, ſein Fußvolk und ſein Geſchütz abzuwarten, beſchloß vielmehr, lediglich mit ſeinen berittenen Truppen vorzugehen; denn es war ihm vor allen Dingen daran gelegen, hart an Wrangel zu bleiben, damit dieſer weder über die Havel in den Barnim ausweiche, noch über den Rhin zur Vereinigung mit ſeinem Bruder in der Priegnitz komme. Es galt alſo, Wrangel anzugreifen, bevor er die Päſſe des havelländiſchen Luches überſchritten hatte. Um das einzuleiten, entſandte der Kurfürſt drei geſchwinde Streifparteien mit ortskundigen Jägern über ſchwierige, doch unmittelbare Pfade durch das Bruchland nach Oranienburg, Cremmen und Fehrbellin, um an jedem dieſer Orte die Über-

*) Die Brücke war im Jahre 1616 an Stelle der alten Fähre getreten, nach der das Städtchen Bellin ‚Fehrbellin‘ genannt wurde.

gänge zu zerstören: er selbst aber folgte dem Feinde und lagerte abends bei Barnewitz. Der Kurfürst brachte die Nacht in seinem Wagen zu. „Wir andern", erzählt Herr von Buch, „legten uns alle um ihn herum; aber es regnete die ganze Nacht." — Am nächsten Morgen erreichte die brandenburgische Vorhut unter General Lütke die schwedische Nachhut, welche Rauen verrammelt hatte und mit Geschütz verteidigen zu wollen schien. Da die Stellung überaus fest war, so befahl der Kurfürst dem General Lütke, sie links durch das Luch zu umgehen. Das geschah auch, obgleich die Mannschaft zuweilen die Gewässer durchschwimmen und ihre Waffen hoch über den Kopf halten mußte. Indessen war die schwedische Nachhut bereits nach kurzem Artilleriekampfe abgezogen, bevor die Stadt eigentlich angegriffen wurde; denn es konnte nicht die Absicht der Schweden sein, zu fechten, wenn es sich vermeiden ließ; ihre Aufgabe war vielmehr die, so bald wie möglich Havelberg zu erreichen. Übrigens traf Lütke noch einen Teil ihres Nachtrabs und hieb ihn nieder. Unverkennbar hatte der Feind bereits Sorge, zu entkommen; man merkte, „daß die Furcht zwischen ihm sei", und das begreift sich, wenn man bedenkt, daß die Schweden ja keine Ahnung davon hatten, wie überlegen sie ihrem Gegner waren und wie unheimlich ihnen das schwer gangbare, nirgends richtig zu würdigende Gelände sein mußte. „Wir sind brav auf der Jagd mit den Schweden;" schrieb der Prinz von Homburg, „wenn keine sonderbare Strafe Gottes über uns kommt, so soll keiner davonkommen!" — Bei Rauen stieß nachmittags der Oberstleutnant Hennigs wieder zum Kurfürsten, der jenen mit 120 Pferden nach Fehrbellin gesendet hatte. Hennigs hatte unterwegs einen vom schwedischen Feldherrn seinem Heere entgegengesandten Befehlsüberbringer nebst dem ihm beigegebenen Geleite überfallen. Jener war entkommen; Hennigs aber hatte den von Fehrbellin nordwärts führenden Damm durchschnitten und die 172 Fuß lange Rhinbrücke abgebrannt, eben die, welcher in diesem Augenblicke

Wrangels Streitmacht entgegeneilte, und zwar ſchon haſtig; denn in Nauen ließ ſie 2000 Häupter Pferde und Rindvieh zurück. Schade, daß Hennigs nicht befugt war, mit ſeiner Abteilung bei Fehrbellin zu bleiben, um dem Feinde den Übergang über den Rhin von Norden her oder gar durch Beſetzung von Fehrbellin ſelbſt ſtreitig zu machen. Aber bei ſeiner Entſendung erſchien es ja freilich auch noch möglich, daß die Schweden das Havelland bei Cremmen oder Oranienburg zu verlaſſen ſuchen würden.

Am Abend des 17. Juni langte Wolmar Wrangel bei Flatow an. Die ſchwediſche Vorhut ging noch in der Dunkelheit ſofort weiter bis Fehrbellin und meldete von dort aus erſchrocken, „daß die Rhinbrücke, auf welcher das Heil der Armee und ihre Vereinigung mit dem Feldherrn beruhe," zerſtört ſei. Ihre Wiederherſtellung wurde in der erſten Frühe des 18. Juni mit großer Tatkraft in die Hand genommen. Auch die Hauptmaſſe des Heeres trat ſchon vor Tagesgrauen den Fortmarſch an.

Als die brandenburgiſchen Vorpoſten durch die Dämmerung zu blicken vermochten, erkannten ſie, daß der Feind ihnen nicht mehr gegenüberſtand. Es war ſchlechtes Wetter; düſterer Landregen ſtrömte vom Himmel; dichter Nebel lagerte über der Gegend und verſchleierte Wald und Sumpf. Alle Wege waren durch die fortwährenden Regengüſſe außerordentlich ſchwierig geworden. Dennoch hoffte man beſtimmt, den Feind heute zu erreichen und zur Schlacht zu zwingen. Die Brandenburger zählten wenig mehr als 6000 Mann: 5600 Reiter, zwei Regimenter Dragoner und 12 Geſchütze. Die Schweden waren ihnen um das Doppelte überlegen: etwa 11 000 Mann zu Fuß in 8 Regimentern und 42 Kompagnien zu Pferde mit 38 Geſchützen; aber die Spuren, welche ſie hinterließen: zerbrochene Wagen, weggeworfene Eiſenhüte und Küraſſe bewieſen, daß Ordnung und Manneszucht bei ihnen ſchon erſchüttert waren.

Die brandenburgiſche Vorhut führte heute der Landgraf von Heſſen-Homburg. Sie beſtand aus 1800 von den ver-

ſchiedenen Schwadronen der Reiterregimenter geſtellten Küraſſieren. Homburg folgte dem Feinde „ſo gut es möglich war in gutem Trabe“. Er hatte, wie es in einer vermutlich von Friedrich Wilhelm ſelbſt herrührenden Aufzeichnung heißt, den Auftrag, „ſich mit dem Feinde zu engagieren bis der Herr mit den andern Truppen und den Stücken nachfolgen kunnte.“ Der Kurfürſt ſcheint mit der Hauptmacht erſt ziemlich ſpät aufgebrochen zu ſein; um 5 Uhr ſchrieb er noch einen eigenhändigen Brief an den Fürſten-Statthalter in Berlin. Schnell vermochte er ſeiner Vorhut nicht zu folgen; denn er hatte zuerſt den ſehr ſchmalen Damm hinter Nauen zurückzulegen, was geraume Zeit beanſpruchte. — Der Prinz von Homburg war inzwiſchen der Weiſung, „ſich an den Feind zu henken“, treulich gefolgt; er bekam um 6 Uhr früh den Feind zu Geſicht und veranlaßte ihn, ſich zwiſchen Tietzow und Flatow zu ſetzen. Mit der Meldung davon verband er die Bitte, ihm den Angriff zu geſtatten. Kurfürſt Friedrich Wilhelm beſprach ſich mit Derfflinger. Dieſer riet, dem weit überlegenen Feinde nicht unmittelbar zu folgen, ſondern in beſchleunigtem Marſche Cremmen zu gewinnen und von dort aus ſich den Schweden nördlich des Rhinluches vorzulegen, während gleichzeitig alle aus dem Luch führenden Brücken abgebrochen, alle Dämme durchſtochen und von der Miliz und den aus Magdeburg und Berlin berufenen Truppen beſetzt werden ſollten. So könne man den Gegner völlig einſchließen und ohne Kampf zur Übergabe zwingen. Das aber ſagte dem Kurfürſten nicht zu. Abgeſehen davon, ob die Ausführung des an und für ſich guten Planes überhaupt noch möglich war, was recht fraglich erſchien, — der ritterliche Herr wünſchte und brauchte eine weithin leuchtende Waffentat; er meinte, der Feind ſei ihm nun ſo nahe, „der müſſe Fell oder Federn laſſen!“ Demgemäß geſtattete er dem Prinzen, anzugreifen.

Während deſſen hatte der Feind ſeine Aufſtellung zwiſchen Tietzow und Flatow aber ſchon aufgegeben und ſeinen Rückzug

fortgeſetzt. Bald erreichte er die alte Südgrenze des Ländchens Bellin, wo da, wo das Rhinluch ſich dem Zotzen bis auf 1200 Schritte nähert, eine alte Landwehr den Weg kreuzte, die aus Wall und Graben beſtand und von berittenen Truppen nicht erſtürmt werden konnte.

Bald ſaß der Prinz von Homburg den Schweden wieder ſo in den Eiſen, daß der Generalleutnant Wrangel, der ſich zur Unterſuchung der Brücke nach Fehrbellin begeben hatte, eiligſt zurückgerufen wurde und ſein Heer vor Linum in Schlachtordnung aufſtellte. Das Gelände war vortrefflich gewählt: der linke Flügel lehnte ſich an das ungangbare Sumpfufer des Bützſees, der rechte an den Zotzen, einen Teil des Havelluchs, und vor der Stirn lag die Landwehr. Mochte deren Wall immerhin verfallen ſein; der fünf Fuß tiefe, zwölf Fuß breite Graben war ein Hindernis, das von Küraſſieren allein nicht genommen werden konnte, und darum erbat Prinz Homburg vom Kurfürſten eine Unterſtützung durch Dragoner und einige Geſchütze. Sie wurde bewilligt; doch noch bevor ſie eintraf, gab Wrangel, unzweifelhaft vorzeitig und übereilt, die vorzügliche Stellung wieder auf, trat aufs neue den Rückzug an, zog durch Linum und nahm halbwegs zwiſchen dieſem Dorfe und Hakenberg eine neue Aufſtellung. — Alles offenbar, um für die Wiederherſtellungsarbeiten an der Rhinbrücke Zeit zu gewinnen. Wrangel wußte nicht, daß der Kurfürſt nur über Reiterei verfügte; er glaubte ſich von deſſen ganzem Heere verfolgt und hegte deshalb den dringenden Wunſch, nicht eingeholt zu werden. Darum verharrte er auch nicht in der neuen Stellung hinter Linum; ſobald der Prinz von Homburg ihn zu drängen begann, gab er ſie wieder auf, um kurze Zeit ſpäter abermals aufzumarſchieren, diesmal unmittelbar vor Hakenberg auf einer flachen Düne, wie deren das Belliner Inſelländchen mehrere aufweiſt. Die linke Flanke deckte das Rhinluch; der rechte Flügel lehnte ſich an ein lichtes Gehölz gemiſchten Beſtandes: die Dechtower Eichen oder Fichten, das zum Teil von moraſtigem

Bruchland durchſetzt war, deſſen tiefſte Stelle der Katharinenpfuhl anfüllte. Dies nicht leicht zu durchſchreitende Gelände betrachtete Wrangel unzweifelhaft für einen genügenden Schutz ſeines linken Flügels, ein Irrtum, der bei dem ſchweren Nebel, der die Gegend bedeckte, ſehr begreiflich iſt. — Das ſchwediſche Heer ſtand in zwei Treffen: in der Mitte die Brigaden des Fußvolks, die Reiterei auf den Flügeln; die Geſchütze fuhren in den Zwiſchenräumen des erſten Fußvolkstreffens auf: eine durchaus regelrechte Anordnung! Vor ſeiner Front ſcharmuzierte die brandenburgiſche Vorhut, indem einzelne Schwadronen heranprellten und den Aufmarſch der ſchwediſchen Truppenteile zu ſtören verſuchten.

Inzwiſchen kam Derfflinger mit der Spitze der brandenburgiſchen Hauptmacht heran. Er erkannte ſogleich, daß es ſich nicht empfehlen würde, der Vorhut unmittelbar zu folgen und des Feindes Stirn anzugreifen, wo man auf ſo weit überlegene Kräfte an Fußvolk und Geſchütz ſtoßen mußte. Aber ſeinem Scharfblick entgingen einige Sandhügel nicht, die ein paar hundert Schritt vom linken Flügel der Schweden an den Ausläufern der Dechtower Fichten lagen, und er beeilte ſich, dieſe beſcheidenen Bodenerhebungen, begünſtigt von dem verdeckenden Nebelregen, mit zweimal zwei Geſchützen beſetzen zu laſſen. Dieſe eröffneten ſofort ein wirkſames Feuer; in ihrer Nähe niſteten ſich unter dem Kapitän von Kottwitz abgeſeſſene Dragoner ein, und eine weitere Bedeckung übernahmen die kurfürſtlichen Leibtrabanten ſowie drei Schwadronen vom Reiterregiment Anhalt, welche links von der Batterie in den Ausläufern der Kiefern Stellung nahmen. — Die vorgeſchobene Artilleriеſtellung wurde dem Feinde bald überaus unbequem, und es geſchah das, was mit ihrer Einrichtung vielleicht von vornherein beabſichtigt war: die Schweden wurden aus ihrer Stellung herausgelockt. Sie mußten in der Tat verſuchen, dieſe Geſchützſtellung, welche ſogar den weiteren Rückzug auf Fehrbellin bedrohte, unter allen Umſtänden zu beſeitigen; überdies waren ſie inzwiſchen zu der Erkenntnis

gekommen, daß der Kurfürſt noch gar kein Fußvolk zur Stelle hatte, und ſo ließen ſie das Infanterieregiment Dalwig gegen die Batterie vorgehen, um die Geſchütze fortzunehmen. Es war das einer der vorzüglichſten Truppenteile des Heeres, das ſogen. „Leibregiment", das als „blaues Regiment" ſchon unter Guſtav Adolf in hohen Ehren geſtanden hatte. Jetzt führte es der Oberſtleutnant von Maltzan. Die Reiterei des rechten ſchwediſchen Flügels, vor allem die oſtgotländiſchen Schwadronen des Barons Wachtmeiſter, beteiligten ſich (wie es ſcheint, ohne Befehl) an dieſer Bewegung, die ſo kraftvoll und entſchloſſen unternommen wurde und ſo bedrohlich erſchien, daß die als Geſchützbedeckung dienenden brandenburgiſchen Schwadronen den Angriff nicht abwarteten, ſondern das Feld räumten. In dieſem gefährlichen Augenblicke — es war 8 Uhr morgens — erſchien der Kurfürſt bei den Geſchützen. Seinem ſtolzen, zornigen Eingreifen gelang es, die Weichenden wieder zum Stehen zu bringen; aber er „hatte genug zu tun, ſie zuwider zu ſchwingen und ſie wieder gegen den Feind zu bringen". Erſt ein Gegenſtoß der Trabantengarde machte den Feind „ſtützig"; „darauf die Dörfflingiſchen und Bomsdorffſchen Dragoner in ihrem Poſto über die Maßen Feuer gegeben." Und nun fiel rechtzeitig der Prinz von Homburg, der wohl herangeritten war, um zu melden, mit den drei Schwadronen des Regiments Görtzke, die juſt zur Hand waren, den gotiſchen Reitern in die rechte Flanke, und es entwickelte ſich ein mit den von beiden Seiten nach und nach herangeführten Geſchwadern ſtetig genährter, langdauernder, hin und her wogender Reiterkampf mit Degen und Fauſtrohr. Derfflinger befand ſich mitten im Getümmel; brandenburgiſcherſeits fiel der Oberſt von Mörner, ſchwediſcherſeits Baron Wachtmeiſter; man ſagt: einer von der Hand des anderen. Das nach dem Tode ſeines Oberſten weichende Regiment von Mörner führte der Kurfürſt ſelbſt wieder vor: „Getroſt, tapfere Soldaten! Ich, euer Fürſt und nunmehr euer Kapitän, will ſiegen oder ritterlich mit euch ſterben!" Der hohe Herr kam ſo ins Gedränge,

daß er nur mühſam von neun Bomsdorffſchen Dragonern herausgehauen werden konnte. — Jetzt aber langte Geſchwader nach Geſchwader von der brandenburgiſchen Reiterei auf der Wahlſtatt an. Vielleicht waren ſie zum Teil in der Ebene nordweſtlich von Linum regimenterweiſe aufmarſchiert; ſobald ſie aber an dem Kampfe zwiſchen dem Dechtower Luch und dem Katharinenpfuhl teilnehmen wollten, mußten ſie wieder abbrechen; denn nur in ſchmaler Front konnten die Schwadronen herankommen. Zehn davon warfen ſich auf die zehn Schwadronen der Regimenter Wittenberg, Bünau und Bülow des rechten ſchwediſchen Reiterflügels, die denn auch nach wackerem Gefecht, bei dem das Regiment Kurprinz ſtark mitgenommen ward, entgültig geworfen wurden. Sofort wendete ſich die verſammelte Kraft der Sieger auf das ſchwediſche Fußregiment von Dalwig, das völlig umzingelt und niedergehauen wurde. Es wehrte ſich wütend; „es ging ſehr hart zu", ſagt Homburg, „da wir fortgeſetzt gegen die Piken fechten mußten." Wie wacker dies Leibregiment ſich hielt, erhellt daraus, daß nur 70 Mann davon gefangen wurden, nur 20 lebend entkamen. Wäre hier jetzt eine kraftvolle Unterſtützung durch Fußvolk zur Stelle geweſen, wie ſie dem ſchwediſchen Heerführer doch in ausgiebigſtem Maße zur Verfügung ſtand; ja, hätte nur die Artillerie mit ähnlich freier Beweglichkeit eingegriffen wie die der Märker gleich bei Beginn des Treffens: wer weiß, ob ſich die Schlacht nicht zum Vorteil der übermächtigen Schweden gewendet hätte! Aber Wrangel dachte eben von Anfang an mehr auf den Abzug als auf den Sieg; jetzt ließ er das Regiment Dalwig im Stich, und damit war ſein rechter Flügel geſchlagen. Was davon übrig war, eilte der Artilleriereſerve, welche in dieſem Augenblicke von Fehrbellin zum Schlachtfelde herankeuchte, „in voller Flucht mit Pauken und Standarten" entgegen. Wrangels Lage war nun tatſächlich gefährlich geworden, und da er die für Herſtellung der Brücke notwendige Zeit gewonnen zu haben glaubte, ſo beſchloß er, ſeinen Rückzug fortzuſetzen, und marſchierte in zwei

Kolonnen vom linken Flügel nach Fehrbellin ab. — Dasſelbe tat der Kurfürſt; er begleitete den Marſch der Schweden in deren linker Flanke, wobei er natürlich etwas zurückblieb; denn die geſchlagenen Feinde hatten es ſehr eilig; brandenburgiſcherſeits aber mußte ſich die große Zahl von Schwadronen, die nach und nach in den Kampf um den Geſchützhügel eingegriffen hatte, erſt wieder ordnen und dann in ſchmaler Front zu dreien oder vieren das Bruchland umgehen, welches ſich vor der bisherigen Stellung des rechten feindlichen Flügels ausdehnte. Den Abzug der Schweden deckte insbeſondere deren eben unter dem Oberſtleutnant Beton herankommende Reſerveartillerie, und als nun der Kurfürſt an der Spitze von acht Schwadronen perſönlich eifrig nachdrängte, richtete Beton ſelbſt zwei Sechspfünder auf den nächſten Haufen. Die erſte Kugel fuhr über den Hals des Schimmels, den Friedrich Wilhelm ritt, und zerſchmetterte dem links von ihm reitenden Stallmeiſter von Froben das rechte Bein oberhalb des Knies, ſo daß er eine Stunde ſpäter ſtarb. Die zweite Kugel ging zwiſchen den Beinen des Schimmels durch. Der Kurfürſt befand ſich offenbar an einer gar zu ſehr ausgeſetzten Stelle.

Inzwiſchen war der Prinz von Homburg mit ſeiner um ſechs Schwadronen verſtärkten Vorhut herangekommen und erhielt den Befehl, die abziehende feindliche Reiterei anzugreifen, welche vorher den linken Flügel gebildet hatte. Dieſe war vollkommen unangerührt und von einer überaus ſtarken Infanterie (ſechs feſtgeſchloſſenen Brigaden) unterſtützt, während die Pferde Homburgs ſchon arg mitgenommen waren. Ein höchſt ungleicher Kampf, der denn auch erfolglos blieb. „Von den ſcharfen Musketenſalven erlitten verſchiedene Eskadrons nicht wenig Schaden“ und „Zuweilen mußte ich laufen, zuweilen machte ich laufen“, ſo berichtet der Prinz von Homburg ſcherzend ſeiner „allerliebſten Frau.“ Der Kurfürſt aber, der die abziehenden Feinde auch jetzt noch in ihrer linken Flanke begleitete und ſie immer aufs neue mit Artillerie beſchießen ließ, war höchſt ungehalten über

die Mißerfolge Homburgs. Zuletzt ſah ſich dieſer endgültig abgeſchlagen, und nun vermochten die Schweden, ſich ohne weitere Gefährdung in die ſchon vor drei Wochen bei Fehrbellin angelegte und jetzt ſchnell wieder mit Geſchützen beſetzte Verſchanzung zurückzuziehen. Dieſe Artillerieſtellung gebot auch dem Kurfürſten Halt, und die Aufforderung, die zuſammengedrängten Feinde durch Beſchießung des Ortes zu vernichten, lehnte er mit der Antwort ab: „Ich bin nicht gekommen, mein Land zu verbrennen, ſondern es zu retten. Gott wird doch helfen!“

Die Brandenburger bezogen bei Tarnow, eine halbe Meile von Fehrbellin, Freilager, und da das Wetter, das am Morgen ſo regneriſch geweſen, „das ſchönſte der Welt“ geworden, auch 8 weiße Fahnen des Leibregiments von Dalwig und 2 Standarten, ſowie ein Kanon als Trophäen eingebracht wurden, ſo „machten ſie ſich brav luſtig.“ — Sie ſchätzten ihren Verluſt auf 400 bis 500 Mann, während der der Schweden auf 3000 Tote und Schwerverwundete und 1000 Gefangene berechnet wurde.

Nach beendetem Kampfe trafen aus Rathenow 500 Musketiere unter dem Oberſten Kanne, aus Berlin das altgediente, gut berittene Reiterregiment von Frankenberg, aus Spandau 1800 Mann Fußvolk unter General von Sommerfeld auf dem Schlachtfelde ein. Das Berliner Regiment bezog die Vorpoſten. — Kurfürſt Friedrich Wilhelm beſuchte alle Lagerplätze ſeiner Truppen und fuhr dann nach Linum, wo er Nachtquartier nahm und Eilmeldungen beförderte. Seine Abſicht war, am folgenden Tage, wenn es den Schweden gelungen ſei, die Brücke wieder herzuſtellen, ſie von neuem anzugreifen und womöglich während des Überganges zu vernichten, andernfalls ſie über Cremmen zu umgehen.

Die Brücke über den Rhin aber wurde bereits am Nachmittage des Schlachttages von den arbeitſamen Schweden wieder in genügenden Stand geſetzt; ſchon in der Dämmerung ging ihre Vorhut und ihr Troß hinüber. Mit Tagesanbruch folgten Reiterei, Artillerie und Fußvolk. Es war jedoch ein wüſtes

Treiben; denn das heiße Treffen hatte die Mannszucht gelockert, die Einbildung des gemeinen Mannes mit Schreckbildern erfüllt; das Fußvolk drängte rücksichtslos von dannen; war auch der große Troß im voraus hinübergeschafft, der der einzelnen Truppenteile verstopfte die Fahrstraße; vermutlich bot der von Hennigs nördlich des Rhins durchstochene Damm dem Fortkommen arge Schwierigkeiten dar; genug, es mußten fünf Geschütze in Fehrbellin zurückgelassen werden.

Als der Kurfürst am 19. früh zu seinen Truppen zurückkehrte, sah er zu seinem großen mißvergnügten Staunen, daß die Schweden bereits in vollem Abzuge über die Brücke waren. Herr von Buch aus seinem Gefolge erkundete Fehrbellin, und auf seine Meldung, daß die Brücke an einer Stelle wieder zusammengebrochen sei, eilte Derfflinger mit 1150 Pferden herbei und drang in den Ort, bis ihm die verfahrenen schwedischen Troßwagen den Weg versperrten. Diese Wagen zogen überdies als gute Beute seine Reiter mehr als billig an, so daß sie, statt durch ihr Feuer die Herstellung der Brücke zu hindern, sich aufs Plündern legten. Da holte Derfflinger persönlich Grumbkows Dragoner heran; sie kamen jedoch zu spät; die Brücke war wieder ausgebessert; die Schweden zogen ab und verbrannten sie hinter sich. An demselben Tage marschierten sie noch drei Meilen; statt aber bei Wildberg linksum zu machen und sich schnell über Neustadt nach Havelberg zu begeben, schlugen sie, wohl in dem dunkeln Drange, möglichst bald ihre festen Plätze in Pommern zu erreichen, die nördliche Richtung über Kyritz nach Wittstock ein. — Wolmar Wrangel hatte den rechten Flügel seines Heeres bei Fehrbellin im Stich gelassen und geopfert, nur um loszukommen vom Kurfürsten und für die Vereinigung mit dem Feldherrn und den Elbübergang frei zu werden, und nun er losgekommen war, verzichtete er auf diese Vereinigung in Havelberg. Das ist sehr auffallend; noch merkwürdiger aber erscheint es, daß dies unfolgerichtige Benehmen den inzwischen geänderten Absichten des Feldherrn entsprach, Absichten, die er

ſogar ſchon als Befehl an ſeinen Bruder geſendet hatte, die die dieſem aber unbekannt geblieben waren, weil ihr Überbringer vom Oberſtleutnant Hennigs überfallen und verſprengt worden war. Der Feldherr hatte nämlich ſchon auf die Nachricht vom Falle Rathenows den Plan, über die Elbe zu gehen, aufgegeben, vielmehr beſchloſſen, ſich auf Schwediſch-Pommern zurückzuziehen. Er verließ zunächſt perſönlich Havelberg, beließ dort aber nicht nur ſein Fußvolk (zwei Regimenter), ſondern auch die tauſend Reiter ſeines perſönlichen Geleites, ſo daß es ſcheint, als ſei er noch ſchwankend in ſeinen Entſchlüſſen geweſen; erſt am 17. befahl er jenen Truppen, nachzukommen. Am folgenden Tage hatte er zu Kyritz eine Zuſammenkunft mit dem Feldmarſchalleutnant Grafen Königsmark, der urſprünglich beſtimmt geweſen war, zu den Hannoveranern zu ſtoßen; am 19. endlich kam er nach Wittſtock, und hier erſtattete ihm der aus Fehrbellin geflüchtete General-Kriegskommiſſar Oernſtedt einen ſo übertriebenen Bericht von der Schlacht, daß der kranke Marſchall, der ſich bisher hatte in einer Sänfte tragen laſſen, ſofort zu Pferde ſtieg und nach der ſchwediſchen Feſtung Demmin eilte, wo er am 20. Juni eintraf.

Am Abende eben dieſes Tages bezog das bei Fehrbellin geſchlagene Heer ein Lager auf dem Scharfenberge vor Wittſtock, auf welchem 39 Jahre früher die Schweden einen ſo glänzenden Sieg über die Kaiſerlichen davongetragen hatten. Die Brandenburger waren ihnen dicht gefolgt, hatten bei Walsleben die ſchwediſche Nachhut erreicht; es war zu einem kleinen Gefecht gekommen, was die Verfolger jedoch nicht aufhielt; ſie marſchierten die ganze Nacht hindurch, und kaum hatten in der Frühe des 21. Juni die Schweden Wittſtock verlaſſen, ſo erſchien der Kurfürſt vor der Stadt. Derfflinger erkundete die Lage in Begleitung der Generale Görtzke, Götze und Lütke mit geringer Bedeckung und ſo verwegen, daß die feindliche Nachhut ſie durch einen unerwarteten Vorſtoß ſtrafte, bei welchem General Götze gefangen wurde. Die Derfflingerſchen Dragoner beſetzten die

Stadt; der Kurfürſt aber gab nun die Verfolgung auf, verteilte ſeine Reiterei auf die benachbarten Ortſchaften und begab ſich ſelbſt nach dem Dorfe Garz bei Fehrbellin zurück. Er konnte vorläufig zufrieden ſein und hatte Urſache, ſeinen Truppen Ruhe zu gönnen. Mit Ausnahme der Feſte Löcknitz war die ganze Mark vom Feinde befreit, und die brandenburgiſche Reiterei war ſeit dem Aufbruch aus Franken kaum aus dem Sattel gekommen. Sie hatte auf erbärmlichen Wegen und bei oft ſehr ſchlechtem Wetter (alle Einzelentſendungen ungerechnet) 540 km zurückgelegt; oft war weder Körnerfutter noch Heu zu beſchaffen geweſen, und friſch gemähtes Getreide und Gras hatten aushelfen müſſen. Innerhalb der letzten Woche waren die Reiter und Dragoner täglich im Durchſchnitt 30 km geritten, hatten jede Nacht ohne Gepäck im Freien gelagert und an zweien von dieſen Tagen heiße Gefechte beſtanden. Das war aller Ehren wert!

Die Schweden marſchierten in der Nacht vom 21. bis 22. Juni noch bis Freienſtein; dann ſetzten ſie ihren Rückzug nach Demmin fort. Ihr Feldherr erhielt am 22. die erſte ordentliche Nachricht über den Verlauf der Schlacht von Fehrbellin, wodurch er wieder etwas aus ſeiner Niedergeſchlagenheit aufgerichtet wurde: denn ſo ſchlimm wie Oernſtedt die Sache dargeſtellt hatte, war ſie doch nicht. — Er ſandte den Geſchlagenen, denen es an allem mangelte, Brot und Bier zu und ließ ihnen, „um ſie wieder zu encouragieren und bei gutem Willen zu erhalten“, einen Monat Sold auszahlen, als ob ſie eine Schlacht gewonnen hätten. Das war wohl nötig; denn die Fahnenflucht war außerordentlich groß. „Das Holſtein-Eutiniſche Regiment“, ſo berichtet der Feldherr am 27. Juni ſeinem Könige, „zählt kaum 30 bis 40 Mann bei den Standarten; auch das Gothiſche Regiment ſoll verlaufen ſein“, und fünf Tage ſpäter ſchreibt er: „Der Verluſt in der Schlacht iſt nicht ſo groß als der durch die Retraite und Deſertion der Knechte und der Reiter. Die Armee iſt kaum noch 7000 Mann ſtark und darunter noch viel Unberittene, von

denen noch täglich bei 50 zu den Deutſchen wegreiten oder ſich verlaufen.“

Überblickt man den Feldzug von Fehrbellin und ſeine Ergebniſſe, ſo drängt es ſich als beſonders merkwürdig auf, daß er brandenburgiſcherſeits lediglich mit beritteuen Truppen durchgeführt wurde, und für die Schlacht ſelbſt muß der Umſtand hervorgehoben werden, daß der Kurfürſt aus der Marſchordnung heraus unmittelbar zum Gefechte vorging, ganz gegen den Brauch der Zeit die Schwadronen einſetzte, wie ſie kamen, und auf jede Herſtellung einer förmlichen Schlachtordnung Verzicht leiſtete. Es ging das hier aus der Natur der Dinge hervor; denn der bedenkliche Kampf um den Geſchützhügel mußte ſofort gewendet werden, wenn nicht alles verloren gehen ſollte. Indem nun Geſchwader auf Geſchwader zu dieſem Kampfe und damit zugleich gegen den äußerſten rechten Flügel des Feindes herangeführt wurde, entſtand ungewollt jene berühmte ſchräge Schlachtordnung, welcher ſpäter Friedrich der Große ſo herrliche Erfolge zu verdanken hatte und welche ſich auch hier bei ihrem erſten unbeabſichtigten Auftreten in der brandenburgiſchen Heerführung voll bewährte. Die zum Kampf um den Geſchützhügel verwendeten Truppen entſprechen durchaus Friedrichs ‚Angriffsflügel‘, mit dem er allen „Effort tut“, während die von Homburg befehligte Vorhut „den Gegner in der Front amüſiert“. — So entwickeln ſich zuweilen aus Augenblicksbedürfniſſen Gefechtsgebilde, die in der Folge als Ergebnis genialer Erwägung zu klaſſiſchen Formen der Kriegskunſt werden. Hier bei Fehrbellin iſt von einem ſolchen künſtleriſchen Vorbedacht noch keine Rede. Der achtzig Jahre ſpäter ſo hoch geprieſene ordre oblique, die ausgeſprochene Flügelſchlacht, entſteht hier durch einfaches Eingreifen jeder neu herankommenden Schwadron an der eben gefährdeten und freilich für den Gefechtsverlauf entſcheidenden Stelle. Den Zeitgenoſſen wollte es aber durchaus nicht zu Sinne, daß man eine Feldſchlacht ohne geregelte Grundaufſtellung durchfechten

und ſogar gewinnen könne. Darum bringt der Plan von Bartſch*) für die Brandenburger eine ebenſo reinliche Schlachtordnung zur Darſtellung wie für die Schweden; aber es wäre verkehrt, anzunehmen, daß die Truppen jemals ſo zwiſchen dem Linumer und Dechtower Luch aufmarſchiert geweſen wären, wie Bartſch das abbildet. Er gibt eben die ideale ‚Ordre de bataille'. Der Plan des Theatrum Europaeum kommt der Wahrheit ſchon näher. Er enthält jene Ordnungsſchablone nur wie Fußtapfen im Sande und legt den Nachdruck der Darſtellung auf den Abmarſch der Schweden und deſſen Beunruhigung durch die brandenburgiſchen Geſchütze. Von dem mißlungenen Angriffe des Prinzen von Homburg bringt aber weder dieſer Plan noch der Wortlaut des Theatrums eine Andeutung. Und doch iſt jener Angriff höchſt bemerkenswert. Es bezeugt ein unglaubliches Vertrauen zur Reiterwaffe, wenn dieſer zugemutet wird, mit ganz ermatteten Pferden unberührtes Fußvolk und friſche Schwadronen anzugreifen. — Was aber merkwürdiger erſcheint als alle dieſe taktiſchen Einzelheiten, das iſt das befremdende ſtrategiſche Ergebnis. Der Kurfürſt erreicht ſeinen eigentlichen Gefechtszweck nicht: — die Gegner überſchreiten trotz der verlorenen Schlacht den Rhin; nichtsdeſtoweniger erreicht der Sieger doch ſeinen ſtrategiſchen

*) So, nicht ‚Barfuß' iſt der Name des Zeichners, wie Dr. Seidel neuerdings feſtgeſtellt hat. Es iſt derſelbe Stecher, welcher auch den großen Plan der Belagerung Stettins hergeſtellt und mehrere derartige Anſichten für den Kurfürſten angefertigt hat. — Vollkommen unbrauchbar, weil lediglich auf Einbildung beruhend, iſt das von Romeije de Hooghe in Amſterdam geſtochene Planbild van de wonderlycke Succeſſen van den Heern Kurvorſt van Brandenburg op de Sweden in Havellant. Es bringt die Darſtellung des Überfalls von Rathenow und die Schlacht von Fehrbellin auf Einem Bilde. Dasſelbe gilt von einem deutſchen Flugblatt, über welches neuerdings F. Meyer in der Monatsſchrift „Brandenburgia" gehandelt hat. (Dezember 1892.) Es iſt offenbar dem Stiche von de Hooghe nachgebildet und führt die Überſchrift „Tapferes Heldenſiegen nach Blut-gefärbten Kriegen." Unmittelbare Nachahmungen des de Hoogheſchen Stiches findet man bei Erdmannsdörffer und in Berners preußiſcher Geſchichte.

Zweck; denn der Feind leiſtet plötzlich und aus ganz undeutlichen Gründen Verzicht auf die Durchführung des Kriegsplanes, deſſen Verhinderung das politiſche Kriegsziel des Kurfürſten war, und räumt ſchleunigſt das Land, zu deſſen Befreiung Friedrich Wilhelm ausgezogen war. — Dieſe Ereigniſſe beſtätigen Moltkes Wort, daß „jeder Sieg ſeine weitreichende Bedeutung in ſich ſelbſt trage“, daß er alſo, ganz abgeſehen von ſeinen unmittelbaren taktiſchen oder ſtrategiſchen Folgen, an und für ſich ſelbſt als Sieg eine gewaltige Wirkung ausübe, und dieſe Wirkung iſt vorzugsweiſe eine geiſtige. Als ſolche bewährte ſie ſich auch hier bei Feind und Freund. Bei jenem als plötzliche Erſchütterung aller bisherigen Abſichten der Feldherren und als wilde Fahnenflucht der Mannſchaft, die in acht Tagen von 17 000 auf 7000 zuſammenſchmolz, bei dieſem als frohe Herzſtärkung, geſteigertes Selbſtbewußtſein, hochaufflammende Zuverſicht. Ebendamals haben die Deutſchen zuerſt vom „Großen Kurfürſten“ geſprochen und geſungen. Welch ein Jubel erfüllte Berlin, als am Nachmittage des 23. Juni die Siegeszeichen von Rathenow und Fehrbellin: 3 Sechs- und 3 Dreipfünder, 2 Standarten, 6 Dragoner- und 8 Fußvolksfahnen, unter dem Schalle der Trommeln, Trompeten und Schalmeien feierlich eingebracht wurden! Und dieſer Jubel pflanzte ſich über ganz Deutſchland fort, das beglückt war, die Fremden, die ſo lange auf ſeinem Boden hochmütig geſchaltet und gewaltet hatten, wenigſtens aus den ihnen nicht vertragsmäßig überlaſſenen Landſchaften verjagt zu ſehen. Das Theatrum Europaeum bemerkt in dieſer Hinſicht:

> „Was vor frolocken über dieſe Victori in und außerhalb Teutſchland entſtunde und wie dadurch die Veneration und estime, ſo man vor Sr. Churf. D. allbereit hatte, vermehret, auch die devotion und Liebe, ſo Dero Unterthanen und Lande Deroſelben zutrugen, ergrößert wurde, ſtehet nicht zu beſchreiben. Viel Tauſend weyneten darob vor Freuden und küſſeten abweſend den

Arm dieſes Helden, der ſo tapffer ſtreiten lernen. Kriegs-Verſtändige betrachteten die unterſchiedene Actiones jedweder rencontre und wunderten ſich bald über die Vorſichtigkeit, deren man ſich bey der Ankunfft zu Magdeburg bedienet, bald über die Verſchwiegenheit, ſo bei dem Deſſein auf Rathenow und execution desſelben in obacht genommen worden, bald über die Klugheit, daß umb den Feind zertheilet zu halten, auch ihnen den Rückzug ſchwer zu machen, man alle Brücken und Paſſagen abwerffen und ruiniren laſſen, bald über die resolution und Valeur ſelbſt, daß man ohne Einzige Hülff Dero Allirten und bloß mit der einen fernen Weg gebrachten und alſo ermatteten Cavallerie eine geruhete Armée, die in ihrer Avantage, und in Bataille geſtellet, von ſo viel alten Trouppen, die mehr als jetzmals Teutſchland in Schrecken bracht hatte, beſtunde, auch von einem der berühmteſten Generalen in der Welt, dem Feldherrn Wrangeln, commandiret wurden, angegriffen und in wenig Tagen auß dem Lande nach Ihre Gräntzen gejaget, und bekenneten alle, daß wie dieſe Action voller wunder, alſo der Triumph unvergleichlich und deſto vollkommener wäre; weßhalber Sr. Churfl. D. nicht genugſam geprieſen werden könnten. Ihrer K. M., welcher Sr. Churfl. D. durch Dero Cammer-Junker, den von Ruck, von der gantzen Action Nachricht geben ließen, hatten ſich ſelbſt darob hertzlich erfreuet, ein Dankfeſt in Dero Burg angeſtellet und Sr. Churfl. D. hingegen beglückwünſchet; nur daß ſie mit wehemüthiger Paſſion beklaget, daß S. Churfl. D. dero Perſon ſo wenig dabey geſchonet, dieſelbe freund-Oheim- und Väterlich erſuchend, ſie wollten ſolche in mehrere Obacht nehmen in Erwegung wie hoch ſowohl J. Kayſ. M. als dem gantzen Röm. Reich an ſelbiger und deren Conservation gelegen."

Fragen wir nun, was das Teppichbild der Schlacht bei Fehrbellin ‚Parta ad Fehrbellinum' darstellt, welches König Friedrich I. anfertigen ließ.*)

Es war im Mittelalter, ja bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts ein weit verbreiteter Brauch, zusammenhängende Ereignisse auf ein und derselben Bildtafel in der Weise zu schildern, daß die verschiedenen Zeitpunkte eines solchen nebeneinander oder auch derart zur Anschauung gebracht wurden, daß sie übereinander, gewissermaßen in verschiedene Stockwerke geordnet, versinnlicht wurden. Beides ist auf unserm Teppich der Fall. Im Vordergrunde links erblicken wir die vier Geschütze des brandenburgischen Batteriehügels in voller Tätigkeit. Diesen wichtigen Angelpunkt der ganzen Schlacht darzustellen, war durchaus geboten. Die Geschütze feuern in der Richtung auf das deutlich sichtbare Hakenberg; aber ihr Ziel ist nicht mehr vorhanden; denn an der Stelle, wo sich die schwedische Schlachtordnung befand, der das Feuer dieser Kanonen galt, befinden sich jetzt brandenburgische Reiter. Es sind die Schwadronen, welche sich zu vieren und fünfen in langer Schlange um das Bruchland des Katharinenpfuhls herumziehen, hinter dem vorher der rechte Flügel der Schweden stand. Diese Schwadronen, die zur Verfolgung der Schweden vorgehen und die in höchster Lebenswahrheit dargestellt sind, erfüllen den ganzen Mittelgrund und einen Teil des linken Hintergrundes. Im Vordergrunde aber, unmittelbar rechts neben den Geschützen, ist der Tod Frobens veranschaulicht, der freilich an ganz anderer Stelle und zu einer Zeit stattfand, als auch die Geschütze ihre Hügelstellung bereits verlassen hatten, um sich an der Seitenverfolgung der Schweden zu beteiligen. Zunächst dem rechten Flügelkanon hält der Kurfürst auf bäumendem Rosse. Die Rechte mit dem Kommandostabe streckt er gebieterisch aus, eine Gebärde, welche an dieser Stelle gar keinen Sinn hat, tausend Schritt vorwärts aber,

*) Vgl. die Reproduktion des Teppichs im Hohenzollern-Jahrbuch 1897.

wohin die ganze Gruppe zu übertragen iſt, durchaus an ihrem Platze wäre. Der oft beſungene Opfertod Frobens infolge eines Pferdewechſels mit dem Kurfürſten iſt längſt als ungeſchichtlich, als Sage nachgewieſen. Auch auf unſerm Bilde reitet ja der Kurfürſt ſelbſt den angeblich ſo verhängnisvollen Schimmel, während der ſchwergetroffene Froben mit einem braunen Roß zuſammenſtürzt. Das Ereignis aber, die unmittelbare Todesmahnung, die dem mutvollen Hohenzollernfürſten wurde, erſchien dieſem ſelbſt ſo bemerkenswert, daß deſſen Darſtellung die Rückſeite einer von ihm geſtifteten Schlachtdenkmünze ausfüllt. Frobens Tod durfte daher auch auf dem Wandteppiche nicht fehlen und mußte an hervorragender Stelle ſtehen; im Hintergrunde wäre er nicht zu erkennen geweſen. Jetzt unterſcheidet man dicht hinter Friedrich Wilhelm den Feldmarſchall Derfflinger. Beide Herren ſchauen bedauernd und beſorgt auf den blutigen Knäuel von Mannen und Roſſen zu ihren Füßen; denn außer Froben ward auch ein Leibknecht des Fürſten von der Kanonenkugel getroffen. — Der vordere Hintergrund des Teppichs zeigt links den Angriff des Prinzen von Homburg auf die abziehenden Schweden. Seine Schwadronen, die Vorhut des Reiterheeres, erſcheinen hier rechts hinausgeſchoben, während ſich, gedeckt von ihnen, die Marſchſäule der verfolgenden brandenburgiſchen Reiterei weiter nach zieht — eine durchaus ſachgemäße Anordnung. Wenig weiter zurück liegt im rechten Hintergrunde Dorf Hakenberg, tief im linken dagegen, hart am Bildrande das Städchen Fehrbellin. Der Rhin und deſſen jenſeitige Ufer ſchließen das Bild nach oben hin ab. Trophäen aus zeitgenöſſiſchen Waffen, Rüſtungen, Kampfgewändern und Reitzeugen bilden den ſchönen, reich durchgearbeiteten Rahmen.

Es iſt überaus bezeichnend für die Haltung der damaligen deutſchen Reichspolitik, daß erſt jetzt, nachdem der Kurfürſt ſich ſelbſt geholfen hatte, vier Wochen nach der Schlacht bei Fehrbellin, ein Reichsgutachten erging, welches die Verpflichtung des Reiches, Brandenburg zu ſchützen, anerkannte und den ober- wie niederſächſiſchen Kreis zu ſchleuniger, wirklicher Aſſiſtenz aller-

gnädigſt zu animieren empfahl. Daraufhin erließ der Kaiſer die üblichen Avokatorien und forderte den niederſächſiſchen Kreis (nur dieſen) zur Rüſtung auf.

Inzwiſchen hatten auch auf dem rheiniſchen Kriegsſchauplatze die Feindſeligkeiten wieder begonnen. Dem franzöſiſchen Feldherrn Turenne ſtand der öſterreichiſche Montecuccoli gegenüber. „Tous deux“, ſagt Voltaire ganz treffend, „avaient reduit la guerre en art. Ils passèrent quatre mois à se suivre, à s'observer dans des marches et des campements, plus éstimés que des victoires par les officiers allemands et français.“ Montecuccoli ſelbſt hielt eben dieſen Feldzug für ſeinen beſten; aber der Gang der Unternehmungen trägt doch beiderſeits den Stempel der Unfruchtbarkeit, der kleinen Züge und des Abwartens, und auch nach Turennes Tode vermochte Montecuccoli gegenüber Condé keinen ernſten Erfolg zu erringen.

Ganz anders faßte der Große Kurfürſt den Krieg auf; er meinte, man führe ihn um des Sieges willen. Er wäre ſofort nach Fehrbellin in Schwediſch-Pommern eingedrungen, wenn es ihm möglich geweſen wäre, ſeine Verbündeten zu gleich ſchnellem Vorgehen zu bewegen. Ohne deren Mitwirkung glaubte er den Einbruch nicht wagen zu dürfen, da es die Bezwingung feſter Plätze galt und das Gelände überaus verteidigungsfähig war, wie denn ſeinerzeit die Schweden an den Päſſen von Gutzkow, Damgarten und Triebſees mit kaum 12000 Mann dem General Gallas mit 40 000 Kaiſerlichen erfolgreichen Widerſtand geleiſtet hatten.

Der Kurfürſt benutzte die Zeit, alle in Hinterpommern und Preußen entbehrlichen Truppen an die untere Oder heranzuziehen, und ebendahin kam der Fürſt von Anhalt mit den Truppen aus der Mark. Im Juli ſtand das brandenburgiſche Heer in Mecklenburg und trennte dadurch die feindlichen Streitkräfte in Bremen von denen in Pommern. Die brandenburgiſchen Schiffe ſegelten nach Bremerhaven, um Karlsburg zu blockieren. Ein öſterreichiſcher Hilfskörper unter dem luxemburgiſchen Grafen Cop rückte nach Schwerin vor. Nun drängte Friedrich Wilhelm zu ſchleunigſter gemeinſamer Fortſetzung des Krieges, und endlich

Digitized by Google

brachte ſeine zweitägige geheime Beratung mit Chriſtian V. von Dänemark in Gadebuſch eine Einigung über Kriegsziel und Kriegsplan zuſtande. Den Dänen wurden als Preis ihrer Hilfe Wismar und Rügen zugeſtanden; das übrige Pommern ſollte Brandenburg erhalten.

Am 13. September wurde die vor Wismar gelegene Inſel Poel beſetzt, und anfangs Oktober erfolgte der Einmarſch in Pommern. Die Dänen gingen über Damgarten, die Kaiſerlichen über Triebſees, die Märker über Gutzkow vor, das die Schweden nach einer ſtarken Kanonade aufgaben, ſo daß der Kurfürſt die Peene überſchreiten konnte. Bogislav von Schwerin bemächtigte ſich nach kühner Landung der Inſeln Wollin und Uſedom, und der Fürſt von Anhalt nahm Greifenhagen und die wichtige Zollſchanze. Nun wollte Friedrich Wilhelm Stralſund durch einen Handſtreich nehmen; denn er wußte, daß die dortigen Bürger zur Erhaltung der den Schweden geſtatteten Beſatzung keine Hand rühren würden; allein er vermochte es nicht, die Bedenklichkeiten der däniſchen Heerführer zu beſchwichtigen; denn an Chriſtians Hofe machten ſich wieder ſtarke franzöſiſche Einflüſſe geltend und verboten ein allzu rückſichtsloſes Vorgehen gegen die Schweden. Die Dänen ſchritten zur Belagerung des ihnen zugeſprochenen Wismar, und der Kurfürſt, der zur Zeit über kein Belagerungsgeſchütz verfügte und ſchon darum allein nicht ſtark genug war, Stralſund anzugreifen, beſchloß, ſich Wolgaſts zu bemächtigen.

Wolgaſt an der ſchon meerbuſenartigen Peene, die 7 km davon in die Oſtſee mündet, war ein ſehr alter, im 12. Jahrhundert bereits ſtark befeſtigter Platz, deſſen Werke jetzt aber nur noch geringe Bedeutung hatten. Dagegen war das auf einer Inſel gelegene Schloß mit 6 Baſtionen und einer herumlaufenden Waſſerverpfählung bewahrt, nach Südweſten hin auch noch mit einem Vorwalle verſehen.*) Die Beſatzung, etwa 900

*) Dieſe ‚tenaillirte Enveloppe‘ zeigt der Plan im Theatr. Eur.

Mann, ſtand unter dem Oberſten Blixen. — Von der ſchwach verteidigten Stadt nahm die Vorhut des Kurfürſten am 21. Oktober leicht Beſitz. Tags darauf traf die Hauptmacht und wenig ſpäter das kaiſerliche Hilfskorps ein und bezogen weſtlich der Stadt ein Lager, welches nach der Landſeite zu durch die weit vorgeſchobene Reiterei gegen die ſchwediſchen Beſatzungen von Greifswald, Anklam und Demmin gedeckt wurde. — Man begann ſogleich am Oſtrande der Stadt, da, wo ſie ſich gegen die Peene öffnet, dem Schloſſe gegenüber Batterien zu erbauen, und zwar in aller Stille, zum Teil hinter den Häuſern der Waſſerfront. Eine Enfilierbatterie von 2 oder 3 Geſchützen wurde auch nördlich der Stadt auf dem anſteigenden Uferrande bei der Bucht errichtet, die durch eine Windmühle und eine kleine Kirche gekennzeichnet iſt.*) Währenddeſſen wurden die Wälle des Schloſſes unter aufmerkſamem Kleingewehrfeuer gehalten. Trotzdem führten die Belagerten die Vervollſtändigung der Sturmrüſtung ihres Schloſſes rüſtig und mutig durch; ſie verſtärkten die Bruſtwehren durch ſpaniſche Reiter und legten Sturmbalken und große Piken zur Abwehr bereit. Der Kurfürſt ließ nun die Laufgräben eröffnen und bis ans Waſſer hinab führen und namentlich die Sturmbrücken anfertigen. „Die Garniſon ſchoſſe indeſſen gewaltig herauß; weiln man aber meiſt hinter den Häuſern arbeitete, konnten ſie wenig Schaden thun.“ Als nun vier Tage nach der Ankunft des Kurfürſten „alles fertig worden, ließen Se. Churfl. Durchl. die vor den Batterien ſtehende Häuſer eyligſt niederreißen und mit anbrechendem Tage von allen Batterien aus den Kanonen und Muſqueten continuirlich Feuer geben, daß in wenig Stunden zwo Batterien übern Hauffen und alles ſchwediſche Geſchütz ſchafftloß wurde; abſonderlich thaten die

*) Dies geht aus den übereinſtimmenden Darſtellungen des illuminierten Kupferſtiches und des Teppiches unzweifelhaft hervor. Der Stich iſt nicht datiert, und es wäre möglich, daß er ſich auf eine der früheren Belagerungen von Wolgaſt bezöge. Dem widerſpricht aber die genaue Übereinſtimmung aller weſentlichen Punkte mit dem Wandteppiche.

Granaten, die Se. Churfl. Durchl. nach dem Schloß werffen ließen, dieſen Effect, daß eine derſelben in eine Cammer, mit Pulver angefüllet, fiele und damit ein Theil des Schloſſes übern Hauffen und auf ein Gewölbe ſchmiß, wo das übrige Pulver verborgen lage.“ Zwar hatte der Kurfürſt nur Feldſtücke zur Verfügung; doch bei der geringen Entfernung von etwa 250 m machten ſie natürlich eine erkleckliche Wirkung. — Dem Volke erweckte die Beſchießung dieſer ſchwediſchen Feſte durch die Brandenburger beſondere Ahnungen; ſie ſchien ihm eine neue Zeit zu verkündigen. Ein damals erſchienener Kupferſtich bringt auch ein entſprechendes Wunderzeichen zur Anſchauung. „In Wehrender Belagerung hat ſich vber dem Schloß dieſes Wunderzeichen, ein Loew und Adler ſtreitende in der Luft ſechen laſſen, Angeſichts der gantzen Armee.“*) Das Schloß litt empfindlich. Man ſah da vom Pfarrturm der Stadt aus „Nichts vor Verwirrung und Rauch“. Bald konnte das Feuer der Angreifer nur noch ſchwach erwidert werden. „Die darauff folgende Nacht ließen Se. Churfl. Durchl. die Brücken an das Waſſer bringen und wollten damit inſtehenden Morgen den Sturm thun. Als aber der Kommandant Major Andreas Dubislaf Blix ſolches ſahe, finge er an, zu capitulieren.“ Die wichtigſten Punkte der ‚Theidigung‘ waren: „daß die National-Völcker nach Kriegßmanier außziehen und nach Stralſund convoyret werden, denen Teutſchen aber frey ſtehen ſolte, Dienſte zu nehmen. Sie ſolten auch nichts als ihre eigenthümliche Bagage mitnehmen, ſondern alles Übrige hinterlaſſen, Und wann verdeckte Minen vorhanden wären ſolten ſie ſelbige anzeigen.“ Dieſen Angaben eines fliegenden Blattes fügt das Theatrum Europaeum hinzu: „Bey der Einmarſchirung hatten Se. Churfl. Durchl. ſofort das von dem zerſprun-

*) Der Adler ſcheint doppelköpfig zu ſein und alſo nicht den des Großen Kurfürſten darzuſtellen. Allein man darf nicht vergeſſen, daß dieſer den Krieg im Namen des Reiches führte. Daher reden Wrangels Berichte von ſeinen Gegnern auch ſonſt immer als von den ‚Deutſchen‘, nicht als von den ‚Brandenburgern‘.

genen Teil des Schloſſes eingefallene Pulvergewölbe öffnen und das Pulver zu 70 Ctr. ohne Schaden herauſsbringen laſſen, und waren dabenebſt 18 Stücken 5800 Canon-, 4500 Muſquetenkugeln, 8000 Granaten (?), 10 Ctr. Bley und 150 Ctr. Lunten, neben einem ziemlichen Vorrath von Victualien, deſſen bei der Chur-Brandenburgiſchen Armee wegen Ausflüchtung des Landes und der offenen in die veſtgeſchloſſenen Städte großer Mangel, auch zu der Zeit die ſo begierlich verlangte Zufuhr aus dem Mecklenburgiſchen von etlich und ſechzig Proviant- und Mercatantenwagen von den Schwediſchen aus Anklam erſchnappet war, darinnen gefunden worden." Mit beſonderem Behagen wird des „eingepackten Fleiſches" gedacht. Der Kurfürſt beſetzte das Schloß mit einigen brandenburgiſchen Fähnlein und ernannte den Oberſten Hallard zum Befehlshaber des eroberten Platzes.

Der Wandteppich*), welcher die Inſchrift Wolgastum expugnatum 1675 trägt, ſtellt die feierliche Übergabe des Schloſſes vor. Aber auch hier ſind, wie bei Fehrbellin, wenigſtens zwei verſchiedene Momente auf derſelben Bildfläche zur Anſchauung gebracht. Im rechten Hintergrunde erblickt man die Stadt Wolgaſt, vielleicht (deutlich iſt es nicht zu erkennen) vor ihr auch die gegen das Schloß errichteten Batterien. Dies ſelbſt zeigt ſich im linken Hintergrunde, und zwar anſcheinend im Augenblicke des Auffliegens des einen Stockwerks. — Vierundzwanzig Stunden ſpäter ſpielt ſich der Auftritt im Vordergrunde ab, deſſen Schauplatz unmittelbar bei der oben erwähnten Enfilierbatterie an der Bucht nördlich des Lagers zu ſuchen iſt. Ob er hier wirklich ſtattgefunden hat, oder ob der Maler den Platz nur wegen der beſonders günſtigen An- und Überſicht gewählt hat, vermag ich nicht zu ſagen. Vorn hält Kurfürſt Friedrich Wilhelm, den Befehlsſtab auf das Knie geſtützt, in majeſtätiſcher Ruhe, doch wohlwollenden Blickes. Hinter ihm kourbettiert, die geſenkte Reitgerte in der Rechten, der Kurprinz Friedrich; links

*) Vgl. die Reproduktion des Teppichs im Hohenzollern-Jahrbuch 1897.

von dieſem ſitzt auf ganz ruhigem Pferde Derfflinger. Eine Anzahl anderer Reiter des Gefolges ſchließt ſich an. Der Mangel vertrauenswürdig überlieferter Bildniſſe aus dieſer Zeit macht es unmöglich, ſie näher zu bezeichnen. Dem Kurfürſten gegenüber hält entblößten Hauptes mit leicht gebeugtem Nacken eine würdige, Teilnahme erweckende Geſtalt, der Kommandant von Wolgaſt, und ſpricht offenbar die Unterwerfung aus. Sein Pferd ſteht feſt auf allen vier Hufen; Roß und Reiternehmen ſich zuſammen. Im Widerſpruche zu dieſem Auftritt ſteht es, daß die drei ſichtbaren Geſchütze der Batterie in Tätigkeit dargeſtellt ſind: eine maleriſche Zeitwidrigkeit. — Wie den Fehrbelliner Teppich rahmen auch den Wolgaſter prachtvolle Waffenſtücke ein.

Die Wegnahme von Wolgaſt ſicherte im Verein mit der von Uſedom und Wollin den Abſchluß der Odermündungen und bereitete dadurch die Eroberung von Stettin vor. Es war übrigens während des Zuſammenwirkens mit dem kaiſerlichen Feldmarſchall zu manchen Reibereien gekommen, ſo daß Derfflinger einmal vor Verdruß erkrankte, und als es ſich nun um das Beziehen der Winterquartiere handelte, wuchſen die Streitigkeiten ins Große. Der Kaiſer wies nämlich dem brandenburgiſchen Heere für den Winter das ganz ausgeſogene Vorpommern an; der Große Kurfürſt aber ließ ſich das doch nicht gefallen und ſetzte es durch, daß ſeine Truppen, abgeſehen von 1200 Pferden, mit denen der Prinz von Homburg die Belagerung Wismars deckte, in der Priegnitz, in Anhalt, im Magdeburgiſchen und in einem Teile der ſächſiſchen Fürſtentümer verpflegt wurden, wo ſie ſich erholen konnten. Friedrich Wilhelm ſelbſt ging nach Berlin.

König Karl XI. von Schweden, der bisher nur dem Namen nach, d. h. unter Vormundſchaft, regiert hatte, war mündig und am 28. September gekrönt worden. Er entwickelte ſofort eine mannhafte Tätigkeit, mußte aber bald erkennen, daß die Zuſtände ſeines Reiches arg zerrüttet waren. Die Hoffnung, das Unglück, welches das Landheer erlitten hatte, durch die Flotte wett zu machen, erwies ſich als trügeriſch; es ſtellte ſich heraus,

daß ſie verkommen und nicht ſeetüchtig war. Aber in Pommern zeigte ſich eine kräftigere Haltung der Führer, die offenbar dem Einfluſſe des tüchtigen Königs zuzuſchreiben war und auch darin begründet ſein mochte, daß der Oberbefehl von dem ſchwer kranken Feldherrn Wrangel an den Grafen Königsmark übergegangen war. Schon im Dezember drangen die Schweden auf Uſedom und Wollin vor und bemühten ſich, Wolgaſt wieder zu gewinnen. General Mardefeld zog mit 36 Kanonen und 4 Mörſern vor das Schloß und unterwarf es einem artilleriſtiſchen Angriff. Bald waren alle brandenburgiſchen Geſchütze demontiert; doch obgleich die Peene zugefroren war, wies der wackere Kommandant den Sturm ab. Nicht in der Lage, den Übergang über den zugefrorenen Strom zu hindern, benutzte doch auch er die Kälte, indem er die Wälle ſo lange mit Waſſer begießen ließ, bis ſie ſpiegelglatt und daher kaum erſteiglich waren. Dem ehemaligen Kommandanten Blix gelang es dennoch, hinauf zu kommen; aber er fiel unter den brandenburgiſchen Spießen wie der Oberſt Oxenſtierna und vier Hauptleute, von denen einer Mardefelds Sohn war. So gut ſchlugen dem tapferen Hallard ſeine Entſchloſſenheit und Findigkeit an. Um den Platz zu entſetzen und neu mit Lebensmitteln auszuſtatten, ſetzte ſich Derfflinger in Mecklenburg an die Spitze der dort aus dem Bereiche zwiſchen Elbe und Oder vereinigten Reiterregimenter und erreichte Wolgaſt über die gefrorenen Sumpfniederungen an der mecklenburgiſch-pommerſchen Grenze. Sein Entſatzunternehmen hatte Erfolg. Er wollte dann gleich weiter über das Eis nach Rügen reiten; aber eintretendes Tauwetter vereitelte ſeine Abſicht, und ſo gingen die Truppen in die Winterquartiere zurück.

Große Sorge bereitete dem Kurfürſten der Stand ſeiner Geldmittel. Ungeachtet ſeiner Vorſtellungen am kaiſerlichen Hofe blieb es dabei, daß er ſeine 40 Regimenter, welche monatlich 200 000 Tlr. verbrauchten, aus eigener Taſche erhielt; denn die Beiträge der Generalſtaaten liefen äußerſt unregelmäßig ein. Seine Güter waren bereits verpfändet, ſeine Länder mit Steuern überlaſtet und

durch den Krieg hart mitgenommen. Dennoch verlor er den Mut nicht und behielt die Hoffnung fest im Auge, sich durch die Erwerbung Pommerns dereinst voll zu entschädigen. — Aber der Feldzug von 1676 stellte das Übergewicht Frankreichs wieder her.

Er wurde im April an der oberen Schelde eröffnet. Im Sommer lagen die Verbündeten, zu welchen die Tuppen des Bischofs von Osnabrück und vier brandenburgische Regimenter unter dem Grafen von Waldeck gestoßen waren, vor Mastricht, ohne seiner Herr werden zu können. Waldeck sollte die Belagerung gegen den Marschall Schomberg decken; er vermochte das aber nicht; denn seine Kräfte waren ganz unzulänglich, und so mußte auf sein Dringen die Belagerung aufgehoben werden. Gleichzeitig erfocht die französische Flotte in den sizilischen Gewässern einen großen Sieg über die vereinigte holländisch-spanische Seemacht unter dem Admiral de Ruyter, wobei dieser Held fiel. — Am Rheine stand an der Spitze des kaiserlichen Heeres Herzog Karl von Lothringen dem Marschall Herzog von Luxemburg gegenüber. Der Feldzug, der sich vorzugsweise um Philippsburg drehte, begann nicht ungünstig; aber die Einnahme dieser Festung blieb am Rhein leider der einzige Erfolg der Verbündeten. Auf dem nördlichen Kriegsschauplatze jedoch blieb ihnen das Glück getreu. Dänemark ging auch entschlossener vor als im vergangenen Jahre. Schon im April wagte ein Teil seiner Flotte den Versuch, Rügen zu nehmen, und als dieser nicht gelang, einen glücklicheren gegen Wisby, nach dessen Eroberung sich Gotland unterwarf. Im Mai erschienen die Schweden wieder vor Wolgast und lieferten dem großen Kurfürsten, als er zum Entsatze heranzog, ein Gefecht bei Triebsees, zogen sich dann aber nach Stralsund zurück und behielten nur Peenemünde auf Usedom besetzt; doch ergab sich der Platz nach kurzer Beschießung dem Kurfürsten. Nun zog dieser mit seinem Heere und dem kleinen, nur noch etwa 3000 Mann zählenden kaiserlichen Hilfskorps vor Anklam, um diesen festen und wichtigen Übergangspunkt an der Peene zu gewinnen.

Während die Brandenburger die Belagerung von Anklam einleiteten, kämpften am 11. Juni 49 holländiſche, däniſche und brandenburgiſche Schiffe unter Tromps und Niels Juels Befehl zwiſchen Bornholm und Möen gegen 55 ſchwediſche Fahrzeuge, zerſtreuten, ja vernichteten ſie zum Teil und brachten dadurch das däniſche Heer in die Lage, nach Schonen überzugehen und Schweden außerdem durch den Vormarſch von Norwegen nach Bohuslehen anzugreifen. Hier trat ihnen König Karl entſchloſſen entgegen; doch kam der Spätherbſt heran, bevor ſein Heer ſoweit in ſtand geſetzt war, um den Kampf mit den Dänen ernſtlich aufzunehmen.

Die Belagerung von Anklam koſtete dem Kurfürſten ſechs Wochen und viel Menſchen, die namentlich Krankheiten erlagen. Nach der Einnahme des Platzes wandte ſich ein Teil der Brandenburger mit den kaiſerlichen, lüneburgiſchen und münſterſchen Truppen zur Belagerung von Demmin und brachten die Stadt Ende Oktober nach heftiger Beſchießung zur Übergabe. — Der Kurfürſt ſelbſt aber brach mit dem anderen Teile ſeines Heeres nach Stettin auf und gewann unterwegs das Schloß Löcknitz zurück, deſſen Verluſt im vorigen Jahre ihn mit ſolchem Zorn erfüllt hatte.

Die ſchwere Niederlage der ſchwediſchen Flotte geſtattete es jetzt, daß Stettin auch zu Waſſer vom Verkehr mit Schweden abgeſchnitten und angegriffen werden konnte. Im Haffe lagen 9 brandenburgiſche Schiffe; 10 flachgehende Kanonenbote griffen die Stadt vom Dammſchen See her an, und ſchweres Geſchütz, das von Berlin über Küſtrin herangeſchafft war, begann die Beſchießung auf der Landſeite. Doch gelang es nur, die Schweden aus der kleinen Stadt Damm zu vertreiben. Sogar die Anwendung von Feuerkugeln brachte die Bürgerſchaft nicht dahin, die Treue gegen die ſchwediſche Krone zu verleugnen; denn da dieſe alle ſtändiſchen Rechte ſorgfältig achtete, der Kurfürſt von Brandenburg dagegen in dem Rufe ſtand, ſie durch ſtraffe perſönliche Regierung überall beſeitigen zu

wollen, ſo hatten die Stettiner gar keine Luſt, unter ſein Scepter zu kommen. Die Bürgerſchaft trat daher von Anfang an, zu kräftigſtem Widerſtande bereit, entſchloſſen unter die Waffen, und heldenmütig benahm ſich auch die Beſatzung. — Es blieb dem Kurfürſten nichts übrig, als die förmliche Belagerung ins Auge zu faſſen, für welche es jedoch in dieſem Jahre ſchon zu ſpät geworden war. Man konnte nur die Berennung aufrecht erhalten und erbaute zu dem Ende einen Halbkreis einzelner Schanzen und ſperrte das Fahrwaſſer der Oder durch verſenkte Schiffe. Die Ortſchaften der Umgebung wurden ſtark mit Truppen belegt, um die Verſorgung mit Lebensmitteln zu hindern — Maßregeln, die ſich in der Folge doch als unzureichend erwieſen. Sehr verſtimmt kehrte der Kurfürſt nach Berlin zurück, zumal ſich wieder unerquickliche Verhandlungen mit dem kaiſerlichen Hofe ergaben, die die Unterbringung der Truppen betrafen und deren wiederholte Hin- und Herſchiebung herbeiführten, ſo daß ſie ihrer Winterquartiere nicht froh wurden. Ein ſchwerer Schlag für die Verbündeten war es endlich, daß noch am 13. Dezember das däniſche Heer von dem viel ſchwächeren Könige Karl XI. in der mörderiſchen Schlacht bei Lund beſiegt wurde.

Im Jahre 1677 ſchlug Frankreich ſchon im März los, und zwar zuerſt mit voller Wucht gegen Spanien. Valenciennes, Cambray, St. Omer fielen raſch hintereinander, und dieſe Erfolge übten lähmende Wirkung auf die deutſche Rheinarmee aus. Der Kurfürſt aber beſchloß nun, ſeine ganze Kraft auf die Eroberung von Stettin zu verwenden, um bei einem etwaigen Friedensſchluſſe im Beſitze zu ſein.

Frankreich hatte den Feldzug ſo früh eröffnet, weil es im Vorjahre die Erfahrung gemacht hatte, daß derjenige, der ſich während des Winters mit den Rüſtungen beeile und zuerſt im Felde erſcheine, große Vorteile zu gewinnen im ſtande ſei. Dies galt nun ganz ſicherlich auch da, wo es ſich um die Bezwingung einer großen Feſtung handelte, und darum bleibt es ſchwer ver-

ſtändlich, weshalb der Große Kurfürſt gerade in dieſem Jahre ſo ſehr ſpät die kriegeriſche Tätigkeit begann. Es geſchah erſt Ende Juni. An der Beſchaffung des Belagerungsmaterials konnte es nicht wohl liegen; für den erſten Bedarf hätten die Zeughäuſer von Berlin und Küſtrin gewiß allein ausgereicht. Denn aus jenem ſchiffte man 108 Kanonen und 37 Mörſer, 15 000 Ztr. Pulver, 200 000 Kanonenkugeln, 10 000 Bomben und 800 Granaten ein, und aus Küſtrin verſtärkte man dieſen Belagerungspark noch durch 72 Kanonen und 10 große Mörſer, von denen einige 6—7 Ztr. ſchwere Bomben warfen. Überdies wurden noch in Minden und Lippſtadt Geſchütze und Belagerungsgerät für Stettin zuſammengeſtellt, ſodaß man die Geſamtzahl der Feuerſchlünde auf 206 Kanonen und gegen 50 Mörſer berechnete. Ein Teil davon war ſchon frühzeitig nach Schwedt und Garz geſchafft oder vom Vorjahre her dort verblieben. Die Ausbildung von Büchſenmeiſtern und Artilleriehandlangern war eifrig betrieben worden; der Kurfürſt hatte tüchtige Kriegsbaumeiſter in Frankreich und Holland geworben; doch waren ſein führender Ingenieur, der Generalquartiermeiſter-Leutnant Bleſendorf ebenſowohl wie der treffliche Artilleriſt Oberſt Weiler, Deutſche, und zwar beide Berliner.

Die loſe Einſchließung Stettins, welche während des Winters aufrecht erhalten worden war, ſtellte ſich als unzulänglich heraus. Die Schweden ſtreiften, vereint mit den Bürgern, anfänglich ſchon in einem Kreiſe von 3 Meilen um die Stadt, leerten die Dörfer aus und vertrieben alle Einwohner. Dann wagten ſie ſich weiter und verheerten die ganze Gegend bis auf 6 Meilen im Umfange. Dies brachte den künftigen Belagerern nicht nur den Nachteil, das Land verödet und ernährungsunfähig vorzufinden, ſondern auch den, daß die Einwohner der Stadt ſich mit den Einſchließungstruppen herumſchlugen, manchen kleinen Vorteil errangen, Beute machten und ſich ſo im kleinen Kriege übten und Luſt an ihm gewannen. Das hob ihre Schlagfertigkeit und ihren Mut bedeutend und hat weſentlich

dazu beigetragen, den Widerstand zu verstärken und zu verlängern.

Infolge der vollständigen Ausbeutung des Landes sah der Kurfürst sich genötigt, ein Magazin von ganz außerordentlichem Umfange anzulegen. Es geschah zu Garz an der Oder, $3^1/_2$ Meile südlich von Stettin. Bei dieser Stadt versammelte sich auch die brandenburgische Armee, und hier nahm der Kurfürst die Heerschau ab. Er verfügte über 11 Regimenter zu Fuß, 4 Dragoner- und 9 Reiterregimenter; einige der letzteren wurden zur Deckung der Belagerung gegen Greifswald bestimmt.

Stettin bestand aus der Altstadt auf dem hochgelegenen linken Oderufer und der Lastadie in der Niederung zwischen Oder, Parnitz und Dunzig. Die obere Stadt war zunächst von einer betürmten mittelalterlichen Mauer eingeschlossen; vor dieser aber lag eine ganz moderne, nach niederländischer Art errichtete Erdbefestigung: ein stattlicher Hauptwall, dem nach außen ein Niederwall (Faussebraye) vorgelagert war. Im Süden schloß sich diese Befestigung mit einem Halbbastion, der Heiligengeist Post*), an die Oder; dann folgte westwärts ein langer Zwischenwall (Curtine), vor dessen Mitte ein Ravelin, die sog. ‚Grüne Schanze' lag. Diese Südfront endete mit einem vollen Bastion, dem Caggebolwerk. Hieran schloß sich die Westfront, die ein Mittelbastion, das Königsbolwerk, hatte und an der Nordwestecke der Stadt mit einem kleinen Bastion endete, welches man das ‚hohe Rondeel' nannte. Vor der Curtine zwischen Cagge- und Königsbolwerk lag ein kleines Ravelin. Beim hohen Rondeel begann die Nordfront, die durch das Mühlenbolwerk, das Petersbolwerk und das Leggebolwerk in sehr kurze Zwischenwälle gegliedert war und sich wieder mit einem halben Bastion, dem sog. ‚Brettspiel', an die Oder anschloß, die gewissermaßen der oberen Stadt Ostfront bildete. Vor dem Mühlentore lag ein niederes

*) d. h. Posten, Position.

Hornwerk. Der Festungsgraben war nur in den der Oder nahe gelegenen Teilen naß, überall jedoch durch starke Palisadenzäune bewehrt, die teils auf den Rändern des Grabens, teils auf seiner Sohle standen — und aus der Entfernung nicht von Geschützfeuer zerstört werden konnten. Überdies bestrichen die Werke, namentlich die Raveline, den Graben, und demselben Zwecke dienten auch einige kleinere Schanzen und Blockhäuser, wie das insbesondere von einem hinter der Grünen Schanze gelegenen, an den Niederwall angehängten Werke, dem sog. ‚Knapkäse' galt. Über der Außenschärpe (Contre-Escarpe) lief ein gedeckter Weg mit guten Waffenplätzen hinter der Vorböschung (Glacis) hin und war durch Blockhäuser und Palisaden verstärkt. Die Verbindung mit dem Hauptwalle sicherten vier Tore und mehrere Ausfallpforten. Auf die Höhe südwestlich der Stadt war, etwa 1000 m weit, eine noch von Gustav Adolf gebaute kleine Sternschanze vorgeschoben.

Zwei Holzbrücken verbanden die Oberstadt mit der Lastadie, deren Befestigung nur unbedeutende Wälle bildeten, die aber kaum einer solchen bedurfte, da sie vollständig von Sumpf und Wasser umgeben war. Vor der über die Parnitz führenden Brücke lag ein kleines Werk, welches den Steindamm beherrschte, der durch die Niederung zum Städtchen Damm führte. Hie und da erhoben sich aus den Wiesen kleine Schanzen, um diese, die zur Ernährung des Viehs notwendig waren, zu schützen. Auch die Stellen, wo der Steindamm die kleine und die große Reglitz, zwei Oderarme, überschritt, waren durch Befestigungen: das sogenannte ‚Blockhaus' und die ‚Zollschanze', gesichert. Die Mündungen in den Dammschen See beherrschte ein Rümmel (Redoute) auf der kleinen Insel Göskenbrink. Überdies lagen auf den Oderarmen bewaffnete Fahrzeuge, die hinter Balkensperren zurückgezogen werden konnten.

Die Befestigung war gut, für die Besatzung aber eigentlich zu groß; denn die Feuerlinie des Hauptwalls allein der oberen Stadt war 3000 m lang; die Verteidiger aber bestanden aus

nur 3000 königlichen Soldaten und ebensovielen kampffähigen Bürgern und Bauern. Befehlshaber war der überaus tatkräftige Generalleutnant von Wulffen.

Als die brandenburgische Vorhut herankam, zogen die stettinischen Vortruppen sich bis hinter die Sternschanze zurück, an die sich noch alte, wenn auch verfallene Erdlinien anschlossen.

Die kurfürstliche Hauptmacht schlug vorläufig ein Lager bei Güstow, $^3/_4$ Meilen von der Stadt auf dem linken Talrande der Oder. Es galt zunächst, den Machtbereich Stettins in der Stromniederung einzuschränken. Der dahin gerichtete Versuch, den schon im Mai ein brandenburgisches Geschwader im Dammschen See gemacht hatte, war erfolglos geblieben; jetzt wurde unter dem Schutze einer Batterie bei Güstow eine Brücke über die beiden Oderarme oberhalb der Stadt geschlagen, und eine starke Abteilung ging durch den buschigen Sumpf bis zu dem nach Damm führenden Steindamme vor und errichtete zwischen der Zollschanze und dem Blockhause, nicht ohne verlustvollen Kampf, ein kleines Werk, von dem aus das Blockhaus zerstört und die Zollschanze so bedrängt wurde, daß die Schweden sie verließen. Auch die Besatzung des Göskenbrink zog sich nach der Stadt zurück. Nun war die Abschließung des rechten Ufers nicht mehr schwierig, und Oberst Schöning wurde beauftragt, von dieser Seite den förmlichen Angriff zu eröffnen. Um diesen mit dem auf dem linken Ufer beabsichtigten Hauptangriffe zu verbinden, wurde mit ungeheurer Mühe ein Knüppeldamm angelegt, für den nicht weniger als 80 Schock Bäume verbraucht wurden. Diese vorbereitenden Arbeiten kosteten einen vollen Monat.

Mitte Juli schob man das brandenburgische Hauptlager auf die Höhen von Pommerenzdorf und Scheune vor, um von hier aus den Hauptangriff gegen das Halbbolwerk zum Heiligen Geist und das benachbarte Ravelin, die sogenannte ‚Grüne Schanze' einzuleiten, und da gleichzeitig etwa 4000 Mann lüneburgischer Hilfstruppen eintrafen, so wurden diese nebst zwei

märkiſchen Regimentern beſtimmt, unter Führung des Herzogs von Holſtein einen Nebenangriff auf die Nordſeite Stettins von Grabow aus zu unternehmen, gegen das Leggebolwerk vorzugehen und ſich mit dem Schöningſchen Angriffe durch Brücken und Schanzen in Verbindung zu ſetzen. Es war der Sitte der Zeit gemäß, verbündeten Truppen einen beſonderen Angriff zuzuweiſen; aber es führte doch zu bedenklicher Zerſplitterung. Faſt der ganze Reſt des Juli ging mit der Einrichtung des Lagers und der Erbauung eines Dammes durch die Oderwieſen hin, der lediglich dazu diente, das auf dem Strome angelangte Geſchütz und Belagerungszeug auszuſchiffen. Das Lager war durch eine Bodenwelle gegen das Feuer von Stettin gedeckt und glich zum Teil einer kleinen Stadt mit beſonderen Häuſern für den Kurfürſten und die Kurfürſtin, den Kurprinzen, den Marſchall Derfflinger, den Prinzen von Homburg, die Fürſten von Anhalt und Curland, für die Generale Schwerin, Götz, Lehndorf und Gieſen, für die Geſandten von Dänemark, Holland, Lüneburg und Polen. Die Deputierten von Danzig hatten ein prachtvolles Wohn- und ein geräumiges Speiſezelt. Beſondere Häuſer waren den Hofämtern, andere einigen Oberſten zugewieſen; es mangelte weder an einer Apotheke noch an einer Hauptpoſt; ſogar für ein ‚Kammer-Jungfernhaus‘ und eine kurfürſtliche Speiſe- und Silberkammer wie auch Weinkeller war geſorgt.

Am 22. Juli lief die Nachricht von der Vernichtung der ſchwediſchen Flotte durch den Admiral Niels Juel in der Kjöger Bucht ein und wurde vom Kurfürſten mit großer Freude begrüßt. Noch abends 11 Uhr ließ er rings um die Stadt aus 78 Stücken und aus 169 Stücken ſeiner Schiffe dreimal Viktoria ſchießen. Die Stettiner wollten mit 4 Kanonen antworten: „auß Dumheit der Conſtabel aber wurden nur 3 gelöſet, welches einigen in der Stadt ein ſchlecht Omen zu ſeyn bedunckte.“

Am 24. Juli nahmen die Belagerer die Sternſchanze fort und erbauten rechts und links von ihr zwei rechteckige Schanzen zur Aufnahme von Rückhaltstruppen. Dann trieben die branden-

burgiſchen Fregatten die weit ſtärkere ſtettiniſche Flotte unter die Mauern ihrer Stadt. Tags darauf befahl Derfflinger endlich die Eröffnung der Laufgräben gegen die Südfront. Dieſe eingeſchnittenen Annäherungswege wurden noch ganz unregelmäßig, nicht einmal genau auf der Hauptachſe der angegriffenen Werke vorgeführt und durch viereckige Schanzen gedeckt, die zugleich als Geſchützaufſtellungen und zur Aufnahme von Truppen dienten. Es iſt klar, daß bei einer ſolchen Anordnung die Laufgrabenwachen, ſobald die Gräben näher gegen die Feſtung vorgeführt wurden, nur mangelhaft geſchützt waren; denn der Gegenausfall des Fußvolks aus den engen Ausgängen der Redouten brauchte unverhältnismäßig viel Zeit, und das Geſchütz der Redouten war oft durch die eigenen Arbeiten geblendet. Zudem hatten dieſe Schanzen den Nachteil, daß das feindliche Wurfgeſchütz nicht bloß auf die eng zuſammengereihten Feuerſchlünde, ſondern auch auf die mit eingepferchte Beſatzung ſehr nachteilig wirken mußte.

Ausgangspunkt und Schwerpunkt des Artillerie-Angriffs bildete nach alter Sitte eine mächtige Demontierbatterie, die „Schanz“ der Deutſchen, die „batterie royale“ der Franzoſen. Dieſe vor Stettin kurzweg als „die große Batterie“ bezeichnete Aufſtellung wurde ungefähr 900 m vom äußeren Grabenrande errichtet, und Hand in Hand mit ihrer Erbauung ging die Anlage von zwei großen Keſſeln für Mörſer und ferner diejenige einer großartigen Rückumwallung (Cirkumvallation), um den koſtbaren Schatz an Geſchützen auch gegen jeden Zufall von außen her zu ſichern. Dieſe Umwallung, bei der man ſich vielleicht der Reſte altſchwediſcher Werke bedient hat, beſtand aus 3 Fronten mit 4 Baſtionen und 3 Ravelinen, ſo daß geradezu eine neue kleine Feſtung zwiſchen der Sternſchanze und der Stadtbefeſtigung entſtand. Damit aber noch nicht genug! Vielmehr ging auch noch ein mit Redouten verſtärkter leichter Wall um alle Angriffsarbeiten auf dem linken Oderufer herum, der jene kleine Feſtung umſchloß. Verfolgt man ſeinen Zug, ſo ergibt ſich als deſſen ſüdlicher Ausgangspunkt eine dicht am

Strome errichtete Batterie, von der aus das Halbbaſtion Heiligengeiſt-Poſt beſchoſſen wurde. Auf dem Raume zwiſchen dieſem Geſchützſtande und der Sternſchanze lagen noch zwei Redouten, von denen die eine ziemlich groß war*), während die im weiteren Zuge vorkommenden 6 Schanzen ſämtlich als klein bezeichnet werden müſſen. Der Wall verlief ſich endlich am Rande des Steilufers gegenüber dem Brettſpiel. Angeſichts ſo ungemein umfangreicher Arbeiten erinnert man ſich einer Bemerkung des Generals von Gansauge, welcher ſagt**): „Da, wo die Brandenburger in regelmäßig durchgeführten Belagerungen, ſei es im Angriff, ſei es bei der Verteidigung, auftraten, erſcheinen ſie ebenſowenig erfinderiſch als im Feſtungsbau. Die wichtigſte Unternehmung der Art und welche der Kurfürſt ſelbſt leitete, war die Belagerung von Stettin. Hier ſowie 1676 vor Anklam und 1686 vor Ofen erbauten die Brandenburger mehr oder weniger vollſtändige Circum- und Contra-Vallationslinien. Dieſe waren, ſeit im 16. Jahrhundert das Studium des klaſſiſchen Altertums in Gang gekommen, nach deſſen Vorbild wieder gebräuchlich. Man ging hierbei von der in defenſivem Geiſte gedachten Idee einer Aushungerungsblockade aus."

Alle dieſe Anlagen: Lagerbauten, Rückwälle, große Batterie und Laufgräben, entſtanden natürlich nicht auf einen Schlag, ſondern nach und nach; aber ihre gleichzeitige Inangriffnahme bedingte doch einen Aufwand von Kraft und Zeit, der mit dem erreichten Zwecke kaum im richtigen Verhältniſſe ſtand, zumal an eine ernſte Bedrohung der Belagerung durch die noch in Vorpommern, d. h. in Greifswald und Stralſund, ſtehenden Schweden nicht zu denken war und gegen kleinere Beunruhigungen die nach der Peene hin vorgeſchobene Reiterei genügende Sicherheit bot. — Ein am 2. Auguſt gegen die

*) Es iſt das die eine der vorhin erwähnten Rückhaltsſchanzen; die andere blieb außerhalb der Cirkumvallation.

**) Das brandenburgiſch-preußiſche Kriegsweſen um die Jahre 1440, 1640 und 1740. (Berlin 1839.)

Arbeiten unternommener Ausfall wurde nachdrücklich zurückgewiesen.

In der Nacht zum 4. August näherten sich die Laufgräben des Kurfürsten dem Grabenrande bis auf 150 Schritt, und nun ward hier auf der Südseite der Bau von vier neuen Batterien angefangen. Am folgenden Tage begann die Beschießung der Stadt und des Hafens. Sie wurde von allen drei Angriffen gemeinsam durchgeführt und währte, allmählich gesteigert und kaum unterbrochen, vier Tage lang. An vielen Orten zündeten die Granaten und glühenden Kugeln; bald lagen die meisten Schiffe unter Wasser; bald standen die Marienkirche und der Petriturm in Flammen, und noch bevor diese ausgebrannt waren, wurde auch die Jakobikirche vom Feuer ergriffen. Bei dieser Beschießung kamen der Bürgermeister und der Oberst von der Nott um; aber die Bürgerschaft blieb tätig und umsichtig im Löschen und ungebeugt. — Am 8. August ließ Friedrich Wilhelm die Stadt aufs neue auffordern und den Belagerten sagen: er stelle ihnen frei, durch Abgeordnete sein Geschütz in Augenschein zu nehmen, um sich zu überzeugen, daß noch nicht die Hälfte davon gebraucht worden sei. Sie erwiderten: die kurfürstliche Artillerie zu besehen hätten sie nicht nötig; aber man könne sich von ihnen auf eine redliche Verteidigung gefaßt machen; sie wollten ihrem Könige Wälle und Mauern erhalten. Worte echt pommerscher Treue! Übrigens hatte sich die Glaubenswut der strengen Lutheraner an dem Brande ihrer Kirchen aufs neue entzündet; man glaubte allerhand Zeichen am Himmel und auf Erden wahrzunehmen; ja sogar eine Prophetin stand auf, Maria Lange, die auf Straßen und Plätzen Buße predigte, zu mutiger Gegenwehr aufforderte und Rettung aus aller Not verkündete. In einer ihrer Weissagungen, die sie selbst am 9. August gedruckt verteilte, sagt sie: „Auch deuchte mich, wie ich auf dem Wall ging, da sah ich unzählig viele Gänse mit feurigen Mäulern ganz zornig haufenweis auf mich zusteigen. Ich aber winkte ihnen mit der Hand, worauf sie mit Macht und sehr geschwind,

auch mit vielen blutigen Köpfen wieder zurückeilten. Dieſes bedeutet, daß der Feind hart anſetzen möchte; er wird aber, wenn wir uns zu Gott bekehren und ihn herzlich darum anrufen, auch mit Fleiß auf dem Walle dabei her ſein, mit großem Verluſte zurückgeſchlagen werden. Denn mir deuchte, wie die Gänſe mit Menſchenſtimmen redeten und ſich höchlich verwunderten, daß ſie mit ihrer großen Macht nichts gewinnen könnten." *) Die letztere Bemerkung war wohl auch aus der Seele manches brandenburgiſchen Offiziers heraus geweisſagt, der gemeint hatte, daß man einer ſolchen Beſchießung nicht zu widerſtehen vermöchte. Der Große Kurfürſt ſcheint doch anders gedacht zu haben, ſonſt hätte er ſein Lager nicht ſo gründlich erbauen und für den Winteraufenthalt herrichten, auch die großen Rückwallſchanzen kaum erbauen laſſen.

Die erregte Stimmung der Stettiner machte ſich in der Nacht zum 9. Auguſt in einem erfolgloſen Ausfalle Luft. Ebendamals gelang es, den Laufgraben an einer Stelle bis auf 60 Schritt an den Grabenrand vorzuſchieben. Auch in den nächſten Tagen erfolgten noch Ausfälle; am 12. Auguſt aber ward die Verſchanzung an der Spitze der Laufgräben fertig und erſchwerte damit weitere Ausfälle gegen ſie bedeutend. Zugleich wurden große Stücke und Feuermörſel auf die Batterien geführt und die Güſtower Schiffbrücke ſtromabwärts gefahren und bei Pommerenzdorf wieder eingebaut, um eine kürzere Verbindung zwiſchen dem Hauptangriff und dem in der Niederung herzuſtellen; denn eben gegen dieſen richteten ſich jetzt neue Ausfälle der Stettiner.

Am 19. Auguſt war die große Batterie fertig, und man ſchickte ſich an, ſie zu bewaffnen: 120 Stücke und Mörſer ſollten in ihr aufgepflanzt werden; doch ging das wegen ſtarken Regenwetters nur langſam. Die übrigen Batterien ſpielten um ſo heftiger, ſo daß manchen Tag 1400 Geſchoſſe in die Stadt fielen.

*) Die ganze Prophezeiung findet ſich abgedruckt in Heinels Geſchichte des preußiſchen Staates.

Zur Verbindung der Laufgräben wurde ein Netz von Gängen eingeschnitten, das bis zu einem gewissen Grade sich dem Begriffe der ebendamals durch Vauban eingeführten Parallelen näherte, ohne ihn jedoch wirklich darzustellen. Sie waren in ihrer Systemlosigkeit nicht geeignet, um von ihnen aus die in den Laufgräben gelegenen Redouten-Batterien gegen Ausfälle wirksam zu unterstützen; die Redouten selbst aber waren der Bestreichung von zwei Seiten her ausgesetzt und boten, wie schon erwähnt, dem feindlichen Wurffeuer willkommene und nur allzu ergiebige Ziele. „Wir greifen auf Französisch an und werden auf Schwedisch geschlagen!“ so meinten die Nörgler, und am 27. August schrieb ein lüneburgischer Hauptmann: „Mit dieser Belagerung sieht es noch ziemlich mißlich aus; verstehen sich die Schweden nicht zu einem Akkord, so werden sie durch Gewalt nicht leicht herauszubringen sein. Wir sind mit unseren Trancheen bis 150 Schritt an die Contreescarpe vorgerückt; aber von jetzt an wird es heiß hergehen. Die Belagerten haben sich bisher nur sehr mäßig gewehrt; aber nun fangen sie an, ganz abscheulich mit Steinen zu werfen, wodurch wir viele Leute verlieren. Es fehlt in der Festung nicht an Proviant, und dabei ist großer Eifer da, die Stadt zu verteidigen.“

Der Kurfürst war unermüdlich tätig; er ging in jede Batterie und näherte sich in seinem Eifer dem Gegner bis auf Musketenschußweite. „Eines Tages“ (27. Juli), berichtet Herr von Buch, „flog eine Kugel so dicht am Kopf des Kurfürsten vorüber, daß er sich, was sonst wohl nie geschah, bückte; aber der Luftdruck riß ihm den Hut vom Kopfe.“ Auch die Kurfürstin begleitete ihren Gemahl zuweilen in die Laufgräben, und als dieser, der wiederum rücksichtslos der Gefahr entgegentrat, von der Fürstin gebeten wurde, sich mehr zurückzuhalten, erwiderte er stolz: „Wann hast du jemals gehört, daß ein Kurfürst von Brandenburg erschossen worden sei?!“

Vom 29. August bis zum 10. September fand wieder eine großartige Beschießung statt. Hundertzehn Kanonen und 25

Mörſer ſpielten mit ſo großer Wirkung, daß ſchon nach drei Stunden die Wälle der Stadt ganz abgekämmt, die Scharten unbrauchbar und alle ſchwediſchen Geſchütze, die nicht rechtzeitig zurückgezogen worden, bis auf eines im Baſtion vor dem Mühlentore, kampfunfähig gemacht worden waren. Dies beſtärkte den Kommandanten in ſeinem klugen Vorhaben, ſeine Artillerie ſtets vor dem überlegenen Feuer zurückzuhalten, um dem Belagerer erſt dann mit allen Kräften entgegenzutreten, wenn er die Glacishöhe erreicht haben werde. Die erwähnte Geſchützmaſſe wurde von allen drei Angriffen in Tätigkeit geſetzt; auf der ſog. „großen Batterie“ ſtanden zu dieſer Zeit erſt 40 Stücke. Nach dem Diarium obsidionis warfen ſie außer den kalten auch glühende Kugeln, Granaten, Bomben, Stinktöpfe und Stinkſäcke und Kiſten mit Fußangeln in die Stadt. „Auch ſoll eine ſonderliche Art Pulver gebraucht worden ſein, wodurch ein ſo grauſames Donnern und Blitzen entſtand, als ſeit Menſchengedenken nicht gehört wurde.“ Die Schießkunſt ſcheint übrigens nicht auf beſonderer Höhe geſtanden zu haben; denn wenngleich berichtet wird, es habe ſich nichts auf den Wällen blicken laſſen können, ohne von den geſchickten Konſtabeln und Feuerſchützen, deren man eine große Anzahl beiſammen hatte, getroffen zu werden, ſo erfährt man andererſeits aus dem pommerſchen Kriegspoſtillon (1677), es ſei gar nicht ſelten vorgekommen, daß man über die ganze Stadt hinweg aus dem einen Lager in das andere geſchoſſen habe, wodurch viele Klagen hervorgerufen worden ſeien.

Die Nähe des Feindes und das ſtarke Gewehrfeuer von den Wällen zwang jetzt zur Anwendung der völligen Sappe, deren ſorgfältiger Bau natürlich viel Zeit koſtete. Indes erreichten die Brandenburger doch in der Nacht zum 1. September den Kamm des Glacis und richteten ſich demnächſt dort in einem Werke ein, das den gedeckten Weg beſtreichen und auch den Graben einſehen und beſchießen konnte. Wiederholt war das Vorſchreiten dieſer Arbeiten von kleineren Ausfällen beun-

ruhigt worden; am 6. September aber unternahmen die Stettiner bei hellem Tage mit 6 Schwadronen und 3 Bataillonen (1000 Mann) einen großartigen und sehr kräftigen Ausfall gegen die Lüneburger und warfen dieſe weit zurück. Erſt die herbeieilende brandenburgiſche Reiterei ſtellte das Gefecht wieder her, jagte den Feind in die Stadt zurück und verfolgte ihn bis zum Grabenrande. Ein ſo kühnes und mutiges Unternehmen bewies, daß Kraft und Wille der Städter noch ungebrochen waren, und gereicht dem Kommandanten zu großer Ehre.

Seit dem 10. September begann der Minenkrieg, bei dem ſich die Schweden den Angreifern im allgemeinen überlegen zeigten; das beſte leiſteten auf Seite der Verbündeten noch die Lüneburger mit ihren Klausthaler Bergleuten. Den Brandenburgern fehlte noch ſehr viel an rechter Einſicht über die Wirkung des Pulvers, zumal bei deſſen Verwendung in Minen.

Am 12. September ſtürmte Oberſt von Schöning das zur Verteidigung der Laſtadie angelegte Ravelin vor der Parnitzbrücke; die Beſatzung verließ es und zündete die Brücke hinter ſich an, worauf Schöning ſich an dieſem Poſten, von dem aus die ganze Stadt beſchoſſen werden konnte, gut verbaute.

An eben dieſem Tage erſchien der Admiral Tromp im kurfürſtlichen Lager. Er hatte mit der niederländiſchen Flotte die Dänen unterſtützt, ſo daß ſie ſich der Inſel Rügen bemächtigen konnten. Jetzt kam er, um Truppen zur Beſetzung der Inſel zu erbitten. Der Kurfürſt empfing ihn mit hohen Ehren, führte ihn in die Laufgräben und ließ aus den Batterien mit ganzen Salven ſchießen. Den Wunſch des Holländers vermochte er aber nicht zu erfüllen; denn ſein Menſchenverluſt durch Gefecht und Krankheit war ſo groß, daß er ſelbſt ſchon Urſache hatte, an Verſtärkung zu denken.

In den nächſten Tagen war beſonders auf der lüneburgiſchen Seite der Minenkrieg lebendig. Der Herzog von Holſtein bemächtigte ſich des Grabenrandes und verſchanzte ſich dort. Der Kampf ward hier heiß; in zwei Nächten wurden allein

1600 Handgranaten verbraucht. Überhaupt war der Verbrauch von Schießbedarf ſehr groß. Eben um Mitte September berechnete man die Zahl der von den Belagerern verwendeten Geſchoſſe auf 40 000 Kugeln, worunter viele von ganzen und Fünfviertel-Kartaunen, ſowie auf über 20 000 Bomben und Granaten, einige zu 700 Pfund.

Der Kurfürſt gab am 15. September den Stettinern genaue Kunde von der Eroberung Rügens durch die Dänen und ließ ſie aufs neue zur Übergabe auffordern. Die Bürgerſchaft antwortete: es ſei ihnen ganz gleich, was in Rügen geſchehe; ſie hätten nur zu tun, was ehrlichen Leuten zuſtünde. Am 20. September kündigte Friedrich Wilhelm den Bürgern an, daß er nun gezwungen ſei, die Stadt mit Sturm zu nehmen, doch geſtatten wolle, Greiſe, Weiber und Kinder zuvor in Sicherheit zu bringen. Aber auch dieſen wohlgemeinten Antrag wieſen die Stettiner zurück; ſtolz erklärten die Frauen, ſie würden an ihrer Männer Seite fechten und fallen. Freilich hatten in der Verſammlung des Stadtrates einige zaghafte Stimmen von Akkord und Übergabe geſprochen; allein ſie waren durch die Gewerke und Bürgerkompagnien zum Schweigen gebracht worden. Dieſe hatten dem wackeren General von Wulffen erklärt, daß ſie treu bei ihm aushalten würden, und aufs neue verband ſich die Bürgerſchaft durch einen Eid „bei einander zu leben und zu ſterben, auf keinen Akkord einzugehen und ſich auf Gott, nicht aber auf die Hoffnung eines Succurſes zu verlaſſen.“ — Um den Belagerern zu zeigen, daß man in der Stadt noch immer beſſer lebe als im Lager, ſchoß man frühmorgens friſche Semmeln zu ihnen hinüber. Dieſen Gruß erwiderten die brandenburgiſchen Konſtabler auf gleichem Wege durch Sendungen von Tabak, Zitronen und anderen Erfriſchungen.

Der Minenkrieg wurde nun wieder aufgenommen; bei ihm fiel der Generalquartiermeiſter-Leutnant Bleſendorf einer Musketenkugel zum Opfer. Am 23. September ſtanden als erſte die Lüneburger mit der Sappe auf dem Stadtgraben und ſchnitten

ſich folgenden Tages ſchon in den Wall ein. Am 27. fingen auch die Brandenburger an, in den Graben hinabzuſteigen. Man kam aber langſam von der Stelle; denn jetzt bediente ſich Wulffen aufs kräftigſte ſeiner einſichtsvoll geſparten Geſchütze und noch mehr des überaus wirkungsvollen Kleingewehrfeuers. „Bei allen dieſen Attacken und Renkontres“, ſagt der „Andere Pommerſche Kriegspoſtillon“ (1678), „wurde von beiden Seiten unglaublich geſchoſſen, ſodaß es ein fortwährendes Feuer geweſen und man nichts anderes als Salven aus Stücken und Musketen gehört, und es iſt gewiß, daß in langer Zeit in keiner Belagerung von beiden Seiten größere Arbeit mit Miniren und Schießen getan worden als vor dieſem Orte.“

Um auf brandenburgiſcher Seite den Grabenübergang und die Wallerſteigung zu ermöglichen, galt es, zwei kleine Werke zwiſchen der Grünen Schanze und der Oder zu erobern, die den Graben wirkſam beſtrichen. Zu dem Ende wurde der trennende naſſe Graben durch Abſprengung des Ufers und Erdauffüllungen zugeſchüttet, und dann ſtürmte man die kleinen Werke. Nun vermochte der Feind den Graben vor der Grünen Schanze nur noch vom hohen offenen Wall herab aus größerer Entfernung unter Feuer zu halten, und am 16. Oktober traf man Anſtalt, über den kleinen Waſſergraben vor dem halben Heiligengeiſt-Bolwerk eine Brücke zu ſchlagen. Das erwies ſich jedoch als unausführbar im feindlichen Feuer, und nun wurde unter den Augen des Kurfürſten der Graben mit Faſchinen ausgefüllt und ein Damm darüber geſchüttet. Jetzt ließ der Kurfürſt die Stirnſeite des Halbbolwerks ſtürmen, nahm ſie, grub ſich auf ihr ein und ſetzte den Minierer an, um das übrige zu zerſtören.

Um dieſe Zeit trafen, ſehr erwünſcht, einige Verſtärkungen von Rügen her ein: kroatiſche und heſſiſche Fähnlein, die in däniſchem Solde ſtanden, freilich in geringer Zahl.

Am 24. Oktober zündete man die Mine im halben Bolwerke; allein ſie wirkte rückwärts und tötete und verwundete 1 Offizier und 30 Mann. Trotzdem nahmen die Brandenburger

das Halbbaſtion, ſahen ſich aber ſofort einem ſtarken neugebauten Abſchnittwalle gegenüber, der nun abermals zu bekämpfen war. Ebenſo erging es den Lüneburgern, als ſie endlich die Spitze des von ihnen angegriffenen Leggelbolwerks erobert hatten. Sie hatten hier am 1. November eine Mine von 30 Tonnen geſprengt; aber das Krönen des Trichters hinderten 200 Feinde, welche ſehr geſchwind aus dem neuen Abſchnitte vorbrachen und den Trichter beſetzten.

Der anfangs November eingetretene Froſt erſchwerte die Sappenarbeiten und das Krönen der Minentrichter außerordentlich; die Truppen litten ſehr; und es iſt nicht zu verkennen, daß man dieſen Übeln entgangen wäre, wenn man die Belagerung bereits im April begonnen hätte. Die Luft trocknet im Frühjahr mehr als im Herbſte, und daher ſind einige Tage Regenwetter in ihren Wirkungen auf die Wege und Erdarbeiten im Frühling lange nicht ſo nachteilig als im Herbſt. Mühe und Gefahr der Sappenarbeit ſteigert ſich mit der Annäherung an die Feſtung jedesmal; ſie wachſen aber unverhältnismäßig infolge des Froſtes; denn nicht nur läßt ſich der Boden ſchwerer bewegen und behandeln, ſondern jede Granate und Kugel, die gefrorene Erdſtücke trifft, wirkt auf die in der Nähe ſtehenden Arbeiter wie Kartätſchen. Aus dieſen Gründen und wegen der eintretenden Herbſtkrankheiten wuchs der Menſchenverluſt beträchtlich; die Belagerungsabteilung des Herzogs von Holſtein war bereits auf eine Stärke von 2000 Mann herabgeſunken. — Unter ſolchen Umſtänden regten ſich manche Stimmen gegen die Weiterführung der Belagerung; der Kurfürſt aber erklärte, er werde ſich eher vor Stettin begraben laſſen als unverrichteter Sache davonziehen. — Auch der Mut der Stettiner war noch nicht gebrochen; denn er richtete ſich ſtets an der Anerkennung und den Verheißungen des Grafen Königsmark aufs neue auf. „Ich kann," ſchrieb ihnen dieſer am 16. Oktober aus Stralſund, „meine Herren und die ganze rechtſchaffene Bürgerſchaft verſichern, daß von ihrem löblichen Verhalten nunmehr ganz Europa voll iſt und ihr Ruhm

nicht nur durch öffentliche Zeitungen, ſondern auch im Munde aller chriſtlichen Potentaten und derer hohen Abgeſandten zu Nimwegen, auch der Feinde ſelbſten mit hoher Approbation geführt wird.“ Er benachrichtigte ſie, daß der König ihnen allen Schaden erſetzen, ihre Kirchen wieder aufbauen, ihnen Befreiung von allen Abgaben bewilligen werde, und daß zu ihrem Entſatz ein Heer aus Polen auf dem Marſche ſei. Letzteres war freilich nicht richtig. — Übrigens ſah es traurig aus in der Stadt. Durch keine Gaſſe konnte man mehr ungehindert gehen, weil die Giebel hineingeſtürzt waren. In allen Häuſern waren kaum 10 bis 20 Stuben brauchbar; denn die Granaten hatten alles zerſchmettert. Ein Pfund Brot galt 16, ein Pfund Speck 12, ein Pfund Fleiſch 6 Groſchen, eine Gans 3 Reichstaler, eine Mandel Eier 1 Taler und 8 Groſchen. Am ſchlimmſten ſtand es um den Pulvervorrat; nur noch wenige Tonnen waren vorhanden, bei der endlichen Übergabe kaum noch fünf.

Endlich gelang es den Brandenburgern, ſich der Grünen Schanze zu bemächtigen, und nunmehr wurden auf dieſem beherrſchenden Ravelin ſofort Batterien erbaut, um die im Norden und Süden desſelben errichteten großen und ſtarken Abſchnittswälle zu zerſtören. An demſelben Tage, dem 16. November, traf von Rügen auch noch ein däniſches Regiment zur Unterſtützung des Kurfürſten ein. Man atmete auf im Lager. Mit Stolz wurden den fremden Geſandten die großartigen Belagerungsarbeiten gezeigt, und der Hof vergnügte ſich auf einem Tanzfeſte bei der Frau Kurfürſtin. Vom 24. November an konnte man vom Heiligengeiſt-Halbbolwerk und von der Grünen Schanze aus den Geſchützkampf gegen die Abſchnitte aus nächſter Nähe aufnehmen; doch immer hielt ſich noch das hinter der Grünen Schanze gelegene ſchon erwähnte dreifach verpalliſadierte gemauerte Blockhaus, der ſogenannte ‚Knapkäſe‘, beſtrich den Graben und tat großen Schaden. Erſt am Mittag des 6. Dezember wurde er erobert, nachdem ſein Tor mit der Petarde

geſprengt war, und nunmehr ſah der Minierer ſich in den Stand geſetzt, ungeſtört gegen den Zwiſchenwall vorzugehen, hinter dem nur noch die alte Stadtmauer lag. Schleunigſt wurden zwei Minen hergeſtellt und am 10. Dezember geſprengt. Es gelang vollkommen. Der Wallſchutt füllte einen Teil des Grabens derart aus, daß er mit dem Walle eine Ebene bildete; beide Parteien kamen einander ſo nahe, daß man ſich gegenſeitig das Gewehr aus den Händen riß, und der Kurfürſt konnte nun mit unzweifelhaftem Erfolge zum ‚Generalſturm' ſchreiten. „Weil aber der Kommandant, Herr General-Leutnant von Wulffen, den ungewiſſen Ausgang ſothanen Sturms ſonder Zweiffel erwogen und wegen allerhand Considerationen die extrema (d. h. die Plünderung der Stadt und die Niedermachung aller Bewaffneten) abzuwarten nicht vor rathſam erachtet, auch die Beſatzung, die Vivres und das Pulver ganz abgenommen, hat er es für hohe Zeit gehalten, zum Accord zu ſchreiten. Welchen auf reputirliche Manier zu erhalten, der von Wulffen am 13. an den lüneburgiſchen General-Major Endten (ſeinen alten Kriegskameraden) geſchrieben und ihn gebeten, daß er ihm einen raisonablen Accord verſchaffen wolte, wobey er galamant beygefüget, daß er, General-Major Endte, diejenige Jungfer, ſo ſich ſo lang bewahret, in die Arme eines Durchläuchtigſten Anwerbers offeriren möchte. Worauff ihm von ermeldetem Hn. General-Major geantwortet worden, daß es zwar etwas ſpäth wäre; jedoch wolte er ſein beſtes thun, umb das Werck zum guten Ende zu befordern". Demzufolge wurden am Nachmittage des 24. Dezembers beiderſeits Geiſeln ausgewechſelt. Auch fand ſich der Bürgermeiſter Schwabenberg mit dem Syndikus und acht vornehmen Bürgern ein, um dem Kurfürſten eine Bittſchrift zu überreichen und mit ſeinen Räten zu verhandeln. Sie empfahlen ſich der Huld des Siegers als „Dero hiernächſtige Unterthanen". Der Herr verwies ſie darauf, daß die Städter an ihrem Unglück ſelbſt ſchuld trügen, behielt ſie dann aber zur Tafel da, gab ihnen tröſtliche Zuſicherungen, verſprach, eine der

abgebrannten Kirchen wieder aufzubauen, und ließ ſie in ſeinen Kutſchen wieder zurückfahren. Zwei Tage darauf wurde der Accord abgeſchloſſen. Die ſchwediſchen Nationaltruppen ſollten mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiel, vollem Gewehr und Sack und Pack nach Livland abziehen; die Deutſchen im ſchwediſchen Dienſte aber, Offiziere wie Gemeine, hatten dieſen, infolge der kaiſerlichen Avokatorien zu verlaſſen. Beſchädigte und Kranke ſollten bis zur Geneſung verpflegt werden. Dem General von Wulffen wurde geſtattet, 2 Geſchütze, die er ſelbſt ausſuchen ſollte, mitzunehmen. In Religionsſachen verpflichtete der Kurfürſt ſich, nichts zu ändern. Im ganzen waren es 24 Artikel. – Die tapfere Beſatzung marſchierte nun ab. Statt 3000 zählte ſie nur noch 300 Mann. An Offizieren hatte ſie 3 Oberſten, 1 Oberſtleutnant, 4 Majors, 40 Kapitäne und beinahe ebenſoviele Fähnriche verloren. Etwas über 40 Verwundete blieben zurück, und unter einer Standarte rückten 9 Reiter, unter 21 Fahnen 250 Mann mit zwei halben Kartaunen aus. Der bisherige Kommandant erhielt Erlaubnis, für ſeine Perſon nach Stralſund zu gehen. Dafür zogen 3 kurfürſtliche Regimenter in die Stadt und nahmen 100 Stück ſehr ſchöner Geſchütze in Empfang.

Der 27. Dezember brachte Einzug und Huldigung, beides, der Sitte der Zeit nach, mit größtmöglicher Pracht. Sogar die Schulpferde ließ der Kurfürſt zu dieſem Zwecke von Berlin kommen; denn bei allen damaligen Aufzügen galt die Vorführung ſchöner und kunſtgeübter Roſſe als der vornehmſte und fürſtlichſte Luxus. Gegen 9 Uhr morgens nahte ſich der Feſtzug. Die Kammerfouriere nebſt aller anweſenden Kavallerie eröffneten ihn; dann folgten die Handpferde ſämtlicher Offiziere und die Trabantengarde zu Roß mit Trompetern und Heerpaukern. Nun kamen die kurfürſtlichen Stallmeiſter und Bereiter mit 24 herrlich aufgezäumten Handpferden ihres Herrn und der Zug der Pagen. Der Ober-Hofmarſchall von Canitz und der Ober-Schenk von Grumbkow ritten den höchſten Würdenträgern

voraus, nämlich dem Kurprinzen, den Prinzen von Homburg, Holſtein und Curland, und dieſe Herrſchaften bildeten wieder den Vortritt des Kurfürſten ſelbſt, den 24 Trabanten mit Partiſanen und 24 Lakaien rechts und links umgaben. Ihm folgten die Geſandten, der Feldmarſchall Derfflinger ſowie die Geheimräte und Hofbeamten. Nunmehr kamen die Kutſchen, zunächſt 18 ſechsſpännige, in deren erſter die Kurfürſtin ſaß. Dieſer Wagen war ganz vergoldet und wurde von 6 Iſabellpferden gezogen. Den zweiten Wagen zogen 6 gelbe Pferde; in ihm ſaßen die kurfürſtl. Prinzen Ludwig und Philipp Wilhelm nebſt dem Oberpräſidenten Frhrn. von Schwerin. Den Zug ſchloß eine Kompagnie Reiter vom Leibregiment. — Vor dem ſogen. Neuen Tore, alſo der Breſche zunächſt, ſtanden zwei Knaben in Trauerkleidern; der erſte überreichte einen ſilbernen Schlüſſel, der die Inſchrift trug „Accipe, Serva, Conserva“, der andere bot mit den Worten „Quod Deus Dat“ einen Fürſtenhut dar. Dann brachten ſechs vornehme, auch in Trauer gekleidete Jungfrauen dem Kurfürſten und ſeinem Sohne Kränze von Cypreſſen, Rosmarin und Myrten mit bezüglichen Inſchriften entgegen. Im Tore ſelbſt empfing den Sieger der Rat der Stadt. Der Syndikus hielt „eine kurtze aber wolgefaſſete Rede“. „Ew. Kurfſtl. Durchlaucht“, ſagte er, „kommen Bürgermeiſter und Rath anjetzo als ihrem nunmehrigen allergnädigſten Landesvater unterthänigſt entgegen und ſuchen in feſter Zuverſicht bei Denenſelben alles dasjenige, was ein todkrankes Kind bei ſeiner liebreichen Mutter, eine vom Habicht verfolgte Taube in ihren Felslöchern, ein Küchlein unter den Flügeln einer ſorgfältigen Gluckhenne zu ſuchen pflegt.“ Zugleich übergab er in einem ſchwarzſammeten mit Gold und Silber reichlich benähten Beutel den wirklichen Stadtſchlüſſel. Die Bürgerſchaft zog, aufs beſte geputzt, mit ihrem Gewehr kriegeriſch auf, eine Kompagnie auf dem Kohlmarkt, eine auf dem Roßmarkt, die dritte auf dem Schloßplatze. „Im Durchreiten durch die Stadt und Bürgerſchafft erzeigte ſich der Chur-Fürſt gantz freundlich, ſo derſelben

Gemüther mercklich änderte.“ Darauf verfügten ſich die Bürger nach Hauſe, legten ihr Gewehr ab, Bürgerkleid und Mantel aber an und wurden dann wieder von einem Marſchall auf den Schloßplatz geführt, wo der Kurfürſt inzwiſchen von zwölf vornehmen, köſtlich bekleideten Jungfrauen begrüßt worden war, die auf die gelegten Tapeten Grünes ſtreuten und dabei riefen: „Langes Leben unſerem Herrn, Sr. kurfl. Durchlaucht!“ Jetzt zog männiglich in die Kirche, wo der Superintendent D. Fabritius die Huldigungspredigt hielt, für die ihm der Kurfürſt 100 Reichstaler zahlen ließ. Drauf tat der Oberpräſident von Schwerin den Vortrag an die Bürgerſchaft „mit ſonderbahrer gravitaet und Beredſamkeit und vermahnete ſie zu aller Treue zum Chur-Hauſe.“ Die Bürger ſprachen den Eid und ließen das Kurhaus leben, „welches dreymal mit großem Geſchrey geſchahe, und wurde darauf ein anſehnliches an güldenen und ſilbernen Gedächtnüß-Pfenningen unter das Volk außgeworffen.“ Der Kurfürſt ließ auf dem Schloſſe „gantz magnifie tractiren“, woran der Rat und 200 Bürger teilnahmen. Dabei wurde „dreymahl auß allen Canonen in der Stadt und von den Batterien im Lager Salve geſchoſſen, und die Trommeln, Paucken und Trompeten tapffer drunter geſpielet und geblaſen; auch war ein Theatrum auffgerichtet, auff welchem aus einem roth und ſchwartzen mit Tannen-Bäumlein beſteckten Adler roth und weißer Wein von Morgen bis Abend gelauffen.“ Die Menge der Zuſchauer war ſo groß, daß kein Raum mehr unter Dach zu kommen war. Abends begab der Kurfürſt ſich ins Lager und folgenden Tages nach Berlin zurück, wo er am Sylveſtertage in großer Herrlichkeit und unter gewaltigem Jubel durch ſechs Ehrenpforten einzog.

Der Wandteppich*) ‚Sedinum redactum‘ ſtellt die Belagerung Stettins auf ihrer letzten Entwicklungsſtufe dar. Wir befinden uns in der ſogen. „großen Batterie“, deren Geſchütze

*) Vgl. die Reproduktion des Teppichs im Hohenzollern-Jahrbuch 1897.

auf dem Bilde freilich zumeiſt in Richtungen feuern, wie ſie die eignen Truppen und Kriegsbauten gefährden müßten; doch iſt ihre Einrichtung wie ihre Bedienung mit der größten Treue und Lebendigkeit wiedergegeben. Merkwürdigerweiſe iſt kein einziger Mörſer dargeſtellt, obgleich dieſe Waffe doch eine ſo große Rolle geſpielt hatte. Freilich lagen die bedeutendſten Keſſel rechts und links der großen Batterie. Auffällig ſind die ungeheuer langen Wiſcherſtangen. — Im rechten Vordergrunde ſteht der Große Kurfürſt, dicht hinter ihm der Kurprinz, an der Linken des Herrſchers wohl der Prinz von Homburg, welcher offenbar Vortrag hält. Vor dem Kurfürſten hebt ein Page oder junger Offizier einen ausgebreiteten Plan in beiden Händen empor, auf den ſich anſcheinend das Geſpräch der Fürſten bezieht. Der Herr hinter dem Kurfürſten, welcher mit hocherhobener Linken zu dem Büchſenmeiſter redet, der entblößten Hauptes ſich verneigend vor ihm ſteht, ſoll vermutlich Derfflinger ſein, obgleich er merkwürdig jung dafür ausſieht. Der den Plan haltende Jüngling blickt ſich etwas mißtrauiſch nach einem Pulverfaß um, das zwei Männer dicht an ihm vorüber rollen. Die linke Ecke des Vordergrundes nehmen Diener mit den Reitpferden des Kurfürſten und ſeines Sohnes ein; das des erſteren iſt, wie gewöhnlich, ein Schimmel.

Den Mittelgrund des Teppichs erfüllen Laufgräben und Batterien, die offenbar arg zuſammengeſchoben und ziemlich willkürlich angeordnet ſind. Die vorderen Geſchützſtände ſind ſo hoch dargeſtellt, daß ſie die hinteren völlig blenden müßten; das iſt natürlich zu dem Zwecke geſchehen, ſie deutlicher ſichtbar zu machen, wirkt aber befremdlich. Die letzte gewaltige Batterie unmittelbar vor der Stadt, etwas links von der Mitte, iſt die bereits von brandenburgiſchen Geſchützen beſetzte „Grüne Schanze“. Ihre Kanonen arbeiteten gegen die Abſchnitte, mußten alſo nicht ſo geradeaus feuern, wie es hier dargeſtellt iſt. Ein wenig weiter rechts ſieht man auf dem Halbbolwerke „Poſt zum heiligen Geiſt“ eben eine Mine auffliegen, eine kleine Zeitwidrigkeit, weil

zu der Frist, da die Grüne Schanze mit brandenburgischem Geschütz gekrönt war, an jener Stelle nicht mehr mit Minen gekämpft wurde, was vorher allerdings dort reichlich geschehen war. Neben dem Halbbolwerk erblickt man die Oder, die von einer Verpfählung durchschnitten ist, und die eine der zur Lastadie führenden Brücken. Den tiefsten Hintergrund links nimmt die Oberstadt Stettin ein; ihre Kirchtürme haben keine Helme mehr, weil sie abgebrannt sind.

So wenig das Gesamtbild auf planmäßige Genauigkeit Anspruch erheben kann, so sehr ist es doch geeignet, den damaligen Zustand zu vergegenwärtigen. Mit erstaunlicher Frische und Kraft sind die Gestalten und ihre Verrichtungen zur Anschauung gebracht. Man betrachte z. B. die äußerste Vordergrundsgruppe rechts, oder den Mann mit dem Munitionskarren in der Mitte, oder den, der die Lafette schwänzt; jede Bewegung ist treu dem Leben abgelauscht.

Der ganz köstlich gezeichnete Rahmen zeigt auf seiner linken Seite Wahrzeichen des Festungskrieges: Maßstäbe, Winkelmaße, Astrolabium, ein Bündel von Fluchtstäben, wie man sie zum Abstecken gebraucht, ein Maßbogen und dergl. Auch Schanzkorb, Spaten und Hacke fehlen nicht; ja sogar der Schubkarren ist sinnig mit einem Lorbeerzweige überwölbt.

5. Der Große Kurfürst auf Rügen und vor Stralsund 1678 und der Winterfeldzug in Preußen 1679.*)

Der Eroberung von Stettin durch den Großen Kurfürsten folgte leider ein schwerer Verlust unmittelbar auf dem Fuße.**) Während jener Belagerung hatten dänische und brandenburgische Truppen die Insel Rügen den Schweden abgerungen; nur die Neue Fährschanze war noch in deren Händen geblieben. Dieses Werk lag nahe der engsten Stelle des Strelasundes, 13 km südöstlich von Stralsund, war nach den Grundsätzen der älteren niederländischen Befestigungskunst als bastioniertes Viereck gut gebaut und konnte an 500 Mann aufnehmen. Durch seine Südwestbastei und einen ihr vorgelagerten Niederwall beherrschte sein Geschütz die Fahrt durch den Sund, und seine Einnahme war daher die unerläßliche Vorbedingung für jeden Angriff auf das schwedische Stralsund. Die Neue Fährschanze wurde von dem brandenburgischen Obersten v. Hülsen belagert, freilich mit ganz ungenügenden Mitteln und darum vergeblich.

Hülsen und der im übrigen Rügen befehligende dänische General v. Rumohr standen schlecht miteinander und verklagten sich gegenseitig bei ihren Landesherren. Der Kurfürst beauftragte den General Hallart mit der Hinüberschaffung von Verstärkungen

*) Aus dem „Hohenzollern-Jahrbuch“ 1899.

**) Vgl. den vorangehenden Aufsatz.

nach Rügen. Der ſonſt ſo wackere Offizier aber erwies ſich hier als ſaumſelig, und bevor noch die Truppen in Peenemünde eingeſchifft waren, hatte der in Stralſund den günſtigen Augenblick erwartende ſchwediſche General Graf Königsmark den Strelaſund an ſeiner engſten Stelle, ſüdlich der Halbinſel Drigge, überſchritten, die hier jetzt vereinigten däniſchen und brandenburgiſchen Streitkräfte mit großer Entſchloſſenheit angegriffen und vollſtändig geſchlagen. Rumohr wurde gleich zu Anfang des Gefechtes von einer Stückkugel dahingerafft; das ganze Fußvolk ward gefangen; alle Geſchütze fielen in die Hand der Schweden; die Reiterei wurde bis zur Halbinſel Wittow verſprengt und hier endlich auch entwaffnet. Das geſchah am 8. Januar 1678. — Welch ein Umſchwung! Man war nicht wenig beſtürzt in Kopenhagen und in Berlin. Von hier ſchrieb damals der Präſident Otto, Freiherr von Schwerin, an den Landgrafen von Homburg: „Das große Unglück auf Rügen werden Ew. Fürſtliche Durchlaucht ſchon vernommen haben. Seine Kurfürſtl. Durchlaucht ſind darüber ſehr perplex.“ Und ganz ebenſo ſprach ſich demſelben Prinzen gegenüber der alte Derfflinger aus: „Die Nachricht machet uns alle hier nicht wenig perplex.“ Zu ſolcher Beſtürzung war in der Tat um ſo mehr Grund vorhanden, als man ſich ſagen mußte, daß man bei höherer Aufmerkſamkeit und Tatkraft dies Übel hätte vermeiden können, deſſen Schwere für Brandenburg vornehmlich darin beſtand, daß die von der Einnahme Stralſunds abhängige Erwerbung Vorpommerns nun nicht früher in Angriff genommen werden konnte, bevor nicht Rügen zurückgewonnen war. Graf Königsmark empfing nicht nur von ſeinem eigenen Herrn, ſondern auch von Louis XIV. und dem Prinzen Condé auszeichnende Glückwunſchſchreiben; überall erhoben die Freunde Schwedens von neuem das Haupt; Zeitungen und Flugblätter poſaunten „die ſchwediſche Wunder-Courage“ aus; die Niederlage von Fehrbellin ſchien ausgelöſcht zu ſein, und als der Oberſt Carlſon die Trophäen von Rügen: 53 Fahnen und

Standarten, dem Reichstage in Stockholm überreichte, da verſtummte die ſchon ſo laut gewordene Friedenspartei in Schweden; der Reichstag genehmigte die Fortſetzung des Krieges und beſchloß, ein ſchwediſches Heer von Livland aus in Preußen einbrechen und ſich dort mit einem polniſchen Hilfsheer verbinden zu laſſen, um ſo den Kurfürſten von Brandenburg im Rücken zu packen.

Man ſollte nun denken, daß ſofort kräftige Anſtrengungen zur Wiedereroberung Rügens gemacht worden wären, um ſo mehr als die Stellung Brandenburgs bei den ſchon ſeit Jahren im Gange befindlichen Friedensverhandlungen zu Nimwegen ſofort weſentlich beſſer werden mußte, ſobald Vorpommern, das Ziel ſeines heißen Begehrens, wirklich in ſeiner Hand war; aber es geſchah ein halbes Jahr lang ſo gut wie nichts im Felde.

Wer den gewaltigen Vorwärtsdrang unſerer neueren Kriegführung kennt, ja ihn vielleicht mit erlebt hat, der vermag ſich nur mühſam in das Zeitmaß zu finden, dem die Kriegführung des 17. Jahrhunderts folgte. Der Pulsſchlag war an und für ſich ſchon überaus träge, oft aber wurde er noch langſamer, als es ſich auch unter den damaligen Verhältniſſen rechtfertigen ließ, und dies kam daher, daß zu jener Zeit, mehr vielleicht noch als heutzutage, alles von dem Anſtoße abhing, den der Kriegsherr gab oder — nicht gab. — Nun war der Große Kurfürſt nach der Heimkehr von der ſiegreichen Belagerung Stettins, ſchlimm erkältet und ſchwer gekränkt durch abermalige Widerwärtigkeiten bei der Unterbringung ſeiner Truppen in den Winterquartieren, von einem überaus ernſten Gichtleiden heimgeſucht worden und befand ſich außerdem in arger Geldverlegenheit. Unter dieſen Umſtänden ſtand eigentlich alles ſtill. Derfflinger war ſehr niedergeſchlagen. In ſeinen Briefen an den Prinzen von Homburg nennt er die Truppen „ſchwach und abgemattet“; nur ganz knappe Rekrutengelder könnten von den geringen Beihilfen, die aus dem Haag einliefen, an die Reiterei

verausgabt werden; für das Fußvolk falle überhaupt nichts ab. Dem gnädigen Herrn dürfe man dienſtlich kaum nahen; denn Ihre Durchlaucht, die Frau Kurfürſtin, ſähe es nicht gern, daß man ihm etwas vortrage. Zudem ſeien die höheren Offiziere abweſend oder krank; alles läge ihm, dem Feldmarſchall, auf dem Halſe; dabei verleide ihm das Kriegskommiſſariat die Geſchäfte; denn es fertige ſeine Verfügungen hinter ſeinem Rücken in anderem Sinne aus. „Wenn ein jeder ſeines eigenen Gefallens bald hier bald da etwas auszufertigen angibt, nichts anderes denn Unordnung und Urſache zu Disputen erfolgen muß.“ Dazu kam nun noch, daß das Unglück von Rügen in der Mark gerade entgegengeſetzt wirkte wie in Schweden; hatte es hier neue Kriegsluſt entflammt, ſo war man in den kurfürſtlichen Landen kleinmütig geworden, ſehnte den Frieden herbei, und auch die Behörden zeigten ſich von dieſer Stimmung angeſteckt. „Alles iſt dahin angeſehen,“ ſchrieb Derfflinger, „daß man die Miliz auf alle Weiſe zu drücken ſucht; daher ich auch dieſer Lebensart ſo ſatt und überdrüſſig bin, als wenn ich's — wie man im Sprichwort ſagt — mit Löffeln gefreſſen hätte.“ Dazu war er unwohl, und ſo entſchloß er ſich an ſeinem 72. Geburtstage, dem 10. März 1678, den Abſchied einzureichen. Das fehlte gerade noch! Nur mit großer Mühe gelang es dem Kurfürſten, den unvergleichlichen und ſchier unerſetzlichen Kriegsmann zum Ausharren im Dienſte zu bewegen, und als dieſer endlich nachgegeben hatte, ernannte er ihn in der Freude ſeines Herzens zum Statthalter von Hinterpommern. Das war im Mai.

Um dieſe Zeit ließ ſich bereits deutlich erkennen, daß Holland und England kriegsmüde und zum Frieden mit Frankreich bereit ſeien. Bevor es zu deſſen Abſchluß kam, galt es nun durchaus, Rügen wieder zu gewinnen und die Hand auf Vorpommern zu legen. Der Kurfürſt ſchloß ſich deshalb aufs engſte an Dänemark an, das ihm, ſeiner Seemacht wegen, ein unentbehrlicher Bundesgenoſſe war. Aber die Dänen waren durch den Krieg in

Schonen ſtark in Anſpruch genommen; die Laſtſchiffe, welche ſie dem Kurfürſten für ſeine Unternehmung gegen Rügen zugeſagt, vermochten ſie nicht zu ſtellen, und Friedrich Wilhelm ſah ſich in dieſer Hinſicht ganz auf ſeine eigenen Hilfsmittel angewieſen. In allen pommerſchen Hafenplätzen wurde auf das eifrigſte gebaut und gerüſtet, wobei der Vertrauensmann des Kurfürſten in Seeſachen, Benjamin Raule, behilflich war, und die Truppen wurden im Einſchiffen und Ausladen geübt.

Inzwiſchen begann das große Bündnis gegen das gewalttätige Frankreich, Schwedens Bundesgenoſſen, ſich wirklich zu löſen. Die Kriegslage der Verbündeten in Belgien war allerdings faſt verzweifelt. Sichtlich erloſch die Widerſtandsfähigkeit der Spanier, und nicht minder erlahmte die Kriegführung der Niederländer unter dem anhaltenden Drucke der Ariſtokratenpartei, welche die Mehrheit der Generalſtaaten ausmachte, und während die franzöſiſchen Heere erfolgreich vordrangen, bot Louis XIV., der jetzt ſelbſt den Frieden wünſchte, weil er ſeiner dringend bedurfte, den Holländern einen überaus günſtigen Handelsvertrag und die Gewähr der Unverſehrtheit ihres Gebietes an. Wie ſollten die friedensſehnſüchtigen großen Handelsherren von Amſterdam ſolcher Lockung widerſtehen!? Zum höchſten Verdruß, ja zur tiefen Beſchämung Wilhelms von Oranien kam es am 10. Auguſt 1678 in Nimwegen zum Friedensſchluſſe zwiſchen Frankreich und der Republik der Niederlande. — Der Große Kurfürſt war empört. Am 15. Auguſt ſchrieb er den Generalſtaaten: „Würde man es wohl glauben, daß eine Republik, welche der Liebe zur Freiheit ihren Urſprung verdankt, welche Beſtändigkeit und Treue zur Richtſchnur ihrer Handlungen nahm — gegen ihre ſo oft wiederholten Verſprechungen und ohne Rückſicht auf treue Verbündete, die, um ihren Untergang abzuwenden, einſt zu den Waffen gegriffen haben, dieſe nun dennoch verlaſſen hat!? Würde man es je geglaubt haben, daß dieſe Republik nicht allein einen Frieden *ohne ſie*, ſondern ſogar einen Sonderfrieden *gegen ſie* geſchloſſen hat!?“

Seitdem es klar geworden war, daß Holland jedenfalls Frieden ſchließen würde, hatte der Kurfürſt es ſeinerſeits ebenfalls verſucht, von dem Franzoſenkönige günſtige oder doch wenigſtens erträgliche Friedensbedingungen zugeſtanden zu erhalten; aber da Spanien jetzt ebenfalls Frieden machte, die Freigrafſchaft und ſechzehn der bedeutendſten Plätze in den ſpaniſchen Niederlanden an Frankreich abtrat, ſo ſprach Louis aus einem ſehr hohen Tone und ſtellte allen weiteren Verhandlungen die unerläßliche Forderung voran, „daß dem Könige von Schweden alle vom Kurfürſten gemachten Eroberungen zurückgegeben werden müßten.“ — Friedrich Wilhelm überzeugte ſich, daß hier auf friedlichem Wege nichts zu machen ſei, und griff wieder zum Schwerte.

Zu einem wirklichen Stillſtande waren übrigens die kriegeriſchen Unternehmungen der Brandenburger wie der Dänen niemals gekommen. Namentlich hatte ſchon ſeit dem Winter der Oberſt von Treffenfeld mit ſeinen kecken Reitern manchen erfolgreichen Streifzug in Vorpommern ausgeführt, deren einen er ſogar bis in eine Vorſtadt Stralſunds vortrieb, und die Dänen hatten dieſe beſtändigen, oft verwegenen Plänkeleien im Laufe des Frühlings durch häufige Landungen an den Küſten von Rügen und Pommern wirkſam unterſtützt. Auf dieſe Weiſe war durch den kleinen Krieg die Macht Schwedens auf dem Feſtlande allmählich aber nachhaltig eingeſchränkt worden, zumal Graf Königsmark ſeine ganze Aufmerkſamkeit der Inſel Rügen zuwandte, deren ſchnelle Eroberung ſeinen beſten Ruhmestitel ausmachte. In Pommern gab er eine Stellung nach der anderen auf, und als er gegen Ende des Juli auch die am Ausfluſſe des Rik gelegene Schanze von Wiek räumte, die Brandenburger ſie aber ſofort beſetzten, verlor das wichtige Greifswald ſeine Verbindung mit der See. Ein Ausfall, den die Schweden aus dieſer Stadt unternahmen, um den groben Fehler ihres Feldherrn wieder gut zu machen, mißlang vollſtändig; Greifswald wurde ringsum eingeſchloſſen, und im Auguſt ſtanden ſchon

13 brandenburgiſche Regimenter in Vorpommern, zu deren Unterſtützung jetzt über Roſtock auch noch lüneburgiſche Streitkräfte, 1000 Mann unter dem Oberſten Malorti, heranzogen.

Anfangs September verſammelten ſich die an den pommerſchen Küſten aufgebrachten Fahrzeuge der Brandenburger bei Peenemünde, und hier kamen bald genaue Verabredungen zwiſchen dem Großen Kurfürſten und dem däniſchen Geheimen Rat Jens Juel (dem Bruder des Admirals) zum Abſchluſſe, denen zufolge am 12. September Rügen gleichzeitig im Süden von den Brandenburgern, im Norden von den Dänen angegriffen werden ſollte, und zwar an möglichſt weit voneinander liegenden Orten, um Königsmark an kräftiger Verteidigung zu hindern. Deſſen Stärke wurde übrigens von den Verbündeten weit überſchätzt; er verfügte tatſächlich nur über etwa 4000 Mann, von denen kaum ein Viertel aus Fußvolk beſtand. Er glaubte ſich jedoch imſtande, damit die Inſel zu halten, weil er, durch falſche Nachrichten getäuſcht, der Meinung war, daß die däniſche Flotte bloß eine Scheinbewegung ausführen könne, da ſie keine Landungstruppen an Bord habe. Demgemäß ordnete er für den Norden der Inſel nur eine Beobachtungsabteilung an, die aus den 6 Schwadronen des Oberſten Lieven, 150 Mann zu Fuß nebſt 6 Geſchützen beſtand und auf der Halbinſel Wittow lagerte. Sechs Meilen weit davon an der Südküſte war die Hauptſtellung vorgeſehen, indem die Halbinſeln Zudar und Mönchgut ſtark beſetzt waren, jene von dem Generalmajor Grothuſen mit 6 Schwadronen, 200 Mann Fußvolk und 9 Geſchützen, dieſe vom Generalmajor Buchwald mit 5 Schwadronen, 250 Mann zu Fuß und 10 Geſchützen. Die Verbindung zwiſchen beiden Aufſtellungen ſollte durch eine Sonderabteilung von 4 Schwadronen, 200 Mann Fußvolk und 8 Geſchützen aufrechterhalten werden. Es war das gewiſſermaßen die Beſetzung eines Zwiſchenwalles zwiſchen zwei Baſteien. Etwas hinter dieſer Küſtenwache zurückgezogen nahm Königsmark ſelbſt ſein Hauptquartier, wo er 2 Schwadronen, 100 Fußſoldaten und 4 Geſchütze als allge-

meinen Rückhalt zu ſeiner Verfügung behielt. Die Verbindung mit Jasmund über die Schmale Heide hielten die Beſatzung der Schanze Prora (50 Mann zu Fuß) und ein Reitertrupp von 50 Pferden aufrecht.

Die brandenburgiſche Flotte beſtand aus 210 Segelſchiffen nebſt 140 Schaluppen. Wieviel Kriegsſchiffe ſich darunter befanden, iſt unbekannt. Eine im Staatsarchive aufbewahrte Liſte der kurfürſtlichen Marine von 1678/79 führt folgende größere Fahrzeuge auf:*)

Friedrich Willem . . .	60	Kanonen
Carolus Segon (secundus)	50	„
Dorotea	42	„
Churprintz	42	„
Goude Leeuw	32	„
Churprintz	32	„
Roode Leeuw	20	„
Fox	20	„
Dragon	24	„
Berlin	16	„
Printzeß Marie	12	„

Ferner 2 Brander zu 12 und 2 Galliots zu 8 Kanonen und endlich noch 14 Schiffe von 4 bis 16 Kanonen.

Die Kriegsſchiffe waren beſtimmt, die Truppenbeförderungsflotte gegen etwaige Angriffe feindlicher Kreuzer zu ſchützen und durch ihre Kanonen die Landung zu decken. Den Oberbefehl über die Flotte führte der Admiral van der Tromp, der wegen mancherlei Mißhelligkeiten mit Nils Juel den däniſchen Dienſt verlaſſen hatte und in den Brandenburgs getreten war. Die zur Landung beſtimmten Truppen beſtanden aus 10 Schwadronen Reitern und 11 Bataillonen Fußvolk. Die Mannſchaft war in der Weiſe zuſammengeſetzt, daß aus jedem Reiter- oder

*) In dieſer Liſte fällt erſtens die niederdeutſche Form der meiſten Eigennamen und zweitens der Umſtand auf, daß die Bezeichnung „Churprintz“ zwei Schiffen zugeteilt iſt.

Dragoner-Regiment 300 Pferde und von jedem Regimente zu Fuß ein Bataillon Musketiere aufgebracht wurden. Letztere, die also des gewohnten Schutzes der Pikeniere entbehrten, führten Sturmbalken (sog. „spanische Reiter") mit, in deren Anwendung gegen überlegene Reiterei sie besonders ausgebildet worden waren. Über die Geschützausstattung der Landungstruppen ist nichts überliefert. Die Einschiffung begann in Peenemünde am 9. September und ward am 11. vollendet; sie geschah genau im Sinne der beabsichtigten Schlachtordnung: der rechte Flügel, die Vorhut, Generalmajor Schöning, bestand aus 5 Schwadronen und 3 Bataillonen und führte eine rote Flagge;*) das Mittelstück unter der weißen Flagge und dem Generalleutnant Götze zählte 5 Bataillone (worunter 2 lüneburgische):**) der linke Flügel war geradeso zusammengesetzt wie der rechte und wurde vom General Hallart befehligt; er fuhr unter blauer Flagge.***) An der Spitze der Artillerie stand Oberst Weiler. Es waren im ganzen 7—8000 Mann unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Derfflinger, welcher dem Kurfürsten zugleich, wie wir heute sagen würden, als Chef des Generalstabes zur Seite stand. Beide Herren, sowie der Kurprinz, befanden sich an Bord der kurfürstlichen Jacht; während der Admiral seine Flagge auf der Fregatte „Churprintz" gehißt hatte. — Noch am 11. September, unmittelbar nach vollendeter Einschiffung, lichtete die brandenburgische Flotte die Anker und steuerte nordwestwärts, um abends bei der Bank Groß-Stubber im Greifswalder Bodden beizulegen. Am folgenden Tage wollte man landen, und gleichzeitig sollte der Prinz von Homburg, der die Truppen in Vorpommern be-

*) Es waren: die Trabantengarde, je eine Schwadron der Reiter-Regimenter Kurprinz, Derffling, Görtzke und eine von Grumbkows Dragonern. Die Bataillone waren von den Regimentern Holstein, Schöning und Barfuß.

**) Es waren ein Bataillon Garde, eins Kurprinz, eins Derfflinger und zwei Marloti.

***) Es waren je eine Schwadron vom Leibregiment, Anhalt, Homburg und Treffenfeld an Reitern, eine Derffling-Dragoner und je ein Bataillon von Goltz, Fargel und Löbe.

fehligte, über die Stahlbroder Fähre her die Halbinsel Zudar angreifen.

Als die Dänen vom Geheimen Rat Jens Juel die Nachricht empfingen, daß die brandenburgische Macht unter Segel sei, wurde beschlossen, am 12. morgens auf der bequem zu bestreichenden Landenge Schaabe zwischen Wittow und Jasmund an Land zu gehen. Doch in der Nacht schlug der Wind um, so daß er für den Eintritt in die Tromper Wiek ungünstig stand. Nils Juel wählte daher einen Küstenstreifen der Wittow, südlich von Arkona, zum Landungsplatze bei dem damals nur aus wenigen Hütten bestehenden Fischerdorfe Vitte, obgleich das Ufer hier noch ziemlich hoch ist. In zwei Treffen wurden die Truppen auf den Schiffsboten glücklich an Land gesetzt, an der Spitze General Löwenhelm, ein guter Deutscher, dessen Name vor der dänischen Adelung „Schröder" lautete. Die Ausgeschifften nahmen sofort auf dem Höhenrande Stellung. Aber noch ehe das erste Treffen vollständig gelandet war, eilte der in der Nähe befindliche schwedische Oberst Lieven mit all seinen Truppen herbei und griff sofort an. Seine finnischen Reiter waren jedoch nicht imstande, das dänische Fußvolk zum Weichen zu bringen, welches von berittenen Dragonern unterstützt ward; denn Pferde hatte man noch nicht ausschiffen können. Man schützte sich mit Federbäumen, als aber auch das Fußvolk und das Geschütz der Schweden eingriffen, wurde der Stand des Gefechts einen Augenblick bedenklich. Der linke Flügel der Dänen geriet ins Wanken; einzelne Soldaten flüchteten das Ufer hinab. Ihre Offiziere trieben sie wieder hinauf, und nun rückten ununterbrochen neu gelandete Verstärkungen nach. Zwei Kanonen kamen zum Schuß; bald folgten ihnen weitere Geschütze, und als endlich die dem dänischen Landungsvolke beigegebenen brandenburgischen Reiter des Obersten Printz sich auf die schwedische Kavallerie warfen, wendete sich der Kampf vollends zu Gunsten der Verbündeten. Die Schweden wurden bis auf die Schaabe zurückgetrieben, an deren Halse sich die Dänen verschanzten, wozu ihnen der Ab-

miral 500 Matroſen und eine Menge leerer Tonnen ſandte; weil der Flugſand in bloßen Böſchungen nicht zum Stehen zu bringen war. In dieſer Stellung beſchloß man, Nachrichten vom Kurfürſten abzuwarten; denn in der Tat hatten die Dänen die von ihnen übernommene Aufgabe glücklich gelöſt und den Erfolg mit etwa 60 Mann an Toten und Verwundeten nicht zu teuer erkauft.

Wenden wir uns nun zu den Brandenburgern! — Eine Stunde vor Tagesanbruch des 12. September gaben drei Kanonenſchüſſe von der Jacht des Kurfürſten der ganzen Flotte das Zeichen, die Anker zu lichten und unter Segel zu gehen. Man ſteuerte von Groß-Stubber weſtwärts nach Palmer Ort, nicht um hier zu landen, ſondern um die Streitkräfte des Gegners dorthin zu locken und dann, ſobald dies gelungen, nordöſtlich nach der Bucht von Putbus zu ſegeln und hier zu landen. Das war ein Plan, der für eine Dampferflotte ganz vorzüglich geweſen wäre; allein für Segelſchiffe konnte er nur dann gelingen, wenn der Wind anhielt und ſo ſtehen blieb wie er ſtand. Nun herrſcht aber zur Frühherbſtzeit im Greifswalder Bodden kein beſtändiger Wind, vielmehr tritt Mittags Windſtille ein, und wenn morgens Südoſt geweht, ſo erhebt ſich nachmittags meiſt Oſtnordoſt, der dann gegen Abend wieder ſchweigt. Mit dieſen Wettereigentümlichkeiten des Rügener Fahrwaſſers war der Admiral van der Tromp offenbar nicht vertraut, und das ſollte ſich rächen.

Um 8 Uhr früh ſandte der Feldmarſchall Derfflinger dem Landgrafen von Homburg nach Stahlbrode die Nachricht: der Wind ſei zwar ſchwach aber gut; er hoffe bald in Aktion zu treten; „der Höchſte gebe, daß ich noch heute vor Abend in Glück und Vergnügen Eure Durchlaucht auf dem Lande Rügen ſprechen möge!“ — Das ſollte leider nicht gelingen.

Die brandenburgiſche Flotte näherte ſich indes in ſchönſter Ordnung dem Zudar, und in der Tat fand ſie hier nicht nur die Abteilung des Generals Grothuſen, ſondern auch Königsmark zu ihrem Empfange bereit. Beider Geſchütz kam bald

mit den Schiffskanonen Friedrich Wilhelms ins Gefecht. Man tat ſich geringen Schaden; von den mehr als 300 Schüſſen, welche Graf Königsmark in ſeiner Stückſchanze löſen ließ, trafen wenige ihr Ziel, ſo daß die Brandenburger einen Verluſt von nur drei Toten hatten, unter denen ſich allerdings der Oberſtleutnant Krummenſee befand. Auch die Jacht, auf welcher der Kurfürſt befehligte, wurde einmal getroffen; die Kugel ſchlug in der Nähe des Herrn aufs Deck und fiel dann auf dem andern Bord ins Waſſer. — Der Zweck der Bedrohung des Zudar war mit Königsmarks Heranzug und Kraftentfaltung erreicht, und Tromp wollte ſich nun gegen die Bucht von Putbus wenden; da aber ergab ſich eine große Schwierigkeit: der Wind war vollſtändig verſtummt, und es blieb nichts anderes übrig, alsdie größeren Schiffe mit Hilfe von Booten wenden und aus der Nähe des Ufers ſchleppen zu laſſen, ein läſtiges und unerfreuliches Verfahren. Als endlich nachmittags wieder Wind aufſprang, kam er aus Oſten, und man mußte es aufgeben, an dieſem Tage noch die Bucht von Putbus zu erreichen, ging vielmehr außer Schußweite des Ufers vor Anker und wartete auf günſtigeren Wind.

Am Abende empfing Königsmark die Nachricht von der Landung der Dänen bei Arkona. Er befahl zuerſt, daß General Buchwald zur Unterſtützung Lievens vom Mönchgut nach Wittow aufbrechen ſollte; allein da bald eine zweite Meldung beſagte, daß die Dänen ſchon Reiterei und Geſchütz ans Land geſetzt hätten, begriff der Graf, daß er ſich nicht mehr auf der Inſel halten könne. Er ſchickte daher ſowohl an Lieven wie an Buchwald den Befehl, ſich ungeſäumt über Bergen nach der Alten Fähre am Strelaſunde zurückzuziehen. Am 13. morgens erteilte er denſelben Befehl auch dem auf der Halbinſel Zudar ſtehenden General Grothuſen, und dieſer erhielt auf dem kaum angetretenen Marſche die Nachricht, daß eine brandenburgiſche Abteilung von 400 Mann bei Glewitz Stellung genommen habe. Es war der vom Prinzen von Homburg herübergeſandte Graf Promnitz, der, wie ſein Vorgeſetzter, der Meinung war, daß der

Kurfürſt tags vorher bei Putbus gelandet ſei. Grothuſen unterrichtete Königsmark von dieſem Stand der Dinge; der Feldherr ſandte ihm ein Reiterregiment zur Unterſtützung, und nun warf ſich Grothuſen mit großer Übermacht auf die brandenburgiſche Abteilung, welche niedergemacht, ins Waſſer geſprengt oder gefangen wurde. Mit genauer Not entkam Graf Promnitz in einem Nachen. Das alles geſchah in erſter Tagesfrühe.

Kaum waren die nach Glewitz entſendeten Schwadronen zu Königsmark zurückgekehrt, ſo begann die brandenburgiſche Flotte die Anker zu lichten. In dieſem Augenblicke — es war gegen 8 Uhr morgens — traf der Staatsrat Jens Juel beim Kurfürſten ein, um dieſem die Landung der Dänen zu melden. Juel war die ganze Nacht durch gerudert. Sein Bericht, ſo erfreulich er auch an ſich war, ſchmerzte Friedrich Wilhelm doch, weil es ihm nicht ebenſo wie ſeinem Verbündeten möglich geweſen war, die getroffene Verabredung einzuhalten. Er befahl nun, rückſichtslos auf dem erſten beſten Punkte zu landen, um die Schweden zu hindern, ſich mit vereinter Kraft auf die an der Schaabe ſtehenden Dänen zu werfen. — Die Flotte ſteuerte eine kurze Strecke hart am Winde (es war wieder Südoſt) und wandte ſich dann nach der Bucht von Putbus. Feldmarſchall Derfflinger fuhr mit Jens Juel und einem däniſchen Seemann, der die Küſte genau kannte, voraus, um einen paſſenden Landungsort zu erſpähen. Sie fanden ihn da, wo der Strand einen Vorſprung bildet und nur 10—12 Fuß Höhe hat, ſo daß Schiffsgeſchütze ihn leicht beſtreichen können, nahe dem kleinen Dorfe Neuencamp.*) Die Schweden hatten hier in einer Schanze einige Geſchütze, die von zwei Schwadronen gehütet wurden. In ſchönſter Ordnung näherten ſich die Kriegsſchiffe, mußten aber, weil der Wind wieder eingeſchlafen war, von Schaluppen geſchleppt werden. Bald eröffneten ſie ihr Feuer, das die ſchwediſchen Geſchütze ſchnell zum Rückzug nötigte. Und nun

*) Hier erhebt ſich ſeit dem Jahre 1854 auf einer 7,5 m hohen Granitſäule ein von Stürmer gearbeitetes Sandſtein-Standbild des Großen Kurfürſten.

ging die Landung der Truppen mit großer Geſchwindigkeit und Genauigkeit vor ſich. Ein Augenzeuge, der ſpätere Feldmarſchall v. Natzmer, verſichert, daß die Maßnahmen weit beſſer getroffen geweſen wären als zehn Jahr ſpäter bei der Landung Wilhelms von Oranien in England. Jedermann zeigte den regſten Eifer, das Ufer zu gewinnen; mit Schaufeln und Spaten, ja mit Piken halfen die Soldaten den Botsleuten rudern; nahe am Strande ſprangen ſie ins Waſſer und ſtürmten hinauf. Auf dem Uferrande verrammelte ſich das Fußvolk ſogleich mit beweglichen Federbalken gegen etwaige Angriffe der Reiterei.*) Für die Pferde waren Landungsbrücken vorbereitet, auf denen ſie von den Schiffen aus das ſeichtere Waſſer erreichen ſollten; dieſe Vorrichtungen faßten zum Teil freilich keinen Grund; doch die Reiter erreichten mit ihren Pferden ſchwimmend das Ufer, und in zwei Stunden waren ſie alle ausgeladen, während ihre Einſchiffung drei Tage gedauert hatte. Nun ſtellten ſich die Truppen in Schlachtordnung auf: im erſten Treffen auf den Flügeln je 2 Bataillone und 3 Schwadronen, in der Mitte 3 Bataillone, im zweiten Treffen auf jedem Flügel 1 Dragonertrupp und 1 Schwadron, in der Mitte 2 Bataillone Fußvolk. Das zweite Treffen war auf die Zwiſchenräume des erſten angeordnet; die Artillerie (2 Batterien zu je 9 Geſchützen und 5 Munitionskarren) ſtand zunächſt in den 500 Schritt breiten Zwiſchenräumen zwiſchen Zentrum und Flügeln. Der Kurfürſt ſelbſt, der mit dem Kurprinzen und Derfflinger ſobald als möglich gelandet und zu Pferde geſtiegen war, leitete die Aufſtellung. Schöning übernahm den Befehl des rechten, Hallard den des linken Flügels, Götze den der Mitte. Das moraſtige Gelände deckte zum Teil die Front. — Dieſen Augenblick bringt der Wandteppich „Rugia ascensa 1678“ deutlich zur Anſchauung.

Der Aufmarſch war ſchon großenteils vollendet, als Königsmark mit ſeinen 8 Schwadronen und 4 leichten Geſchützen vom

*) Ein Modell dieſer Federbalken bewahrt noch das Königliche Zeughaus zu Berlin.

Zudar her herankam. Mit Recht begnügte er ſich damit, den Gelandeten ein paar Kugeln zuzuſchicken, und trat dann ſogleich den Rückzug an; denn mit der Macht des Kurfürſten vermochte der ihm zur Verfügung ſtehende Bruchteil ſeines Heeres natürlich den Kampf nicht aufzunehmen. Doch nicht ungeſtraft ſollte er entkommen. Der alte Derfflinger ſetzte ſich mit jugendlichem Feuer an die Spitze zweier eben gelandeter Schwadronen, ließ drei Bataillone Schönings als Unterſtützung folgen und ſtürmte den Schweden nach. Graf Königsmark war dem Derfflingerſchen Reitertrupp vierfach überlegen und wollte ihm daher in genügender Entfernung vom kurfürſtlichen Heere die Spitze bieten; doch bei ſeinen Reitern hatte ſich das falſche Gerücht verbreitet: von Wittow her kämen ihnen feindliche Schwadronen in Flanke und Rücken; ein paniſcher Schreck bemächtigte ſich ihrer, und alles nahm Reißaus. Nur vorübergehend brachte Königsmark die Seinen noch einmal dazu, bei Benz dem kühnen Gegner die Stirne zu weiſen: eine Standarte, ein ſchöner bronzener Achtpfünder und mehrere Hundert Gefangene und Überläufer blieben in den Händen der Brandenburger. Inzwiſchen war der Abend hereingebrochen, und der Kurfürſt nahm in Neuencamp Quartier.

Königsmark vereinigte ſich an der Altenfähr, Stralſund gegenüber, mit allen ſeinen Truppen, und es gelang ihm noch in der Nacht, die geſamte Artillerie und den größten Teil des Fußvolkes nach der feſten Hanſeſtadt überzuſetzen. Die Hoffnung, auch ſeine Reiterei vor Ankunft der Gegner am Morgen des 14. September über den Sund zu ſchaffen, beruhte darauf, daß die Befeſtigung von Altenfähr gehalten werde. Dieſe war ſehr tüchtig und beſtand auf der Landſeite aus ſechs baſtionierten Fronten, auf der Waſſerſeite, der Kehle, in einer das Ufer abſchließenden Verpfählung und aus einer mitten im Dorfe gelegenen Sternſchanze, dem Kernwerk. Die Überfahrt der Reiterei begann in der erſten Morgenfrühe, war aber noch lange nicht vollendet, als die Schwadronen Derfflingers bereits mit einigem Geſchütz erſchienen, er ſelbſt, der unermüdliche, „unter den erſten

Pferden.“ Sofort begann ein lebhaftes Feuer, und kaum war der erſte Kanonenſchuß gefallen, ſo weigerten ſich die Fährleute im Hafen von Stralſund wieder nach der Fährſchanze zurückzukehren und die noch Dortgebliebenen von der Inſel abzuholen. Die Boote einiger vor der Stadt liegenden ſchwediſchen Kriegsſchiffe und Kaper waren dazu unzureichend, und ſo entſtand eine heilloſe Verwirrung. Alles ſtürzte zur Landungsbrücke, um ſich zu retten, und bald benachrichtigten Überläufer aus der Fährſchanze, welche faſt ganz mit Deutſchen, die gegen ihren Willen von Königsmark gepreßt worden, beſetzt war, den greiſen Feldmarſchall von dem herrſchenden Wirrwarr. Da entſchloß dieſer ſich ohne weiteres zum Sturm. Er ſelbſt drang, den Degen in der Fauſt, mit 500 Mann Fußvolk unter dem inzwiſchen auch angelangten Generalmajor Schöning längs des Strandes vor; abgeſeſſene Dragoner griffen von der Landſeite an. Der Widerſtand war ſehr ſchwach. Die gleichzeitige „Außführliche Relation“ meldet: „Nachdem die Unſrigen dafür kommen und dieſelbe angreiffen wollen, auch etliche mahl ſchon darauff canonieret, haben die darin geweſene Deutſche rebelliret, die Schweden herausgeſchlagen und die Schantze an Seine Churfürſtl. Durchl. übergeben.“ Der Befehl Königsmarks, noch im letzten Augenblicke die zurückgebliebenen Geſchütze zu ſprengen und die nicht fort zu ſchaffenden Pferde zu erſtechen, gelangte nicht mehr zur Ausführung. Der Graf ſelbſt rettete ſich an Bord eines Kapers und ließ von da aus die wirre Maſſe von Freund und Feind am Rügenſchen Ufer unter Feuer nehmen; aber er richtete nichts damit aus; die Brandenburger verblieben im Beſitze von Altenfähr.

Und nun beſchloß man, ſich ſofort auch der ſo wichtigen Neuen Fährſchanze zu bemächtigen. Die von Putbus herankommenden brandenburgiſchen Truppen nahmen am 15. September Stellung vor den Landſeiten des Platzes; die Kriegsſchiffe fuhren in den Strelaſund ein, um ihn von der Waſſerſeite anzugreifen, und der Kurfürſt ſelbſt, der ſich wieder auf ſeine Jacht begeben hatte, ankerte in ſeiner Nähe. Als der

hohe Herr in der Morgenfrühe des 16. die brandenburgiſche Loſung mit drei Kanonenſchüſſen geben ließ und nun erwartete, von der Schanze her die aus zwei Schüſſen beſtehende ſchwediſche Loſung als Erwiderung zu hören, blieb erſt alles ſtille; dann aber erſcholl, zu allgemeinem Staunen, auch von der Schanze her die brandenburgiſche Loſung. Bald ergab ſich, was geſchehen war. Die mit Geſchütz, Munition und Lebensmitteln reich verſehene Feſte, welche unter dem Befehle des Oberſtleutnants Klinkowſtröm ſtand, hatte eine Beſatzung, die auch vorzugsweiſe Deutſche zählte, welche zu Jahresanfang gewaltſam von Königsmark in ſchwediſchen Dienſt gezwungen worden waren. Dieſe Deutſchen hatten ſich nun geweigert, gegen Brandenburg zu fechten; vergebens richteten ihre Offiziere und die wenigen vorhandenen Schweden das Geſchütz der Wälle auf ſie; rückſichtslos ſtürmten ſie darauf los, machten ihre bisherigen Vorgeſetzten zu Gefangenen und übergaben die Feſte dem Kurfürſten. — Damit war endlich Rügen vollends zurückerobert, und nun durfte man an die Einnahme von Stralſund denken.

* * *

Stralſund, erſt zu Anfang des 13. Jahrhunderts vom Fürſten Jaromar von Rügen gegründet, hatte ſich mit außergewöhnlicher Schnelligkeit zur mächtigſten Stadt Pommerns entwickelt und als Glied der Hanſa eine faſt unbeſtrittene Selbſtherrlichkeit gewonnen, ſo daß ſogar der Landesherr nur nach vorheriger Ankündigung und mit ihrem Geleit in ihre Tore einreiten durfte, und die Stadt in der Hanſa ſowohl als in ihren Beziehungen zu auswärtigen Mächten ſich ſo verhielt, wie wenn ſie eine freie Reichsſtadt wäre. Einer ſolchen Stellung entſprach freilich ſeit dem Verfall der Hanſa keineswegs mehr die Macht Stralſunds, und daher ſah es ſich im Dreißigjährigen Kriege weſentlich auf außerdeutſche proteſtantiſche Bundesgenoſſen angewieſen. Als im Herbſt 1627 Wallenſtein dem Feldmarſchall Arnim empfohlen hatte, ſich aller Hafenorte Pommerns zu be-

mächtigen, ſie zu beſetzen und zu befeſtigen, da hatte Stralſund den kühnen Mut gehabt, ſich der Aufnahme kaiſerlicher Truppen zu weigern; zu behaupten vermochte es ſich aber doch nicht aus eigener Kraft, ſondern nur, indem es erſt eine däniſche, dann eine ſchwediſche Streitmacht zu ſeiner Verteidigung zuließ. So war es zu dem berühmten Kampf um den wichtigen Küſtenplatz gekommen, bei dem erſt Arnim, dann Wallenſtein ſelbſt ſcheiterte. „Die Stadt müſſe herunter, und wäre ſie mit Ketten an den Himmel gebunden," ſo hatte des gefürchteten Generaliſſimus Drohwort gelautet; aber er, dem bis dahin noch keine große Unternehmung mißlungen, mußte hier die Sonnenwende ſeines Glücks erfahren und erfolglos abziehen. Seitdem ſtand der Ruhm Stralſunds als einer unbeſieglichen Stadt in Europa feſt.

Die Befeſtigungen des Platzes waren dann unter ſchwediſcher Leitung vielfach verbeſſert worden. Auf dem Dänholm war eine bedeutende Schanze errichtet worden, und die bei der Wallenſteinſchen Belagerung beſonders gefährdeten Punkte hatten Verſtärkungen erfahren. So war das Frankentor durch ein Kronwerk geſchützt, vor dem im naſſen Graben noch zwei Halbmonde lagen, und das kleine Ravelin unmittelbar vor dem Tore, an welchem einſt die Angriffe der Kaiſerlichen geſcheitert waren, hatte man vergrößert. Vor das Knieper Tor war ein Hornwerk gelegt und der Eingang ſelbſt durch das ſogenannte „Holkenwerk" beſſer geſichert. Die ehedem ſehr ſchlecht geſchützte Hafenfront war durch Schanzen und eine Verpfählung weſentlich verſtärkt worden, und auf der Südfront, früher nur durch den vor ihr liegenden Teich und die alte Stadtmauer gedeckt, hatte man vier Baſteien angelegt, freilich, ohne ſie durch Zwiſchenwälle zu verbinden. Von den drei Dämmen, welche zu Wallenſteins Tagen durch die Teiche führten, waren zwei ſchon während ſeiner Belagerung durchſtochen worden; der dritte, der vom Feſtlande her auf das Triebſer Tor zuführte, war ſeitdem durch kleine ſeitliche Werke befeſtigt, entbehrte jedoch noch immer eines ausreichenden Brückenkopfes. Die etwas in Verfall geratenen

älteren Innenwerke hatte man wieder hergestellt; dagegen mangelte es an eigentlichen Außenwerken, welche den Feind gezwungen hätten, seine Geschützstellungen nicht schon von Anfang an in der wirksamsten Schußweite einrichten zu können. Denn was etwa an solchen vorgeschobenen kleinen Schanzen vorhanden war, hatte gar zu geringes Gewicht und schloß sich an die sogenannten Landwehren, d. h. an jene kleinen Wasserläufe an, welche die Stadt in Entfernung von nur 700—800 m umgaben. Dies war ein verhängnisvoller Fehler der Befestigung. Die artilleristische Ausrüstung genügte. An Festungsgeschütz verfügte man über 73 bronzene und 44 eiserne Stücke, und dazu kam noch das Feldgeschütz der schwedischen Besatzung. Diese selbst aber war unzulänglich gerüstet, und ebensowenig hatte man in ausgiebiger Weise für Lebensmittel gesorgt; offenbar war Königsmark von den Ereignissen überrascht worden und hatte sich gar zu lange an das doch unhaltbare Rügen angeklammert. Die Zahl der Verteidiger darf als ausreichend betrachtet werden; denn sie betrug 3000 schwedische Soldaten und ebensoviel bewaffnete Bürger; bedenklich aber erschien die Manneszucht und noch mehr vielleicht der Umstand, daß zwischen dem Kommandanten und dem städtischen Rate keine genaue Abgrenzung der Befehlsbefugnis bestand. — So war die Lage der Stadt, als sich der Große Kurfürst anschickte, sie zu bewältigen.

„Se. Churfl. Durchlaucht," so berichtet das Theatrum Europaeum", „waren vorlängst bedacht gewesen, wie die Ehre des Römischen Reichs dadurch, da möglich, ergrößert werden möchte, daß eine so herrliche und mächtige Stadt wie diese, zu desselben Devotion gezogen würde, und hatten Ihre Kaiserliche Majestät durch ihre vielgeltende Vermögenheit dahin disponiret, daß sie zufrieden waren, daß S. Churfl. D. ihro die unmittelbare Reichs-Freiheyt antragen möchte. S. Churfl. D. hatten es auch der Stadt unter der Hand zu wissen gemacht, taten es nochmalen mit Ceremonie, sobald Sie die ganze Insel Rügen bezwungen hatten und sendeten von dar ein höfflich und gnädiges

Schreiben an dieſelbe: ſie Ihres affectionirten Gemüthes und Vorſorge vor dero Conſervation weitläufftig verſichernd und daneben begehrend, daß ſie einige ihres Mittels zu Ihr auf die Inſel ſenden wolten, um diejenige Vorſchläge, ſo capable wären, . . . anzuhören. Widrigen Falles Sie gemüßigt ſich befinden würden, ihr die Extrema, ſo andere Städte in Pommern empfunden, fühlen zu laſſen. — Sie entſchuldigten ſich hierauff, daß wegen deß in ihren Ringmauern ſich befindenden justi exercitus wie auch wegen der Pflicht, womit ſie der Cron (Schweden) verwand, es in ihren Mächten nit ſtünde, jemand zu ſenden, um die zu ihrer advantage reichende proposition zu vernehmen, und bathen dahero mit dem im Schreiben angedroheten Anhang wieder ſie nit zu verfahren, um ſo viel mehr als der liebe Friede vor der Thür . . .“ Der Kurfürſt ſandte noch ein zweites „gnädiges Missive“; allein der Rat beharrte auf ſeiner Meinung, wenngleich ein Teil der Bürgerſchaft wohl anders denken und in den kaiſerlichen Avokatorien, d. h. in der Mahnung an alle Deutſchen, den Dienſt des Reichsfeindes zu verlaſſen, einen ausreichenden Grund dafür erblicken mochte, die ſchwediſche Fahne zu verlaſſen.

Inzwiſchen gingen die kriegeriſchen Ereigniſſe ſchnell weiter. Durch den Verluſt der Neuen Fährſchanze war Königsmark völlig außer Faſſung gebracht. Beſtimmt hatte er darauf gerechnet, ſie werde ſich ſo lange halten, daß er derweile den Dänholm ausreichend befeſtigen könne. Nun beſchloß er, ſobald ſich die kurfürſtlichen Schiffe in dem Fahrwaſſer zwiſchen Rügen und dem Holme zeigten, dieſen ſofort zu räumen. Es war das eine außerordentliche Übereilung, wenn nicht ein Schritt der Verzweiflung, der ſeinen Grund darin hatte, daß der Graf ſeiner Truppen nicht ſicher war und befürchtete, die Beſatzung des Dänholms werde ebenſo zu den Brandenburgern übergehen wie die der Neuen Fährſchanze. Genug, der Dänholm wurde noch am 17. September von den Schweden verlaſſen und ſofort von märkiſchen Truppen beſetzt. In den nächſten drei Tagen wurden bereits 15 ſchwere Geſchütze dort in Stellung gebracht,

und am 20. begannen ſie und die in der Nähe haltenden Schiffe das Feuer gegen den Hafen und die ſo nahe gelegene Frankenvorſtadt. Dieſe wurde demgemäß zum eigentlichen Zielpunkte des großen Angriffs auserſehen.

Auf dem Feſtlande hatte der Prinz von Homburg die ſchwediſchen Vortruppen in die Stadt zurückgedrängt, und am 24. September ging der Kurfürſt mit dem bisher auf Rügen verwendeten Teile ſeines Heeres nach Pommern hinüber und nahm am 25. ſein Hauptquartier zu Lüdershagen, nur 3000 m von der inneren Stadt Stralſund. Nach Vereinigung der aus Rügen herangeführten mit den auf dem Feſtlande geſtandenen Truppen verfügte er hier jetzt über etwa 15 000 Mann Fußvolk, nämlich über ſeine Trabantengarde, 9 brandenburgiſche und 6 lüneburgiſche Regimenter, über 5—6000 Berittene (Reiter und Dragoner), nämlich 10 brandenburgiſche und 1 lüneburgiſches Regiment, und über nahezu 100 ſchwere Geſchütze, einſchließlich der Mörſer, doch ohne die Truppenſtücke zu rechnen. Was an Pionieren und Schanzbauern vorhanden war, iſt nicht bekannt.

Es fragte ſich nun, ob man gegen den Platz mit einem förmlichen Angriffe vorgehen oder es mit einer Bombardierung verſuchen ſollte. Der Kurfürſt neigte, um die Stadt zu ſchonen, zu dem erſteren Verfahren; allein mit Recht wies Derfflinger darauf hin, daß es ſchon ſpät im Jahre ſei und daß es ſich deshalb empfehle, den kürzeſten Weg einzuſchlagen, und dieſe Anſicht drang durch, umſomehr als auch die politiſche Lage zur Eile drängte. Um den für Herſtellung der Batterien günſtigen Raum zu gewinnen, handelte es ſich zunächſt um den Beſitz der Trümmer der gleich nach Einnahme des Dänholms von den Schweden zerſtörten Frankenvorſtadt, welche ihrerſeits von dem Windmühlenberge beherrſcht wird. Dieſer Anhöhe und der dort gelegenen geringen Verſchanzungen bemächtigten ſich die Brandenburger in der Nacht vom 26. zum 27. September, ohne Widerſtand zu finden, und gruben ſich dort, nur etwa 500 m vor den Wällen, ein. Es war das ungefähr dieſelbe Örtlichkeit, an der

bei der früheren Belagerung die Kaiſerlichen ihre erſte Parallele und einige Geſchützaufſtellungen gehabt hatten. Hinter den ausgeworfenen Ringgraben legte man vier Stückſchanzen: auf den rechten Flügel eine zu 4 Haubitzen, in die Mitte eine zu 18 Kanonen für glühende Kugeln, auf den linken Flügel zwei: die eine für 10 Mörſer, die andere für 6 Kanonen. Da mit großer Kraft und Hingebung gearbeitet wurde, ſo vermochte man ſchon in den erſten Tagen des Oktobers einen neuen großen Geſchützſtand vor dem Triebſeer Tore einzurichten, welcher den Wällen noch bedeutend näher lag und wahrſcheinlich einige dreißig Stücke aufnahm. Es ſtanden nunmehr auf dem Dänholm und auf dem Feſtlande etwa 80 Geſchütze bereit, und man wartete mit dem Beginne der Beſchießung nur noch auf eine Schiffsladung Pulver, das nicht in ausreichender Maſſe vorhanden war. Der Kurfürſt leitete alles perſönlich und ſetzte ſich dabei rückſichtslos aus; einmal ſank er an dem Sumpfrande des Frankenteiches ſo tief mit dem Pferde in den Moraſt, daß er nur mit Mühe herausgezogen werden konnte. Das Feuer der Belagerten tat den Arbeitern wenig Schaden, und ebenſowenig vermochten jene die raſche Vollendung der Geſchützaufſtellungen durch Ausfälle zu hindern; ihre Verſuche dazu liefen meiſt ſehr unglücklich ab. Nur einmal machten ſie eine Beute von einem halben Hundert Pferden, die gar zu nahe der Stadt in die Schwemme geritten wurden. Königsmark war ſo höflich, einige dem Kurprinzen und dem Landgrafen gehörige Roſſe nebſt den Reitknechten zurückzuſenden.

Währenddeſſen wurde die Bürgerſchaft von Tag zu Tag beſorgter wegen der bevorſtehenden Bombardierung. Alle Geſuche einzelner, die Stadt verlaſſen zu dürfen, ſchlug der Kurfürſt ab; denn er hoffte immer noch, durch den Druck, welchen die Bürgerſchaft auf die Beſatzung ausüben ſollte, die Übergabe herbeizuführen. Der Unwille gegen die Schweden wuchs, je weniger dieſe im ſtande waren, den Fortſchritten der Belagerer irgend etwas entgegenzuſetzen; ſchon um die Wende von Sep-

tember und Oktober erwog man in den Kreiſen der Bürger, wie man es anfangen könne, die Übergabe auch gegen Königsmarks Willen zu ermöglichen. Man hielt ſich darüber auf, daß dieſer ein bombenfeſtes Gewölbe im Frankenwall bezogen habe, während die Bürgerſchaft der Gefahr ohne jede Deckung ausgeſetzt war. Noch aber ließ der Rat ſich doch nicht beſtimmen, einſeitig Unterhandlungen mit dem Kurfürſten einzuleiten, und ſuchte vorerſt den Befehlshaber zu einem großen Ausfalle zu veranlaſſen, indem man ihn nicht ohne einige Bosheit auf das Verhalten des Kommandanten von Stettin als auf ein nachahmenswertes Muſter hinwies: Vor Stralſund ſei der Feind in wenigen Tagen der Stadt näher gekommen als vor Stettin in ſechs Wochen. Königsmark antwortete ſehr von oben herab, meinte, die Bürger möchten doch den Ausfall machen; er wolle ihn unterſtützen. Dazu hatten jene natürlich auch keine Luſt, umſoweniger als ſie, ihrer Anſicht nach, nur zur Verteidigung der Wälle verpflichtet waren. Am 9. Oktober ſtellte die Bürgerverſammlung der „Hundert" den Antrag an den Rat, gemeinſam Abgeordnete an den Kurfürſten zu ſenden und ihn um einen Waffenſtillſtand bis zum Eintreffen einer vom Könige von Schweden zu erbittenden Entſcheidung zu erſuchen. Königsmark verwahrte ſich gegen derartige Verhandlungen, bat aber den Kurfürſten, ſich nicht an den „unſchuldigen" Kirchen, Schulen und Bürgerhäuſern „rächen" zu wollen, ſein Feuer vielmehr auf die Wälle und deren Verteidiger zu beſchränken. Friedrich Wilhelm lehnte, wie das in der Natur der Sache lag, all dergleichen Anſinnen kurzerhand ab.

Am Morgen des 10. Oktober traf endlich das erwartete Pulverſchiff ein, und abends gegen ½11 Uhr begann von den drei Geſchützſtellungen auf dem Dänholm, dem Mühlenberge und vor dem Triebſeertore gleichzeitig ein furchtbares umfaſſendes Kreuzfeuer auf die unglückliche Stadt. Die entſetzliche Wirkung der glühenden Kugeln, Granaten und Bomben überſtieg weit jede Befürchtung. Herzzerreißende Jammerauftritte ſtei-

gerten den Schrecken. Nach kaum einer halben Stunde gingen überall Feuersbrünste auf, die sich mit rasender Schnelligkeit verbreiteten und denen das veraltete, elende Löschzeug der Bürger völlig machtlos gegenüberstand. Zusammenstürzende Giebel und Mauern sperrten die Straßen, und unaufhörlich fielen neue Spreng- und Brandgeschosse auf die mit dem Elemente ringenden Menschen nieder. Bald trat Wassermangel ein, da gar mancher der spärlichen Brunnen verschüttet wurde. Nach dem Norden, vor das Knieper Tor, wo es noch sicher war, drängte die verzweifelte Menge, und da lagen die armen Menschen, hungernd, frierend, zum Teil verstümmelt, bei den kümmerlichen Resten ihrer Habe in der dunklen Oktobernacht unter den Wällen.

Mit den schmerzlichsten Empfindungen war der Kurfürst gegen 3 Uhr früh in sein Quartier zurückgekehrt. Bald nach 6 wurde gemeldet, daß auf einigen Türmen der Stadt weiße Fahnen wehten. Sofort gab Friedrich Wilhelm den Befehl, mit dem Feuer einzuhalten. Es kam aber niemand heraus, und als brandenburgischerseits Unterhändler entsandt wurden, ja der alte Derfflinger selbst mit einem Trompeter an das Triebseertor ritt und den Bürgermeister zu sprechen begehrte, sahen sie sich trotzig hinweggewiesen und bedroht. Offenbar hatten einige Bürger auf eigene Hand die weißen Fahnen angebracht, und nun wurde die Feuerpause zum Löschen benutzt. Da mußte die Beschießung aufs neue beginnen. Gegen Mittag sandten die Bürger einen Unterhändler heraus, und abermals ordnete der Große Kurfürst das Verstummen der Geschütze an. Allein die Vorschläge, welche der Bürgermeister Veith und der Ratsherr Charisius brachten, liefen wieder bloß auf den ganz sinnlosen Antrag eines Waffenstillstandes hinaus und mußten abgelehnt werden. Abermals wurde das Bombardieren fortgesetzt. Die Jakobikirche und das Frankentor, wo Königsmark seinen Standpunkt hatte, gerieten in Brand, und endlich wurde selbst auf den Wällen die Hitze unerträglich. Die Mühlen,

Bäckereien und Vorratshäuſer waren zumeiſt in Flammen aufgegangen; ſchon begann es an Lebensmitteln und an Schießbedarf zu fehlen; es drohte ein Aufſtand der aufs äußerſte gebrachten Einwohnerſchaft — da entſchloß ſich Königsmark endlich, die Übergabe zu vereinbaren. Es geſchah um 5 Uhr nachmittags; das Feuer ſchwieg, und um 7 Uhr erſchienen der Generalmajor Buchwald und der Oberſt Maclear als Geiſeln im brandenburgiſchen Hauptquartiere.

Am nächſten Vormittage wurde man in Stralſund allmählich der Feuersbrunſt Herr, und bald darauf erſchienen die Bürgermeiſter Jäger und Veith mit einigen Ratsherren, um die Stadt bei den bevorſtehenden Verhandlungen zu vertreten. Sie lehnten den Gedanken der Reichsfreiheit von vornherein ab und gaben ſich vollſtändig dem Kurfürſten hin, in welchem ſie ihren künftigen Landesherrn ſahen. Erſt am ſpäten Abend traf der Generalauditeur der Schweden mit dem Entwurfe der Übergabebedingungen im Lager ein, und nun begannen mehrtägige Verhandlungen, welche am 15. Oktober zum Abſchluſſe kamen. Die ſchwediſche Beſatzung durfte mit allen Kriegsehren, klingendem Spiel, Waffen, Gepäck, ſämtlichem Eigentum und mit fliegenden Fahnen und Standarten ausmarſchieren. Das Geſchütz und Kriegsgerät der Feſtung verfiel dem Kurfürſten. Die Stadt ſollte bei all ihren Privilegien und Gerechtigkeiten bleiben, der Verheerung wegen auf zehn Jahre ſteuerfrei ſein, aber eine verhältnismäßige brandenburgiſche Beſatzung aufnehmen. Einen Teil der Wachen durfte die Bürgerſchaft beziehen, doch je nach Anordnung des Ortsbefehlshabers.

Am 18. Oktober rückte Königsmark mit ſeinen Truppen aus. Es waren der Reſt von 6 Reiterregimentern: 798 Pferde mit 34 Standarten, der von 4 Regimentern zu Fuß: 875 Mann mit 30 Fahnen, und endlich 860 unberittene Reiter und Dragoner. Dabei befanden ſich, außer dem Feldmarſchall, die Generalmajore Grothuſen und Buchwald, ſowie acht Oberſten und zwölf Oberſtleutnants. Königsmark war nebſt dem ihn

begleitenden französischen Gesandten an diesem Tage der Gast des Siegers.

So war denn der ersehnte Erfolg vollkommen errungen. „Es stehet fast unglaublich," bemerkt ein „Extract-Schreibens" vom Tage der Einnahme Stralsunds, „daß ein solcher Ort, der vor diesem fast unüberwindlich gehalten worden, nach sechszehnstündiger Beschießung hat accordiren müssen. Das Feuer aber hat darin unaussprechlichen Schaden gethan, zumahlen nicht allein über die Helffte der Stadt nebst den Magazinen und Mühlen eingeäschert worden, sondern auch, wenn es nicht bald zur Capitulation kommen, nicht ein Stock von der Stadt stehen blieben, und hätte sich der Soldat für der Hitze auf den Werken nicht halten können."

Der glänzende Erfolg war ganz und gar der brandenburgischen Artillerie und insbesondere ihrem trefflichen Führer, dem Obersten Weyler, zuzuschreiben. Sein dichtes Herangehen an die Festung war kühn, doch durchaus sachgemäß; denn es entsprach der Örtlichkeit wie der schon erschütterten Haltung der Besatzung. Das „abgekürzte Belagerungsverfahren", welches an die Stelle allmählichen methodischen Fortschreitens in Laufgräben eine rücksichtslose Beschießung setzte, fand unter der Bezeichnung „Bombardement" Nachahmung in ganz Europa; denn der schnelle Fall Stralsunds machte einen ungeheuren Eindruck. Nur zu oft aber wurde bei diesen Nachahmungen der Umstand übersehen, daß ein entschlossener und tatkräftiger Gegner einem solchen Verfahren gegenüber eine furchtbare Waffe in zielbewußten Ausfällen besitzt. Eben diese brauchte Oberst Weyler hier nicht zu scheuen; die Geistesverfassung der Belagerten gestattete sie ebenso wenig wie das von breiten Teichen durchsetzte Gelände, welches die Annäherung an die Belagerungsgeschütze aufs äußerste erschwerte und namentlich einen guten Rückzug in die Festung fast unmöglich machte.

Am 20. Oktober zog der Kurfürst in Stralsund ein. In einer gleichzeitigen „Relation" heißt es: „S. Churfstl. D. stiegen vor der Nicolai Kirche abe u. giengen stracks hinein. D. Goßmann

that die Huldigungspredigt mit ſolchen emphatiſchen expressuren, daß jedermann davon beweget war. Nach der Predigt wurde das Te deum laudamus geſungen, u. verfügete Sich darauf nach geendigtem Gottesdienſte S. Churfſtl. Durchlaucht nebſt der Churfſtl. Frau Gemahlin u. des Churprintzen Durchlaucht und dero gantzer Hoffſtatt, auf das Rahthaus, allwo der Magiſtrat den Huldigungs-Eyd ablegte. Sobald ſolches geſchehen, ſtellet S. Churfſtl. Durchlaucht Sich an ein Fenſter u. ward Deroſelben von den Alterleuten, Hundertmännern u. geſambter Bürgerſchaft der Eyd geleiſtet. Darauf war ein magnific Tractament auf dem Königs Artushoff bei offenen Taffeln angerichtet."

Der zur Erinnerung an den Sieg gewirkte prachtvolle Wandteppich Sunda subacta ſtellt die Beſchießung dar.*) Im Hintergrunde zeigt ſich das in Flammen ſtehende Stralſund, und unmittelbar davor erkennt man die in Tätigkeit begriffenen brandenburgiſchen Batterieen. Den Mittelgrund füllt ein Zug von vierzehn zu je zweien angeſpannten Pferden, welche einen gewaltigen Mörſer heranſchleppen, wahrſcheinlich zur Aufſtellung in dem Keſſel gegenüber der Südſpitze der Stadt. Im Vordergrunde hält der Große Kurfürſt auf dem Schimmel und erteilt Anordnungen. In ſeiner unmittelbaren Begleitung befinden ſich der Kurprinz und Feldmarſchall Derfflinger. Links iſt eine Abteilung Musketiere mit Fahnen und Trommeln aufmarſchiert; ihr Führer ſcheint ſich eben in Galopp zu ſetzen, um ſich beim Kurfürſten zu melden. Rechts iſt das weitere Gefolge und ein Handpferd dargeſtellt, das, von einer bellenden Dogge erſchreckt, aufbäumt, eine höchſt maleriſche Gruppe. Die Umrahmung des Bildes ſetzt ſich aus herrlich gezeichneten Waffen und Ausrüſtungsſtücken aller Art zuſammen.

Kurz vor der Übergabe von Stralſund hatte nach tapferer Verteidigung der ſchwediſche Befehlshaber von Damgarten auch dieſen Platz an die Brandenburger übergeben, nnd nunmehr befand ſich von ganz Pommern nur noch die feſte Stadt

*) Abb. im Hohenzollern-Jahrbuch 1899.

Greifswald in den Händen der nordiſchen Feinde. Dorthin waren bereits einige Regimenter abgegangen und hatten ſogleich mit dem Bau von Geſchützſtänden begonnen. Schon im Juli war, wie bereits erwähnt worden, die Inſel Wieck an der Mündung des Rik von brandenburgiſchen Truppen beſetzt und dadurch Greifswald die Verbindung mit der See abgeſchnitten worden. Sobald Stralſund erobert war, wurde das ſchwere Belagerungsgeſchütz vor die Schweſterſtadt geführt, und obgleich der Batteriebau, des naſſen Untergrundes wegen, auf große Schwierigkeiten ſtieß und im heftigſten Feuer der Wälle auszuführen war, wurde er doch ſchon am 5. November vollendet. Am Abende des nächſten Tages begann das Bombardement, deſſen Wirkung ſo groß war, daß der ſchwediſche Ortsbefehlshaber, Oberſt Vieting, am Morgen des 7. bereits in Unterhandlungen eintrat. Dazu bewog ihn wohl vor allem die drohende Haltung der Bürgerſchaft und das geringe Vertrauen, mit dem er auf den deutſchen Teil ſeiner Truppen ſah. Unter ehrenvollen Bedingungen kam es am 8. November zur Übergabe der Stadt, und am Nachmittage des 9. hielt Friedrich Wilhelm in Greifswald ſeinen Einzug.

Ein ſtolzes Hochgefühl mußte die Bruſt des Siegers ſchwellen. Als Königsmark die Verhandlung wegen der Übergabe von Stralſund unterzeichnet hatte, war er in die Worte ausgebrochen: „Pommern iſt meinem Könige für immer verloren!“ Gewiß dachte der Große Kurfürſt ebenſo. Und doch ſtand es anders in den Sternen geſchrieben. Daß ſelbſt der augenblickliche Kampf noch nicht zu Ende ſei, erfuhr der vielgeprüfte Fürſt noch hier in Greifswald ſelbſt. Schon während der Belagerung von Stettin hatte Schweden ein Heer in Livland zuſammengezogen; jetzt eben überſchritt es bei Memel die preußiſche Grenze, um ſich für den Verluſt von Pommern in dem alten Ordenslande ſchadlos zu halten. Es galt, ihm ſofort entgegenzutreten, und niemals hat der Große Kurfürſt ſchneller gehandelt als zu dieſem Zweck.

Schon seit Jahren bestand der Plan, Pommern dadurch Luft zu machen, daß man einen Kriegszug nach dem brandenburgischen Preußen unternähme. Im Juni 1675 hatte Louis XIV. dahingehende Verhandlungen mit dem Könige Johann Sobieski von Polen angeknüpft und ihm die Erwerbung von Preußen in Aussicht gestellt. In derselben Richtung bearbeitete Schweden den polnischen Hof, und Sobieski ließ es zunächst nicht an Entgegenkommen fehlen. Allein sein Krieg mit den Türken und die Abneigung der Mehrzahl der Woiwoden gegen einen derartigen Krieg zu Gunsten der Fremden hinderte den König zur Tat zu schreiten, so leicht es auch scheinen mochte, das von Truppen fast entblößte Preußen zu erobern.

Der Große Kurfürst hatte nämlich, als er 1674 gegen die Franzosen an den Rhein marschierte, fast alle seine Streitkräfte herangezogen, so daß in Preußen außer den Besatzungen der Festungen Pillau, Memel und der Friedrichsburg in Königsberg nur noch die etwa 360 Mann starke Leibgarde des Statthalters Herzog von Croy und 100 Dragoner zum Postdienste zurückgeblieben waren. Unter solchen Umständen hatte die Landesregierung es für zweckmäßig gehalten, auf ältere Einrichtungen zur Landesverteidigung zurückzugreifen, die noch aus der Zeit des Ordens stammten: auf die adligen Roßdienste, auf die Reiterei der „Kölmer und Freien" und auf die Fußmannschaft der sogenannten Wybranzen, welche die landesherrlichen Kammergüter aufzubringen hatte. Der Kurfürst war damit aber gar nicht einverstanden; denn die „ordinari Landesdefension" hatte sich stets sehr schlecht bewährt. Im Lande freilich hing man an dieser alten Anstalt mit großer Vorliebe, weil der Kurfürst für sie die Kosten zu tragen und dennoch nur einen fast verschwindenden Einfluß auf sie hatte, während geworbene Truppen des Landesherrn die Stände zu namhaften Geldopfern zwangen und sie stets um ihre Freiheiten und Vorrechte besorgt machten. Gerade auf die Bewilligung ausreichender Mittel für die Aufstellung wirklicher Soldaten drang dagegen der Kurfürst und

mußte dies umſomehr tun, als die preußiſche Bevölkerung eine Haltung annahm, die den Verdacht verräteriſcher Geſinnung erregte. So entſpann ſich zwiſchen dem Kurfürſten und den Ständen ein hartnäckiger Kampf um die Aufbringung der zur Landesverteidigung notwendigen Mannſchaft.

Da Polen nicht zum Eingreifen zu bewegen geweſen war, ſo trat die Gefahr zunächſt allerdings in den Hintergrund; als Friedrich Wilhelm jedoch Stettin ſchwer zu bedrängen begann, beſchloß König Karl XI., um dieſe Hauptſtadt zu entſetzen, mit eigenen ſchwediſchen Mitteln von Livland her einen Angriff auf Preußen zu unternehmen, und der franzöſiſche Geſandte am Warſchauer Hofe, der Marquis de Bethune, ſtellte Werbungen in Polen an und brachte die mit franzöſiſchem Gelde geworbene Mannſchaft im Gebiete der ſchwedenfreundlichen Stadt Danzig unter. — Um dieſen Vorbereitungen zu begegnen, ſandte der Kurfürſt gleich nach der Eroberung von Stettin ein Korps von zwei Regimentern zu Pferde, zwei Dragonerregimentern und zwei Regimentern zu Fuß unter dem Landgrafen von Heſſen-Homburg nach Preußen, das dort im Februar 1678 eintraf und die Winterquartiere bezog. Dies bewog den ſchwediſchen Heerführer, Chriſter Horn, Generalgouverneur von Livland, den Anſchlag auf Preußen vorläufig wieder aufzugeben, obwohl ſeine Truppen zum Teil bereits die Düna überſchritten hatten. Unter dieſen Umſtänden hielt man die Gefahr abermals für beſeitigt, und in den Monaten Juli und Auguſt zog der Große Kurfürſt, ſelbſt truppenbedürftig und von ſeinen unzufriedenen Ständen gedrängt, allmählich das landgräfliche Korps wieder aus Preußen zurück; nur das Infanterieregiment des Grafen Dönhoff (1200 Mann), die Dragonerſchwadron v. Schlieben (500 Mann) und ein in Neuformierung begriffenes Reiterregiment des Herzogs von Croy, das jedoch noch kaum 100 Berittene zählte, verblieben im Lande.

Da erhielt anfangs Oktober der Statthalter Croy ein Schreiben des Erbprinzen von Kurland, welches meldete, der

ſchwediſche Feldmarſchall habe den bevorſtehenden Marſch ſeiner Armee durch Kurland angezeigt; es gelte Preußen, und die Schweden ſtünden mit vielen Bewohnern dieſes Landes in guter Korreſpondenz.

In der Tat hatte jetzt Heinrich Horn, der Bruder Chriſters, den Befehl erhalten, in Preußen einzurücken, zunächſt die Memellinie feſtzuhalten, dann einige Feſtungen, vor allem Königsberg, zu nehmen und überall das Land zu brandſchatzen. Sei dies gelungen, ſo ſolle er gegen Berlin vorgehen; alles aber habe mit der größten Geſchwindigkeit zu geſchehen. — Das waren weitausſehende kühne Pläne, denen die in Livland vorhandene Streitmacht allerdings in keiner Weiſe entſprach. Sie beſtand aus wenig mehr als 12 000 Mann Finnen, Liv- und Eſthländern, war nur mangelhaft ausgerüſtet und beritten, und ihre Mannszucht ließ viel zu wünſchen übrig. Horn war anfangs September in Riga eingetroffen; doch erſt am 11. Oktober konnte er den Marſchbefehl erlaſſen; erſt am 25. Oktober überſchritt er die Grenze Livlands gegen Kurland. Es war derſelbe Tag, an welchem Königsmark, den Horn durch ſeinen Zug entſetzen ſollte, genötigt wurde, Stralſund den Brandenburgern zu übergeben.

Inzwiſchen hatte ſich zu Königsberg der Statthalter monatelang mit den Ständen herumzanken müſſen. Dieſe hatten nicht nur die Forderungen des Kurfürſten abgelehnt, ſondern beſtanden darauf, daß die noch im Lande befindliche kleine Truppenmacht ebenfalls zurückgezogen und die Verteidigung lediglich der Miliz unter einem einheimiſchen lutheriſchen Oberſten übertragen werde. Es blieb der Regierung wirklich nichts übrig, als die „ordinari Landesdefenſion“ anzuordnen; ſie mußte aber dabei leider von Anfang an „eine große Trägheit zu dieſer Defenſion verſpüren“. Mit dem, was an Wybranzen kam und den wenigen verfügbaren ordentlichen Truppen wurde teils die Memellinie beſetzt, teils ein Beobachtungskorps an der Weſtgrenze aufgeſtellt, um die im polniſchen Preußen ſtehenden Söldner Bethunes abzuwehren.

Friedrich Wilhelm hatte bisher geglaubt, daß es den Schweden mit dem Zuge nach Preußen auch diesmal nicht rechter Ernſt ſei; nun erhielt er am 6. November vor dem belagerten Greifswald die unerwartete Nachricht davon, daß Heinrich Horn ſchon vor elf Tagen die Grenze Kurlands überſchritten habe. „Die Konſervation des Landes," ſo ſchrieb ihm der Herzog von Croy, „ſteht nächſt Gott auf Ew. Durchlaucht prompten und mächtigen Secours und inſonderheit dero ſelbſt eigenen Ankunft u. Gegenwart, welche denn um des willen deſto emſiger bitte!"

Im erſten Schrecken dachte der Kurfürſt daran, die Belagerung von Greifswald aufzugeben, die Stadt nur durch das aus der Mark zu berufende Lehnsaufgebot eingeſchloſſen zu halten, ſein ganzes Heer aber nach Preußen zu führen und dort „des Feindes Armee zu ruiniren, da die Retretta ſehr ſchwer vnd vnmuglich fallen wurde, ja das Garaus mit ihnen gemacht werden durffte". Allein er kam ſchnell von dieſem Vorhaben zurück, da ihm doch zu viel an der Eroberung der letzten feſten Stadt Pommerns lag, und er beſchloß, zunächſt nur einen Teil ſeiner Truppen nach Preußen zu ſenden und deren Oberbefehl dem Generalleutant von Görtzke anzuvertrauen, der jahrelang Gouverneur von Memel geweſen war und das Land genau kannte. Dieſer „Paladin", wie man ihn rühmend nannte, erhielt zwei Regimenter zu Pferde, ein Regiment Dragoner und 1000 Mann zu Fuß, und ihm voran trabte der Oberſt Küſſow mit zwei Kompagnien friſch geworbener Reiter, die er in Preußen ſelbſt durch Werbungen verſtärken ſollte.

Feldmarſchall Horn hatte indeſſen ſeinen Vormarſch fortgeſetzt. Zwei Hauptwege führten von Riga nach Preußen; der eine kürzere ging quer durch Kurland und das litauiſche Schamaiten (Niederland), alſo über Mitau und Szawla nach Tilſit, der andere, längere, faſt ganz auf kurländiſchem Gebiete über Schrunden nach Polangen dicht bei Memel. Dieſe letztere Straße hatte Horn eingeſchlagen; denn erſtlich fürchtete er in

Schamaiten das Eingreifen des litauiſchen Kronfeldherrn Pac, welcher bekanntermaßen den Brandenburgern freundlich geſinnt war; zweitens war er in Kurland der Verpflegung ſicherer, und endlich erwartete er, einer früheren Verabredung zufolge, daß die Bethuneſchen Truppen in Polangen zu ihm ſtoßen würden, welche dorthin von Danzig aus zur See befördert werden ſollten. — Kurland bereitete dem Durchmarſche keine Schwierigkeiten; dennoch brauchte Horn, um die heilige Aa und mit ihr die ſchamaitiſche Grenze zu erreichen, 17 Tage. Davon waren 12 Marſchtage, an deren jedem durchſchnittlich zwei Meilen zurückgelegt wurden — eine überaus geringe Leiſtung, welche dem Kurfürſten Anlaß ward, die Tüchtigkeit des Hornſchen Heeres außerordentlich gering einzuſchätzen, ſo daß er den Gedanken, ſofort nach der Übergabe Greifswalds perſönlich nach Preußen aufzubrechen, wieder aufgab und ſich zunächſt damit begnügte, die Streitmacht Görtzkes noch durch ein Regiment zu Pferde (Homburg) und zwei zu Fuß (Barfuß und Holſtein) zu verſtärken. Er ſelbſt blieb, nachdem ihm Greifswald am 16. November die Tore geöffnet hatte, noch einige Tage vor dieſer Stadt in Wrangelsburg und reiſte dann zu einer wichtigen Zuſammenkunft mit dem Könige von Dänemark nach Dobberan. War doch die allgemeine politiſche Lage äußerſt ſchwierig für den Kurfürſten: die Franzoſen bedrohten ſeine weſtfäliſchen Lande; die pommerſchen Küſten mußten geſchützt werden, und die Unternehmungen Chriſtians von Dänemark in Schonen verliefen nicht glücklich. Wohl gelobten ſich die beiden Fürſten in Dobberan noch einmal gegenſeitigen Beiſtand; aber ob es möglich ſein würde, ihn zu leiſten, das ſtand dahin.

An demſelben Tage, an welchem Greifswald fiel, hatte inzwiſchen das ſchwediſche Heer den Boden des Herzogtums Preußen betreten. Der kurze Marſch durch das ſchmale ſchamaitiſche Küſtengebiet war ihm von Pac ſehr erſchwert worden. Zwar hatte er die Schweden nicht angegriffen; aber er war mit ſeinen Truppen dicht neben ihnen hergezogen, hatte

ſie genötigt, ſich aufs engſte zuſammenzuhalten und ihnen dadurch die Verpflegung faſt unmöglich gemacht, ſo daß ſie erſchöpft vor Memel erſchienen. Gegen dieſe Feſtung unternahm Horn zunächſt nichts; erſt bei Verfolgung einer Streifſchar, welche Graf Dönhoff herausgeſchickt hatte, drangen ſie in die Vorſtadt ein, zündeten dieſe an, und da ein heftiger Sturmwind wehte, verbreitete das Feuer ſich auch in die Stadt ſelbſt und legte ſie faſt ganz in Aſche. Die Feſtungswerke blieben jedoch unverſehrt, und Dönhoff lehnte die Aufforderung, den Platz zu übergeben, kühl ab.

Die Schweden waren recht niedergeſchlagen, denn vergeblich hatten ſie in Polangen auf das Eintreffen der Bethuneſchen Söldner gewartet, und die Nachricht vom Falle Stralſunds hatte ihnen einen ſehr üblen Eindruck gemacht. Dazu kam ſchlimmes naſſes Wetter, das den Marſch, zumal den der Artillerie, außerordentlich erſchwerte, und da die preußiſche Regierung rechtzeitig alles Vieh und alle Vorräte aus dem Gebiete nördlich der Ruß hatte fortſchaffen laſſen und Pac ihnen auch hier noch immer zur Seite zog, ſo ſtieß die Verpflegung auf die ärgſten Schwierigkeiten. Um die Fahnenflucht ſeiner Leute zu hindern, mußte Horn die Quartiere rings mit Reiterwachen umſtellen. Dönhoff, deſſen Streifſcharen dem Feinde höchſt läſtig wurden, ſchrieb dem Kurfürſten: „Es wäre zu wünſchen, daß unſere Armee allhier im Lande praeſent wäre, würde es durch göttlichen Beyſtand nur ein Frühſtück mit dem Feinde ſein, weil er ſich in ſolchem Stande nicht befindet, unſeren alten u. wohlausgeübten Soldaten zu reſiſtieren.“

Ganz anders dachten die Stände. Sie weigerten ſich, die Verpflegung der zu ihrem Schutze im Anmarſche befindlichen Truppen Görtzkes zu übernehmen. Das ſei Sache des Kurfürſten, der „ex lege ratione et pacto“ verpflichtet ſei, allein für die Landesverteidigung zu ſorgen; wenn ſie trotzdem etwas dafür leiſteten, ſo müſſe er ihnen eine „Aſſecuration“ ausſtellen, daß das Landaufgebot nicht über die Grenzen geführt, nicht in andere Regimenter eingeſtellt, ſondern nur unter einem ein-

geborenen Landesoberſten beiſammengehalten und vom Kurfürſten unterhalten werden würde. Auch ſollte ihnen kein neuer „präjudizierlicher Eid“ zugemutet und das Land durchaus mit Einquartierungs- und Marſchkoſten verſchont werden. Das klang geradezu wie Hohn!

Und wie notwendig war doch das Eingreifen einer wirklichen Kriegsmacht! Am 2. Dezember erreichten die Schweden den Memelſtrom. An dieſem ſtand zwiſchen Tilſit und Ragnit, der Strecke, welche man am meiſten gefährdet glaubte, der Hauptteil der preußiſchen Landesverteidigung unter dem Oberſten v. Hohndorf und hatte bei Tilſit Schanzen aufgeworfen. Einige hundert Mann unter dem Oberſten v. Canitz hatten das fruchtbare Delta zwiſchen Ruß und Gilge bei Kukerneſe beſetzt. Horn gab ſich, um die Preußen zu täuſchen, den Anſchein, als ob er wirklich bei Tilſit den Übergang über die Memel erzwingen wollte, entſandte aber 1100 Mann unter dem Oberſten Wrangel nach der Ruß, um zu verſuchen, hier wirklich überzugehen, was ihm dann auch mit Hilfe ſeiner vom überhöhenden rechten Ufer her wirkſam auftretenden Artillerie gelang. In paniſchem Schrecken darüber liefen die dort aufgeſtellten preußiſchen Wildnisbereiter und Jäger davon, und das übrige Landaufgebot folgte ihnen, ſo daß auch Canitz mit den wenigen wirklichen Soldaten, die er bei ſich hatte, notgedrungen über die Gilge zurückweichen mußte. Infolgedeſſen gab Hohndorf das offene, nun umgangene Tilſit auf, beſetzte nur die Schlöſſer von Tilſit und Ragnit und wandte ſich mit ſeinen Scharen ſüdwärts, um eine neue Aufſtellung am Pregel zu nehmen. Allein das Landaufgebot: Reiter wie Forſtleute und Wybranzen, war des Spieles müde; es entlief in ſolchen Maſſen, daß von den 3100 Mann, welche Hohndorf am 2. Dezember zur Verfügung geſtanden hatten, vier Tage ſpäter nur noch 1300 bei ihm geblieben und auch ſchon höchſt unſicher geworden waren. Aus dieſen dürftigen Mitteln beſetzte er noch die nächſtgelegenen Städte und nahm endlich mit nur noch

840 Streitbaren am Pregel bei Wehlau wieder Stellung. Seine Berichte an den Statthalter waren voll von bitteren Klagen über die Erbärmlichkeit seiner Leute und die Unbändigkeit seiner Offiziere. Mit geworbenen Leuten wolle er alles tun, mit diesen aber sei nichts zu verrichten.

Heinrich Horn quartierte sich unterdessen in der wohlhabenden Zwischenstromlandschaft von Kukernese ein und besetzte von da aus Tilsit. Auch dessen Schloß leistete keinen Widerstand. Am 10. Dezember zog der schwedische Oberst Knorring vor Ragnit. Die dortigen Kapitäne v. Woyna und Weiß wollten das Schloß verteidigen; doch ihre Wybranzen gehorchten den beiden alten gichtbrüchigen Offizieren gar schlecht, und als Knorring einige Geschütze auffahren ließ, übergaben sie das Schloß. Woyna und Weiß haben das später mit dem Leben büßen müssen; der Kurfürst ließ ihnen den Kopf vor die Füße legen. — Aber auch die Gesinnung des Landvolks war sehr schlecht, und wenn die Schweden jetzt ohne Aufenthalt nach Königsberg marschiert wären, so würden sie unterwegs nicht nur keinen Widerstand gefunden, sondern die Hauptstadt auch in große Gefahr und Versuchung gebracht haben. Das geschah indessen nicht. Aus Verpflegungsrücksichten und Ruhebedürfnis blieb Horn bis zum 29. Dezember in Tilsit liegen.

Unterdessen aber war Generalleutnant v. Görtzke herangekommen; er hatte am 30. November die Weichsel überschritten und im polnischen Westpreußen keinen Widerstand gefunden, weil die Bethuneschen Truppen, welche seit einiger Zeit keinen Sold mehr empfangen hatten, sehr zusammengeschmolzen und weit über das Land verstreut waren. Der Generalleutnant legte nun täglich fünf Meilen zurück und erschien persönlich schon am 8. Dezember zu Königsberg. Was er hier über die schlechte Gesinnung der Bevölkerung und über die französischen Umtriebe in Polen erfuhr, erfüllte ihn mit solcher Besorgnis, daß er sogleich einen seiner Offiziere, den Major Reck, zur Berichterstattung an den Kurfürsten sandte.

Friedrich Wilhelm war von Dobberan nach Berlin gegangen, wo er am 12. Dezember begeiſtert empfangen wurde. Vom Georgentor bis zur langen Brücke erhoben ſich, die ganze jetzige Königsſtraße entlang, Triumphbogen, und auf der Spree waren zwei ſchwimmende Forts errichtet, deren Kanonen ihn mit Freudenſchüſſen begrüßten. Der Sieger war nicht unempfindlich gegen ſolche Bezeugungen treuer Anhänglichkeit und bewundernder Verehrung; allein die Meldungen, welche ihn in ſeiner Reſidenz empfingen, ließen keine reine Freude aufkommen. Von Paris brachte ſein Geſandter Meinders die ſchlimme Nachricht, daß der Kaiſer im Begriffe ſtehe, mit Frankreich Frieden zu ſchließen und daß, ſobald dies geſchehen ſei, die franzöſiſchen Truppen ſich auf Kleve werfen würden. Wohl ſtand am Niederrhein ſchon jetzt General Sparr mit 6000 Brandenburgern und hinter ihm die Lüneburger, welche treu beim Bündnis zu verharren bereit waren, wenn man auf kaiſerlicher Seite entſchloſſen blieb, Frankreich die Spitze zu bieten; allein zu Wien war man Ungarns wegen in Sorge, und noch mehr trat die „Jalouſie“ gegen Brandenburg in den Vordergrund, und man ſagte dem däniſchen Geſandten geradezu: Kaiſerliche Majeſtät ſei nicht ſchuldig, den Krieg zu continuieren, um andere Leute groß zu machen. Und dazu kamen nun die Nachrichten aus Preußen, die es als möglich erſcheinen ließen, daß die Schweden ſich dieſes Landes als Fauſtpfand bei den Friedensverhandlungen bedienen könnten, und auf das Johann Sobieski begehrliche Blicke warf.

Da entſchloß ſich der kaum aus dem Sattel geſtiegene, von der Gicht geplagte und von hartem Huſten geſchüttelte Kurfürſt, in eigener Perſon einen Feldzug nach Preußen zu tun. Freilich waren dagegen große Bedenken zu erheben: man fürchtete, daß, wenn er ſich mit ſeinen Truppen ſo weit entfernte, ſeine übrigen Lande den größten Gefahren ausgeſetzt und ſeine ſchon ſchwankenden Bundesgenoſſen vollends entmutigt werden würden; man wies auf die Erholungsbedürftigkeit

ſeines Heeres und auf die höchſt ungünſtige Jahreszeit hin. Demgegenüber gab für ihn den Ausſchlag die Möglichkeit, Preußen überhaupt zu verlieren; denn er kannte ſehr wohl die polenfreundliche Stimmung eines großen Teiles der Bevölkerung und wußte, daß nur ſein eigenes Erſcheinen imſtande ſein würde, den ſchwierigen und widerhaarigen Ständen einen ſolchen Eindruck zu machen, daß ſie ſich wohl oder übel zu denjenigen Opfern bequemten, die ſie bringen mußten, wenn ſie beim Hauſe Brandenburg verbleiben ſollten. Die Schweden waren ſehr wohl ohne ihn ſelbſt zu beſiegen, nicht aber die Gegnerſchaft der höchſt unbotmäßigen Stände und der nach „polniſcher Freiheit“ durſtigen Landedelleute und Stadtbürger. Er erwog mit Derfflinger die Verteilung ſeiner Streitkräfte und beſchloß, daß die jenſeits der Weſer ſtehenden ſowie die in den Feſtungen, auch den pommerſchen, verteilten Truppen dort verbleiben, dagegen alle Reiter- und Dragonerregimenter, die bisher in Pommern gefochten und außerdem von jedem Regimente zu Fuß ein auserleſenes Bataillon von 600 Mann den Feldzug nach Preußen mitmachen ſollten. Dieſem Heere wurden 32 Kanonen und zwei Haubitzen zugeteilt. — Schon am 14. Dezember begann der Ausmarſch, und es war ein gutes Vorzeichen, daß die Zurückgelaſſenen trauerten, während die Ausgewählten frohlockten. Der Verſammlungspunkt war Neuſtettin in Hinterpommern. Am 6. Januar 1679 richtete der Kurfürſt ein Schreiben an den Kaiſer, welches ſeinen bevorſtehenden Aufbruch anzeigte, zugleich aber verſicherte, daß, wenn das Reichsoberhaupt und die anderen Bundesgenoſſen treu feſthielten am Bunde, auch er ſeinerſeits rechtzeitig mit ſeinem Heere am Rheine erſcheinen würde.

In Preußen nahmen unterdes die Dinge folgenden Verlauf: Görtzke verfügte bei Tapiau am Pregel über die Reiterregimenter Görtzke und Printz, zuſammen etwa 1400 Pferde, das Dragoner-Regiment Sydow, 710 Mann, die Schwadron Küſſow (300 Pferde), ferner über 400 Mann zu Fuß (600 waren an der

Weichſel zurückgeblieben), alſo zuſammen über 2800 Mann. Dazu kamen etwa 300 Mann oberländiſcher Ritterdienſte, die ſeit Zerſtreuung der Bethuneſchen Söldner verwendbar geworden waren, zwei Kompagnien vom Regiment Dönhoff zu Fuß, kurz eine für jene Zeit ganz ſtattliche Macht, die aber ſehr behutſam und zurückhaltend benutzt wurde; denn Görtzke war alt geworden und überſchätzte den Feind, hatte aber allerdings auch ſonſt triftige Gründe, nicht viel aufs Spiel zu ſetzen. Seine Truppen wurden aus den Vorräten der kurfürſtlichen Ämter und durch Anleihen bei Privatleuten unterhalten, da die Stände zu keinen Bewilligungen zu bewegen waren. — Feldmarſchall Horn hatte inzwiſchen ein Schreiben ſeines Königs erhalten, das ihm befahl, entſchloſſen vorzugehen, da die Beſitznahme auch nur eines Teiles von Preußen für Schweden bei den Friedensverhandlungen von großem Vorteil ſein würde. Horn wandte ſich deshalb zunächſt gegen Inſterburg, nahm die Stadt zu Neujahr ein, blieb dann aber in den dortigen fetten Quartieren neun Tage lang liegen. Erſt am 11. Januar brach er wieder auf und zog pregelabwärts nach Wehlau zu in der Erwartung, hier mit Görtzke zum Schlagen zu kommen. Dieſer hielt ſich jedoch dazu nicht für ſtark genug und erachtete es für das beſte, mit ſeinen Truppen als fliegendes Streifkorps, raſch die Stellung wechſelnd, den Feind zu bedrängen, ohne ſich ihm zu einem ernſten Gefechte zu ſtellen. Zu einem ſolchen Verhalten bewog ihn übrigens, mehr noch als die militäriſche Lage, ſein tiefes Mißtrauen gegen die Königsberger; hatten ſeine Leute doch namenloſe Briefe aus der Stadt an den ſchwediſchen Heerführer aufgefangen, in welchen dieſem die Stelle wo und die Art wie er die Reſidenz am leichteſten angreifen könne, verräteriſch bezeichnet wurden. Er glaubte deshalb, ſeine Kräfte keinem Fehlſchlage ausſetzen zu dürfen, um im entſcheidenden Augenblicke, wenn es ſich um die Erhaltung Königsbergs handle, mit ungebrochener Macht zur Stelle zu ſein, und dementſprechend beſetzte er auch trotz heftiger Rechtsverwahrungen der Bürgerſchaft mit ſeinem Fußvolke die Wälle der Stadt.

Die Schweden nahmen nun Wehlau und zogen dann die Allee aufwärts nach Bartenſtein, ſo daß Croy der Meinung war, Horn wolle dem heranrückenden Kurfürſten entgegengehen. Von deſſen Kommen wußte jedoch der ſchwediſche Feldmarſchall damals noch nichts; er hatte vielmehr die Abſicht, Winterqurtiere zu beziehen, und zwar merkwürdigerweiſe nicht auf dem Boden des brandenburgiſchen Preußen, ſondern in dem eingeſprengten polniſchen Ermlande. Am 19. Januar indes erhielt er die Nachricht, daß der Kurfürſt mit einem Heere die Weichſel erreicht habe, und dies bewog ihn ſofort, den Gedanken an die Winterruhe aufzugeben und ohne Verweilen den Rückzug anzutreten.

Friedrich Wilhelm war am 10. Januar in Küſtrin eingetroffen, hatte hier dem Fürſten von Anhalt die Statthalterſchaft in der Mark übertragen und war dann mit ſeiner Gemahlin nach Neuſtettin weitergereiſt, wo ſich das Heer verſammelt hatte. Es beſtand aus ſechs Regimentern Reiterei (Trabantengarde, Leibregiment, Regimenter Kurprinz, Anhalt, Derfflinger und Treffenfeld), zwei Regimentern Dragoner (Leibregiment und Derfflinger) und den zuſammengeſtellten fünf Bataillonen zu Fuß — alles in allem etwa 9000 Köpfe. An hohen Offizieren befanden ſich dabei der Feldmarſchall v. Derfflinger, der Generalleutnant v. Götzen, die Generalmajore Graf v. Promnitz und v. Schöning. Am 18. Januar brach das Heer auf. Man wußte, es waren mehr als hundert deutſche Meilen zurückzulegen durch unwegſame, unwirtbare Gegenden bei Froſt und Schneegeſtöber, immer mit dem Antlitz gegen Nordoſten, wo die Kälte täglich zunahm und Schnee und Reif, von eiſigem Winde getrieben, Bart und Geſicht verglaſten. Aber das Heer war guten Mutes; es überſchritt am 20. die feſt zugefrorene Weichſel und erreichte Marienwerder. Von hier aus erging an Görtzke der Befehl, ſein Fußvolk in Königsberg zu belaſſen, mit der Reiterei und den Dragonern in Preußiſch-Holland zum Kurfürſten zu ſtoßen, um dann die Schweden im Ermlande mit erdrückender Übermacht zu vernichten. Der Befehl war kaum fort, als die Meldung

kam, daß der Feind von der Allee aus den Rückzug nach Osten angetreten habe und Görtzke ihm bereits mit allen berittenen Truppen und 1000 zu Pferde gesetzten Fußknechten eilig nachsetze und um Verstärkung bitte. Diesem Wunsche entsprach Friedrich Wilhelm sofort; er sandte den Grafen Promnitz mit 1600 Reitern und 1200 Dragonern dem Generalleutnant zu Hilfe und beschloß, mit der übrigen Armee in Gewaltmärschen Tilsit zu gewinnen, um dem Feinde den Rückzug nach Schamaiten zu verlegen. Zugleich gab er in einem Schreiben an den Statthalter und die preußischen Oberräte den Befehl, für seine Armee 1200 Schlitten und 6—700 ledige Pferde in Bereitschaft zu halten. „Nächstem," fügt er hinzu, „haben Ew. Liebden u. Ihr auch zu verfügen, daß auf acht Tage Brod, Branntwein, Bier und Salz für die ganze Armee angeschafft werde. Weil wir auch mit Befremden vernommen, daß kein Vorrat an Mehl vorhanden sein solle, so habet Ihr dahin zu sorgen, daß so viel Querlen (Handmühlen) angeschafft werden, daß eine jede Kompagnie drei bekommen kann, wie Sie dann auch mit dem Brauen u. Backen Tages als Nachts fleißig continuieren lassen, damit es der Armee nicht an Unterhalt ermangele. So müssen auch so viele Wagens und Schlittens parat gehalten werden, welche die Zufuhr verrichten können, wovon niemand, er sei, wer er wolle, zu befreien. Imgleichen müssen 2000 Paar Schuhe u. so viel Kalbleder als zu 2000 Paar Hosen nöthig, an Hand gebracht werden. Sollte hierin einiger Verzug erscheinen, so werden wir wegen des Uns daraus zuwachsenden Schadens Uns bloß an Ew. Liebden u. an Euch halten."

Auch in Marienwerder wurden so viel Schlitten als irgend möglich zusammengebracht, ein Teil des Fußvolks darauf gesetzt, und nun ging es wieder in Gewaltmärschen vorwärts. Am Abende des 25. Januar erreichte man bei Heiligenbeil das Frische Haff und setzte am nächsten Tage, um den Weg abzukürzen, den Marsch auf dem Eise desselben fort, wobei die auf den Schlitten Sitzenden fröhlich den Dragonermarsch schlugen. Die stille

Froſtwelt dröhnte vom Waffenſchall, und der faſt ſieben Meilen lange Weg nach Königsberg wurde an dieſem Tage in acht Stunden zurückgelegt.

Der Kurfürſt hatte ſich alle „Solennitäten" von ſeiten Königsbergs verbeten. Er fuhr zu Schlitten auf dem Pregel in die Stadt und begab ſich ſogleich auf das Schloß. Ebenſo zog die ganze Armee auf dem gefrorenen Strome ein, das Fußvolk und die Artillerie zum Teil auf Schlitten, und rückte bereits am nächſten Tage weiter vor. Die Nachrichten, welche der Fürſt in Königsberg vom Feinde erhielt, lauteten ſehr erfreulich. Die Fahnenflucht war arg bei den Schweden, und über deren Pläne wurde man vortrefflich unterrichtet durch ein Schreiben, welches man in der Taſche des Grafen Guſtav Carlſon, eines natürlichen Bruders des Schwedenkönigs fand, der auf dem Wege nach Danzig von den Brandenburgern gefangen worden war. Der Kurfürſt zog den Bemitleidenswerten tröſtend zur Tafel, folgte dann aber ſeinem Heere ſchon in der Frühe des 28. Januar nach und erreichte noch an demſelben Tage Labiau. Hier ſtieß auch Görtzke zu ihm, ſo daß nun faſt die ganze Armee, 14—15 000 Mann ſtark, beiſammen war.

Horn hatte am 20. den Marſch von Inſterburg nach Tilſit angetreten, brauchte aber, um die etwa 13 Meilen lange Strecke zurückzulegen, neun Tage. Görtzke hatte ihm nicht viel Schaden zu tun vermocht, denn die Schweden hielten ſich ganz eng geſchloſſen. Jetzt befahl der Kurfürſt dem Oberſten Hennigs v. Treffenfeld, mit 800 Reitern und 200 Dragonern geradeswegs auf Tilſit loszugehen, um den Feind zu erkunden und ſo lange aufzuhalten, bis die Armee herankommen könne. Görtzke folgte ihm auf kurze Entfernung mit 4300 Berittenen. Am Nachmittage des 29. brach auch Friedrich Wilhelm von Labiau auf und ließ hier, bezeichnenderweiſe nicht in Königsberg, ſeine Gemahlin zurück, die ihn bisher begleitet hatte. Er fuhr quer über das Kuriſche Haff und hielt dabei über die in unabſehbarer Reihe aufgefahrene Armee eine Schlittenheerſchau ab. Fahnen und Standarten neigten ſich vor ihm; Fußvolk und

Artillerie blieben auf den Schlitten, Piken und Musketen präsentierend, und spielten den Dragonermarsch mit Pfeifen und Trommeln, Pauken und Trompeten, solange noch ein Tambour die Hand rühren konnte und den Trompetern nicht die Lippen am Mundstück festgefroren waren.

Der Wandteppich, welcher die Heerschau auf dem Kurischen Haff darstellt,*) führt die Inschrift: Expeditio per Conglaciatum Sinum Prussicum Suscepta 1679. Den Vordergrund nimmt ein offener sechsspänniger Schlitten ein, aus welchem der Große Kurfürst, mit Pelzschaube und Pelzmütze bekleidet, dem Beschauer gerade entgegenblickt. Ein höherer Führer (Görtzke?) ist herangesprengt, um eine Meldung zu machen. Etwas weiter zurück ist ein zweiter Schlitten und das berittene Gefolge des Kurfürsten zu erkennen. Den mittleren Plan füllen die in fünf Heersäulen marschierenden Truppen: zunächst die zwei Kolonnen der Reiterei, dann eine von Geschütz und Wagen, und endlich zwei des Fußvolkes, meist Musketiere, aus deren Massen sich die hochgehaltenen Spieße der nur noch in geringer Zahl vorhandenen Pikeniere erheben. Weiter rückwärts bemerkt man einen langgestreckten hohen Rücken von Packeis, der auch auf dem Merianschen Plane bedeutungsvoll hervortritt. Darüber hinaus erscheint das weitere Haff und endlich die Kurische Nehrung. Den linken Abschluß des Teppichs stellt höchst unpassenderweise ein vollbelaubter Kastanienbaum her. Den Randschmuck der anderen Seiten bilden Trophäen ohne bestimmte Beziehungen auf den Hauptgegenstand; auffallend ist die Anbringung eines Dudelsacks. Wie auch bei all den anderen Teppichbildern erscheint als Mittelpunkt der oberen Randverzierung das brandenburgische Wappen; der es bedeckende Kurhut ist bezeichnenderweise schon von einer offenen Königskrone überwölbt.

In Gilge nahm Friedrich Wilhelm Quartier. Um Mitternacht kamen Meldungen von Görtzke und Treffenfeld, wonach jener noch zwei, dieser nur noch eine Meile von Tilsit entfernt

*) Abb. im Hohenzollern-Jahrbuch 1899.

war, und ſie gegen den am gleichen Abende dort eingetroffenen Feind vorgehen wollten. Sofort erhob ſich Friedrich Wilhelm vom Lager und ließ die geſamte Armee ſchon um 4 Uhr morgens antreten und auf dem Eiſe der Gilge nach Kukerneſe vorgehen. Es war am 30. Januar. Unterwegs erhielt er von Görtzke die Meldung, daß die feindliche Reiterei in Splitter ſtehe. Daraufhin unterbrach der Kurfürſt in Kukerneſe den Marſch, wahrſcheinlich zu dem Zweck, die langgewordene Marſchkolonne aufrücken, die Artillerie herankommen und die ſchwer angeſtrengten Truppen und Pferde etwas ruhen und ſich erwärmen zu laſſen; denn nun ſchien die Schlacht in unmittelbarer Ausſicht zu ſtehen. Nachmittags aber ſchon meldete Oberſt v. Treffenfeld, daß er den Feind angegriffen und geſchlagen habe. Es war offenbar ein Überfall geweſen.

Horn hatte nämlich in der Stadt Tilſit ſein Fußvolk untergebracht, während die Reiterei in den umliegenden Dörfern ziemlich weitläufige Quartiere bezog. In Tilſit ſelbſt lagen nicht nur ſämtliche Generale, ſondern auch die Regimentsbefehlshaber der Reiter und Dragoner, ſo daß dieſe Truppen in ihren Quartieren ohne höhere Führung waren. Als nun Treffenfelds 1000 Reiter, die Vorhut Görtzkes, erſchien, brach bei den Schweden eine arge Verwirrung aus. Vor dem zunächſt bedrohten Dorfe Splitter nahmen mehrere Regimenter Reiter und Dragoner Aufſtellung; ſie ſowohl wie Hennigs v. Treffenfeld erwarteten Verſtärkung. Als Görtzke aber ſäumte, eine ſolche zu ſenden, entſchloß ſich der tapfere Hennigs, ohne länger zu warten, anzugreifen, und das geſchah mit ſo gutem Erfolge, daß die ſchwediſchen Reiter ſich nach zwei Salven zur Flucht wandten und ihre abgeſeſſenen Dragoner im Stiche ließen. Sie wurden von den Brandenburgern zuſammengehauen, und die Erbitterung war ſo groß, daß man gegenſeitig kaum Pardon gab. Zwei Standarten, ſechs Dragonerfähnlein, ein Paar Pauken und ein großer Teil des Troſſes wurden erbeutet. Die Trophäen ſowie einige gefangene Offiziere brachte Treffenfeld gegen Abend ſelbſt zum

Digitized by Google

Kurfürſten, und dieſer war über den wackeren Handſtreich ſo erfreut, daß er den Oberſten gleich zum General beförderte. Und doch hatte das Gefecht bei Splitter eigentlich mehr geſchadet als genutzt; denn da Görtzke unbegreiflicherweiſe ſeine kühne Vorhut nicht unterſtützt hatte, ſo war doch nichts wirklich Entſcheidendes vorgefallen, und da Treffenfelds Abteilung, nachdem er zum Kurfürſten geritten war, ſich ſchließlich auf Görtzke zurückgezogen hatte, ſo ſtand man jetzt weiter vom Feinde entfernt als vor dem ſiegreichen Treffen, und man hatte, was das ſchlimmſte war, die Fühlung mit ihm verloren. Iſt alſo Görtzkes Haltung gar nicht zu verſtehen, ſo bleibt doch auch Hennigs zu tadeln; er durfte in einem ſolchen Augenblicke unter keinen Umſtänden ſeine Truppe verlaſſen, um ſelbſt Verkünder ſeines Sieges zu ſein.*)

Bei Einbruch der Dunkelheit war Horn nach der Niederlage ſeines rechten Flügels, denn dieſen Teil ſeines Heeres hatte Hennigs Angriff getroffen, unter Zurücklaſſung ſämtlicher Vorräte aufgebrochen und die ganze Nacht hindurch gegen die ſchamaitiſche Grenze bei Coadjuten marſchiert. In der Frühe des 31. Januar erhielt Friedrich Wilhelm hiervon Nachricht und zugleich die Meldung, daß Hennigs und Görtzke dem Feinde folgten. Dies hieß er gut und ſandte ihnen den Befehl, die Schweden überall, wo ſie auf ſie ſtießen, rückſichtslos anzugreifen. Nun aber frug es ſich, wohin er ſelbſt ſich wenden ſolle, um dem Feinde den Rückweg zu verſperren; es frug ſich, ob Horn dieſelbe Straße wählen werde, auf der er hergekommen, oder ob er quer durch Schamaiten ziehen werde. Gegen dies letztere Unternehmen ſprachen die gewichtigſten Gründe: die überaus große Schwierigkeit des Geländes, die Unmöglichkeit, ausreichende Verpflegung zu beſchaffen, die Feindſchaft der Litauer gegen die Schweden. Der Kurfürſt riet ganz richtig, wenn er annahm, Horn werde ſich wieder auf den Weg nach Polangen machen. Nachdem er zu dieſer Überzeugung gelangt war, brach er bei

*) Die Ernennung Treffenfelds zum General außer der Reihe erzeugte übrigens ſtarke Unzufriedenheit im Hauptquartier.

Tagesgrauen von Kukerneſe auf, überſchritt das Eis der Ruß und marſchierte nach Heidekrug. Eben dieſem Punkte ſtrebte Horn zu, und ſeine Spitze war nur noch eine Meile weit von dem Heere ſeines großen Gegners entfernt. Da — geſchah es auf Grund einer Spähermeldung oder erregte Görtzkes gewaltſames Nachdrängen Verdacht? — genug, plötzlich blieb Horn ſtehen und bot ſeinem Verfolger die Stirn. Perſönlich übernahm er die Führung ſeiner Nachhut, und es entſpann ſich zwiſchen ihm und Görtzke ein Gefecht, über deſſen Gang und unmittelbare Erfolge wir ſo widerſprechende Nachrichten haben, daß es nicht der Mühe lohnt, ſie zu wiederholen, deſſen eigentliche Wichtigkeit aber darin zu ſuchen iſt, daß Horn unter deſſen Schutze ſeine Marſchrichtung änderte und dadurch der Vernichtung entging, welche unvermeidlich war, wenn er, von Görtzke gedrängt, auf das nahe Heer des Kurfürſten geſtoßen wäre. Dem entzog er ſich durch einen Nachtmarſch von fünf Meilen, der ihn oſtwärts in das Innere Schamaitens führte. Dadurch gewann er einen nicht unbedeutenden Vorſprung, hatte nun aber 30 Meilen ohne Magazine und Lebensmittel zurückzulegen, von den wilden Litauern wie von Wölfen umdrängt.

Kaum hatte Friedrich Wilhelm Nachricht von dieſer Richtungsänderung erhalten, ſo brach er noch in tiefer Dunkelheit in der Morgenfrühe des 1. Februar von Heidekrug auf, um dem Feinde zu folgen; denn nicht nur verjagt ſollten die Schweden werden, ſondern vernichtet; der Kugel und der Klinge ſollten ſie verfallen; das war das innigſte Begehren des ergrimmten Fürſten. Er verfehlte aber in der wüſten Schneelandſchaft den rechten Weg und geriet zu weit nach Norden. Dabei zwangen die tiefen Einſchnitte des Geländes, in denen hier die kleinen Küſtenflußbetten liegen, zur Benutzung elender Brücken, ſo daß ſehr viel Zeit verloren ging, die Truppen aufs äußerſte angeſtrengt wurden und der Vorſprung der Schweden beſtändig wuchs. Trotzdem ſetzte der willensſtarke Fürſt den Marſch raſtlos fort, bis er endlich um 1 Uhr nachts mit ſeinem Gefolge in dem elenden

litauiſchen Dorfe Lasdonehmen in Hütten Unterkunft fand, die kaum von Schweineſtällen zu unterſcheiden waren, und um die er doch noch beneidet werden mochte, da die Truppen bei der bis dahin unerhörten Kälte von 26 Graden im Freien lagern mußten, obgleich ſie ſeit zwei Tagen kein Brot mehr erhalten hatten. Dieſe Nacht war ſo ſchlimm für die Leute, es gingen ſo viele durch Froſt zu Grunde, daß Friedrich Wilhelm ſich entſchloß, die Verfolgung mit dem ganzen Heere aufzugeben und bloß noch Streifſcharen damit zu betrauen; denn mit Recht fürchtete er, daß in der ſchamaitiſchen Schneewüſte ſein Heer durch Hunger und Froſt aufgerieben werden könnte. Der Entſchluß wurde dem Herrn ſehr ſchwer; denn nur mit Schmerz verzichtete er darauf, perſönlich, Auge in Auge dem verhaßten Feinde entgegenzutreten und den Degen mit ihm zu kreuzen. — Noch am Tage Mariä Lichtmeß ſelbſt trat das brandenburgiſche Heer den Rückmarſch an. — Die unmittelbare Verfolgung der Schweden nahm zunächſt nur Hennigs v. Treffenfeld auf und erbeutete noch an demſelben Tage eine Fahne, die einzige, welche dem tapferen Fußvolke der Schweden in dieſem ſchweren Feldzuge verloren ging.

Der Kurfürſt begab ſich wieder nach dem Amte Kukerneſe und ſendete von hier aus am 3. Februar einen Bericht an ſeine Verbündeten, in welchem es heißt: „Ich aber habe billig dem Höchſten zu danken, daß durch ſeinen Beiſtand der Feind, ungeachtet er ſich ausgeruht u. in guten Quartieren geſtanden, dagegen meine Leute innerhalb 14 Tagen bei 100 Meilen in dieſer Jahreszeit marſchiert, doch innerhalb zwei Tagen, wo ich ihn nur mit der Cavalerie erreichen können, ruinirt und aus dem Lande gejagt worden."

Da Hennigs v. Treffenfeld der Meinung war, daß es doch noch möglich ſei, die Schweden einzuholen, ſo erhielt am 3. Februar der Generalmajor v. Schöning den Befehl, mit 1000 Reitern und 500 Dragonern die Verfolgung wieder aufzunehmen und dem Feinde, wie es hieß, „in die Eiſen zu hauen." Für eine ſolche

kleinere Abteilung ſchien es wohl möglich, Lebensmittel und Futter aufzutreiben, namentlich wenn man ſie mit Geld ausſtattete, wie es geſchah. Jede Kameradſchaft erhielt zwei Taler. Wegweiſer, ſo berichtet der Oberſt Truchſeß v. Waldburg, welcher Schöning begleitete, bedürften die Brandenburger nicht, da die grimmige Kälte und die erbarmungsloſen Keulen des litauiſchen Landvolkes den zurückgelegten Weg mit ſchwediſchen Leichen genugſam gekennzeichnet hätten. Bei Schwingi hatte Horn drei Kanonen und einen großen Mörſer zurückgelaſſen, die Schöning am 4. Februar auffand und die der Kurfürſt gleich abholen ließ. Am 6. fielen den Brandenburgern wieder zwei Geſchütze und 30 Munitionswagen in die Hände, und folgenden Tages erreichten ſie bei Telſche endlich wirklich die Nachhut der Schweden, deren Führer der Generalleutnant Wittenberg war. Bei dem ſich nun entſpinnenden Gefechte ſpielten 18 litauiſche Kompagnien die Rolle unbeteiligter Zuſchauer. Schöning hatte nur 1200 Reiter bei ſich; der Gegner war doppelt oder dreifach ſo ſtark an Kopfzahl; dennoch beſchloß man, anzugreifen, damit nicht, wie es in dem brandenburgiſchen Berichte heißt, „die Gloire der Kurfürſtlichen dadurch beſchmutzet werde, daß man den Feind ohne Schwertſchlag entlaſſe.“ Die Schweden ſchlugen ſich vorzüglich, namentlich das Fußvolk, und die Offiziere gingen ihren Truppen mit hinreißender Begeiſterung voran. Der alte wohlberechtigte Waffenſtolz, zumal der der finniſchen Regimenter, und der Mut der Verzweiflung, das Elend, in dem man ſteckte und das das Leben wertlos erſcheinen ließ — alles wirkte zuſammen, um den Schweden nach ſo vielem Mißgeſchick noch einen Ehrentag zu bereiten. Zwar zu ſiegen vermochten ſie nicht: aber ſie hielten ſich ruhmvoll, bis die frühe Winternacht hereinbrach und ihnen geſtattete, geſchloſſen und ungebrochen den Rückzug fortzuſetzen. Freilich war dieſer Erfolg mit ungewöhnlich großen Opfern erkauft.

Auch Schönings Truppen waren tief erſchöpft, Verpflegung und Futter kaum zu beſchaffen: er vermochte nicht mehr, mit ſeiner ganzen Abteilung am Feinde zu bleiben; doch gelangte er

noch bis zu dem ſchon auf kurländiſchem Gebiete liegenden Dorfe Eſſern; von hier aus konnten nur noch kleinere Streifſcharen den Schweden folgen. Mit der Nachricht von dem Gefecht bei Telſche hatte Schöning den tapferen Führer ſeiner Vorhut, den Oberſtleutnant v. Dewitz, zum Kurfürſten nach Kukerneſe (20 Meilen) geſandt und zugleich weitere Verhaltungsbefehle erbeten. Dieſe lauteten dahin, daß Schöning von weiterer Verfolgung des Feindes abſtehen und nach Preußen zurückkehren ſolle. Die Streifſcharen verloren übrigens die Fährte des Gegners; ſie wandten ſich zu weit öſtlich und erreichten zuletzt Bauske an der Aa, das nur noch acht Meilen von Riga entfernt iſt, während Horn ſich nördlich nach Mitau gewandt hatte.

Damit war dieſer merkwürdige dreiwöchentliche Feldzug zu Ende gekommen. Es war der Hauptſache nach eine wilde Jagd geweſen. Das Ungeſtüm der Gewaltmärſche durch den tiefen Schnee, das raſtloſe Vorwärts an den kurzen Wintertagen und in den eiſigen Sternennächten, das rückſichtsloſe Dahinraſen über gefrorene Ströme und Haffe, das ſtürmiſche Feuer der brandenburgiſchen Angriffe — das alles gemahnt an die Tage und Taten vorzeitlicher Nordlandsrecken. Nun kehrte in die Einöden das Schweigen zurück.

Die Schweden erreichten am 14. Februar Riga; es war nur noch ein Viertel der Armee übrig, etwa 3000 Mann, und auch dieſe meiſt krank und zu weiteren Kriegsdienſten untauglich. Namentlich die Reiterei hatte furchtbar gelitten. Wieviel Horn von ſeiner Artillerie gerettet hat, iſt nicht ſicher. „Die liſländiſche Armee“, ſo ſchreibt ein Zeitgenoſſe*), „ging über die Düna mit vollem Trompeten- und Paukenſchall, alles in Jauchzen und Frohlocken: ‚Nach Preußen! Nach Preußen!‘ Aber da ſie nach Riga wieder zurück angelanget, iſt weder Trompeten noch Pauken zu hören oder zu ſehen; ein jeder läßt den Schnabel und die Courage herunterfallen, und kann faſt niemand, der dieſer Hetze

*) In der „Anderen Klaſſe der Schwätzgeſichter“. Dritter Teil. Bei H. v. Zwiedineck-Südenhorſt.

entwiſchet, vor Angſt und Schrecken erzählen, ob er in Preußen oder anderswo geweſen; die meiſten ſchwätzen nur, wie es in Samogitien ſo übel durchzukommen; ſie ſehen, wo nur ein Blättlein rauſchet, ſich überall um, ob die Brandenburger nicht hinter ihnen ſind; daher in Riga ſolch eine Furcht entſtanden, daß von dieſer Zeit an man die kleinen Kinder, welche ſich ſonſt wegen des Popelmanns ſchrecken laſſen, mit den Worten ‚die Brandenburger kommen!‘ zum gehorſamen Stillſchweigen bringt.“ Der Kommandant von Riga ließ aus Sorge vor den brandenburgiſchen Reitern die Wälle der Feſtung mit Waſſer übergießen, damit ſie glatt würden, und die Bürger bezogen, jung und alt, die Wache. — Für die livländiſchen Bauern machte das Ereignis Epoche; viele Jahrzehntelang rechneten ſie nach dem „brandenburgiſchen Marſch“.

Mit dem Befehl, die weitere Verfolgung Horns aufzugeben, ſah der Große Kurfürſt den Feldzug als beendet an. Er begab ſich am folgenden Morgen nach Labiau zu ſeiner Gemahlin und brach mit dieſer am 11. Februar nach Königsberg auf, während die Truppen in die ihnen angewieſenen Unterkunftsorte abzogen. Zugleich wurde das Landesaufgebot entlaſſen und gegen die ſäumig und unbotmäßig geweſenen Mitglieder desſelben vom Advocatus fisci das Rechtsverfahren eingeleitet, infolgedeſſen gegen eine Reihe höherer Offiziere, aber auch gegen Bürger ſchwere Strafen verhängt wurden. Die Stände zogen nun, nach dem glücklichen Erfolge, den Forderungen des Landesherrn gegenüber mildere Saiten auf, und wenngleich ſie weit davon entfernt blieben, ihnen völlig zu genügen, ſo baten ſie ihn doch, „wider alles fälſchliche Angeben“ ſich ihrer und aller Untertanen beſtändiger Treue und Devotion verſichert zu halten. Am 19. Februar fand ein Feſtgottesdienſt mit militäriſchem Gepränge in Königsberg ſtatt. Vorher hatte der Herr einen Abſtecher nach Pillau gemacht, und vom 21. bis 26. Februar befand er ſich auf einer Beſichtigungsreiſe nach Memel.

In Königsberg empfing der Kurfürſt die für ihn geradezu

furchtbare Nachricht, daß der Kaiſer für ſich und das Reich am 5. Februar mit Frankreich in Nimwegen Frieden geſchloſſen habe. Dabei war der Weſtfäliſche Friede in allen ſeinen Punkten wieder in Kraft geſetzt worden, „als wenn ſolches Friedensinſtrument allhier von Wort zu Wort einverleibt wäre“. Nur erhielt Louis XIV. ſtatt Philippsburg, das die deutſchen Waffen zurückgewonnen hatten, Freiburg im Breisgau nebſt einer Heerſtraße nach Breiſach. Des Kaiſers Oheim, Herzog Karl v. Lothringen, ſollte ſein Land wieder erhalten und zwar mit Einſchluß von Toul, wofür aber Nancy an Frankreich abzutreten war. Kaiſer und Reich verpflichteten ſich ferner, bei dem noch andauernden Kriege im Norden den gegen Schweden und Frankreich verbündeten Staaten: Dänemark, Brandenburg, Münſter und den braunſchweigiſchen Herzögen keinerlei Hilfe zu gewähren und den Franzoſen bis zur Wiederherſtellung des Friedens acht feſte Plätze in den rheiniſchen Landen mit vollem Beſatzungsrechte als Operationsbaſis einzuräumen. Dieſe letztere Beſtimmung war empörend; ſie gab die bisherigen Verbündeten nicht nur preis, ſondern ſie bot geradezu die Hand zu ihrer Niederwerfung und verletzte auf das ſchimpflichſte die Würde und Ehre des Reiches. Und eine Nötigung zu einem ſolchen Frieden lag in keiner Weiſe vor. Denn am Rhein ſtand noch ein verhältnismäßig großes kaiſerliches Heer im Felde, und nach der vollkommenen Niederlage Schwedens wären Kaiſer und Reich ſehr wohl imſtande geweſen, mit voller Kraft Frankreich entgegenzutreten. Der Große Kurfürſt war dazu bereit. Die Schmach, daß Deutſchland ſeine Haupthäfen in Oſt- und Nordſee an die Fremden verloren hatte, konnte das Oberhaupt des Reiches jetzt auslöſchen. Aber es dachte nicht daran! — Wohl iſt es glaublich, daß Kaiſer Leopold, wie ſein Biograph erzählt*), die Kunde von dieſem Abſchluſſe mit tiefer Beſchämung empfing und auf die Glückwünſche der Geſandten nur mit finſterem Antlitz und in ſtockender Rede

*) Wagner, Histor. Leopoldi Magni I, 468.

zu erwidern vermochte. Der wahre Grund für die Unterwerfung unter den Willen Frankreichs aber war die Eiferſucht gegen Brandenburg, welche der Hofkanzler Hocher in Wien in die Worte zuſammenfaßte: „Es liegt nicht im Intereſſe des Kaiſers, daß ſich an der Oſtſee ein neuer König der Vandalen auftue.“ Die eigentliche Urſache des Friedens von Nimwegen iſt alſo ganz dieſelbe wie die des 180 Jahre ſpäter abgeſchloſſenen Friedens von Villafranca.

So war denn die Lage des Großen Kurfürſten nach vier glänzenden Kriegs- und Siegesjahren völlig ausſichtslos; ſie war noch viel ſchimmer als vor zwanzig Jahren bei dem Abſchluſſe des Friedens von Oliva. Aber Friedrich Wilhelm war entſchloſſen, ſich diplomatiſch wie kriegeriſch bis aufs äußerſte zu wehren. In Paris begann ein hartnäckiges Ringen zwiſchen dem franzöſiſchen Miniſterium und dem brandenburgiſchen Geſandten von Meinders. Kein Preis ſchien dem Kurfürſten zu hoch, wenn er nur im Beſitze von Stettin blieb. Louis XIV. aber blieb ſeinen Bundesgenoſſen, den Schweden, treu und verlangte unbedingt, daß ihnen alles zurückgegeben werde, was ihnen entriſſen worden war. Nur jener kleine Landſtrich rechts der Oder, der Brandenburg durch den Rezeß von 1653 noch nachträglich abgetrotzt worden war, ſollte ihm zurückgegeben werden. Die Bedrängnis, in der ſich der Kurfürſt befand, machte es unmöglich, dieſen Bedingungen auf die Dauer zu widerſtreben; denn nicht nur die ungeheure Übermacht Frankreichs war zu fürchten, ſondern bei Wiederaufnahme des Kampfes waren auch Schweden und diesmal ſogar Polen feſt entſchloſſen, aufs neue einzugreifen; ſelbſt deutſche Mitfürſten zeigten ſich bereit dazu, und eine großartige Plünderung des brandenburgiſchen Beſitzſtandes war unverkennbar in Ausſicht genommen, der entgegenzutreten der einzige, der es gekonnt hätte, keineswegs gewillt war. — So erklärte ſich Friedrich Wilhelm denn bereit, in Friedensverhandlungen einzutreten. „Denn nicht allein die ſündigen“, ſchrieb der Kurfürſt ſpäter, „die einen ungerechten

Krieg beginnen, ſondern auch die, welche in gerechter Sache die Waffen ergreifen ohne Hoffnung auf Erfolg, ohne den Ernſt der Vorbereitung und Berechnung, die das furchtbare Kriegsſpiel erfordert.“

Für die Verhandlungen hatten die Franzoſen gegen Einräumung der Feſtungen Weſel und Lippſtadt einen mehrwöchentlichen Waffenſtillſtand geſchloſſen; er lief am 18. Mai ab, ohne daß die Diplomaten ſich geeinigt hatten. Da eröffnete der Marſchall Crequi die Feindſeligkeiten. Er verfügte über 30 000, der brandenburgiſche General von Sparr nur über 12000 Mann. Hannover verſagte den Verſtärkungen, die der Kurfürſt nach ſeinen kleveſchen Landen ſenden wollte, den Durchzug; während es ſich vertragsmäßig bereit erklärt hatte, den Franzoſen den Weg von Minden über Halberſtadt nach Magdeburg zu öffnen, und von da war es ja nicht mehr weit nach Berlin. — Trotz ſeiner zahlenmäßigen Schwäche leiſtete Sparr aber kräftigen und oft glücklichen Widerſtand; nur langſam wurde er gegen die Weſer zurückgedrängt. Am 27. Juni kam es bei Hausberge an der Porta weſtfalica zu einem mehrſtündigen heftigen Gefecht. Drei Tage darauf erzwang Crequi mit großer Anſtrengung den Übergang über den Strom und konnte nun an die Belagerung von Minden denken. Doch bevor es dazu kam, traf die Nachricht ein, daß Brandenburg auf die Bedingungen Frankreichs hin am 29. Juni zu St. Germain bei Paris Friede geſchloſſen habe. Das ſiebenjährige Kriegszeitalter, das mit Louis' Einfall in Holland begonnen hatte, war abgeſchloſſen. Der einzige, der ſich in ſeinem Verlauf glorreich hervorgetan, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, mußte auf alles verzichten, was ſein Schwert ihm und dem Reiche wiedererworben. Das iſt ihm ſehr ſchwer geworden. Als der Vertrag von St. Germain en Laye ihm in Berlin zur Unterzeichnung vorgelegt wurde, verwünſchte er es, je ſchreiben gelernt zu haben, und als der Zaudernde endlich ſeinen Namenszug darunter ſetzte, brach er in die grollenden Worte Vergils aus:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

Das weltgeſchichtliche Echo dieſer Beſchwörung waren die Schleſiſchen Kriege und der Feldzug von Königgrätz. — Als Text zur Friedenspredigt beſtimmte der Kurfürſt eine Stelle aus dem 118. Pſalm: „Es iſt gut auf den Herren vertrauen und ſich nicht verlaſſen auf Menſchen.“

Vergeblich waren ſeine Siege doch nicht geweſen. Keine irdiſche Beute hatte er in ihnen davon getragen; doch eine ideale. Der Geiſt des Großen Kurfürſten ſchritt unſerem Volke voran bei Leuthen, Leipzig und Sedan.

Benutzte Schriften zu dieſem und dem vorangehenden Aufſatz.

Theatri Europaei eilfter Teil. Frankfurt a./M. 1682. — Förſter: Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt. Berlin 1855. — von Zwiedineck-Südenhorſt: Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Gründung des preußiſchen Königtums. I. Stuttgart 1890. — Erdmannsdörffer: Deutſche Geſchichte von 1648—1740. I. Berlin. 1892. — von Unger: Feldmarſchall Derfflinger. Berlin 1897. — von Gansauge: Veranlaſſung und Geſchichte des Krieges in der Mark im Jahre 1675. Berlin 1834. — Mehnert: Rathenow und Fehrbellin. Rathenow 1875. — Schottmüller: Fehrbellin. Berlin 1875. — von Barchmin: Die Schlacht bei Fehrbellin. Köſtritz 1875. — von Witzleben und Haſſel: Fehrbellin. Zum 200jährigen Gedenktage. Berlin 1875. — Eine ſchwediſche Darſtellung der Schlacht bei Fehrbellin. Berlin 1876. (Milit. Wochenbl.) — Sello: Fehrbellin. Freiburg i./B. 1892. (Deutſche Ztſchft. f. Geſchichtswiſſenſchaft VII.) — Wolgaſt: Illuminierter Doppelkupferſtich der Belagerung. — Abriß und eigentliche Beſchreibung des Schloſſes und Stadt Wolgaſt in Pommern. (Illuſtr. Flugblatt. Ungefähr gleichzeitig.) — Abbildung der Stadt und Haubt-Veſtung Alten Stettin, wie dieſelbe von Snr. Churfürſtl. Durchl. zu Brandenburg beneben denen hoher Alliirten Königlich däniſchen und Fürſtlich lüneburgiſchen Truppen im Jahre MDCLXXVII, den XXVII. Juny belagert und den XVI. Dezember mit Accord erobert worden. (Sehr großer (160 : 135 cm) Plan aus der Kunſtkammer, jetzt im Hohenzollernmuſeum. Leider ſind die Belagerungsarbeiten doch nur mit mäßiger Deutlichkeit wiedergegeben und der Plan iſt arg mitgenommen.) — Pommeriſcher Waffenklang und Stettiniſcher Belagerungszwang. O. O. 1677. — Beſchreibung der Stadt und Feſtung Alten-Stettin, ſonderlich in der letzten Belagerung. Danzig 1678. — Etliche Schreiben und Antwort umb. Gnädigſter Accord der Stadt und Feſtung Stettin.

Berlin o. J. — Die lang bewahrte und nunmehr in die Arme eines Durchl. Anwerbers gelieferte Jungfer. Nürnberg 1678. — Triumphus Stettino-Brandenburgicus, d. i. Freud- und Dankpredigt von J. A. Busch. Bielefeld 1678. — Diarium Obsidionis Stetinensis. O. O. 1678. — Kurtze doch wahrhafte Beschreibung alles dessen, was Zeit währender 6 Monatlichen Belägerung der Stadt Alten-Stettin vorgelauffen. Von einem Ober-Offizierer der darein gewesenen Guarnison. J. C. Z. Danzig o. J. (1679?). — Seydel: Nachrichten über vaterländische Festung und Festungskriege. I. Leipzig 1818. — von Malinowski und von Bonin: Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie. III. Berlin 1842.

Neu auffgelegter erster Pommerscher Kriegspostillon. (Leipzig 1678.) — Kurtze und gründliche Relation von der Insul und Fürstenthum Rügen. (Strahlsund 1678.) Bericht von der Schwedischen Wunder-Courage, so durch Eroberung der Insel Rügen . . gesehen worden. (1678.) — Dritter Pommerischer Kriegspostillon oder Eroberung Rügens, Stralsunds, u. Greiffswaldes 1678. (Leipzig 1879.) Außführliche Relation von Eroberung der Insul Rügen vom 13. u. 16. Septembris 1678. — Accords-Puncta, so zwischen Sr. Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg u. dem Königlich Schwedischen Feld-Marschalle, Graffen Königsmarck wegen Übergabe der Stadt Strahlsund verabredet u. verglichen worden. (Stettin.) Relation aus dem Haupt-Quartiere zu Lüdershagen v. 12. Oktobris 1678 — Kurtzer doch gründlicher Beweiß, daß Stralsund und Gripswald samt den Inwonern der Insul Rügen nicht nur allein keine Ursache mehr haben an der Crone Schweden getreu u. gewärtig zu bleiben, Sondern auch ein solches mit gutem Gewissen nicht thun können. (1678.) — Des Weyland Großmächtigen Schwedischen Nahmens Leichbegängnis in Deutschland. Den 7. Novbr. 1678. — Vorpommersches Diarium oder Sr. Durchlaucht zu Brandenburg fernere Kriegs-Expeditiones. (1679.) — Kurtzer Bericht, worin erzehlet u. vermeldet wird, wie die uralte See- u. Hansee-Stadt Stralsund . . . occupiret worden. (Stralsund 1679.) — Frd. Madevisius: Grundris der Weldtberümbten Stadt und Vestung Stralsund mit derosselben Belagerung anno 1678. (Berlin 1879.) — Fock: Rügensch-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten. VI. (Leipzig 1872.) — Francke: Die Belagerung u. Beschießung Stralsunds durch den Gr. Kurfürsten. (Stralsund 1878.) — Ausführlicher Bericht von dem Schwedischen Marsche nach dem Churfürstenthum Preußen. 7. Oct. 1678—3. Febr. 1679. sl. — Relation, was seit dem ersten Einbruch der Schwedischen Armee in Preußen bis zu seiner Churf. Durchl. sieghaften Zurückkunft nach Königsberg sich zugetragen. (5 B.) 4 sl. — Aug. Riese: Friedrich Wilhelms des Großen Churfürsten Winterfeldzug in Preußen und Samogitien gegen die Schweden i. J. 1678/79. (Berlin 1864.) — Nyström: Undsättnings-försöket till Pommern ar 1678—1679 (Konigl. Krigsvetenscaps-Akademiens Tidskrift VI. (1894.) — Dr. Ferd. Hirsch: Der Winterfeldzug in Preußen 1678—1679. (Berlin 1897.)

6. Kaiser Wilhelm.*)

Ein Umriß seines militärischen Lebens.

In großen Wogen bewegt sich die Geschichte der Völker. Welle eilt der Welle nach, und so lange die nächstfolgende höher ist als die vorhergegangene, wachsen Macht und Größe eines Volkes. Zwischen den Wogenbergen aber liegen die Wellentäler, deren Tiefen keinem Volk erspart bleiben. — In einem solchen Wellentale unserer Geschichte ward Kaiser Wilhelm geboren. — Noch freilich empfand es damals die Masse nicht, daß die Welle, welche Friedrichs großen Namen trug, verrausche; noch fühlte sie es nicht, daß Preußen auf sinkender Bahn dahinglitt —, und doch kündigte der Mann, der unser Volk am tiefsten hinabdrücken sollte, sich gerade in jenem Augenblick gewaltig an: am 22. März 1797 erstieg Buonaparte die Karnischen Alpen — der Komet entfaltete seinen feurigen Schweif, die Zuchtrute der Welt. Das Kind aber, welches eben an jenem Tage der Königin Luise in die Arme gelegt wurde, ihr Zweitgeborener, das war ein aufgehender Stern; der stand an seinem gottgewiesenen Orte fest. Bald in milder Klarheit, bald in blitzender Majestät hat er erst unserm Preußenvolk, dann allen Deutschen hell gestrahlt, und so mancher Komet ist vor seinem reinen, stetigen Lichte verblaßt.

In eben jenem Jahre 1797 geschah es, daß Immanuel Kant der Welt seine „Tugendlehre" bot, in der er den „kategorischen Imperativ" aussprach, daß jeder nur nach dem Pflicht-

*) Aus den Beiheften zum „Mil.-Wochenblatt". 1888.

geſetze handeln dürfe. So wurde dieſer erhabene Grundſatz dem Königskinde in die Wiege gelegt: ein vorbedeutendes Wahrzeichen! — Kein Zufall war es jedoch, daß jenes Sittengeſetz von dem größten Weltweiſen der neueren Zeit eben in Preußen wiſſenſchaftlich feſtgeſtellt wurde; denn gerade dieſes Landes Fürſten hatten von langer Hand her in der Tat und Wahrheit unentwegt nach ihm gehandelt und waren zumal ſeit dem Großen Kurfürſten überzeugt, „die Herrſchaft ſei des Volkes wegen“ — ganz im Gegenſatze zu Louis' XIV. Wort: „L'état c'est moi!“ — Friedrich Wilhelm der Geſtrenge, der Begründer unſerer Staats- und Heeresverfaſſung, hatte mit unerbittlicher Entſchiedenheit dafür geſorgt, daß jeder Staatsdiener ſeine volle „Pflicht und Schuldigkeit“ tue, und Friedrich der Große hatte den König ſelbſt für den „erſten Diener des Staates“ erklärt und als ſolcher geherrſcht. Dieſe Überlieferung hat Kaiſer Wilhelm weitergeführt mit einer Treue ohnegleichen. Kein Opfer war ihm zu ſchwer, wenn es galt, ſeiner Fürſtenpflicht zu genügen, und dieſe Hingabe an den „Dienſt“, dieſe ebenſo religiöſe als philoſophiſche und ſoldatiſche Auffaſſung ſeines Herrſcherberufes, die war es, welche ihn groß gemacht und welche unſer Deutſches Heer, unſer Deutſches Volk mit einer dankbaren Freude und Rührung bewunderte, die um ſo tiefer ſein mußte, als jene Rückſichtsloſigkeit des Königs gegen ſich ſelbſt mit inniger Güte und menſchlicher Milde gegen alle andern Menſchen gepaart war.

Die Strenge unbedingter Pflichterfüllung hatte in den leitenden Kreiſen unſeres Staates nach Friedrichs des Großen Tode vielfach nachgelaſſen, und darin nicht zum wenigſten lag die Urſache der furchtbaren Kataſtrophe, welche 1806 über Preußen hereinbrach. Die Überlieferung des Guten jedoch war lebendig geblieben, und darum gelang es unſerem Volke, ſich ſo unerwartet ſchnell und mächtig zu erheben von dem tiefen Fall. Nicht erſt in dem begeiſterungsvollen Aufſchwung von 1813 liegen die Anfänge des neuen Lebens, ſondern in den mühe- und ſorgenvollen, oft ſo ſchmerzlich tief einſchneidenden Reformen

des Staats- und Heereswesens, welche 1807 begonnen wurden. Die damalige Reorganisation der preußischen Armee, insbesondere aber der sittliche Ernst, die aufrichtige Selbsterkenntnis, welche sich in der Erneuerung von Staat und Heer betätigten — „das sind die festen Wurzeln unserer Kraft!“ — Und mit dem ersten Tage jenes Jahres 1807 trat Prinz Wilhelm in den Kreis der Staatsdiener ein. „Da an Deinem Geburtstage“, sagte der König zu ihm, „vielleicht keine Gelegenheit sein wird, Dich ordentlich einzukleiden, so ernenne ich Dich heute schon zum Offizier und habe Dir auch eine Interimsuniform anfertigen lassen.“ In dieser erschien der junge Herr beim Neujahrsgottesdienste in der Schloßkirche zu Königsberg, an der alten Krönungsstätte der preußischen Könige. Zum ersten Male trug er den „Rock des Königs“. Zwei Tage später floh er mit der geliebten kranken Mutter und den Geschwistern durch Sturm und Schnee auf der Kurischen Nehrung weiter nach Norden. Wahrlich, wenn je von einem Menschen, so galt von ihm das „Per aspera ad astra!“ — Am 22. März 1807 erhielt der Prinz, der damals am Nervenfieber darniederlag, zu Memel das Patent als Fähnrich. Am 3. Oktober tat er bei der Spezialrevue des Bataillons Garde zum ersten Male Dienst. — Tags vorher hatte der Freiherr vom Stein die Führung des Staatsministeriums übernommen. — Unter dem Weihnachtsbaume von 1807 lag des Prinzen Patent als Sekondleutnant.

Eifrig lebte und webte er im militärischen Treiben. Sein Lehrer, der Hauptmann v. Reiche, rühmte die schnelle Auffassung, den praktischen Verstand, die große Ordnungsliebe wie das zeichnerische Talent des Königssohnes und sagte: „In ihm liegt der wahre zuverlässige Soldat und Anführer.“ — Die Brigadeaufstellungen, welche 1808 zu Königsberg begannen und eine Schule neuer Taktik wurden, sowie später die Yorkschen Feldübungen bei Berlin und Potsdam boten dem Prinzen lebendige Anschauungen, und das Studium der Werke des Großen Friedrich nährte ihn mit Ideen.

Am 25. Dezember 1809 zog er wieder in Berlin ein. Im Jahre 1810 ſchrieb die Königin Luiſe an ihren Vater: „Der Kronprinz iſt voller Geiſt und Leben; er hat vorzügliche Talente. . . . Unſer Sohn Wilhelm wird, wenn nicht Alles trügt, wie ſein Vater, einfach, bieder und verſtändig.“ Ach, dieſe klarſchauende, liebevolle Mutter ſollte nur allzubald dahinſcheiden! Im Juli 1810 knieten die Königskinder am Sterbebette der hohen Frau, der des Vaterlandes Not das Herz gebrochen.

Eine harte Prüfung in Entſagung und Gehorſam war es, daß beim Ausbruche des Befreiungskrieges der junge, für ſchwächlich geltende Prinz, trotz ſeines innigen Bittens, vorläufig in Breslau zurückbleiben mußte, wo er am 15. Juni 1813 zum Premierleutnant befördert ward. Erſt im Herbſt berief der König ihn zur Armee und ernannte ihn am 3. November zum Kapitän. Im Dezember erblickte der Prinz bei Mainz zum erſten Male den Feind, und in wundervoller Weiſe wurde ihm der Tag verherrlicht, an welchem er ſeit 7 Jahren Offizier war: der 1. Januar 1814; er ging bei Mannheim mit Sackens Korps über den Rhein, nachdem unter ſeinen Augen die ſtarke Neckarſchanze fortgenommen worden war. Im Hauptquartiere der Verbündeten zu Langres trat er dann einer großen Zahl ausgezeichneter Generale und Diplomaten nahe, deren Umgang ſein Weſen reifte, ſeine Menſchenkenntnis entwickelte, wohnte der Schlacht bei Brienne und dem Gefecht bei Rosnay bei, und am 27. Februar bewegte er ſich bei Bar ſur Aube gelegentlich eines gefährlichen Ordonnanzrittes und des Angriffs des ruſſiſchen Infanterieregiments Kaluga mit ſo vollkommenem Gleichmut im feindlichen Gewehrfeuer, daß die Offiziere des Stabes herzliche Freude daran hatten. So empfing alſo Kaiſer Wilhelm die Feuertaufe inmitten ruſſiſcher Truppen, und das iſt für das Verhältnis Preußens zu unſerm öſtlichen Nachbarreiche nicht ohne Bedeutung geblieben. Damals ſchmückte Kaiſer Alexander den Prinzen mit dem St. Georgenorden IV. Klaſſe und am Geburtstage der Königin Luiſe verlieh ſein Vater ihm das

Eiſerne Kreuz. Wenige Wochen ſpäter ſah Prinz Wilhelm die preußiſche Garde todesmutig Pantin ſtürmen und zog dann, am 30. Mai zum Major befördert, mit den Monarchen in Paris ein, umjubelt von den wankelmütigen Maſſen der Hauptſtadt: ein Verhalten, das dem jungen Fürſten tiefen Eindruck machte und ihn lehrte, daß Volksgunſt an und für ſich kein Ziel iſt, das zu erſtreben lohnt, daß ſie vielmehr nur dann Wert hat, wenn ſie die ungeſuchte Folge treuer Arbeit für das Volk iſt, die Folge ernſter Pflichterfüllung, die ſich nicht ſelten ſogar dem launenhaften, dunklen Wollen der Maſſen ſtarkwillig entgegenſetzen muß.

In Begleitung ſeines Vaters beſuchte der Prinz den britiſchen Hof und wurde Zeuge der innigen Begeiſterung, mit welcher namentlich Blücher vom engliſchen Volke umgeben wurde. Dann folgte er dem Könige zur Wiederbeſitzergreifung von Neufchâtel. Heimgekehrt, wurde Prinz Wilhelm am 8. Juni 1815 eingeſegnet. Der Niederſchrift ſeines Glaubensbekenntniſſes fügte er eine Reihe von „Lebensgrundſätzen“ bei, welche den tiefſten Blick in ſein Weſen geſtatten. Wer, der das gottgeſegnete Leben des teuren geliebten Herrn überſchaut, wird die folgenden Sätze ohne Rührung leſen!? — „Ich erkenne es mit dankbarem Herzen für eine große Wohltat, daß mich Gott in einem hohen Stande hat laſſen geboren werden, weil ich in demſelben mehr Mittel, meinen Geiſt und mein Herz zu bilden, ein reiches Vermögen, aus mir Gutes zu ſtiften, beſitze. Ich freue mich dieſes Standes, — nicht um der Auszeichnung willen, die er mir unter den Menſchen verleiht, auch nicht um der Genüſſe willen, die ſich mir in demſelben darbieten, ſondern um deswillen, daß ich in demſelben mehr wirken und leiſten kann. Ich weiß, was ich als Menſch und als Fürſt der wahren Ehre ſchuldig bin. Nie will ich in Dingen meine Ehre ſuchen, in denen nur der Wahn ſie finden kann. — Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unabläſſig in dem mir angewieſenen Kreiſe tätig ſein, meine Zeit aufs beſte an-

wenden und ſo viel Gutes ſtiften als in meinem Vermögen ſteht. Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menſchen, auch gegen die geringſten — denn ſie ſind alle meine Brüder — bei mir erhalten und beleben. Doch will ich, meiner Pflicht gemäß, alles aufbieten, daß das Werk der Heuchelei und Bosheit zerſtört, das Schlechte und Schändliche der Verachtung preisgegeben und das Verbrechen zur verdienten Strafe gezogen werde; davon darf mich kein Mitleid zurückhalten. Nie will ich des Guten vergeſſen, das mir von Menſchen erwieſen worden iſt. Den Pflichten des Dienſtes will ich mit großer Pünktlichkeit nachkommen und meine Untergebenen zwar mit Ernſt zu ihrer Schuldigkeit anhalten, ihnen aber auch mit freundlicher Güte begegnen."

Während der „Hundert Tage" kam Prinz Wilhelm nicht vor den Feind; aber am 13. Juli 1815 traf er zum zweiten Male in Paris ein; bei den Übungen, welche dort im September ſtattfanden, führte er das 2. Bataillon 1. Garderegiments z. F., und es iſt doch ſehr merkwürdig, daß Kaiſer Wilhelm auf dem Pariſer Marsfelde die gründliche Schule als Bataillonskommandeur durchmachte, daß er auf eben dieſem Felde, auf dem Napoleon vor damals 11 Jahren ſeiner Armee die Adler verliehen, der großen Fahnenweihe preußiſcher Regimenter beiwohnte.

Am 30. März 1817 wurde Prinz Wilhelm zum Oberſten befördert und erhielt Sitz und Stimme im Staatsrate. Am 6. Juni ernannte ihn der König zum Chef des 7. Infanterieregiments, und auf der Reiſe nach Rußland, wohin der Prinz ſeine erlauchte Schweſter, die Prinzeſſin Charlotte, als Braut des Großfürſten Nikolaus geleitete, erſchien er in den berührten preußiſchen Garniſonſtädten als Bevollmächtigter des Königs und Inſpekteur der Truppen und Feſtungen: eine höchſt ehrenvolle Anerkennung des raſtloſen Eifers, welchen der junge Prinz ſeinen militäriſchen Obliegenheiten widmete. Im Februar 1818 ernannte ihn Kaiſer Alexander zum Chef des Regiments

dem der Prinz einſt die Feuertaufe empfangen; ... er das Kommando der 1. Garde-Infanterie- ... und ſah ſich am 30. März „ganz unerwartet“ zum ... befördert. Er hat noch im Jahre 1879 in ... Briefe an das 2. Garderegiment z. F. von ... Überraſchung berichtet, infolgederen er eine Wette ... 12 Bouteillen Champagner“ verlor, die er „freudig zahlte“.

Als dann der König mit dem Kronprinzen auf zwei Monate nach Rußland reiſte, wurde dem Prinzen Wilhelm die obere Leitung ſämtlicher Militärangelegenheiten übertragen, die er zur vollſten Zufriedenheit ſeines Vaters verwaltete. Dem entſprach es, wenn der Prinz 1819 zum Mitgliede des Kriegsminiſteriums mit Sitz und Stimme ernannt und ihm die Inſpektion des VII. und VIII. Armeekorps übertragen ward.

Am 1. Mai 1820 erhielt Prinz Wilhelm das Kommando der 1. Gardediviſion und im folgenden Jahre den Vorſitz in einer Kommiſſion, welche das Exerzierreglement umarbeiten ſollte. Im Auguſt 1821 führte er, gelegentlich der Manöver eines Kavalleriekorps bei Berlin, eine Kavalleriediviſion von 6 Regimentern und nahm dann an den Verhandlungen über die Aufſtellung einer Inſtruktion betreffs des Gebrauchs größerer Kavalleriemaſſen teil. Das Frühjahr 1822 fand den Prinzen in den Niederlanden, wo er die holländiſchen und belgiſchen Feſtungen bereiſte; der Herbſt traf ihn erſt am Rhein zur Beſichtigung des VIII. Korps, dann in Italien, wo er öſterreichiſche und ſardiniſche Truppen kennen lernte, dem Papſte Pius VII. vorgeſtellt wurde und durch ſeine „ernſte Männlichkeit“ großen Eindruck machte. Auch 1823 führte der Prinz wieder eine Kavalleriediviſion und wohnte dann der Revue der polniſch-litauiſchen Armee in Breſt-Litewsk bei.

Am 27. Geburtstage des Prinzen Wilhelm vertraute ihm der König die Führung des III. Armeekorps an, und gerade ein Jahr ſpäter, alſo am 22. März 1825, ernannte er ihn zum kommandierenden General desſelben Korps. Dabei

behielt der Prinz ausnahmsweise die Führung der 1. Gardedivision, so daß er einen Wirkungskreis und eine Arbeitslast von ganz ungewöhnlicher Größe überkam. Man sieht, welche vielseitige und gründliche Schule der junge Fürst durchgemacht hat, den die Vorsehung bestimmt hatte, der glorreiche Heerkönig unseres kriegskräftigen Volkes zu werden. — Der russischen Armee trat er gelegentlich der Thronbesteigung Kaiser Nikolaus aufs neue nahe und empfing am 30. März 1825 zu Petersburg die russische Medaille für den Einzug in Paris.

Am zehnten Jahrestage der Schlacht bei Belle-Alliance zum Generalleutnant befördert, wohnte er im September 1827 der ersten Königsrevue des III. Armeekorps bei und wurde im Winter 1828 Zeuge des Ausmarsches der russischen Garden aus Petersburg zum Feldzuge gegen das Osmanische Reich. Überhaupt lernte er die Zustände Rußlands in der genauesten Weise kennen, und bald verbanden ihn neue verwandtschaftliche Beziehungen mit dem dortigen Kaiserlichen Hofe, indem er die Tochter des Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen und der Großfürstin Maria Pawlowna, die Prinzessin Maria Luise Augusta Katharina, als Gemahlin heimführte. Damals schrieb Gagern an den Freiherrn v. Stein: „Prinz Wilhelm ist die edelste Gestalt, die man sehen kann, der Imposanteste von Allen, dabei schlicht und ritterlich, munter und galant, doch immer mit Würde. Unsere Prinzessin Augusta scheint ihn sehr anzuziehen.“ Die Vermählung fand zu Berlin am 11. Juni 1829 in Gegenwart des russischen Kaiserpaares statt und wurde im Neuen Palais durch ein phantastisches Ritterfest „der Zauber der Weißen Rose“ gefeiert.

Eine friedliche Reise des prinzlichen Ehepaares nach Ems und dem Haag wurde unerwartet durch die Pariser Julirevolution unterbrochen. Preußen konzentrierte das VII., VIII. und IV. Korps am Rhein; das III. Armeekorps rückte nach Sachsen ab, und Prinz Wilhelm wurde mit der Inspektion dieser Truppen betraut, ein offenbares Zeichen ganz besonderen Vertrauens.

Am 18. Oktober 1831, dem glorreichen Erinnerungstage von Leipzig, wurde dem Prinzen ein Sohn geboren: Friedrich Wilhelm Nikolaus, unseres jetzt regierenden Kaisers und Königs Majestät.

Auch in den folgenden Jahren traten die engen, freundschaftlichen Beziehungen des Prinzen Wilhelm zu Rußland immer aufs neue hervor. So nahm er im Sommer 1832 an einer Revue des russischen Garde-Grenadierkorps und der Flotte, im September 1834 als Führer einer preußischen Truppendeputation an der Enthüllung der Alexandersäule teil, und als ein Jahr später jene merkwürdige Vereinigung preußischer und russischer Heereskörper im Lager von Kalisch stattfand, führte er eine aus Reiterregimentern beider Armeen gebildete Reserve-Kavallerie-Division. Auch die Einweihung des Denkmals für die Schlacht bei Kulm, welcher er am 29. September 1835 beiwohnte, erinnerte aufs neue an die alte Waffenbrüderschaft in den Kriegen gegen Frankreich.

Um diese Zeit ließ der Prinz das Tauentzienſche Haus Unter den Linden, das ihm ursprünglich als Dienstwohnung zugewiesen war, durch Langhans umbauen, um es zu seinem dauernden Wohnsitz zu erheben. Aber auch als solcher, als „Palais", ist dem Hohen Herrn dieses bescheidene Haus allezeit „Dienstwohnung" geblieben. Zum Landsitz erwählte er den „Babelsberg" bei Potsdam, wo er im Sommer 1811 unter Leitung seiner Lehrer eine Feldschanze erbaut hatte.

Das III. Armeekorps erfreute sich noch zweimal, 1835 und 1837, der Ehre, unter dem Befehl des Prinzen Wilhelm die Revue vor dem Könige durchzumachen; dann ward dem hohen Herrn, welcher 14 Jahre lang an seiner Spitze gestanden, das Generalkommando des Gardekorps und die Generalinspektion der vierten Armee-Abteilung (VII. und VIII. Korps) verliehen (30. März 1838). Am 3. Dezember 1838 wurde ihm eine Tochter geboren: Luise Marie Elisabeth. — Vorher erkrankte der Prinz damals schwer an einer Brustentzündung und mußte Heilung in Ems, Baden, der Schweiz und

Oberitalien ſuchen. Am 1. Juni 1840 aber befehligte er die Truppen bei der Grundſteinlegung für das Denkmal Friedrichs des Großen. Es war eine erhebende, doch auch wehmutsvolle Feier; denn König Friedrich Wilhelm III., den mit dem Prinzen Wilhelm eine ganz beſonders innige Zuneigung verband, vermochte, ſchwer erkrankt, der Zeremonie nur noch von fern, vom Fenſter ſeines Palaſtes aus, beizuwohnen; ſein Lebenslicht erloſch.

König Friedrich Wilhelm IV. beſtieg den Thron; Prinz Wilhelm erhielt, als vermutlicher Thronfolger, den Titel „Prinz von Preußen“ und wurde bei der Huldigung am 11. September 1840 zum General der Infanterie befördert.

Es iſt bekannt, wie lebhaft König Friedrich Wilhelm IV. ſich für die Verbeſſerung der Deutſchen Bundesverfaſſung und insbeſondere des Bündiſchen Kriegsweſens intereſſierte. Mit voller Seele nahm ſein edler Bruder daran teil. Wie er ſchon im Jahre 1835 der Revue württembergiſcher Truppen bei Stuttgart beigewohnt, ſo im Herbſt 1840 den Manövern des vereinigten VIII. Bundeskorps, welche bei Schwetzingen ſtattfanden und damals als erſter Erfolg der militäriſchen Einheitsbeſtrebungen von großer Bedeutung erſchienen. Als dann im September 1841 die erſte Inſpizierung deutſcher Bundestruppen ſtattfand, beſichtigte der Prinz von Preußen das öſterreichiſche Kontingent und wurde infolgedeſſen zum oberſten Inhaber des Ungariſchen Infanterieregiments Nr. 34 ernannt.

Am fünfunddreißigſten Jahrestage ſeines Dienſteintrittes, dem 1. Januar 1842, ſah der Prinz ſich mit der Leitung ſämtlicher Staatsgeſchäfte betraut, da ſein Königlicher Bruder eine längere Reiſe nach England machte. In demſelben Jahre feierte er zu Glogau das fünfundzwanzigjährige Jubelfeſt als Chef ſeines 7. Infanterieregiments. Er war viel unterwegs. Im Auguſt wohnte er der Revue des ruſſiſchen Grenadierkorps bei, im September dem Königsmanöver ſeiner Armeeinſpektion in der Gegend von Euskirchen, und überall, wo er erſchien, gewann die mächtige ruhevolle Perſönlichkeit des hohen Herrn alle Herzen,

erregten ſeine Friſche, die Deutlichkeit ſeines Urteils, ſeine huldvolle Sicherheit, ſeine unermüdliche Ausdauer freudige Bewunderung. „Einfach, bieder und verſtändig“ — wie ihn 1810 bereits die Königin Luiſe genannt, ſo erfand ihn nun die ganze Welt. — Nach dem Schluſſe der großen Übungen, welche im September 1843 die Garde, das III. Korps und das Kavalleriekorps bei Berlin abhielten, ſtellte der König den Prinzen von Preußen à la suite des 1. Garderegiments zu Fuß. Das geſchah am 36. Jahrestage jener erſten Spezialrevue des Gardebataillons zu Memel am 3. Oktober 1807.

Auf die politiſche Haltung des Prinzen von Preußen in der Zeit des Vereinigten Landtages, der Märzempörung und der Verfaſſungskämpfe einzugehen, iſt das Militär-Wochenblatt*) nicht der Ort. Wie er empfand, lehrt ein Brief an den Generalleutnant v. Strantz vom 18. April 1847, in dem es heißt: „Wir leben hier auf dem Schlachtfelde der Zungen, eine Waffe, die gefährlicher iſt als die blanke, eben weil ſie nicht blank, ſondern verkappt iſt, wenn ſie angreift. Indeſſen mit gutem Gewiſſen und Wahrheit kommt man am weiteſten.“ Der hohe Herr hat damals feſt und ernſt ſeine Stellung genommen und ausgeſprochen und ſich nicht minder ehrlich und einfach dem Willen des Königs unterworfen, auch da, wo er ſelbſt wohl anders gehandelt hätte als ſein erhabener Bruder. Die ſogenannte „öffentliche Meinung“ verfolgte ihn mit völlig ſinnloſem, kindiſchem Haß; er nahm es ſchweigend hin; aber bald galt es, noch Schwereres ſchweigend zu dulden. Was mag der Prinz empfunden haben, als die Truppen ſeines Armeekorps Befehl erhielten, vor dem Straßenaufruhr des 18. und 19. März 1848, den ſie doch ſchon niedergeworfen, die Hauptſtadt zu räumen!? Wie tief mußte es ihn ſchmerzen, als der Befehl des Königs ihn vom Schauplatz der vaterländiſchen Kämpfe entfernte und ihn über das Meer ſandte! Was mochte durch ſeine Seele gehen,

*) wo dieſer Aufſatz zuerſt veröffentlicht wurde.

als er erfuhr, daß es nur mit Mühe gelungen war, ſein Berliner Palais vor den zerſtörungsluſtigen Fäuſten der Aufrührer zu ſchützen!? — „Nationaleigentum“ war damals an die Torflügel ſeines Hauſes geſchrieben worden, eine Inſchrift, von der er ſpäter einmal, die Hand aufs Herz legend, ſagte: „Hier dieſes Herz iſt euer Nationaleigentum!“

An ſeinem 51. Geburtstage, am 22. März 1848, traf der Prinz in London ein; am 30. Mai wurde er von dem Kommando des Gardekorps entbunden. „Der Aufenthalt in England, der Ideenaustauſch mit Männern wie Peel, Lord John Ruſſel, Palmerſton und ganz beſonders auch mit Prinz Albert,“ ſo ſagt Bunſen, „hat dem Prinzen Vergangenheit und Zukunft noch klarer auseinandergelegt.“ Von England aus begrüßte er das erſte Aufblitzen der preußiſchen Waffen in Schleswig-Holſtein. — Anfangs Juni kehrte er in die Heimat zurück. Weſel war die erſte preußiſche Stadt, welche er wieder betrat, und die Worte, die er dort den ihn feſtlich Empfangenden entgegnete, ſind ſehr merkwürdig. „Den Herren iſt bekannt,“ ſo ſprach er, „daß Vieles über mir gewaltet hat. Es iſt ſchmerzlich, verkannt zu werden; nur mein reines Gewiſſen hat mich über dieſe Zeit hinweggeführt, und mit reinem Gewiſſen kehre ich in mein Vaterland zurück. Hier hat ſich ſeitdem viel verändert. Der König hat es gewollt; des Königs Wille iſt mir heilig; ich bin ſein erſter Untertan und ſchließe mich mit vollem Herzen den neuen Verhältniſſen an. Aber Recht, Ordnung und Geſetz müſſen herrſchen, keine Anarchie; dagegen werde ich mit meiner ganzen Kraft ſtreben; das iſt mein Beruf!“ — Der gleiche Vollklang entſchloſſenen Pflichtbewußtſeins durchtönte auch die Rede, mit der wenige Tage ſpäter der Prinz ſeinen Sitz als Abgeordneter in der Nationalverſammlung einnahm.

Die unfreiwillige Muße, welche die Verhältniſſe dem Prinzen von Preußen auferlegten, benutzte derſelbe zu eingehenden Studien über die Entwickelung des Deutſchen Bundeskriegsweſens, welche eben damals durch die Tätigkeit der Bundes-Militär-Kommiſſion

in ein neues Stadium getreten war. Die Resultate seiner Arbeiten faßte der Prinz in den „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die Deutsche Wehrverfassung“ zusammen, welche im Januar 1849 ohne den Namen des erlauchten Autors gedruckt wurden und in ihrer scharfen Klarheit, in ihrer schlagenden Sicherheit und Kraft wesentlich dazu beigetragen haben, die Verwirrung, den hastigen Radikalismus und die Benommenheit zu beseitigen, von welcher damals so viele in den öffentlichen Angelegenheiten tätige Männer befallen waren. Die Grundsätze, welche der Prinz in jener Schrift entwickelt, sind heute allgemein, auch wohl von den meisten seiner damaligen Gegner anerkannt.

Am 28. März 1849 erwählte die Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. den König von Preußen zum erblichen Kaiser von Deutschland. Es geschah mit 290 gegen 248 Stimmen. Diese Mehrheit war nicht groß, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß die Minderheit auch die 100 österreichischen Stimmen mit umfaßte. Immerhin schien die Majorität nicht imposant genug, um die schweren Bedenken, welche der Inhalt der von der Versammlung beschlossenen Reichsverfassung, sowie die damalige dem Erbkaisertum durchaus abgeneigte Haltung der deutschen Regierungen erwecken mußten, zu überwiegen und den König zu veranlassen, für die Durchsetzung des Frankfurter Beschlusses zu den Waffen zu greifen. Friedrich Wilhelm IV. lehnte die Krone ab. Der Prinz von Preußen war damit einverstanden. Er fand vorzüglich in der Natur der Reichsverfassung ein Hindernis für die Annahme der Kaiserwürde. Ihm ergab die Prüfung der Verfassung, „daß alle Macht dem Parlamente gegeben ist und das Oberhaupt nur zum Schein bestehet, dessen man sich bei Gelegenheit entledigen kann, um zur Republik zu gelangen. . . Doch nur Mut gefaßt zum König, und Preußens Geschick wird sich erfüllen, d. h. es muß an die Spitze Deutschlands kommen, aber auf eine Art, die Dauer und Heil verspricht, und beides erreicht man nur durch Kraft

und Konſequenz!“ — Wie richtig dies Urteil des Prinzen war, lehrte ſofort der Gang der Geſchichte: Kaum hatte Preußen die Kaiſerkrone abgelehnt, ſo machten ſüddeutſche Demokraten die Reichsverfaſſung zum Aushängeſchilde einer Empörung, deren wirklicher Zweck die Errichtung einer oder mehrerer ſüdweſtdeutſcher Republiken war. Abgefallene Truppen, Freiſcharen, Turner, Bürgerwehren bildeten das Heer der Inſurrektion, deſſen Führung bezeichnender Weiſe polniſche Männer übernahmen: Mieroslawski und Snayde. Die vertriebenen oder in ihrem Beſitz bedrohten ſüddeutſchen Fürſten, der Großherzog von Baden und der König von Bayern, riefen die Hilfe Preußens an, und am 8. Juni 1849 ernannte der König den Prinzen von Preußen zum Oberbefehlshaber der Operationsarmee in Baden und in der Pfalz. Sechs Tage ſpäter erfolgte das Gefecht bei Kirchheim-Bolanden, am 16. Juni der Entſatz von Landau, am 20. der Übergang über den Rhein bei Germersheim. Es mochte den Prinzen ſeltſam gemahnen, daß er jetzt hier vom linken auf das rechte Ufer überging, ſo nahe der Stelle, wo er 35 Jahre früher zuerſt den Franzoſen feindlich gegenübergeſtanden. Der 23. Juni brachte das Gefecht von Upſtadt, der 25. das von Durlach und den Einmarſch in Karlsruhe. Die Gefechte von Biſchweyer und von Kuppenheim am 29. und am 30. Juni ſchloſſen die Unternehmungen im freien Felde ab. Vom 19. bis zum 23. Juli wurde Raſtatt belagert und bezwungen. Bevor aus dieſer Feſtung die Aufſtändiſchen ausrückten, um die Waffen vor den Preußen zu ſtrecken, dankte der Prinz ſeinen Truppen für ihre Tapferkeit und Treue und wies in eindringlichen Worten darauf hin, wie ſie in wenigen Augenblicken das traurige Schauſpiel der Entwaffnung von Soldaten haben würden, die ihrem Fürſten und ihren Fahnen eidbrüchig geworden ſeien. Dann aber entfernte er ſich, bevor der Ausmarſch begann: „Ich will dieſe Leute nicht ſehen!“ — Am 24. Juli empfing der Prinz den Orden pour le mérite ſowie die Schwerter zum Roten Adler-Orden und am

19. Auguſt, als er den Großherzog von Baden bei deſſen Wiedereinzug in Karlsruhe begrüßte, das Großkreuz des Karl-Friedrich-Militär-Verdienſt-Ordens. Als er ſich am 25. September von der Operationsarmee verabſchiedete, rief er ihr zu: „Kameraden! Niemand von uns laſſe ſich den Ruhm entreißen, den Preußens Heer ſich um Deutſchland erworben hat. Und braucht das Vaterland von neuem unſern Arm, ſo möge der Ruf unſeres Königs uns wieder zuſammenführen. Er weiß, daß er uns vertrauen kann!“ Am 11. Oktober führte der Prinz ſelbſt das 1. Bataillon (Berlin) 2. Garde-Landwehr-Regiments nach Berlin hinein und wurde hier mit Begeiſterung empfangen. Wohl verſteht man ihn, wenn er bei dieſer Gelegenheit wiederholt darauf hinwies, welchen unſchätzbaren Hort Preußen in der verhängnisvollen Zeit an ſeinem feſten treuen Heer gehabt. Dem Präſidenten der erſten Kammer ſagte er: „Möge die Kammer bedenken, daß noch kaum ein Jahr vergangen iſt, ſeit ſich unſer Vaterland faſt an demſelben Abgrunde befunden, in welchen das Land, das ich ſoeben pacifiziert habe, wirklich geſtürzt iſt. Preußen hat hauptſächlich ſein treues Heer vor ähnlichem Unglück bewahrt. Darum empfehle ich die Armee der ſteten und beſonderen Sorgfalt der Kammern.“

An demſelben Tage, an welchem der Prinz von Preußen ſeinen Abſchiedsbefehl an die Operationsarmee erließ (25. September 1849), war er zum Militärgouverneur am Rhein und in Weſtfalen und zum Oberbefehlshaber der einſtweilen noch in Baden und in Frankfurt a. M. ſtehenbleibenden preußiſchen Truppen ernannt worden. In den Park von Babelsberg aber ſtiftete der König das Standbild des Erzengels Michael, des alten Schutzheiligen des Deutſchen Volkes, unter deſſen Lanze der Drache der Empörung erliegt.

König Friedrich Wilhelm IV. ſuchte aus dem Schiffbruch der deutſchen Hoffnungen zu retten, was möglich war: zunächſt durch Stiftung der deutſchen „Union“. Nun aber erhob ſich mit aller Energie der Eiferſucht das neuerſtarkte Öſterreich, das

kurz vorher vor dem Abfall Ungarns durch Rußlands Hilfe ebenſo gerettet worden war, wie Bayern vor dem Verluſt der Pfalz und Sachſen vor dem inneren Umſturze durch die Waffen Preußens. Leider hielt dies weder Bayern noch Sachſen ab, ſich gleich Württemberg und Hannover auf Öſterreichs Seite zu ſtellen, als Fürſt Schwarzenberg ſich unterfing, „Preußen erſt zu erniedrigen und dann zu zerſtören“. Wohl hätte der preußiſche Staat dieſe Koalition ſiegreich zu überwinden vermocht: aber auch Rußland war entſchloſſen, die Neugeſtaltung Deutſchlands zu verhindern, und einer ſolchen Machtvereinigung gegenüber ſchienen die damaligen militäriſchen Mittel unſeres Staates nicht auszureichen. Der Prinz von Preußen begab ſich im Mai 1850 an das ruſſiſche Hoflager und ſuchte gelegentlich der Revuen bei Warſchau und Petersburg ſeinen Schwager für die preußiſche Auffaſſung der deutſchen Frage zu gewinnen: es gelang weder ihm noch dem edlen Grafen von Brandenburg. Der Zar hatte nur einen Gedanken: die Beibehaltung des Alten, die Wiederherſtellung des Bundestages. — Einen Augenblick ſchien es nun, als ob der König die Berufung an das Schwert der Unterwerfung unter den Willen der Oſtmächte vorziehen wolle; am 15. November 1850 erfolgte die Ernennung des Prinzen von Preußen zum Befehlshaber einer mobilen Armee, welche aus der Garde, dem II., III. und VI. Korps bei Berlin zuſammengezogen werden ſollte; doch es geſchah nicht alſo. Vierzehn Tage ſpäter bereits unterzeichnete der Miniſter Freiherr v. Manteuffel den Vertrag von Olmütz, der den Unionsgedanken und mit ihm auch Schleswig-Holſtein aufgab. — Was mag der edle Prinz damals empfunden haben!

Dieſer Gang der Ereigniſſe mußte dem hohen Herrn um ſo tieferen und ſchmerzlicheren Eindruck machen, als der Grund der politiſchen Niederlage ein militäriſcher war: die unzureichende Organiſation und die zahlenmäßige Schwäche des preußiſchen Heeres. — Zur Zeit des Regierungsantritts König Friedrich Wilhelms IV. im Jahre 1840 hatte Preußen eine

Staatsausgabe von 55½ Millionen Talern gehabt, von der faſt 24 Millionen auf das Heer entfielen; im Jahre 1850 waren die Staatsausgaben um mehr als 40 Millionen, die für das Heer nur um 3½ Millionen gewachſen. Man ſparte an der Armee und ſtellte noch nicht einmal ganz ſo viel Truppen auf wie zehn Jahre vorher. Die Folgen dieſes Syſtems waren bei der Mobilmachung im Herbſt 1850 verhängnisvoll hervorgetreten, und von dieſem Augenblicke an war die Aufmerkſamkeit des Prinzen unverrückt auf eine Reorganiſation der Armee gerichtet, deren Notwendigkeit nun von Jahr zu Jahr immer deutlicher und dringender hervortrat.

In ſo trauriger Gegenwart gewährte der Rückblick auf eine glorreiche Vergangenheit herzſtärkenden Troſt: im September 1850 die Grundſteinlegung der neuen Burg Hohenzollern, am 31. Mai 1851 die Einweihung des Friedrichsdenkmals zu Berlin. Zu letzterer traf der Prinz die militäriſchen Anordnungen und zwar ganz entſprechend denen der Grundſteinlegung. Der hohe Herr befehligte an dieſem Tage das Gardekorps und widmete der Armee ein ſchönes Tableau, welches eine Abbildung des Friedrichsdenkmals zeigt, die von zwar kleinen doch trefflich geſtochenen Plänen der wichtigſten Waffentaten des großen Königs umgeben iſt. — Im Juni desſelben Jahres wohnte er wieder einer Truppenrevue zu Warſchau, im Juli der feierlichen Enthüllung des Kriegerdenkmals zu Karlsruhe und endlich im September der Huldigung des Fürſtentums Hohenzollern bei.

Die Stellung als Militärgouverneur am Rhein und in Weſtfalen, in welche der Prinz von Preußen im Februar 1851, als die Armee auf Friedensfuß geſetzt wurde, zurückgetreten war, ließ ihn ſeine gewöhnliche Reſidenz zu Coblenz nehmen. Bei der Feier der vor 150 Jahren erfolgten Einverleibung der Grafſchaft Mörs in den preußiſchen Staat empfing der Prinz die erſte der neugeſtifteten Denkmünzen des Hausordens von Hohenzollern (1852). Im Juni des folgenden Jahres nahm er an der großen Revue der britiſchen Truppen im Lager

von Chobham teil, und im September inſpizierte er im Auftrage des deutſchen Bundes bei Olmütz das öſterreichiſche Kontingent, bei welcher Gelegenheit er zum erſten Male ſein k. k. Infanterieregiment ſah.

Das Jahr 1854 brachte dem Prinzen die Beförderung zum Generaloberſt der Infanterie mit dem Range eines Feldmarſchalls (20. März) ſowie das ſchöne Feſt der ſilbernen Hochzeit. Am 14. September wurde er zum Gouverneur der Bundesfeſtung Mainz ernannt. — Unter den Arbeiten des Jahres 1855 ragt beſonders die als Vorſitzender einer Kommiſſion zur Begutachtung der dreijährigen Dienſtzeit hervor. Am 15. Oktober hatte der Prinz das Glück, ſeinem Königlichen Bruder zu deſſen fünfzigjährigem militäriſchen Dienſtjubiläum den von der Armee dargebrachten Ehrendegen zu überreichen. — Am 1. Januar 1857 feierte dann der Prinz von Preußen ſelbſt das gleiche Feſt. Er erhielt vom Könige einen Degen, von der Armee einen Schild, von den Veteranen einen Helm als Ehrengeſchenk, und ſein erhabener Bruder ernannte ihn zum Chef des 7. Huſarenregiments. Den Schild überreichten nach einer Anſprache, welche des Königs Majeſtät ſelbſt hielt, die Feldmarſchälle v. Wrangel und Graf zu Dohna. Die ſinnigen Inſchriften der inneren Schildſeite hatte der König perſönlich angegeben. Sie lauteten — auf der Armſpange:

Der König nahm das Schwert;
Empfange Du den Schild;
Geſchützt iſt dann der Herd,
Stürmt es auch noch ſo wild!

Auf der Handſpange:

Zu Schirm und Trutz,
Zu That und Schutz,
Zu Sieg und Streit,
Vor Gott geweiht!

Sind dieſe Worte nicht wie erfüllt von einer Ahnung der großen Dinge, die Gott noch durch des Prinzen Hand vollenden wollte!?

Und bald ſollte die Bürde der Regierung auf ſeine Schultern gelegt werden. Am 23. Oktober 1857 erkrankte Friedrich Wilhelm IV. und der nun 60jährige Prinz von Preußen wurde mit der Stellvertretung des Königs betraut; am 7. Oktober des folgenden Jahres wurde ihm die Regentſchaft übertragen.

Dem neuen Miniſterium, das der Prinz-Regent berief und das unter dem Fürſten Karl Anton von Hohenzollern zuſammentrat, hielt der Regent am 8. November eine Anſprache, welche das Programm der neuen Regierung entrollte und in ganz Deutſchland mit lebhafter Zuſtimmung begrüßt wurde. Die Anſprache erklärte ſich mit ruhiger Klarheit für ein verfaſſungsmäßiges Regiment und betonte die Vertretung der Angelegenheiten Deutſchlands als heilige Pflicht Preußens. „In Deutſchland muß Preußen moraliſche Eroberungen machen!“ Mit bedeutungsvollen Worten gedachte der Regent endlich des Heeres: — „Die Armee hat Preußens Größe geſchaffen und deſſen Wachstum erkämpft. Ihre Vernachläſſigung hat eine Kataſtrophe über ſie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwiſcht worden iſt durch die zeitgemäße Reorganiſation des Heeres, welche die Siege der Befreiungskriege bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepiſoden haben uns indeſſen auch jetzt aufmerkſam gemacht, daß manches, was ſich nicht bewährt hat, zu Abänderungen Veranlaſſung geben wird. Dazu gehören ruhige, politiſche Zuſtände und Geld, und es wäre ein ſchwer ſich beſtrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresverfaſſung prangen, die deshalb im Momente der Entſcheidung den Erwartungen nicht entſpräche. Preußens Heer muß mächtig und angeſehen ſein, um, wenn es gilt, ein ſchwerwiegendes politiſches Gewicht in die Wagſchale legen zu können.“

Dieſe königlichen Worte fordern zu einem Rückblick auf die Entwicklung der preußiſchen Wehrverfaſſung ſeit den Befreiungskriegen auf. Infolge des von Boyen be-

arbeiteten Grundgeſetzes vom 3. September 1814 betrug die Dienſtpflicht bei der Fahne drei Jahre, zwei in der Reſerve, ſieben in der Landwehr erſten und ſieben in der Landwehr zweiten Aufgebots, im ganzen alſo 19 Jahre. Der Eintritt fand gewöhnlich mit dem 20. Lebensjahre ſtatt. Wer nicht zum ſtehenden Heere oder zur Landwehr gehörte, der war doch landſturmpflichtig. Infanterie und Kavallerie der Landwehr bildeten Landwehr-Brigaden. — Die große Armut Preußens nach den Befreiungskriegen führte dazu, nur einen ſehr beſchränkten Teil der Wehrpflichtigen durch das Los zu beſtimmen, die Waffenſchule im ſtehenden Heere durchzumachen, während der Reſt als „Landwehr-Rekruten“ notdürftig ausgebildet wurde und unmittelbar in die Landwehr übertrat. Eine ſolche Einrichtung genügte natürlich nicht, um der Armee feſtes, militäriſches Gefüge zu geben; das trat ſchon bei den politiſchen Verwicklungen der Jahre 1830/31 hervor und führte zu dem nächſtnotwendigen Schritte, die Rekrutierung um mehr als die Hälfte zu verſtärken und alle Ausgehobenen durch den Rahmen des ſtehenden Heeres hindurchgehen zu laſſen. Freilich mußte man ſich, um dies finanziell zu ermöglichen, ungern genug, entſchließen, an Stelle der dreijährigen Dienſtzeit im ſtehenden Heere eine nur zweijährige treten zu laſſen; denn (wie ſchon erwähnt worden) herrſchte in bezug auf das Heer eine bis an die äußerſten Grenzen gehende Sparſamkeit der Staatsverwaltung. Nun aber lehrten die Ereigniſſe von 1848 bis 1851, daß man in dieſer Sparſamkeit zu weit gegangen, daß die Mannſchaft großenteils nicht ausreichend erzogen ſei, daß zu viel Wehrpflichtige unausgebildet blieben, und daß zu alte, dienſtentwöhnte Landwehrleute eingezogen werden mußten, welche dem Rufe oft unwillig Folge leiſteten und ſich ſogar zur Verleugnung der Mannszucht hinreißen ließen. Dazu kamen die großen Nachteile, welche die Neuformierung der Landwehr im Augenblick der Mobilmachung ergeben hatte, Nachteile, die nicht bloß die Landwehr, ſondern auch die Linien-Regimenter betrafen, weil dieſe unmittelbar vor

dem Ausmarſche ihre beſten Offiziere und Unteroffiziere an die Landwehr abzugeben hatten und von dieſer dafür einen nur ſehr wenig geübten Erſatz empfingen. Man ſuchte dieſe Übelſtände dadurch zu mildern, daß man im Jahre 1852 je ein Linien- und ein Landwehrregiment zu einer Brigade vereinigte und jenes aus den drei Bataillonsbezirken des letzteren ſeine Rekruten und Reſerven beziehen ließ. Man ſuchte ferner Dienſttüchtigkeit und Schlagfertigkeit des Heeres zu ſteigern, indem man wieder auf die dreijährige Ausbildung zurückging und indem man Train-Bataillone errichtete, um die Mißſtände zu beſeitigen, welche bei den Mobilmachungen hinſichtlich der Aufſtellung des Troſſes hervorgetreten waren. — So hatte man ſich hingehalten. Endlich aber mußte man ſich eingeſtehen, daß der beſte Kern unſeres Wehrſyſtems, daß die allgemeine Dienſtpflicht ſelbſt in ihrer Weſenheit durch eine übertriebene Sparſamkeit bedroht ſei. Denn infolge der ſtetigen und ſtarken Bevölkerungsvermehrung hatte ſich ein ſchreiendes Mißverhältnis herausgebildet zwiſchen der Zahl der jährlich wehrtüchtig werdenden Leute und der Zahl derer, die wirklich eingeſtellt werden konnten. Seit 1815 war die Zahl der Mannſchaften um nur 20 000 Mann geſteigert worden, während die Bevölkerung ſich verdoppelt hatte. Das Land war indeſſen nicht nur volkreicher, ſondern auch viel wohlhabender geworden; die Staatseinkünfte ermöglichten ſehr wohl eine Vermehrung des ſtehenden Heeres, d. h. die Erweiterung des Rahmens für die Ausbildung und Aufſtellung des „Volkes in Waffen“, und eine Reorganiſation in dieſem Sinne wurde nun des Prinz-Regenten „eigenſtes Werk“.

Die Gelegenheit dazu brachte der Krieg zwiſchen Öſterreich und Frankreich-Sardinien. Im Juni 1859 erfolgte die Mobilmachung der preußiſchen Armee, um Öſterreich zu Hilfe zu kommen. Aber um den Preis, die Führung des deutſchen Bundesheeres Preußen zu überlaſſen, war der Kaiſerſtaat nicht gewillt, die dargebotene Hilfe anzunehmen; lieber gab er die Lombardei auf; Kaiſer Franz Joſef ſchloß mit Napoleon III.

den Frieden von Villafranca. — Als nun am 27. Juli die preußiſchen Truppen wieder auf den Friedensfuß geſetzt wurden, behielt man die aufgeſtellten neuen Rahmen bei und begann damit tatſächlich das große Werk der Heeresneugeſtaltung. In der Thronrede vom Januar 1860 erklärte der Regent die Beſeitigung der in der Wehrverfaſſung hervorgetretenen Übelſtände für ſein Recht und ſeine Pflicht und nahm die Mitwirkung des Landtages dazu in Anſpruch. „Es iſt nicht die Abſicht“, ſo fuhr er fort, „mit dem Vermächtnis einer großen Zeit zu brechen; die preußiſche Armee wird auch in Zukunft das preußiſche Volk in Waffen ſein. Es iſt die Aufgabe, innerhalb der durch die Finanzkräfte des Landes gezogenen Grenzen die überkommene Heeresverfaſſung durch Verjüngung ihrer Formen mit neuem Leben zu erfüllen. Gewähren Sie einer reiflich erwogenen Vorlage Ihre vorurteilsfreie Prüfung und Beiſtimmung.“ Dieſe Vorlage war auf Grund der vom Regenten ſelbſt gegebenen Direktiven von dem am 3. Dezember 1859 zum Kriegsminiſter ernannten General von Roon ausgearbeitet. Ihre Grundgedanken waren: Verwirklichung der allgemeinen Wehrpflicht, Beibehaltung der dreijährigen Dienſtzeit, Verkürzung der Dienſtpflicht der beiden Landwehraufgebote von 7 auf 4 bezw. 5 Jahre bei entſprechender Erhöhung der Reſervepflicht von 2 auf 4 Jahre und weſentliche Vermehrung der Cadres, um eine größere Anzahl Rekruten aufnehmen zu können. Damit ſollte zugleich ermöglicht werden, ohne Hinzunahme der Landwehr die gleiche Heeresſtärke zu erreichen wie ſeither mit der Landwehr, die dann in weit höherem Grade geſchont werden konnte. Während man bisher zwölf Jahrgänge: Linie, Reſerve und Landwehr gebraucht hatte, um 400 000 Mann aufzuſtellen, wurde es bei Durchführung der Reorganiſation möglich, ein gleich ſtarkes Heer bloß mit Linie und Reſerve, alſo bloß mit den dienſtfähigen Leuten der ſieben jüngſten Jahrgänge, aufzuſtellen. Die Vermehrung der Cadres verteilte die Belaſtung auf eine weit größere Zahl Wehrpflichtiger und gab der ganzen Organiſation erhöhte Feſtigkeit.

Die älteſten Jahrgänge ſchieden aus der Landwehr aus. Die auch jetzt noch überſchießende, auch jetzt noch nicht in den Rahmen der ſtehenden Armee auszubildende Mannſchaft ward doch als „Erſatzreſerve“ für Kriegszwecke bereit geſtellt. Die neue Heeresgeſtaltung entſprach alſo dem Verlangen nach Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Geſetz; ſie entlaſtete in hohem Maße die Familienväter durch Beſchränkung der Landwehrpflicht; ſie erhöhte die Schlagfertigkeit des Staates ganz außerordentlich und forderte, obgleich die Vermehrung der Rahmen natürlich das Militärbudget bedeutend erhöhte, doch kaum ein Viertel der Staatseinnahmen für das Heer.

Ungeachtet ſo großer, ganz unverkennbarer Vorteile erwies ſich jedoch das Abgeordnetenhaus der Regierungsvorlage ungünſtig. Die lange Friedenszeit hatte das Bewußtſein von der Notwendigkeit eines ſtarken Kriegsheeres in Preußen geſchwächt; in vielen Köpfen hatten ſich unklare Vorſtellungen von einem Milizideale eingeniſtet; der Gedanke, die Regierung zu ſtärken, iſt überdies zu allen Zeiten den meiſten Deutſchen unangenehm geweſen; man fand die Koſten zu hoch, zumal das Herrenhaus zunächſt die Bewilligung der Grundſteuer, auf welche ſie angewieſen werden ſollten, verweigerte; man glaubte nicht daran, daß die Krone mit dem ſtarken Heer auch wirklich eine kraftvolle deutſche Politik treiben werde; man ſuchte vor allen Dingen, dieſe Gelegenheit zu benutzen, um die geſetzmäßige dreijährige Dienſtzeit bei der Fahne auf eine höchſtens zweijährige herabzudrücken, ohne Rückſicht darauf, daß man hiermit die ſoldatiſche Erziehung der jungen Mannſchaft beeinträchtigte. Statt ſich der Entlaſtung der Landwehr zu freuen, wollte man in der ihr gewordenen Erleichterung nur ein Zurückdrängen des volkstümlichſten Elements im Heere erkennen. Gerade in dieſem Gedanken erwieſen ſich die damals aufkommenden „Fortſchrittsleute“ als die ärgſten Reaktionäre; d. h. ſie wollten keinen Fortſchritt, weil ſie ein Vorurteil für das Hergebrachte hatten, und ſie hegten dies Vorurteil, weil ſie das Hergebrachte beſſer für ihre

Parteizwecke benutzen zu können hofften, als das werdende Neue. Und der erste dieser Parteizwecke war die Schmälerung der Macht der Krone, die Begründung einer „parlamentarischen" Regierung.

Gegen solche Bestrebungen verhielt sich der monarchische Sinn des Prinz-Regenten natürlich entschieden ablehnend, schon aus Pflichtgefühl; tief aber mußte es ihn schmerzen, daß seine deutsche Politik bei der Mehrheit der Abgeordneten so wenig Glauben, so wenig Verständnis fand. Und doch hatte er schon anfangs des Jahres 1860 einen Antrag auf Verbesserung der Bundeskriegsverfassung gestellt, und doch konnte er bereits am 26. Januar der Bundesversammlung mitteilen, daß Preußen sich mit den deutschen Küstenstaaten (Hannover freilich ausgenommen) wegen der Küstenbefestigung geeinigt habe. Die Majorität des Abgeordnetenhauses hatte allerdings nicht den Mut, die doch unerläßliche Heeresorganisation geradezu abzulehnen; aber sie bewilligte die dafür nötigen Mittel nur provisorisch. Das Ministerium ging darauf leider ein; der Prinz-Regent jedoch wollte keinen Zweifel darüber lassen, daß Er die Einrichtung als eine dauernde betrachte, und erteilte daher durch Erlaß vom 4. Juli 1860 den neu geschaffenen Truppenteilen Namen, wobei er zugleich für das ganze Heer auf den alten schönen Brauch landschaftlicher Bezeichnungen zurückgriff. Der Erlaß war in Baden-Baden gegeben, wo damals der Regent auf Anregung Napoleons III. mit diesem zusammentraf: doch nicht allein, sondern im Geleite der deutschen Könige und zweier Großherzoge: ein deutlicher Hinweis darauf, daß Preußen sich niemals auf Kosten Deutschlands mit Frankreich verständigen werde, daß es aber auf ein Entgegenkommen der Fürsten zur Herstellung einer besseren Bundesverfassung rechne.

Inzwischen hatte der Prinz-Regent die Freude gehabt, daß sein ritterlicher Sohn, der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, sich mit Victoria, Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland, vermählte. Die Hochzeit wurde am 25. Januar

1858 zu London gefeiert. Zwei Jahre früher ſchon war die erlauchte Tochter des hohen Herrn, Prinzeß Luiſe, dem Großherzoge Friedrich von Baden als Gemahlin in ſeine ſchöne Heimat gefolgt.

So ſtanden die Dinge, als König Friedrich Wilhelm IV. die Augen ſchloß und der Regent als König Wilhelm I. am 2. Januar 1861 in einem Alter von faſt 64 Jahren den Thron beſtieg. In dem „Erlaß an Mein Volk“ vom 7. Januar ſprach der König aus: „Es iſt Preußens Beſtimmung nicht, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. In der Anſpannung ſeiner geiſtigen und ſittlichen Kräfte, in dem Ernſt und der Aufrichtigkeit ſeiner religiöſen Geſinnung, in der Vereinigung von Gehorſam und Freiheit, in der Stärkung ſeiner Wehrkraft liegen die Bedingungen ſeiner Macht; nur ſo vermag es ſeinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten. ... Möge es mir unter Gottes gnädigem Beiſtande gelingen, Preußen zu neuen Ehren zu führen! Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutſchland zuſammen.“ — Sr. Majeſtät erſte Regierungsmaßnahmen galten dem großen Werke der Heererneuerung, ohne deſſen Durchführung die deutſche Frage nicht zu löſen war. Den feſten Willen, die Reorganiſation aufrechtzuerhalten, bekundete er durch die Fahnenweihe am 18. Januar, dem Krönungstage. Vor dem Standbilde Friedrichs des Großen und alſo auch vor dem Familienhauſe und der alten „Dienſtwohnung“ des Königs ſelbſt wurden die Fahnen und Standarten der neugebildeten 36 Infanterie-, 10 Kavallerie und 5 Artillerieregimenter ſowie die von 5 Jäger- und 9 Pionierbataillonen, im ganzen 132 Feldzeichen, feierlich empfangen. Damit war der Armee tatſächlich ihre notwendige Vergrößerung und Neugeſtaltung geſichert, wenn auch die geſetzliche Bewilligung noch ausſtand.

Inzwiſchen hatte ſich das Herrenhaus bemüht, die Grundſteine zu beruhigen; das Abgeordnetenhaus dagegen zeigte ſich noch mit der unbedingten Hingabe für die Macht des Königs, übel-

gelaunt, und bewilligte den für die Aufrechterhaltung des Heeresbeſtandes verlangten Betrag nur verkürzt und wieder nur proviſoriſch. Der König jedoch verfolgte, trotz alles Kummers und aller Sorge, welche ihm der Konflikt mit dem Landtage bereitete, in treuer Stetigkeit den Gedanken einer beſſeren Geſtaltung der Wehrverfaſſung auch ganz Deutſchlands. Seine Regierung unterbreitete dem deutſchen Bunde im Mai 1861 einen Entwurf über die Teilung des Oberbefehls im Bundesheere zwiſchen Öſterreich und Preußen; aber es gelang ihr nicht, mit dieſem Gedanken durchzudringen. Dagegen ſchloß Preußen mit den Herzogtümern Coburg-Gotha und Altenburg ſowie mit dem Fürſtentum Waldeck Militärkonventionen ab, welche die Vorläufer der ſpäteren militäriſchen Einrichtungen des norddeutſchen Bundes wurden. — Bis zu welcher Verrücktheit und Bosheit ſich gelegentlich die Stimmung der Gegner des Königs ſteigerte, zeigt das Verhalten eines fanatiſchen Studenten, Oscar Becker aus Odeſſa, der, von Preußens deutſcher Politik unbefriedigt, im Juni 1861 zu Baden-Baden einen Mordverſuch auf das geheiligte Haupt des Königs machte, und den hohen Herrn wirklich verwundete.

Im Herbſt 1861 leitete König Wilhelm die großen Manöver des VII. und VIII. Armeekorps, und am 18. Oktober, dem Tage der Schlacht bei Leipzig, fand die Krönung ſtatt, welche Seine Majeſtät „in Anbetracht der in der Verfaſſung der Monarchie eingetretenen Veränderungen“ an Stelle der Erbhuldigung einführte, um durch dieſe feierliche Handlung deutlich hervorzuheben, daß er die Krone nicht infolge der Zuſtimmung des Volkes, ſondern infolge ſeines Königsrechts von Gottes Gnaden habe und halte. — Die Armee ehrte der König an ſeinem Krönungstage in ganz beſonderer Weiſe: der Königin wurde das 4. Garde-Grenadierregiment verliehen, der Königin-Witwe Eliſabeth das 3. Garde-Grenadierregiment; die Kronprinzeſſin wurde zum zweiten Chef des 2. Leib-Huſarenregiments ernannt, der Prinz Alexander von Preußen zum Chef des 3. Weſtfäliſchen

Infanterieregiments Nr. 16, Prinz Georg von Preußen zum Chef des 1. Pommerſchen Ulanenregiments Nr. 4; das Litauiſche Dragonerregiment und das 2. Brandenburgiſche Grenadierregiment Nr. 12 erhielten die Namen ihrer hohen Chefs: Prinz Albrecht bezw. Prinz Karl von Preußen. — Außerdem wurde der Kronenorden geſtiftet und der Rote Adlerorden wie der Königliche Hausorden von Hohenzollern erhielten Erweiterungen.

An dieſem 18. Oktober begann ein neuer Sonnenflug des preußiſchen Aars, weit hinauf über Nebel und Dunſt. „Nec soli cedit!“ Wie mußte es den König, als er in der alten Schloßkirche zu Königsberg die Krone auf ſein Haupt ſetzte und im Gebete das Reichsſchwert hob, an jenen 1. Januar des Jahres 1807 mahnen, da er in eben dieſem Gotteshauſe zum erſten Male das Dienſtgewand des preußiſchen Kriegers trug! Damals dröhnte der Boden des Vaterlandes unter dem Marſche ſiegreicher feindlicher Bataillone; ſorgenfrei war auch die Krönungsſtunde nicht. Die Gegnerſchaft gegen die durchaus notwendige Heeresneugeſtaltung ſtand noch immer dem Willen des Königs, geſtützt auf den formellen Wortlaut des Geſetzes, ſchroff und abweiſend gegenüber. Es ſchienen Zeiten zu drohen wie jene, in denen der Große Kurfürſt mit ſeinen Ständen, gleichfalls um die Heeresgeſtaltung, ſo heiß gerungen, Kämpfe, die gerade in Königsberg zu tragiſchen Kataſtrophen geführt hatten. Hatte ſich doch inzwiſchen der Konflikt verſchärft; wurde doch bald darauf, im September 1862, die für Aufrechterhaltung des Heeresbeſtandes geforderte Summe vom Abgeordnetenhauſe mit 308 gegen 11 Stimmen geſtrichen! — Nicht einmal ein Dutzend Abgeordnete gab es alſo mehr, welche bereit waren, für die Machtſtellung des Vaterlandes einzutreten: eine Lage, welche wohl geeignet geweſen wäre, Preußen den „Großmachtskitzel“, wie es dieſe Leute nannten, ein- für allemal zu vertreiben — wenn der König nicht geweſen wäre. Ohne ihn wären wir hinabgeſunken zu einer Macht dritten Ranges; mit ihm ſind wir emporgeſtiegen zur führenden Macht

opas — und eben in jenem verhängnisvollſten Augenblicke bewährte der königliche Herr die höchſte Herrſcherkunſt: er ſetzte zu richtiger Zeit den richtigen Mann an die richtige Stelle: er berief Otto von Bismarck zum Präſidenten des Staatsminiſteriums. Der übernahm voll Hingebung und Kühnheit die ſchwierige Doppelaufgabe, die Heeresneugeſtaltung ohne Verfaſſungsbruch aufrecht zu erhalten und zugleich eine erfolgreiche Reformpolitik durchzuführen und zwar womöglich ohne Krieg mit Öſterreich; denn einem ſolchen war der König in tiefſter Seele abgeneigt. — Dem Landtage wurde erklärt, daß, weil eine Vereinbarung über den Etat nicht erzielt ſei, die Aufbringung der von der Regierung für unerläßlich erklärten, doch nur vom Herrenhauſe bewilligten Mittel auf Grund Königlicher Verordnung geſchehen, die Krone alſo in die „Lücke“ treten werde. Der König hat ſich zu dieſem außerordentlichen und ſtrengen Verfahren nur angeſichts der unabweisbaren Notwendigkeit und mit Schmerzen entſchloſſen; aber er erkannte es als ſeine Herrſcherpflicht, ſo zu handeln; denn er vertrat den Geiſt Preußens, die widerſtrebenden Volksvertreter nur den Buchſtaben der Verfaſſung. Doch „der Buchſtabe tötet und der Geiſt macht lebendig!“ — Einem Abgeordneten, der dem Könige von der Trauer des Volkes über den Konflikt ſprach, erwiderte er: „Traure ich denn nicht? Ich ſchlafe keine einzige Nacht!“

Am 3. Februar 1863 beehrte der König den „Verein der freiwilligen Jäger und Kampfgenoſſen aus den Jahren 1813 bis 1815“, der das fünfzigjährige Jubelfeſt der Befreiungskriege feierte, mit ſeinem Beſuche, und am 17. März, dem halbhundertjährigen Jahrestage der Stiftung der Landwehr, vereinigte er alle noch lebenden Inhaber des Eiſernen Kreuzes jener großen Zeit um ſich und legte in ihrer Mitte den Grundſtein für das Denkmal ſeines in Gott ruhenden Vaters. Gegen 4000 Veteranen verſammelten ſich zu Berlin — eine Vereinigung von ſo ergreifendem und rührendem Charakter, wie ſie vielleicht ſonſt niemals in der Welt zuſammenkam.

Das Feſt war ernſt, und ernſt waren die politiſchen Anzeichen, die der Sommer brachte. Kaiſer Franz Joſef von Öſterreich lud zum 16. Auguſt 1863 die deutſchen Fürſten nach Frankfurt, um einen von ihm vorgelegten Reformvorſchlag zu beraten, der an die Spitze der nationalen Vereinigung ein mehrköpfiges Direktorium ſtellen wollte, in welchem Öſterreich den Vorſitz führen und dem eine Verſammlung von Delegierten aus den Einzellandtagen zur Seite ſtehen ſollte. Der König von Preußen, der erſt kurz vorher dem Kaiſer ſeine weitabweichende Anſchauung in Baden-Baden perſönlich dargelegt hatte, wurde zu dieſer Verſammlung ohne vorherige Verſtändigung erſt im letzten Augenblicke eingeladen; denn es war auf einen Handſtreich, auf einen Sieg durch Überraſchung abgeſehen. Der König vereitelte dies Unternehmen, indem er ſeine Teilnahme an dem Fürſtentage verſagte und damit der ganzen Welt zum Bewußtſein brachte, daß eine Neugeſtaltung Deutſchlands im gegenpreußiſchen Sinne undurchführbar ſei. Aber die Folgerichtigkeit und Weisheit dieſes Verhaltens wurde vom preußiſchen Abgeordnetenhauſe ebenſowenig verſtanden, wie die Haltung der Regierung gegenüber dem Aufſtande der Polen, eine Haltung, welche ſowohl die Fortpflanzung der Empörung auf preußiſchen Boden hinderte als auch die ruſſiſche Regierung verpflichtete, und dies war wichtig, da deren wohlwollende Haltung angeſichts der bevorſtehenden, vermutlich kriegeriſchen Auseinanderſetzung mit Öſterreich doch vom höchſten Wert ſein mußte. — Zunächſt freilich führte die meiſterhafte Politik Preußens noch nicht zum Kriege, vielmehr zu gemeinſamem Vorgehen mit Öſterreich in den Elbherzogtümern, wo infolge des Todes des Dänenkönigs die ſchleswig holſteiniſche Frage zur Entſcheidung ſtand. Die Dänen ließen ſich hinreißen, gegen ihr früheres feierliches Verſprechen, dem Herzogtum Schleswig eine mit Dänemark gemeinſame Verfaſſung zu geben, um es ſo völlig von dem zum deutſchen Bunde gehörigen Holſtein zu trennen. Preußen und Öſterreich, welche übrigens die Rechte Chriſtians IX. auf die

däniſche Geſamtmonarchie, gemäß des Londoner Protokolls, anerkannten, vermochten doch jenen Rechtsbruch nicht zu dulden und erklärten an Dänemark den Krieg. — Von dem Augenblicke an, da das Schwert aus der Scheide fuhr, wurde die Luft leichter und freier. Hochbeglückt eilte der König nach der Erſtürmung Düppels (18. April 1864) nordwärts und ſprach den tapferen Truppen ſeinen Dank aus; am 6. Juni beſichtigte er die Flotte zu Swinemünde; Ende Auguſt nahm er an einer Revue zu Wien teil. — Doch der am 30. Oktober geſchloſſene Wiener Friede vermochte die Keime eines neuen größeren Krieges nicht zu töten, und das Denkmal des däniſchen Krieges, zu welchem König Wilhelm am 18. April 1865 auf dem Berliner Königsplatze den Grundſtein legte, ſollte weit hinauswachſen über ſeine urſprüngliche Bedeutung. Der Vertrag von Gaſtein, welcher die Verwaltung der eroberten Herzogtümer zwiſchen Preußen und Öſterreich derart teilte, daß jenem Schleswig, dieſem Holſtein zufiel, überbrückte nur auf kurze Zeit die Kluft, welche beide Staaten trennte; die Vorſchläge des Königs zu einer den tatſächlichen Verhältniſſen entſprechenden Neuordnung des deutſchen Bundes wurden zurückgewieſen; Öſterreich ſchlug an das Schwert. Damit war die Möglichkeit gegeben, die Neugeſtaltung Deutſchlands ohne Öſterreich durchzuführen, und ſo unendlich ſchwer es dem Könige auch wurde, die Waffen mit dem alten Bundesgenoſſen zu kreuzen: jene Gelegenheit mußte benutzt werden, wenn Preußen ſeine Großmachtſtellung behaupten und zugleich die deutſche Frage in befriedigender Weiſe löſen wollte. Es ſchloß einen Bund mit dem ſchickſalsverwandten Italien, beantwortete die öſterreichiſchen Rüſtungen mit der Anordnung der Kriegsbereitſchaft der preußiſchen Armee (28. März) und beantragte am 9. April beim Bundestage die Einberufung einer aus allen Teilen Deutſchlands gewählten Verſammlung zur Mitwirkung an einer Neugeſtaltung der Bundesverfaſſung. Da zerriß Öſterreich den Gaſteiner Vertrag, ſtellte die Entſcheidung der ſchleswig-holſteiniſchen Frage dem

Bundestage anheim und beauftragte seinen Statthalter in Holstein, die dortige Ständeversammlung einzuberufen. Sofort erhielt General v. Manteuffel Befehl, die durch den Wiener Frieden begründeten Souveränetätsrechte in Holstein zu wahren und in dies Herzogtum einzurücken. Die Österrercher verließen es ohne Kampf, doch unter Protest, und die Wiener Regierung beantragte beim Bundestage die Mobilmachung aller nicht preußischen Armee-Korps, um „der von Preußen unternommenen Selbsthilfe Einhalt zu tun". Dieser Antrag wurde, obgleich die Abstimmung eigentlich nur ein zweifelhaftes Ergebnis hatte, zum Beschluß erhoben; Preußen war in gewaltsamer Weise majorisiert und trat infolgedessen aus dem Bunde. So war der Kriegsausbruch entschieden. Dank der Erneuerung des vaterländischen Wehrtums durch König Wilhelm brauchte Preußen ihn nicht zu scheuen; aber dennoch konnten seine Freunde sich stiller Sorge nicht erwehren, ob der Staat, an welchem die Zukunft Deutschlands hing, auch wirklich den furchtbaren Stoß auszuhalten im stande sein werde, der gegen ihn vorbereitet war. Nicht sowohl die Überlegenheit der Feinde um 60 000 Streitbare, als vielmehr die geographisch-politische Situation ließ die Lage Preußens so schwierig und ungünstig erscheinen. Langgestreckt und überall leicht verwundbar, durch feindliches Gebiet in zwei Teile geschieden mit einer völlig offenen, fast unhaltbaren Südgrenze: — das war eine territoriale Gestaltung, die zu einer schnellen Invasion einlud, der überdies die Machtchancen Österreichs in Deutschland ungemein günstig waren. Denn die norddeutschen Kleinlande, welche sich, zum Teil nur allzu lau, für Preußen erklärt hatten, stellten im ganzen nur eine Seelenzahl von weniger als 3 Millionen dar, während diejenigen deutschen Staaten, welche auf Österreichs Seite standen, über eine Volksmasse von 15 Millionen geboten. Aber schon eine einzige Woche später, am 21. Juni, war die Sachlage sehr wesentlich verändert. Auf österreichischer Seite war nämlich in dieser Frist nichts geschehen, was auf den Gang der großen Begebenheiten hätte Einfluß

üben können; der König aber hatte mit höchſter Energie gehandelt. Ganz Norddeutſchland war geklärt; die getrennten Teile Preußens waren vereinigt, 6 Millionen Deutſche mit allen Volks- und Landeskräften dem Habsburgiſchen Bündniſſe entzogen. Hannover, Heſſen und Sachſen waren bewältigt und beſetzt; die Südgrenze war durch die Beherrſchung der Päſſe des Erzgebirges geſichert, und ſo war denn in einer einzigen Woche eine durchaus neue Baſis für den Krieg gewonnen. — Und nun erfolgte der glorreiche Kriegszug in Böhmen. — Am 18. Juni hatte der König in dem Aufrufe „An mein Volk“ das Vaterland in Gefahr erklärt; dann wurden binnen acht Tagen von den ſieben öſterreichiſchen Armeekorps fünf in den Anmarſchkämpfen der Preußen beſiegt; am 29. Juni erließ der König ſeinen Heerbefehl; am 2. Juli traf er zu Gitſchin ein, und tags darauf gewann er die Schlacht von Königgrätz. Was dieſer Sieg für unſer Volk bedeutet, weiß jeder von uns: In Verſailles iſt ſpäter das Deutſche Reich auf den Kaiſernamen getauft worden; aber bei Königgrätz, da iſt die Stätte ſeiner Geburt. Und dieſe Schlacht hat der König gewonnen! Wohl fiel die Gefechtsleitung dem hohen Herrn nur in beſchränkter Weiſe zu, da heutzutage die Leitung einer entbrannten Schlacht bei den gewaltigen Heeresmaſſen und der unüberſehbaren Ausdehnung der Schlachtfelder überhaupt weniger möglich iſt, als noch zur Zeit Napoleons I. Aber deſto wichtiger und verhängnisvoller iſt der Entſchluß zur Schlacht; er iſt es, der jetzt faſt ſtets von vornherein über Sieg oder Niederlage entſcheidet, weil die ſtrategiſchen Beziehungen eine noch weit wichtigere Rolle ſpielen als ehedem. Und dieſer Entſchluß zur Schlacht, der fiel durchaus dem Könige zu. Von ihm hing das Schickſal Preußens und Deutſchlands, die Geſtaltung Europas ab. Wie ſchwer, wie wuchtig mußte da jede Erwägung werden, da jedes Motiv ja an einem geiſtigen Hebelarm von ungeheurer Länge wirkte. Und in ſolchen Augenblicken gibt es keine Teilung der Verantwortlichkeit; ſie laſtet auf den Schultern

eines einzigen; ſie laſtet doppelt ſchwer, wenn dieſer eine zugleich Monarch und Feldherr iſt. Und hier war es ein Greis im ſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens, der zum erſten Male einen ſo gewaltigen Entſchluß zu faſſen hatte. Aber er ergriff ihn wie mit jugendlicher Hand; denn es war ein echter König, der ihn faßte! In der Nacht vom 2. zum 3. Juli trat der Chef des Generalſtabes an das Feldbett des ruhenden Kriegsherrn und legte ihm die ſtrategiſch-taktiſchen Verhältniſſe, wie ſie die letzten Meldungen ergaben, klar. In einer Unterredung unter vier Augen, welche kaum zehn Minuten lang währte, faßte der hohe Herr den Entſchluß zum Angriff. Noch vor Mitternacht waren ſämtliche Befehle abgeſandt, und der Erfolg des 3. Juli bewahrheitete Moltkes Wort: „Euer Majeſtät werden heut nicht nur die Schlacht, ſondern den Feldzug gewinnen!“

Der König ſelbſt ſetzte ſich an die Spitze der Verfolgung. Bei Lipa begegnete er ſeinen Garden. „Der Jubel“, ſo ſchrieb er folgenden Tags an die Königin Auguſta, „der ausbrach, als die Truppen mich ſahen, iſt nicht zu beſchreiben; die Offiziere ſtürzten ſich auf meine Hände, um ſie zu küſſen, was ich dies Mal geſtatten mußte, und ſo ging es, allerdings im Kanonenfeuer, immer vorwärts und von einer Truppe zur andern, und überall das nicht endenwollende Hurrahrufen. Das ſind Augenblicke, die man erlebt haben muß, um ſie zu begreifen, zu verſtehen!“ Abends 8 Uhr traf der König mit ſeinem Sohne zuſammen und überreichte dieſem den Orden pour le mérite — ein Moment von überwältigender Größe und Innigkeit!

Es konnte nicht im Intereſſe Deutſchlands liegen, den Bruch zwiſchen Preußen und Öſterreich zu verewigen. Darum mäßigte ſich der Königliche Sieger, und der am 23. Auguſt unterzeichnete Friede von Prag legte Öſterreich keine Abtretung deutſchen Gebietes auf. Ebenſo maßvoll verhielt ſich der König gegenüber Sachſen und den beſiegten Süddeutſchen, und dies hatte zur Folge, daß Bayern, Württemberg und Baden im Auguſt 1866 mit Preußen nicht nur Frieden, ſondern ein Schutz- und Trutz-

Digitized by Google

bündnis ſchloſſen. Auch im Inlande war nun das Eis der Verſtimmung geſchmolzen; der Kanonendonner von Königgrätz übertönte mit ſeiner gewaltigen weltgeſchichtlichen Sprache die parlamentariſchen Diſſonanzen, die ſo lange Ohr und Herz gequält. Am 17. Auguſt wurde dem Landtage die Königliche Botſchaft vorgelegt, welche die Vereinigung von Hannover, Heſſen-Naſſau und Frankfurt mit dem preußiſchen Staate ausſprach. Am 3. Oktober wurde ſie vollzogen. — Gleiche Mäßigung, wie gegenüber den beſiegten auswärtigen Feinden, bewies der König auch gegenüber dem durch die Logik der Ereigniſſe ſo ſchwer beſiegten oppoſitionellen Landtage. Seine Regierung ſuchte um nachträgliche Gutheißung des bisher durch Königliche Machtvollkommenheit feſtgeſtellten Staatshaushaltsetats nach, und obgleich ſogar dieſer Großherzigkeit des Königs gegenüber faſt die Hälfte der Fortſchrittspartei mit „Nein“ ſtimmte, ſo wurde die Indemnität doch mit 230 gegen 75 Stimmen bewilligt und bald darauf die ſo glänzend bewährte Heeresneugeſtaltung geſetzlich vollendet. Der Weihnachtsabend 1866 brachte Deutſchland endlich auch den Wiedergewinn von Schleswig-Holſtein, welches jetzt ein Beſtandteil des preußiſchen Staates wurde.

Wenn die Reorganiſation König Wilhelms es Preußen ermöglicht hatte, die deutſche Frage zu löſen, ſo erlaubten und nötigten nun wieder die Erfolge des Krieges, das Heer weiter fortzubilden. Von 19,3 Millionen war die Bevölkerung des Staates auf 24 Millionen gewachſen, und dies geſtattete eine Friedensſtärke von 240 000 Mann (1 pCt. der Bevölkerung). Die Aufnahme der Heereskörper der in den preußiſchen Staat aufgegangenen deutſchen Lande in die preußiſche Armee führte zur Aufſtellung neuer Truppenteile und zur Errichtung dreier neuer Armeekorps in Schleswig-Holſtein, Hannover und Heſſen-Naſſau. Dazu traten die Streitkräfte der Verbündeten, auf welche die preußiſche Heeresverfaſſung und die Landwehreinrichtung übergingen. Letztere wurde einer weſentlichen Veränderung unterzogen, indem im Jahre 1867 das zweite Aufgebot ganz ab-

geſchafft und die Dienſtverpflichtung neu feſtgeſtellt ward: auf 3 Jahre bei der Fahne, 4 Jahre in der Reſerve und 5 Jahre in der Landwehr.

Und nun vollzog ſich die Begründung des norddeutſchen Bundes, in welchem der Unionsgedanke Friedrich Wilhelms IV. in neuer, weſentlich verbeſſerter Geſtalt zur Wirklichkeit wurde. In Krieg und Frieden ſtanden alle Bundestruppen unter dem Befehl des Königs von Preußen; die Geſetzgebung für das Heer, die Zölle, Steuern, Poſten, Telegraphen, Handelsſachen und Rechnungsweſen wurden gemeinſam durch den Bundesrat und den Reichstag geübt. Damit war ein höchſtes Herzensanliegen des Königs erfüllt; und als er am 1. Januar 1867 ſein ſechzigjähriges Dienſtjubiläum feierte, als er jene ihm von den Offizieren des Heeres und der Flotte gewidmete ſilberne Gedächtnisſäule entgegennahm, die ſeitdem den Ritterſaal des Schloſſes ſchmückt, und als an eben jenem Tage zum erſten Male die Trophäen des Öſterreichiſchen Krieges in der Potsdamer Garniſonkirche Friedrichs des Großen Grabſtätte überſchatteten, da mochte König Wilhelm ſich des heißerrungenen Sieges in tiefſter Seele freuen! Frohen Herzens trank er den um ihn verſammelten kommandierenden Generalen ſeiner Armee „das Wohl des Volkes“ zu, „aus dem ein ſolches Heer hervorging“. Weit über jedes Hoffen hinaus war dem Monarchen das Herrlichſte gelungen. Größer und ſchöner konnte die hingebende treue Pflichterfüllung durch ſechzig lange Jahre oft ſo ſchmerzlich ſchweren Dienſtes nicht gekrönt werden — und dennoch: das Erhabenſte ſtand noch bevor!

Frankreich vermochte es nicht zu faſſen, daß Preußen ſeine Ernte einheimſen ſolle, ohne daß auch ihm reiche Garben geſchnitten würden. Schon fünf Jahre früher, als König Wilhelm den Beſuch, welchen der Franzoſenkaiſer ihm zu Baden-Baden abgeſtattet, in Compiègne erwiderte, waren alle Zungen wälſcher Diplomaten, alle Federn ihrer liſtigen Preſſe geſchäftig geweſen, ein Netz um König Wilhelm zu ziehen, ihn zu beſtricken und zu

verlocken zu irgend einem Handel, bei welchem außerpreußiſche Grenzſtriche Deutſchlands: die Pfalz, Heſſen bei Rhein, womöglich auch Mainz, dem Vaterlande entfremdet und zu Napoleons Gloire mit Frankreich verbunden werden ſollten. Als Gegengabe bot dies jede gewünſchte Mitwirkung für König Wilhelms Pläne an. Der aber hatte all dem Treiben ruhig ins Geſicht geſehen, und ſein bloßes Auftreten war eine volltönende Antwort: „Pas une cheminée!“ — Dieſe Verſuchungen hatten ſich vor dem Ausbruche des böhmiſchen Krieges wiederholt: Frankreich ſagte bewaffnete Hilfe zu gegen Abtretung des Landes zwiſchen Moſel und Rhein (ohne Coblenz und Mainz). Wieder hatte der König einfach abgelehnt: — „Nicht einen Schornſtein!“ Jetzt, im Frühjahr 1867, ſchloß Napoleon mit dem Könige der Niederlande ein Geſchäft ab, dem zufolge das Großherzogtum Luxemburg an Frankreich kommen ſollte. Dies Land aber hatte bisher zum deutſchen Bunde gehört, ſtand noch im deutſchen Zollverein, und in ſeiner befeſtigten Hauptſtadt beſaß Preußen das Beſatzungsrecht. Daher trat König Wilhelm auch hier den franzöſiſchen Gelüſten entgegen; Luxemburgs Selbſtändigkeit wurde gewahrt; es verblieb im deutſchen Zollverein; jedoch wurde es für neutral erklärt, und Preußen zog ſeine Truppen aus der Feſtung zurück, welche demnächſt geſchleift ward.

Im Juli fand der Abſchluß eines neuen Zollvereins ſtatt zwiſchen dem Nordbunde und den ſüddeutſchen Staaten. Er wurde durch das „Zollparlament“ vertreten, welches als Vorläufer des neuen deutſchen Reichstags erſcheint. Zugleich führten auch die ſüddeutſchen Staaten die allgemeine Wehrpflicht ein. Als König Wilhelm, nach Beilegung des Luxemburger Streites, mit Kaiſer Alexander von Rußland zur Weltausſtellung nach Paris kam, da war er durch die Verfaſſung des norddeutſchen Bundes und durch die Schutz- und Trutzbündniſſe mit den Südſtaaten tatſächlich ſchon Oberfeldherr der Deutſchen. Welch eine Machtfülle umgab ihn bereits damals, als er auf den Longchamps Revue über die Armee von Paris abnahm! Bald

ſollte er dieſe Stätten, bald die franzöſiſchen Truppen als ruhmgekrönter Überwinder aufs neue wiederſehen. Am Jahrestage von Königgrätz erfolgte die Weihe von 73 neuen Fahnen und Standarten. Bald ſollten ſie ihren Scharen auf dem blutigen Wege der Ehre und des Sieges vorausflattern.

Im Jahre 1867 feierte der König ſein fünfzigjähriges Jubiläum als Chef des 7. Infanterieregiments zu Liegnitz. Klar ſpiegelten ſich die engen Beziehungen zum deutſchen Süden in der Beſichtigung des Großherzogl. Badiſchen Korps als Oberſter Kriegsherr des norddeutſchen Bundes, in der Ernennung zum Chef des 2. badiſchen Grenadierregiments Nr. 110, in der Hiſſung der preußiſchen Königsſtandarte auf der Nürnberger Burg bei Anweſenheit Sr. Majeſtät, und in dem Schlüſſelempfang der nun vollendeten Burg Hohenzollern, deren Neubau einſt in ſo ſchwerer Zeit begonnen worden war. Die Beziehungen zu Sachſen traten in eine neue freundliche Phaſe, welche ihren Ausdruck fand in der Verleihung des Königl. Sächſiſchen 2. Grenadierregiments an den König von Preußen. Die alte Verbindung mit Rußland fügte neue Zeichen ihrer Fortdauer zu den bisherigen: Se. Majeſtät empfing 1868 die ruſſiſche goldene Schnalle für 50jährige Dienſtzeit, als er ſein halbhundertjähriges Jubelfeſt als Chef des Regiments Kaluga feierte, und im Dezember 1869 überſandte ihm der Kaiſer das Großkreuz des ruſſiſchen St. Georgen-Ordens.

So kam das Jahr 1870 heran; Frankreich benutzte die ſpaniſche Thronkandidatur eines hohenzollernſchen Prinzen, um in der denkbar übermütigſten Weiſe, frevelhaft und ſinnlos vor Hochmut und Eiferſucht, den Krieg mit Preußen-Deutſchland vom Zaune zu brechen. — Am 15. Juli erfolgte die Mobilmachung des Heeres. Am 19. Juli eröffnete der König den Reichstag des norddeutſchen Bundes mit einer Thronrede, deren Kraft, Einfachheit und Würde alle Herzen fortriß. „Hat Deutſchland," ſo ſprach der König, „Vergewaltigungen ſeines Rechts und ſeiner Ehre in früheren Jahrhunderten ſchweigend

ertragen, ſo ertrug es ſie nur, weil es in ſeiner Zerriſſenheit nicht wußte, wie ſtark es war. Heute, wo das Band geiſtiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutſchen Stämme verbindet, heut, wo Deutſchlands Rüſtung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt Deutſchland in ſich ſelbſt den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter franzöſiſcher Gewalttat." Als der König nach dieſer Rede, von dem begeiſterungsvollen Jubel des Reichstages begleitet, den Saal verließ, begab er ſich einſam nach Charlottenburg an das Grab ſeiner geliebten Mutter. Waren an dieſem 19. Juli 1870 doch gerade 60 Jahre verronnen, ſeit jenem 19. Juli 1810, da der königlichen Dulderin das Herz brach angeſichts der Leiden, welche franzöſiſcher Übermut über unſer Vaterland verhing. Nun weilte der König an ihrem Sarkophag in ſtillem Gebet und da wird er von Gott Segen und Sieg erbeten haben, und Gott erhörte ihn! — Als Se. Majeſtät nach Berlin zurückkehrte, überreichte ihm Graf Bismarck die ſoeben eingelaufene förmliche Kriegserklärung Frankreichs, und jetzt erneute der König den Orden des Eiſernen Kreuzes. — Einſt war dies Kreuz das Sinnbild mühſamen Aufraffens aus tiefem Fall; jetzt war es das Sinnbild demütigen Selbſtbewußtſeins bei eiſerner Kraft. In der Verfügung hieß es: „Angeſichts der ernſten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldentaten unſerer Vorfahren in den großen Tagen der Befreiungskriege will Ich das von Meinem in Gott ruhenden Vater geſtiftete Ordenszeichen des Eiſernen Kreuzes in ſeiner ganzen Bedeutung wieder aufleben laſſen. Das Eiſerne Kreuz ſoll ohne Unterſchied des Ranges oder Standes verliehen werden, als eine Belohnung für das Verdienſt, welches entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feinde oder in Beziehung auf dieſen Kampf für die Ehre und Selbſtändigkeit des teuren Vaterlandes erworben wird." — Bald hatte König Wilhelm die hohe Genugtuung, dies Ehrenzeichen ſeinem herrlichen Sohne zu verleihen für einen großenteils mit ſüddeutſchen Truppen

erfochtenen Sieg über die gefürchtetſten Truppen der Franzoſen, einen Sieg, der den Paß geöffnet ins Elſaß hinein. Nur den äußerſten Mantelzipfel Germanias hatte des Feindes Fuß flüchtig berührt; ſchnell und ſtolz war er hinweggeſtoßen worden von dem heiligen Gewande unſerer großen Mutter, und indem der König die Grenze überſchritt, gab er dem Vaterlande die Gewißheit, daß der Krieg in Feindesland geführt werde.

Der dreiundſiebzigjährige König zog ſelbſt ins Feld und unterzog ſich, wie der Jüngſte, all den Müh- und Drangſalen des Krieges und den furchtbaren Aufregungen und Seelenerſchütterungen, die für den oberſten Feldherrn in Kriegführung wie Schlachtenleitung unausbleiblich ſind. Er hätte es gar nicht für möglich gehalten, an anderer Stelle zu ſein, als ſein Feldheer, und er hatte recht: ſeine erhabene Gegenwart ſicherte die Einheit der Heerführung, ſicherte dem Hauptquartiere den unbedingten Gehorſam, ſicherte den Erfolg.

Am 31. Juli hatte Se. Majeſtät Berlin verlaſſen; am 18. Auguſt gewann er die Schlacht von Gravelotte-St. Privat, am 1. September die von Sedan. Es waren Angriffsſchlachten, wie die von Königgrätz, und zugleich wie dieſe Umfaſſungsſchlachten. Niemals iſt ein vollkommenerer Erfolg errungen worden, als bei Sedan! Völlige Einſchließung und Gefangennahme von Kaiſer und Heer, das war ein Triumph von unerhörter Art, und König Wilhelm feierte ihn durch die aus tiefſter Frömmigkeit emporquellenden Worte: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!“ — Und nun begann der Kampf um Metz und Paris. — „Gegen wen führen Sie eigentlich noch Krieg?“ frug nach der Gefangennahme Napoleons Monſieur Thiers in Wien unſern großen deutſchen Geſchichtsforſcher. „Gegen Louis XIV.!“ entgegnete Leopold v. Ranke, und wirklich auch gegen dieſen ſollte die Schlacht noch gewonnen werden! — Am 3. Dezember beantragte König Ludwig von Bayern, daß Preußens Heldenkönig als Kaiſer an des Reiches Spitze trete; am 18. Januar 1871, alſo nach zehnjähriger Königsherrſchaft, verkündete König

Wilhelm im Schloſſe Louis XIV. zu Verſailles, ſeinem Hauptquartiere, die Annahme der Kaiſerkrone, und in der weltberühmten Galerie des glaces, von deren Plafonds die Verherrlichungen der Gewalttaten des Bourbonenkönigs herabſchauen, der ſich als Roi Soleil vergöttern ließ, da erſchollen jetzt die Jubelrufe, welche den Träger des monarchiſchen Pflichtgedankens zur Erneuerung des tauſendjährigen deutſchen Reiches begrüßten, da huldigten dem von den Fahnen ſeines ſiegreichen Heeres umrauſchten, geliebten Kriegsherrn ſeine reiſigen Getreuen als deutſchen Kaiſer.

So ſteigſt du denn Erfüllung, ſchönſte Tochter
Des größten Vaters, glorreich zu uns nieder!
Wie ungeheuer ſteht dein Bild vor uns!
Kaum reicht der Blick dir an die Hände, die
Mit Frucht- und Segenskränzen angefüllt,
Die Schätze des Olympos niederbringen!

Dies Wort des großen deutſchen Dichters klang wohl manchem in Ohr und Herzen an dieſem Tage der Wiedergeburt des deutſchen Reiches. —

In der an die Nation gerichteten Anſprache verhieß Kaiſer Wilhelm, „daß er in deutſcher Treue die Rechte des Reiches und ſeiner Glieder ſchützen, den Frieden wahren, die Unabhängigkeit Deutſchlands verteidigen wolle.“ — „Uns aber und unſeren Nachfolgern,“ ſo ſchloß der hohe Herr, „Uns wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des deutſchen Reichs zu ſein, nicht an kriegeriſchen Eroberungen, ſondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Geſittung.“ — Welche Empfindungen müſſen das Herz des edlen Herrſchers erfüllt haben, als er am 1. März 1871 wieder eine Revue auf den Longchamps hielt und ſeine Heere in das unterworfene Paris einzogen! Sein ganzes Leben faßte ſich in dieſen Augenblicken mit wunderbarer Einheitlichkeit zuſammen; die Erinnerung an die Leiden und an die Triumphe der Jugend miſchten ſich dem

Gedächtnis an die Königssorgen und die unvergleichlichen Siege des Alters, und über alles, was ihn glänzend und glorreich umgab, durfte sich der erquickende und beglückende Gedanke erheben, wie er, der Kaiser, treu geblieben sei dem Jugendvorsatz, den er einst mit seinem Glaubensbekenntnis ausgesprochen hatte: „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande!“

Der Krieg war beendet. Der Kaiser kehrte in die Heimat zurück. Am 14. März erfolgte zu Saarbrücken der festliche Empfang auf preußischem Boden, bei dem ihm die Rheinprovinz einen goldenen Lorbeerkranz überreichte; tags darauf fand der feierliche Einzug in Frankfurt a. M. statt; am 17. März, demselben Tage, an welchem der hohe Herr vor acht Jahren den Grundstein zum Denkmale seines Vaters gelegt, traf er in Potsdam und Berlin ein und feierte das Wiedersehen mit der Kaiserin-Königin.

Am 20. März eröffnete der Kaiser den ersten deutschen Reichstag und bezeichnete diesen wichtigen Tag, an welchem ihm auch die Berliner Kaufmannschaft einen goldenen Lorbeerkranz widmete, durch Stiftung der Kriegsdenkmünze für 1870/71. Am 1. Mai wurde die Armee auf Friedensfuß gesetzt, und am 16. Mai erfolgte der Abschluß des Friedens mit Frankreich, welcher dem Reiche die langentbehrten Grenzlande Elsaß und Lothringen endgültig zurückgab. Wie unendlich viel war jahrzehntelang gesagt und gesungen worden von der heiligen Pflicht, von der Notwendigkeit, Deutschlands Kräfte staatlich zu einigen; wie tief und warm lebte die Sehnsucht nach Wiederheimbringung der seit zwei Jahrhunderten entfremdeten Westmarken in jeder deutschen Brust! Es war der Traum der Nation, der sie wachend und schlafend umfing. Wer aber nicht geträumt, sondern wirklich gewacht und gedacht hatte, der wußte wohl, wie König Wilhelm es wußte, daß wenn man jenen politischen Idealen entgegen auch nur die ersten Schritte tun wolle, so gelte es den Kampf. Und nun war dieser Kampf glorreich durchgeführt und vollendet worden. In heißen Spät-

ſommergluten war er ausgebrochen; in Schnee und Eis war die letzte gewaltige Schlacht geſchlagen worden; lauer Lenzhauch wehte, als endlich des Feindes Hauptſtadt ihren feſten Gürtel löſte; nun im Frühſommer, am 16. Juni, führte der Kaiſer ſeine Garden und Abordnungen des ganzen deutſchen Heeres in feſtlichem Triumphzug in ſeine eigene Hauptſtadt ein, die durch ihn des Reiches Hauptſtadt ward. Zu Ehren der Armee legte er an dieſem Tage das Großkreuz des Eiſernen Kreuzes an und befahl die Verteilung der Kriegsdenkmünzen. — Als der hohe Herr im Juli des vorhergegangenen Jahres zum Feldheer abgegangen war, da hatte er mit tiefem Bedauern darauf verzichten müſſen, am 3. Auguſt, dem hundertjährigen Geburtstage ſeines edlen Vaters, das Reiterſtandbild zu enthüllen, das er ihm vor ſeiner Ahnen grauem Schloß errichtet hatte. Jetzt geſchah das beim Siegeseinzuge. Und wie nun inmitten der Ritter des „alten“ Eiſernen Kreuzes die Fahnen und Standarten Frankreichs auf die Stufen des Denkmals Friedrich Wilhelms III. niedergelegt wurden, da war die Vergangenheit geſühnt, und als die Hülle fiel und im Standbilde des alten Königs die alte Zeit auf uns herniederſchaute, da klang es wohl in jedem Preußenherzen dankbar und jubelnd wieder: Gott war mit uns!

Am 19. Januar wurden 86 eroberte franzöſiſche Adler und Fahnen in der Garniſonkirche zu Potsdam aufgeſtellt. Am Sedantage des Jahres 1873 erfolgte die Enthüllung der Siegesſäule zu Berlin, die, urſprünglich zur Erinnerung an den däniſchen Krieg begründet, mit den Taten des Königs ſelbſt emporgewachſen war zu immer höherer, immer gewaltigerer Bedeutung und von der nun die leuchtende Geſtalt der Viktoria mit ewig jungem Kranze grüßt: „Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geſchlechtern zur Nacheiferung.“

Von allen Staaten Europas faſt kamen dem Kaiſer Zeichen kriegeriſcher Huldigung. Der Kaiſer von Rußland ernannte ihn zum Chef des Dragonerregiments „Kriegsorden“, der König

von Württemberg zum Chef ſeines 2. Infanterieregiments; bei einem Beſuche Kaiſer Wilhelms in St. Petersburg empfing er den ruſſiſchen Ehrendegen für Tapferkeit mit dem St. Georgenbande (27. April 1873); Italien ſandte das Großkreuz des Militär-Ordens von Savoyen, Öſterreich die Kriegserinnerungsmedaille; der König von Schweden überreichte bei dem Artillerieexerzieren am Kreuzberge die ſchwediſche goldene Tapferkeitsmedaille (1. Juli 1875) — wer vermag das alles aufzuzählen!?

Von tief ſymboliſcher Bedeutung war die Enthüllung des Hermann-Denkmals auf der Grotenburg bei Detmold am 16. Auguſt 1875. Was alle Schützenfeſtbegeiſterung, die ſich meiſt mit verbohrter Abneigung gegen Preußen verſchwiſterte, durch lange Jahrzehnte nicht zuſtande gebracht, das war nun mit der Wiederaufrichtung des deutſchen Reiches wie von ſelbſt vollendet worden. Die traurige Baugeſchichte dieſes herrlichen, ſinnvollen Kunſtwerks war ausgelöſcht durch Kaiſer Wilhelm.

Und raſtlos wirkte der greiſe Held fort für die Wehrbarkeit des Volkes. Im Jahre 1874 (und dann wieder 1880) wurde der Beſtand des Reichsheeres im Frieden auf je ſieben Jahre ſichergeſtellt. Im Herbſt 1875 nahm der Kaiſer die Revue dreier Armee-Korps: des VI., V. und IX., ab und wohnte den Flottenmanövern auf der Rhede von Warnemünde bei, welche die Neuentwicklung der deutſchen Marine feierlich einleitete. Am 28. September 1875 wurde die „Wehrordnung“ des Deutſchen Reiches erlaſſen, nachdem ſchon vorher (durch Geſetz vom 12. Februar 1875) der Landſturm als Teil der ſtaatlich organiſierten Kriegsmacht in eine völkerrechtlich unanfechtbare Stellung emporgehoben worden war. In der Folge wurde auch die Ausbildung der Erſatzreſerviſten angeordnet. (Geſ. v. 6. Mai 1880.) So näherten wir uns immer mehr dem ſo ſchwer zu erreichenden Ideal unbedingt allgemeiner Waffentüchtigkeit.

Im Spätherbſt 1875 beſuchte Se. Majeſtät den italieniſchen Hof in Mailand und nahm am 19. November auf der dortigen Piazza d'armi die Parade über die italieniſchen Truppen ab.

Der Herbſt 1876 brachte die großartigen Kavallerieübungen bei Bomſt, die Kaiſerrevuen über das XII., IV., Garde-, III. und XIII. Korps ſowie die Kavallerieübungen bei Weißenburg im Elſaß — und ſo hat der hohe Herr von Jahr zu Jahr fortgewirkt, ſeines Alters nicht achtend und mit nie erlahmender Freude und unermüdlicher Sorgfalt.

Am 1. Januar 1877 beging Kaiſer Wilhelm ſein ſiebzigjähriges Dienſtjubiläum. Die Huldigungen ſeines Volkes, ja aller Nationen und ihrer Häupter feierten dabei in dem greiſen Herrſcher voll Bewunderung und Begeiſterung den Geiſt der Treue und der Pflicht, durch den dieſer einzige, unvergleichliche Tag möglich geworden war und der auch im Frühling jenes Jahres den achtzigjährigen Herrn wieder nach Straßburg und Metz führte, um, angeſichts der Anhäufung franzöſiſcher Truppen an der deutſchen Grenze, durch ſein perſönliches Erſcheinen in den Reichslanden nachdrücklich darauf hinzuweiſen, daß dieſe Marken unwiderruflich Deutſch ſeien!

Inzwiſchen ſchritt die innere Einrichtung des neu erbauten Hauſes unſeres Volkes fort. Die Einheit des Verkehrslebens ward durch Einführung gleicher Münze, gleichen Maßes und Gewichtes vollendet, und 1876 wurde auch das Strafrechtsweſen einheitlich geſtaltet. Leider trat aber die unerträgliche Faktionsſucht, die rückſichtsloſe Prinzipienreiterei und doktrinäre Sonderbündelei, die den Deutſchen nun einmal ſo ſchwer und unausrottbar im Blute liegt, auf dem Gebiete der inneren Politik nur zu bald aufs neue hervor, raubte der Mehrheit des Volkes die reine aufrichtige Freude an ſeiner eigenen Vertretung und brachte Kaiſer und Reich wiederholt in große Gefahren. — Als die Regierung im Jahre 1875 bei Vorlegung der Strafrechtsnovelle den gefährlich anwachſenden ſozialdemokratiſchen Bewegungen durch einen beſonderen Geſetzesartikel einen Riegel vorſchieben wollte, lehnte der Reichstag das ab. Und doch gewann gerade damals der ruchloſe Fanatismus ſtaatsfeindlicher Sekten verſchiedener Art unaufhörlich an Boden und ſchritt endlich wieder-

holt dazu, das Leben unſeres geliebten Kaiſers zu bedrohen. Am 11. Mai 1878 feuerte Hödel zwei Schüſſe auf den Kaiſer, ohne zu treffen; am 2. Juni desſelben Jahres brachte Nobiling aus einem mit Schrot geladenen Doppelgewehr dem über 81 Jahre zählenden Kaiſer, dem Sieger von Königgrätz und Sedan, dem Helden, der die höchſten Herzenswünſche des deutſchen Volkes erfüllt hatte, dem gütigen, treuen Herrn, der keinen anderen Gedanken hatte, als das Wohl des Reiches, an Haupt, Armen und Rücken gegen dreißig Wunden bei. Niemals wird das deutſche Volk dieſer Stunden ohne Erröten gedenken können; denn es waren doch ſeine Angehörigen, die das taten; es waren Söhne dieſer unſerer geliebten vaterländiſchen Erde, die ſie mit ſo ſchwerer, unauslöſchlicher Schmach bedeckten — und man fragt ſich: ſind wir es wirklich wert, daß Gott ſo Großes an uns getan!? — — Nun freilich wurde ein Geſetz gegen die gemeingefährlichen Beſtrebungen der Sozialdemokratie angenommen. — An Stelle des ſchwer erkrankten Monarchen führte Se. Kaiſerl. Hoheit der Kronprinz ein halbes Jahr lang die Regierung. Am 5. Dezember kehrte der Kaiſer, mit tiefer Rührung begrüßt, in ſeine großartig geſchmückte Hauptſtadt und zu ſeinem hohen Amte zurück — nicht verbittert, ſondern nur voll von dem Gedanken, daß Gottes Hand über ihm gewaltet habe, um ihm noch Gelegenheit zu geben, jenen Abgrund von Haß und Wahnſinn, der aus den Taten der Anarchiſten den entſetzten Zeitgenoſſen entgegenſtarrte, auszufüllen, zu ſchließen durch Taten mächtiger und einſichtsvoller Fürſorge für die Mühſamen und Beladenen. Als der im Oktober 1881 neugewählte Reichstag eröffnet wurde, ſandte ihm der Kaiſer jene berühmte Botſchaft, in der er ausſprach, „daß die Heilung der ſozialen Schäden nicht ausſchließlich im Wege der Unterdrückung ſozialdemokratiſcher Ausſchreitungen, ſondern gleichmäßig auf dem der poſitiven Förderung des Wohls der Arbeiter zu ſuchen ſei“ und daß er mit um ſo größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott ſeine Regierung geſegnet habe, zurück-

blicken werde, wenn er dereinſt das Bewußtſein mitnehmen könnte, „dem Vaterlande neue und dauernde Bürgſchaften ſeines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beiſtandes, auf den ſie Anſpruch haben, zu hinterlaſſen“. — Und als der Reichstag mit den ſozialen Vorlagen nur peinlich langſam vorwärts kam, da wiederholte der Kaiſer ſeine Mahnung, wies mit ergreifenden Worten auf ſein hohes Lebensalter hin und bat die Volksvertreter nicht zu ſäumen, „die Beſſerung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Berufsklaſſen untereinander zu fördern“; er wolle dafür wirken, „ſo lange Gott ihm Friſt gebe“. — Im Jahre 1883 und 1884 wurden denn auch die Geſetze über Unfallverſicherung und Krankenunterſtützung angenommen.

Wie die ſozialen Fragen, ſo haben auch die kirchlichen Kämpfe dem Kaiſer ſchwere Sorgen bereitet; denn nichts konnte ſeiner frommen und friedlichen Natur mehr widerſprechen, als eben dieſe Streitigkeiten, und doch vermochte er nicht, ſich ihnen zu entziehen; denn ſie wurden ihm aufgedrungen.

Am 11. Juni 1879 feierten Ihre Majeſtäten der Kaiſer und die Kaiſerin, nachdem ſie einige Wochen zuvor durch die Erbprinzeſſin von Meiningen Urgroßeltern geworden waren, das ſeltene Feſt der Goldenen Hochzeit.

Tief ſchmerzlich berührte es den Kaiſer, daß die altüberlieferte treue Freundſchaft mit Rußland erſchüttert wurde, nachdem Fürſt Bismarck doch ſoeben noch mit der ihm eigenen Geradheit und Klugheit die widerſtreitenden Intereſſen Rußlands und Britanniens auf der Balkanhalbinſel ausgeglichen und im Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 den zwiſchen jenen beiden Großmächten drohenden Krieg beſchworen hatte. Die gereizte Stimmung bei unſeren öſtlichen Nachbarn ſtieg ſo hoch, daß ernſtliche Verwickelungen faſt unausbleiblich ſchienen, und unter dieſen Umſtänden verſuchte Kaiſer Wilhelm durch eine perſönliche Begegnung mit ſeinem Neffen, dem Kaiſer Alexander, die ruſſiſchen Verſtimmungen zu bannen. Die beiden Herrſcher

trafen ſich zu Alexandrowo; doch die Haltung des offiziellen Rußlands änderte ſich nicht, und infolgedeſſen ſchloß Deutſchland mit Öſterreich-Ungarn im September 1879 ein Schutz- und Trutzbündnis. Kaiſer Wilhelm beſuchte 1879 gelegentlich der Manöver abermals die Reichslande.

Am 10. März 1880 wohnte der Kaiſer der Enthüllung des Denkmals ſeiner Mutter, der Königin Luiſe, im Berliner Tiergarten bei. Dann beſuchte er, wie ſchon in früheren Jahren, Wiesbaden, ſowie die Höfe von Baden, Württemberg und Öſterreich an ihren Sommerſitzen und feierte den zehnjährigen Erinnerungstag der großen Entſcheidungsſchlacht vor Metz im Kreiſe des Potsdamer Offizierkorps. Am Sedantage erließ er an die Soldaten des deutſchen Heeres eine Proklamation, in welcher er ſie an die „große Zeit" erinnerte und ſie ermahnte, ein Muſterbild für die Erfüllung aller Anſprüche der Ehre und der Pflicht zu ſein. Den Berliner Manövern wohnte der Kronprinz von Öſterreich bei. — Eine der ſchönſten Feiern war dann das Kölner Dombaufeſt, das in vielleicht noch höherem Maße ſinnbildlich erſchien, als das vor dem Hermannsdenkmal, und an Glanz und Pracht unerreicht blieb. Der Kölner Dom, in ſeinen Trümmern ſo lange Zeit ein Wahrzeichen des in Trümmer geſunkenen alten Reichs, hob nun ſeine leuchtenden Türme, die höchſten der Welt, zum Himmel empor wie betende Arme, die den Segen Gottes herabflehen auf das wiedererſtandene, auf das neue Reich. Dem Weihbiſchofe, der ihn am Domportal begrüßte, erwiderte der Kaiſer: „Seien Sie verſichert, daß, wie ſtets, ſo auch an dieſem von der geſamten Nation freudig begangenen Tage das Walten ungetrübten Gottesfriedens allüberall im Reich das Ziel Meiner unausgeſetzten Sorge und Meiner täglichen Gebete bleibt."

Wenn es dem Kaiſer eine frohe Genugtuung war, ſeinen Enkel, den Prinzen Wilhelm, am 26. Februar 1881 glücklich vermählt zu ſehen, ſo griff ihm dafür kurz darauf der entſetzliche Märtyrertod des Kaiſers Alexander II. von Rußland deſto tiefer

ſchmerzlich ins Gemüt. „Uns kann Niemand ſchützen;“ bemerkte er, „über uns Allen waltet eine höhere Macht!“ Es iſt das eine Äußerung derſelben erhabenen Furchtloſigkeit, wie er ſie fünf Jahre ſpäter an ſeinem Geburtstage dem glückwünſchenden Staatsminiſterium gegenüber tat. Damals hatte der Führer des Zentrums verlauten laſſen, er wolle für die Verlängerung des Sozialiſtengeſetzes nur ausnahmsweiſe in bezug auf die Perſon des Kaiſers ſtimmen. Da meinte Se. Majeſtät: es ſei ihm höchſt befremdlich, wie Dr. Windthorſt auf ſolchen Gedanken kommen könne. Ein Preuße würde niemals die Idee haben, daß ſein König ein Geſetz um deswillen wünſche, weil er von demſelben Schutz für ſeine Perſon erhoffe. Ein Preuße würde wiſſen, daß ſein König bei den Geſetzen lediglich das Wohl des Ganzen im Auge habe. — Anfangs September 1881 hatte der Kaiſer in Danzig eine Zuſammenkunft mit dem Zaren Alexander III.

Da die radikalen und demokratiſchen Parteien im Reichstage und im Landtage immer mehr das Streben nach einer Parlamentsherrſchaft erkennen ließen, hielt es der Kaiſer für notwendig, einmal wieder deutlich die Grenzen zu kennzeichnen, welche dem Parlamentarismus bei uns geſetzlich gezogen ſind. Er wies deshalb in der Botſchaft vom 4. Januar 1882 darauf hin, daß „das Recht des Königs, die Regierung und Politik Preußens nach eigenem Ermeſſen zu leiten, durch die Verfaſſung eingeſchränkt, doch nicht aufgehoben“ ſei — eine Rechtsverwahrung, zu der nur allzuviel Anlaß vorlag!

Am 6. Mai 1882 wurde dem Prinzen Wilhelm ein Sohn geboren. Das ganze deutſche Volk nahm warmen Anteil an dieſem Ereignis und betrachtete es als gute Vorbedeutung für das Gedeihen des Reiches, daß, während der fünfundachtzigjährige Kaiſer noch voll Königlicher Pflichttreue ſeines hohen Amtes waltete, drei Generationen männlicher Sproſſen gleichzeitig mit dem Ahnen atmeten. Im Herbſt des folgenden Jahres

eröffnete Seine Majestät, nachdem er den Manövern des IV. und XI. Armeekorps beigewohnt und in Homburg den Besuch des Königs von Spanien empfangen hatte, das deutsche Nationaldenkmal auf dem Niederwalde. Mit dem Kaiser erschienen der Kronprinz, der König von Sachsen, die Großherzöge von Baden und Sachsen, sowie viele andere Fürsten. „Wo Deutschlands Wacht war, erhob sich nun Deutschlands Ehrendenkmal", und ein Fest reinster Dankbarkeit und tiefster, innigster vaterländischer Freude vereinigte Herrscher und Volk; die „Wacht am Rhein" tönte den herrlichen Strom auf und nieder, und ohne Ahnung waren die Feiernden, daß der Boden, auf dem sie standen und Gott priesen, von der Hölle unterwühlt war. — — — Still von dieser Schmach! — Gott hielt seine Hand über unserm teuern Herrn und seinen Getreuen! —

Am 3. Januar 1884 wohnte der Kaiser mit dem ganzen Königlichen Hause der Einweihung der Dankeskirche bei, welche zum Andenken an seine Errettung aus den Mordanschlägen des Jahres 1878 zu Berlin errichtet worden war. — Am 26. Februar waren 70 Jahre seit der Schlacht bei Bar sur Aube verflossen, und um das Gedächtnis dieses Tages zu ehren, sandte der Zar den Großfürsten Michael und eine Deputation der St. Georgsritter, zu welcher auch General Gurko gehörte, um den Kaiser Wilhelm zu begrüßen. — Das Jahr 1884 brachte wieder eine nationale Feier, die Se. Majestät vollzog: die Grundsteinlegung des neuen Reichstagsgebäudes am 9. Juni. „Möge Friede nach Außen und Innen den Bau dieses Hauses beschirmen! Auf immerdar sei das Haus ein Wahrzeichen der unauflöslichen Bande, welche in großen und herrlichen Tagen die Deutschen Länder und Stämme zu dem Deutschen Reiche vereinigt haben!" — so hieß es in der Urkunde. — Von besonderer Bedeutung wurde endlich dies Jahr durch die Drei-Kaiser-Zusammenkunft zu Skierniewice (15. bis 17. September), welche die sehr gefährdete Einigung der drei Ostmächte in wichtigen Fragen der großen Politik herstellte und damit zu-

gleich einen Herzenswunſch Kaiſer Wilhelms erfüllte. Denn dieſe Einigung verbürgte vor der Hand den Frieden, und die Erhaltung des Weltfriedens war ſeit der Begründung des deutſchen Reiches ſtets der leitende Gedanke der Politik Sr. Majeſtät.

Das Jahr 1885 ſtand weſentlich unter dem Zeichen der Koloniſationsbewegung, und am 2. Januar 1886 feierte Kaiſer Wilhelm ſein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum als König von Preußen unter tiefer treuer Teilnahme des ganzen deutſchen Volkes, ja der geſamten Welt, die in Kaiſer Wilhelm den Friedenshort verehrte. Und wie wunderſam hatte der Himmel auf dieſes verehrte Haupt ſeine ſeltenſten Gaben vereint. „Des Menſchen Leben währet ſiebzig Jahr, und wenn es hoch kommt, achtzig, und wenn es köſtlich war, ſo iſt es Arbeit und Mühe geweſen.“ Und nun ſtand Kaiſer Wilhelm bereits in ſeinem neunundachtzigſten Jahre; er war als König der älteſte Monarch, der jemals dieſe Würde in Deutſchland bekleidet; keiner ſeiner regierenden Zeitgenoſſen hat ein ähnlich hohes Alter erreicht. — „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin!“ Dieſen demutsvollen Predigttext hatte der Kaiſer-König für das Regierungsjubiläum beſtimmt; und wir alle fühlen es tief und innig: „Gottes Gnade war es, daß er uns ſo lange erhalten blieb!“

Wie in früheren Jahren widmete ſich Se. Majeſtät dem Dienſt; er ſah am 1. Mai das 1. Garde-Regiment zu Fuß, hielt am 21. Mai die Frühjahrsparade bei Berlin ab und brachte am 1. Juni, nach der Beſichtigung des Lehrbataillons, in Anweſenheit ſeines Urenkels, des Prinzen Friedrich Wilhelm, beim Mahl der Mannſchaft ein Hurra auf das Heer aus. In demſelben Monat beſichtigte er die Garde-Kavallerie und Garde-Feldartillerie und enthüllte das Denkmal ſeines Bruders, des Königs Friedrich Wilhelm IV., vor der Nationalgallerie. Dann ging der hohe Herr, langjähriger Gewohnheit gemäß, nach Ems, auf die Mainau und nach Gaſtein, wo er am 8. Auguſt den Beſuch Sr. Majeſtät des Kaiſers Franz Joſeph

empfing. Vier Tage ſpäter kehrte er nach Babelsberg zurück, um am 17. Auguſt den hundertjährigen Todestag Friedrichs des Großen zu feiern. Nach dem Gottesdienſte legten er und der Kronprinz Kränze auf den Sarg ihres erlauchten Vorfahren; bei der Parade im Luſtgarten übernahm Se. Majeſtät perſönlich das Kommando und ſalutierte beim Präſentieren mit dem Degen nach des großen Königs Gruft. — Wie in früheren Jahren beteiligte ſich der gnädige Regimentschef auch an dem Adlerſchießen der Offiziere ſeines 1. Garde-Regiments im Katharinenholze, nahm am 1. September die Parade über das Gardekorps ab und wohnte tags darauf dem Exerzieren der Garde-Kavalleriedivision bei. Am 8. September trat er eine Reiſe in die Reichslande an, wo „Kaiſermanöver" ſtattfand, und Se. Majeſtät bei Straßburg Heerſchau hielt über das XV. Armeekorps. Dann folgten einige ruhige Tage in Baden-Baden; aber der Herbſt ſah den erlauchten, wunderbar rüſtigen Greis auf Jagden in Blankenburg, Hubertusburg und Letzlingen. Der Schluß des Jahres brachte den ſehr erfreulichen Beſuch Sr. Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern in Berlin.

Am 1. Januar 1887 feierte Kaiſer Wilhelm den Tag, an welchem er vor 80 Jahren Offizier geworden — ein Jubelfeſt, das wohl noch niemand vor ihm begangen hat. Er gab an dieſem Tage die bedeutungsvolle Parole „Königsberg-Berlin!" Nach dem Gottesdienſte verſammelten ſich im Palais: der Feldmarſchall Graf v. Moltke, die ſämtlichen kommandierenden Generale (unter ihnen Prinz Albrecht von Preußen und Prinz Georg von Sachſen), der Gouverneur von Berlin, die Generalinſpekteure des Militär-Erziehungs- und Bildungsweſens, der Artillerie und des Ingenieurkorps, der Kriegsminiſter und der Chef der Admiralität. Hinter ihnen ſtanden die Generale und die Oberſten vom Range der Brigadekommandeure, die Kommandeure der Leibregimenter und Chefs der Leibkompagnien ſowie die Kommandeure derjenigen Regimenter, deren Chef der Kaiſer war. Mitten im Saale erwartete der Kronprinz ſeinen

Vater und hielt „als rangälteſter Generalfeldmarſchall der Armee“ nach dem Eintritte Sr. Majeſtät folgende Anſprache:

„Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter Kaiſer, allergnädigſter Kaiſer, König und Kriegsherr! Mit Eurer Kaiſerlichen und Königlichen Majeſtät begeht heute das Heer die Erinnerung an den Tag, da Allerhöchſt dieſelben vor achtzig Jahren durch König Friedrich Wilhelm III. in die Reihen der Preußiſchen Armee aufgenommen wurden. Wiederholt ſchon durfte ich, wie im gegenwärtigen Augenblick, mit Vertretern des Heeres vor unſern Kriegsherrn treten und ihm dafür danken, daß er uns in gewaltigen Kämpfen zu herrlichen Siegen geführt hatte. Bei der heutigen Feier aber blicken Eure Majeſtät auf ſechzehn vom Frieden reichgeſegnete Jahre zurück, welche vor allem der ungeſtörten Entwickelung und der Kräftigung des nach Harren und Kampf wieder aufgerichteten Reiches gewidmet waren. Solche friedliche Arbeit konnte indes nur gedeihen, weil gleichzeitig Eurer Majeſtät ſachkundige und raſtloſe Leitung die Schlagfertigkeit des Heeres zu der Vollkommenheit förderte, deren jeder deutſche Soldat ſich mit Stolz bewußt iſt. Der preußiſche Grundſatz, daß es keinen Unterſchied gibt zwiſchen Volk und Heer, weil beide eins und zu des Vaterlandes Verteidigung jederzeit bereit ſind, iſt durch Eurer Majeſtät Fürſorge Gemeingut der ganzen Nation geworden. In dieſer Wehrhaftigkeit unſeres geſamten Volkes liegt die gewichtigſte Bürgſchaft für die Wahrung unſeres Friedens. So möge es mir heute, wie vordem geſtattet ſein, auszuſprechen, daß unſer wehrhaftes einiges Volk in dankbarer Liebe und opferwilliger Treue ſeinem Kaiſer und Kriegsherrn vertraut, mit freudiger Zuverſicht auf ihn als den Wahrer des

> Friedens blickt und den einmütigen Wunſch hegt, daß Gottes Segen in Fülle auch ferner auf Eurer Majeſtät ruhen möge.“

Nach dieſen Worten reichten ſich Vater und Sohn die Hände, hielten ſich lange in innigſter Umarmung umſchlungen, bis der Kronprinz ſich zum Handkuß neigte. Da bemerkte Se. Majeſtät die Kaiſerin-Königin Auguſta, welche bei Beginn der Rede am Arme des Prinzen Wilhelm leiſe eingetreten und neben dem Grafen Moltke ihren Platz genommen hatte. Der Kaiſer wandte ſich zu ſeiner Gemahlin, umarmte und küßte auch dieſe innigſt bewegt und richtete dann das Wort an ſeine Generale und Offiziere. Er gedachte des Tages, an welchem ſein Königlicher Vater ihn einkleiden ließ, zum Offizier ernannte und hinzufügte: „Es iſt eine traurige Zeit; aber hoffen wir, daß ihr wieder eine glückliche folgen werde.“ — „Wie herrlich“, fuhr Se. Majeſtät fort, „hat ſich dieſe Hoffnung erfüllt. Nachdem es Meinem hochſeligen Bruder nicht vergönnt war, an der Spitze der Armee vor den Feind zu treten, wurde Mir dieſes Glück zu teil. Durch Ihren Rat und Ihre Beihilfe haben wir die ſiegreichen Erfolge errungen, und weiter, dem freiwilligen Erbieten der Deutſchen Fürſten verdanken Wir die Stellung, die Wir jetzt einnehmen. In der Armee iſt unſere Stärke, durch ihre Wahrung des Ehrgefühls, durch ihre Ausbildung, durch ihre Bravour. Und ſo nehmen Sie denn Meine letzten Dankesgrüße, die Ich Ihnen bieten werde. — Vielleicht ſehen Wir uns noch einmal wieder! Aber hoffen darf man es nicht.“ Der Kaiſer umarmte den Grafen Moltke und reichte all den anderen Herren die Hand.

Näher noch führte der Kaiſer ſein Danken und Denken in dem Erlaſſe aus, den er an des Kronprinzen Kaiſerliche und Königliche Hoheit richtete, und in dem es heißt: „Die Armee weiß, wie nahe ſie Meinem Herzen immer geſtanden hat, und ſie wird verſtehen, welche Empfindungen Mich heute in dem Gedanken bewegen, ihr nun 80 volle Jahre angehört zu haben.

Google

. . . Und welchen Wechsel hat die Armee in diesen 80 Jahren mit Mir erlebt! Sie stand, als Ich in dieselbe eintrat, nach dem schwersten Schlage, der Preußen jemals getroffen, zurückgedrängt an die äußersten Grenzen des Reichs; aber der Soldatensinn, den Meine glorreichen Vorfahren in sie gepflanzt, blieb ungebrochen und trieb bald neue Keime. . . . Ich habe viele Veränderungen mit der Armee erlebt: in ihrer äußeren Form, in ihrer Truppenzahl; Ich habe die Vereinigung mit den deutschen Kontingenten sich vollziehen und die Marine entstehen sehen — es sind unter Meinen Augen Generationen durch die Armee gegangen, aber innerlich in den Herzen und dem Empfinden der Armee gibt es keine Veränderung! Den Sinn für Ehre und für Pflicht über alles hoch zu halten und jederzeit bereit zu sein, das Leben dafür zu lassen — das ist das Band, welches alle Deutschen Stämme eng umschließt, welches Enkel und Urenkel jetzt ebenso fest wie früher die Vorfahren vereinigt und welches Meine Regierung mit Siegen geschmückt hat. . . Es ist wahrlich eine hohe Freude für Mich, an dem heutigen Tage in solcher Weise zur Armee sprechen zu dürfen und über diese 80 Jahre sagen zu dürfen, daß wir sicherlich voll und ganz fest zu einander gehört haben: Ich mit Meinem ganzen Herzen und Denken, die Armee mit vollster Treue, Hingebung und Pflichterfüllung, für welche mein Dank und Meine Anerkennung die lebendigste Empfindung Meines Herzens bis zu Meinem letzten Atemzuge bleiben wird."

Wie denn aber nichts vollkommen auf Erden ist, so sollte es auch dieser reinen Begeisterung nicht an einem Rückschlage fehlen. Am 25. November 1886 hatten die Regierungen dem Reichstage einen Gesetzentwurf vorgelegt, welcher, wie schon zweimal geschehen, die Friedenspräsenzstärke des Heeres wieder auf 7 Jahre und auf 1 pCt. der Bevölkerung feststellte. Damit war denn auch eine dem Wachstum der Bevölkerung entsprechende Heeresverstärkung verbunden, welche um so

notwendiger erſchien, als durch die großen Anſtrengungen Frankreichs und Rußlands die militäriſche Lage mehr und mehr zu Ungunſten Deutſchlands verſchoben wurde. Denn wenn Rußland von ſeiner ungeheuren Volksmaſſe auch nur 0,92 pCt. unter den Fahnen hielt, ſo bildete dafür Frankreich ſein Friedensheer aus 1,22 pCt. der Bevölkerung. Natürlich bedurfte das Reich zur Heeresverſtärkung neuer Mittel, und hatte um ſo begründeteren Anlaß, dieſelben zu fordern, als die finanziellen Leiſtungen Deutſchlands gegen diejenigen der Nachbarſtaaten weit zurückſtanden. Verwendete es doch für Heer und Flotte auf den Kopf der Bevölkerung nur 9,53 Mark, während Frankreich für denſelben Zweck 21,57 Mark verbrauchte. — Als Se. Majeſtät am 29. November das Präſidium des Reichstages empfangen, hatte er ihm die Militärvorlage dringend ans Herz gelegt, aber der Reichstag trat die Weihnachtsferien an, ohne daß ſeine Militärkommiſſion zuvor Bericht über die Vorlage erſtattet hätte. Das erregte tiefen Unwillen in der Nation, der ſich ſteigerte, als man zu Anfang des neuen Jahres aus den Kommiſſionsverhandlungen erſah, welche ſtarke und leidenſchaftliche Gegnerſchaft die Majorität dem Geſetzentwurf entgegentrug. Angeſichts der beſtändig wachſenden Entrüſtung im Volke wagte die Mehrheit der Kommiſſion freilich keine unbedingte und völlige Ablehnung; ſie bewilligte in ihrer Sitzung vom 5. Januar die geforderten neuen Cadres, die 16 Infanteriebataillone jedoch nur auf ein Jahr. Der Reichstag ſelbſt zeigte ſich zu einem Proviſorium von drei Jahren bereit. Damit konnte aber dem Reiche nicht gedient ſein. Fürſt Bismarck und der Kriegsminiſter verharrten auf ihrer Forderung, einer Bewilligung für ſieben Jahre. Der Reichskanzler erklärte, daß die Armee, die vornehmſte aller Einrichtungen in einem jeden Lande, welche das Beſtehen aller anderen erſt ermögliche, niemals ein Proviſorium ſein könne; er beſtritt, daß die Verſtärkung der Armee gefordert werde, um andere als rein militäriſche Zwecke zu verfolgen, oder daß es geſchehe, um demnächſt den Krieg zu erklären; er wies darauf

hin, wie friedliebend die Politik des Kaiſers ſeit 16 Jahren geweſen, wie er aber überzeugt ſei, daß, wenn die Forderung der Regierungen abgelehnt würde, Deutſchland den Krieg ganz ſicher haben werde. Allerdings beſtimme der Artikel 60 der Reichsverfaſſung, daß die Friedenspräſenzſtärke des Heeres im Wege der Reichsgeſetzgebung feſtzuſtellen ſei; käme jedoch kein ſolches Geſetz zuſtande, ſo trete einfach der Artikel 59 in Kraft, welcher beſtimme: „Jeder wehrpflichtige Deutſche hat drei Jahre bei der Fahne zu dienen.“ Das ſei allerdings eine finanzielle Unmöglichkeit und eine militäriſche Unbequemlichkeit, und deshalb habe die Verfaſſung in ihrem Artikel 63 das Moderamen gegeben, daß der Kaiſer den Präſenzſtand des Reichsheeres beſtimmen ſolle. Gelänge alſo die Vereinbarung mit dem Reichstage nicht, ſo trete ganz einfach die größere Kaiſerliche Machtvollkommenheit wieder in Kraft. Der Verſuch, den Beſtand des Heeres von den wechſelnden Majoritäten und Beſchlüſſen des Reichstages abhängig zu machen, bedeute nichts anderes, als aus dem Kaiſerlichen Heere ein Parlamentsheer zu machen. Dies liege aber auch ganz außer aller Möglichkeit und das habe die Verfaſſung nicht gewollt. — Trotz dieſer Darlegungen und trotz der dringenden Aufforderung des Feldmarſchalls Grafen v. Moltke, die Forderungen der Regierungen zu bewilligen, verharrte die Reichstagsmehrheit bei ihrem Beſchluß und verſchanzte ſich hinter die Behauptung, ſie bewillige ja „jeden Mann und jeden Groſchen,“ obwohl es auf der Hand lag, daß dies unrichtig war; denn, ganz abgeſehen von dem proviſoriſchen Charakter der Zuſtimmung, hat militäriſch genommen eine Bewilligung auf 3 Jahre durchaus andere Ergebniſſe als eine ſolche auf 7 Jahre. Die Regierungen verlangten eine Heeresvermehrung von 7 mal 13 500 Mann, das ſind 94 500 Mann; der Reichstag wollte bewilligen 3 mal 13 500 d. h. 40 500 Mann, ſomit 54 000 Mann weniger als verlangt war. — Unter dieſen Umſtänden durfte nicht weiter verhandelt werden. Se. Majeſtät aber ſtellte ſich doch nicht einſeitig auf

den Artikel 63 der Verfaſſung, ſondern zog es vor, Berufung einzulegen an das Volk. Der Reichstag wurde am 14. Januar 1887 aufgelöſt, die Neuwahl ausgeſchrieben.

Zwei Tage ſpäter empfing Se. Majeſtät das Präſidium des Herrenhauſes und zeigte ſich aufs ſchmerzlichſte erregt durch die Vorgänge im Reichstage. Er gab ſeinem Kummer über dieſelben beredten Ausdruck und ließ keinen Zweifel darüber, wie tiefernſt ihm die Lage erſcheine. Daß man ſeinen „Friedensantrag“ abgelehnt habe, ſei ihm nach ſo vielen glücklichen Tagen, beſonders nach den Erlebniſſen des Neujahrstages, äußerſt ſchmerzlich geweſen. Eine Bewilligung auf 3 Jahre hätte vom militäriſchen Standpunkte als ausreichend nicht erachtet werden können. Zugleich gab aber der Kaiſer der Hoffnung ſpäterer Bewilligung der Vorlage Raum, und darin ſollte er ſich nicht getäuſcht haben. Sein Volk bekannte ſich zu ihm. Der neue Reichstag, welcher am 3. März zuſammentrat, bewilligte am 11. März das „Septennat“ und die geſamte Vorlage, wonach vom 1. April 1887 an die Infanterie in 534 Bataillone, die Kavallerie in 465 Eskadrons, die Feldartillerie in 364 Batterien, die Fußartillerie in 31, die Pioniere in 19, die Eiſenbahntruppen in 5, der Train in 18 Bataillone formiert werden ſollten. So konnte Kaiſer Wilhelm mit freiem Herzen ſeinen neunzigſten Geburtstag feiern, an dem zugleich die Verlobung ſeines Enkels, des Prinzen Heinrich mit der Prinzeſſin Irene von Heſſen, bekannt gemacht wurde.

War das achtzigjährige Dienſtjubiläum des greiſen Herrſchers weſentlich mit und von dem Heere gefeiert worden, ſo war dieſer 90. Geburtstag ein ganz allgemeines Feſt der deutſchen Nation, an dem ſich namentlich auch die Univerſitäten in mächtiger, tief aus der Seele quellenden Begeiſterung beteiligten; denn mit Recht ſagte Heinrich v. Treitſchke: „Kaiſer Wilhelm iſt mit jedem Jahre ſeines Alters der Jugend näher getreten.“ Bei der Feier der Albertina in Königsberg leitete Felix Dahn ſeine Feſtrede mit folgenden Worten ein: „Der Kaiſer iſt in ſein

91. Lebensjahr eingetreten, eine Altersſtufe, welche beinahe niemals die Geſchichte, faſt nur die Sage für ihre Helden kennt, für jene dem Menſchenmaß nahezu entrückten, grauer Vorzeit angehörigen Nordlandskönige, welche nach ruhmvollen Jahren unfehlbar ſieghafter Kriegführung ihrem dankbaren Volk eine Zeit glücklichen Friedens gewähren, bis ſie zu den Göttern entrückt werden." Wahrlich, an eine ſolche Sagengeſtalt mahnte der Kaiſer, und wohl durfte mit ihm ſein ganzes Volk „den Göttern danken, daß ſie durch ihn ſo viel getan".

Wenn ſie dem Menſchen frohe Tat beſcheren,
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet,
Daß er ſein Reich vermehrt, die Grenzen ſichert,
Und alte Feinde fallen oder flieh'n:
Dann mag er danken; denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erſte, letzte Luſt gegönnt.

Und zu einem Dankfeſte geſtaltete ſich Kaiſers Geburtstag. Eine große Schar Deutſcher und fremder Fürſten verſammelte ſich um den erhabenen Jubilar. Es iſt unmöglich, auch nur anzudeuten, wie aus allen Landen und von allen Enden der Erde über die fernſten Meere her ein unermeßliches „Heil dem Kaiſer!" zuſammenklang; ein Wort nur ſei erwähnt, weil es ein Wort aus Feindesmund iſt; die zu Paris erſcheinende „Liberté" ſchrieb damals: „Ganz Europa ſchließt ſich ohne Vorbehalt den Gefühlen an, welche das Deutſche Volk gegenüber dem Kaiſer hegt; denn alle Regierungen haben beſondere Abgeſandten beauftragt, dem hohen Greiſe den Ausdruck ihrer Sympathien darzubringen. . . . Er iſt ſchon bei Lebzeiten in die reine Majeſtät der Geſchichte eingetreten, in welcher der Geiſt ſich von den Eindrücken der Gegenwart frei macht und Menſchen und Dinge von oben herab beurteilt. Seitdem ſeine Größe übrigens durch die Niederlage Frankreichs beſiegelt worden, hat er ſeine gewaltige Macht ſtets zu Gunſten des Friedens angewendet. . . . Möge er die Jahre, welche ihm noch beſchieden

ſind, dazu verwenden, das von ihm geſchaffene Friedenswerk derart zu befeſtigen, daß ſein Gedanke ihn überlebe!“

Wenn ſo die Gegner empfanden — was mußten deutſche Herzen fühlen! — Wir faſſen es zuſammen in die Schlußworte des Feſtgedichtes, mit dem Ernſt v. Wildenbruch die Feier der Berliner Akademie krönte:

Wir grüßen, wir ehren, wir ſegnen das Haupt,
Dem das Neunzigſte Jahr heut den Scheitel umwebt;
Wir glauben an Dich, an den wir geglaubt,
Seit der Zollern-Aar über Deutſchland ſchwebt. -
Wir bringen Dir heute zum heiligen Tag
Nicht zitternder Sklaven demüt'gen Tribut,
Unſ'res lodernden Herzens tief heiligſten Schlag,
Unſ'rer liebenden Seele tief innigſte Glut!
Wir heben die Hände, geloben und ſchwören,
Mit Leib und Seele Dir anzugehören,
Den Feind nicht zu fürchten, nicht Tod noch Verderben,
Für Dich und für Deutſchland zu leben, zu ſterben,
Du Kaiſer des Lands, unſer Rat, unſer Schwert,
Wilhelm, Du geliebter, den Gott uns beſchert!

Auf Grund der Bewilligung des Reichstages begann nun eine rege Fortentwicklung der Armee. Schon am 3. Februar war eine Kaiſerliche Ordre erlaſſen worden, durch welche, infolge der Einführung des ſogenannten Magazingewehrs, das Exerzierreglement der Infanterie von 1847 ſowohl hinſichtlich der Ladeweiſe als der Gefechtstätigkeit des Bataillons geändert wurde. Am 30. März erging ein Kabinettsbefehl, welcher die Generalinſpektion der Artillerie in eine Generalinſpektion der Feld-Artillerie und eine der Fuß-Artillerie auseinanderlegte, die 3. Landwehrinſpektion etatsmäßig machte und den Beſtand des Generalſtabes erhöhte. Am 1. April wurde die Neuformation des deutſchen Heeres befohlen. Die Geſamt-Mannſchafts-ziffer des Reichsheeres erhöhte ſich um 41 135 Mann. Der jährliche Rekrutenbedarf ſtellte ſich um 15 233 Mann höher, was in 12 Jahren eine Steigerung der Kriegsſtärke um 160 000

Mann ergibt. Die Vermehrung des Friedensſtandes wurde teils zu Neuformationen, teils zur Erhöhung des Etats der Truppen verwendet, deren Solidität dadurch weſentlich wuchs. Am 23. Mai genehmigte ein Erlaß des Kaiſers die neue Felddienſtordnung.

Trotz ſeines hohen Alters verſagte der Kaiſer ſich auch im Frühjahr 1887 keineswegs die Gegenwart bei den Übungen der Truppen. Am Großgörſchen-Tage beſichtigte er im Potsdamer Luſtgarten das 1. Garderegiment zu Fuß; am 10. und 11. Mai ſah er die Berliner Garderegimenter; am 17. das Lehr-Infanteriebataillon, vom 23. bis 25. die Berliner Infanteriebrigaden. Am 26. und 27. Mai nahm er Paraden über die Truppen des Gardekorps ab, und feierte am 30. das Stiftungsfeſt des Lehr-Infanteriebataillons. — Am 3. Juni endlich legte Se. Majeſtät unter großen Feſtlichkeiten, an denen auch die Prinzen Wilhelm, Heinrich und Friedrich Leopold teilnahmen, den Grundſtein zum Nordoſtſeekanal. Leider erkältete ſich der greiſe Herr dabei ſehr ſtark, ſo daß er am 6. Juni ſeinem 70jährigen Jubiläum als Chef des Königs-Grenadierregiments in Liegnitz nicht beizuwohnen vermochte.

Inzwiſchen waren neue ſchwere Sorgen an den hohen Herrn herangetreten. Ende Mai teilte der Reichsanzeiger mit, daß eine mehrwöchentliche Kur Sr. Kaiſerlichen Hoheit des Kronprinzen in Ems das Halsleiden desſelben, welches ſeit Januar hervorgetreten, nicht zu heben vermocht hätte. Ein neuerdings hinzugezogener engliſcher Spezialarzt, Dr. Morell Mackenzie, habe indes nach wiederholter Unterſuchung den Zuſtand des Thronfolgers „nicht ſo beſorgniserregend gefunden, daß er nicht hoffte, durch zweckentſprechende Behandlung das Übel in nicht langer Zeit beſeitigen zu können“. — Offenbar handelte es ſich alſo hier um ein ſehr ernſtes Leiden, zu deſſen Bekämpfung Se. Kaiſerliche Hoheit ſich am 13. Juni nach England begab.

War damit eine dunkle Wolke am Horizonte des Königlichen Hauſes aufgeſtiegen, ſo umzog ſich auch der politiſche Himmel immer drohender; in Weſt und Oſt lagerten unheimliche

Dünſte, die ſich ſchnell zu Wetterwolken zuſammenzuballen vermochten. Da konnte der greiſe Heldenkönig den Sommer, der ſein letzter ſein ſollte, nicht leichten Herzens genießen. Er reiſte am 4. Juli nach Ems, begab ſich am 11. von da über Coblenz nach der Mainau, wo er den Beſuch des Königs von Württemberg empfing, während der Prinz-Regent von Bayern ihn vor Bregenz auf dem Bodenſee begrüßte. Wie ſonſt, reiſte Se. Majeſtät dann nach Gaſtein, wo er die Freude hatte, am 6. Auguſt noch einmal ſeinen hohen Verbündeten, den Kaiſer von Öſterreich, zu umarmen; am 12. traf er wieder auf Babelsberg ein. Die Herbſtparade über die Berliner und Potsdamer Garniſon hielt Se. Majeſtät am 1. September auf dem Tempelhofer Felde ab; doch die Hoffnung, das I. Armeekorps bei ſeinen Manövern in Preußen zu inſpizieren, mußte der greiſe Herr, eines ſtörenden Unfalls wegen, zu ſeinem großen Schmerze aufgeben; dagegen ward es ihm möglich, am 13. September die Parade des II. Armeekorps bei Stettin entgegenzunehmen. Vom 26. September bis zum 21. Oktober verweilte er in Baden-Baden; dann kehrte er nach Berlin zurück, unternahm noch einen Jagdausflug nach Wernigerode, zog ſich jedoch abermals eine Erkältung zu, die ſein Volk mit banger Sorge erfüllte. Sein Wiedererſcheinen an dem „hiſtoriſchen Eckfenſter" ſeines Arbeitszimmers wurde mit Jubel begrüßt, und ſeitdem verging kein Tag, an dem nicht Hunderte, ja Tauſende erwartungsvoll harrten, bis die Wache am Palais vorüberzog und ihnen Gelegenheit gegeben wurde, das Antlitz ihres lieben gütigen Kaiſers zu ſehen.

Am 18. November verweilte der Kaiſer von Rußland mit ſeiner Familie am Berliner Hoflager, wo er jene berühmte Unterredung mit dem Fürſten Bismarck hatte, in der ſich ergab, daß dem Zaren eine ganze Reihe von Briefen und Depeſchen über die Bulgariſche Angelegenheit vorgelegt worden, die von Anfang bis zu Ende gefälſcht waren, um die Aufrichtigkeit der deutſchen Politik zu verdächtigen. Aber die Hoffnung, daß dieſe Entdeckung eine gründliche Beſſerung der allgemeinen

Google

politiſchen Lage herbeiführen werde, erwies ſich doch leider als unzutreffend. Immer dichter zogen ſich die Heere Rußlands an der Weſtgrenze dieſes Reiches zuſammen; immer leidenſchaftlicher wurde die Sprache der ruſſiſchen Preſſe; ſie deutete an, daß „die Sonne“ eines Krieges gegen Öſterreich-Ungarn, Deutſchlands Verbündeten, „am Morgenhimmel ſtehe“, und ernſte Sorge ergriff jedes Herz, obwohl man ſich ſagte, daß das Bündnis mit Öſterreich, dem ſich ſeit dem Beſuche des Miniſterpräſidenten Crispi beim Reichskanzler im Oktober auch Italien offenbar angeſchloſſen hatte, wohl imſtande ſein werde, dem vereinten Anſturm Frankreichs und Rußlands ſiegreich zu widerſtehen.

Am 24. November wurde der Reichstag eröffnet. Zu Schluß der Thronrede hieß es: „Die auswärtige Politik Sr. Majeſtät des Kaiſers iſt mit Erfolg bemüht, den Frieden Europas, deſſen Erhaltung ihre Aufgabe iſt, durch Pflege der freundſchaftlichen Beziehungen zu allen Mächten und durch Verträge und durch Bündniſſe zu befeſtigen, welche den Zweck haben, den Kriegsgefahren vorzubeugen und ungerechten Angriffen gemeinſam entgegenzutreten. Das deutſche Reich hat keine aggreſſiven Tendenzen und keine Bedürfniſſe, die durch ſiegreiche Kriege befriedigt werden könnten. Die unchriſtliche Neigung zu Überfällen benachbarter Völker iſt dem deutſchen Charakter fremd, und die Verfaſſung ſowohl als die Heereseinrichtungen des Reichs ſind nicht darauf berechnet, den Frieden unſerer Nachbarn durch willkürliche Angriffe zu ſtören. Aber in der Abwehr ſolcher und in der Verteidigung unſerer Unabhängigkeit ſind wir ſtark und wollen wir, mit Gottes Hilfe, ſo ſtark werden, daß wir jeder Gefahr ruhig entgegenſehen können.“ — Als Se. Majeſtät drei Tage ſpäter das Präſidium des Reichstags empfing, ſprach er ſein Bedauern aus, nicht ſelbſt die Eröffnung haben vornehmen zu können. „Ich hätte gern namentlich die Schlußworte der Thronrede zu Ihnen geſprochen! Ich hätte Ihnen gern perſönlich geſagt, daß Ich den Frieden will; aber wenn Ich angegriffen werde, dann ....!“

Wir wollen mit Gottes Hilfe so stark werden, daß wir jeder Gefahr ruhig entgegensehen können. Diese Schlußworte der Thronrede enthielten die Ankündigung einer abermaligen Heeresverstärkung, diesmal keiner solchen, die schon im Frieden zum Ausdruck gekommen wäre, sondern einer solchen, die für den Kriegsfall den Kreis der zur Verteidigung des Vaterlandes berufenen Wehrmänner in großartiger Weise zu erweitern bestimmt war. Am 10. Dezember wurde dem Reichstage der Entwurf eines Landsturmgesetzes vorgelegt, dessen Hauptzüge die allgemeine Begründung desselben vollständig kennzeichnet:

„Nachdem die allgemeine Wehrpflicht bei allen großen Europäischen Kontinentalmächten eingeführt worden ist, haben sich die Kriegsstärken der einzelnen Armeen im Verhältnis zu einander wesentlich verschoben. Entscheidend für dieselben ist die grundlegende Bestimmung, wie viele Jahrgänge waffenfähiger Männer zum Kriegsdienst aufgeboten werden sollen; und so ist jeder Staat in dem Maße im Nachteil, als er die Zahl dieser Jahrgänge beschränkt. Das deutsche Heer auf Kriegsstärke setzt sich aus 12 Jahresklassen dienstpflichtiger Männer zusammen, während z. B. in Rußland 15 und in Frankreich 20 Jahrgänge hierfür verfügbar sind. Zwar kam in Deutschland auf den Landsturm — d. i. auf alle Wehrfähigen vom vollendeten siebzehnten bis zum vollendeten zweiundvierzigsten Lebensjahre — zurückgegriffen werden, aber diese unorganisierte Masse kommt für die Zeit der ersten entscheidenden Operationen nicht in Betracht; und auch später bleiben diese losen Verbände festgegliederten Truppen gegenüber minderwertig. Im Hinblick auf die außerhalb Deutschlands geschaffenen Verhältnisse wird sich das deutsche Volk der Überzeugung nicht verschließen können, daß seine Kriegsmacht der Größe des Reichs und der Zahl seiner Bevölkerung nicht mehr entspricht. Hierzu kommt, daß das Reich nach seiner geographischen Lage dem gleichzeitigen Angriff starker Heere auf zwei Fronten ausgesetzt ist. Dieser Bedrohung gegen-

über fehlt das feste Fundament für die Existenz und die Fortentwicklung Deutschlands; seine Sicherheit hängt von seiner Stärke ab und diese muß größer sein, als sie es zur Zeit ist. Solchem unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen, ist der Zweck des vorliegenden Gesetzentwurfs; es bedarf zu seiner Verwirklichung wohl nur des Appells an den Patriotismus des deutschen Volkes, welches das Vaterland, nachdem es geeint, auch ungeschmälert erhalten wissen will. In Anlehnung an die frühere Wehrverfassung Preußens, wie sie aus der Opferfreudigkeit der Bevölkerung heraus sich entwickelt hatte, beabsichtigt der Gesetzentwurf, für die Landwehr ein zweites Aufgebot wieder herzustellen und damit die Dienstpflicht bis zum 39. Lebensjahre zu verlängern. Hiermit werden sechs bisher dem Landsturm angehörige Jahrgänge für die Zeit großer Gefahr sofort bereitgestellt, eine Anstrengung, welche keinem Beteiligten zu groß erscheinen wird, wenn es gilt, in den Kampf für unsere Unabhängigkeit einzutreten. Das Kriegsheer besteht hiernach künftig aus dem stehenden Heer (aktiver Dienststand und Reserve) und der Landwehr ersten und zweiten Aufgebots und erhält seine Ergänzung und Verstärkung aus der Ersatzreserve und dem Landsturm. Von diesen beiden soll die erstere durch anderweitige Regelung ihrer Dienstverhältnisse, der letztere durch Teilung in zwei Aufgebote und Zuweisung weiterer Jahrgänge für die ihnen zufallenden Aufgaben mehr befähigt werden. Für den Landsturm ist hierbei die Altersgrenze vom vollendeten 42. bis zum vollendeten 45. Lebensjahre hinausgeschoben und damit dem festen Entschluß Ausdruck gegeben worden, daß zur Verteidigung des Vaterlandes jeder noch rüstige deutsche Mann berufen und verfügbar ist. Die Lasten, welche dem Einzelnen aus der Neuregelung der Wehrpflicht erwachsen, sind im Frieden gering; es tritt zwar für die Landwehr zweiten Aufgebots eine militärische Kontrolle ein, aber Übungen und Kontrollversammlungen finden nicht statt."

Für die Ausrüstung der neu verfügbaren Mannschaften,

welche ein Heer von 700 000 Mann darſtellen, verlangten die Regierungen eine Anleihe von 280 Millionen Mark, und Fürſt Bismarck begründete dieſe Forderung in einer weltgeſchichtlichen Rede am 6. Februar. Mit nie erhörter Einmütigkeit und Größe der Geſinnung folgte der ganze Reichstag dem Kanzler auf den erhabenen Standpunkt, welchen er einnahm, und die Wehrvorlage wie die Anleihevorlage wurden in einem vom Herzen kommenden, mächtigen Aufſchwunge deutſchen Nationalgefühls nach kurzer, ernſter Befürwortung ſeitens der Parteiführer durch Geſamtannahme zum Geſetz erhoben. Es war einer der ernſteſten und wichtigſten und zugleich einer der ſchönſten Tage, welche die Vertretung des deutſchen Volkes jemals erlebt! Angeſichts ſolcher Geſinnung und ſolcher Machterweiterung der nationalen Wehrkraft durfte der Fürſt wohl das ſtolze Wort hinausrufen in alle Lande: „Wir Deutſchen fürchten Gott, aber ſonſt Nichts in der Welt!“ — Mit der Annahme dieſes Geſetzes konnte Kaiſer Wilhelm eine der vornehmſten Aufgaben ſeines Lebens: die Begründung und Ausgeſtaltung des deutſchen Wehrtums zur erhabenſten Macht der Erde, im weſentlichen für gelöſt erachten. Es war die letzte große Freude ſeines Lebens: doppelt tief und innig, weil ſeinem Willen der ſeines Volkes ſo frei und ſchön begegnet war.

Das uralte Weisheitswort, daß man niemandem vor ſeinem Tode glücklich preiſen ſolle, hat ſich auch unſerem teuren Kaiſer gegenüber ſchmerzlich bewährt. Auf welcher Höhe des Glückes ſtand er an ſeinem neunzigſten Geburtstage! Ach, nun zuletzt barg der tiefe Kelch, aus dem er ſolange ſtärkenden Lebenswein geſchlürft, die Hefe. —

Die Nachrichten von Sr. Kaiſerlichen und Königlichen Hoheit dem Kronprinzen, welcher ſich im Auslande, erſt in England, dann im Puſtertale, dann am Lago Maggiore und zuletzt zu San Remo in ärztlicher Behandlung befand, lauteten immer ernſter, immer trauriger. Es mußte endlich am 9. Februar 1888 der Luftröhrenſchnitt geſchehen, um dem erlauchten Kranken das

Atmen zu ermöglichen. Wie bangte ſich der Vater nach dem Sohn; wie klagte der Kaiſer um das Leiden des herrlichen Fürſten, von dem er gehofft, daß er mit friſcher Manneskraft, mit dem königlichen Hochſinn, den er ſo oft bewieſen, die Zügel der Regierung faſſen werde, wenn ſie dereinſt der Todesengel aus ſeinen eigenen greiſen Händen nehmen würde. Und nun trifft ihn ein neuer Schlag! Ein geliebter Enkel, der erſt zweiundzwanzigjährige Prinz Ludwig Wilhelm von Baden, erliegt plötzlich einer jäh hereingebrochenen Krankheit, während ſein älterer Bruder, der Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm, krank im Süden weilt. — Der Kaiſer iſt von all dem Leid im Innerſten erſchüttert; er richtet ſich des Nachts weinend auf ſeinem Lager auf; ſeine Schwäche nimmt täglich, ſtündlich zu. Beim Aufziehen der Wache am 3. März erſcheint er zum letzen Male am Fenſter. Die geliebte Tochter, die Großherzogin Luiſe von Baden, welche den leidenden Sohn in Cannes und den kranken Bruder, den Kaiſerſohn, in San Remo beſucht hatte, dann, ach, ſchon zur Leiche ihres jüngeren Sohnes nach Freiburg geeilt war, ſie wird nun von ihrem treuen Kindesherzen zu dem Bette des greiſen Vaters, zur Unterſtützung der ſchwergeprüften Mutter gerufen. In ergreifender Weiſe verkörpert ſich das ſchwere, ſchwere Unglück, welches Kaiſer und Volk heimgeſucht, in dieſer edlen Fürſtin, die vom Dulderlager ihres Bruders zum Totenbette ihres Kindes und von da zu ihrem Vater eilt — um ihn *ſterben* zu ſehen! — Aber er iſt groß geſtorben, wie er gelebt. Der letzte Gedanke ſeines klaren Geiſtes, der letzte Schlag ſeines Herzens galten dem deutſchen Reiche, das durch ſeine Kraft geſchaffen, durch ſeine Weisheit gefeſtigt worden iſt. Seit dem 7. März konnte das Ende jeden Augenblick befürchtet werden. Während das koſtbare Leben ſich im Fieber verzehrte, ſchien das Bewußtſein zu ruhen; doch von Zeit zu Zeit wich das Dunkel, und dann waren es ſtets Fragen der Staatsleitung, der neuen Heereseinrichtung, welche den Kaiſer beſchäftigten. In einem ſolchen Augenblicke erfreute er ſich der Troſtesſtrahlen,

die ſeine letzten Stunden erhellten: der Teilnahme Alldeutſchlands, ja der ganzen Welt an den Leiden ſeines Sohnes, und der einmütigen Haltung des gegenwärtigen Reichstages, der ſo viel beigetragen habe zur Stärkung der Einheit und Macht des deutſchen Volkes, der er ſein ganzes langes Leben geweiht. In einem ſolchen Augenblicke unterzeichnete Se. Majeſtät noch die ihm vom Fürſten-Reichskanzler vorgelegte Verfügung über den Schluß des Reichstages, nicht nur mit einem W., wie es der Kanzler erbat, ſondern mit ſeinem ganzen Namen. Schon hatte der Eishauch des Todes dieſe liebe Königshand geſtreift und halb erſtarrt; aber pflichtgewohnt hielt ſie, wenn auch zitternd, die Feder feſt und ſchrieb den Kaiſernamen voll und ganz. — Am 8. März nachmittags um 5 Uhr ſchien der Tod die Flügel über den Kaiſer zu breiten; doch noch einmal raffte ſich das Leben auf; noch einmal ſprach er mit vollſter Klarheit über das, was ihm zumeiſt am Herzen lag, über Deutſchland und deſſen Stellung in der Welt und über ſeine wahre Friedensliebe. Die Kaiſerin Auguſta ſaß neben ihm am Lager, an jenem alten ſchmalen Feldbette, das ihn auf all ſeinen Reiſen und Heerzügen begleitete. Die erlauchte, ſelbſt ſchwer leidende Frau, die bis zum letzten Augenblicke treu des Gatten Hand in ihrer hielt, bat ihn, ſich zu ſchonen, zu ruhen. Doch der Kaiſer entgegnete: „Ich habe keine Zeit mehr, zu ruhen auf der Erde!“ — So ging unter Gebeten und Tränen die Nacht dahin. Um 4 Uhr morgens ſprach D. Kögel den Geſangbuchvers: „Erſcheine mir zum Schilde, zum Troſt in meinem Tod!“ Das darauf folgende Vaterunſer betete Ihre Majeſtät die Kaiſerin laut mit. Als dann der Geiſtliche den 27. Pſalm begann: „Der Herr iſt mein Licht und mein Heil; vor wem ſollte ich mich fürchten? Der Herr iſt meines Lebens Kraft; vor wem ſollte mir grauen?“ da richtete die Frau Großherzogin die Frage an den erlauchten Vater, ob er es verſtanden habe. „Es war ſchön!“ erwiderte er, und dies waren ſeine letzten Worte. Die Großherzogin fragte darauf: „Weißt Du, daß Mama an Deinem Bette ſitzt und Dir

die Hand hält?“ Da ſchlug er ſein Auge auf und ſah die Kaiſerin lange klar an. Dann ſchloß er die Lider, um ſie nicht mehr zu öffnen. Der letzte Blick galt ſeiner Gemahlin. — Am Morgen des 9. März, um 8 Uhr 35 Minuten, hauchte unſer geliebter Herr die edle große Seele aus.

Die deutſche Kaiſerwürde wie das Königtum in Preußen ſind unſterblich; ſie gingen in jener heiligen Stunde über auf unſeres jetzt regierenden Herrn Majeſtät, der, ſeines ſchweren Leidens ungeachtet, die unermeßliche Bürde gottergeben und mutvoll auf ſich nahm und augenblicklich zum Antritt ſeiner Herrſchaft in die winterliche Heimat eilte. — O möge das geliebte Haupt gnädig geſchirmt werden von Gott! Möge die ritterliche Seele, welche ſonſt ja allen Glanz des heiteren Himmels funkelnd wiederſtrahlte wie ein blanker Schild, emportauchen in neues helles Licht! Möge der königliche Dulder, welcher ſein und der Seinen Weh gelaſſen mit erhabener Würde trug, zu neuer friſcher Kraft erſtehen! — Der Sieger von Wörth, der älteſte Feldmarſchall des deutſchen Heeres, König Friedrich III. von Preußen, iſt nun der Deutſche Kaiſer und unſer Kriegsherr.

„Die heldenmütige Tapferkeit, die treue arbeitſame Pflichterfüllung im Dienſte des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unſerm Herrn verkörpert waren, mögen ſie ein unzerſtörbares Erbteil ſein unſerer Nation! — Das hoffe ich zu Gott!“ So ſchloß Fürſt Bismarck die Rede, mit welcher er dem Reichstage des Kaiſers Tod verkündete. Ja wohl! Heldenmut, Pflichttreue und Vaterlandsliebe, das waren die drei Kardinaltugenden Kaiſer Wilhelms. Sie treten auch in der beſcheidenen Umrißzeichnung, welche hier von ſeinem Leben geboten wurde, unverkennbar und deutlich hervor. — Und doch, welchen großen Teil der Tätigkeit und der Lebensäußerungen des Entſchlafenen mußte dieſe Skizze beiſeite laſſen. Ihre Aufgabe und Abſicht war es ja nur, in großen Zügen ein Bild des militäriſchen Wirkens Kaiſer Wilhelms zu entwerfen. Allerdings hat er dieſem Wirken

die meiſte Zeit ſeines Lebens gewidmet; aber nicht minder groß wie als Heerbildner und Heerführer war er als Staatsmann, und welch eine Fülle von Schönheit, Güte, Liebenswürdigkeit und Würde war ſeiner menſchlichen Perſönlichkeit gegeben. — Nicht nur dem Range, auch dem Weſen nach war er zur Krone geboren. Wohl ſtand ſein Gemüt heiterer Lebensfreude offen: ritterliche Geſelligkeit, die Luſt der Jagd, die wechſelnden Bilder des Schauſpiels galten ihm als willkommene Würze des Lebens, niemals aber, auch nicht vorübergehend, als des Lebens wahrer Inhalt, und je älter er ward, um ſo mehr wurden ihm auch die Formen der Luſtbarkeiten zu Trägern von Pflichten der Repräſentation und der Gnadenerweiſung. Das nimmt im Fürſtenleben viel Zeit und Freiheit hin und gehört doch weſentlich mit zu ſeiner Vollerſcheinung. Dies wußte unſer Kaiſer, und ſein nimmer müdes Erſcheinen bei allen großen Feierlichkeiten, ſein herzliches Teilnehmen an allen Gedenk- und Weihetagen von Volk und Heer hielt ihn mit der Nation im innigſten Zuſammenhange. Denn nicht nur die Säulen großer Taten tragen das Gebälk edler Bauten: auch auf den Häuptern anmutiger Kranzjungfrauen, auf den Körben der Karyatiden lagert es, und ſolche Trägerinnen ſind der Menſchen Feſte. Wie eine Jugendliebe aber, in alter Treue immer neu, ſo war des hohen Herrn Verhältnis zu ſeinem Heere. Hier war er nicht nur in ſteter Pflichterfüllung zu jeder Anſtrengung bereit, hier öffnete ſich ihm im Fördern und Geſtalten ein reiner ethiſcher und äſthetiſcher Genuß. Denn hier trat ihm in glanzvoller Erſcheinung verkörpert das entgegen, was er am höchſten ſchätzte auf Erden: Manneswert, Tapferkeit, Ehre, Zucht, Hingebung und Treue bis zum Tode. — Kriegeriſcher Ruhm, Feldherrngröße waren Kaiſer Wilhelm von früheſter Kindheit her als das Höchſte erſchienen, und von ihm gilt das Wort: „Was man ſich in der Jugend wünſcht, das hat man im Alter die Fülle!“ Aber wie ihm die Feldherrngröße niemals im Bilde Napoleons vorgeſchwebt, ſondern in dem des Großen Kurfürſten und Fried-

richs des Großen, so war ihm auch das Heer, mit dem ihn eine so tiefe freudige Liebe verband, nicht an und für sich der Gegenstand treuester Sorge, sondern weil er in ihm die herrlichste Hervorbringung des preußischen Wesens und zugleich den Träger der nationalen Zukunft Deutschlands sah. Denn Deutschland hat Kaiser Wilhelm mit der ganzen Fülle seiner großen Seele geliebt; Deutschlands Größe war der Traum seiner Jugend, die Schöpfung seiner reifsten Mannesjahre, die hingebende Sorge seines Greisenalters.

Kaiser Wilhelm war von echter Frömmigkeit erfüllt, aber nichts weniger als ein Freund jener Orthodoxie, von der er in der Ansprache an das Ministerium Hohenzollern sagte, daß sie „mit der Grundanschauung der evangelischen Kirche nicht verträglich ist und sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat". Um so tiefer war die Religiosität seines Herzens. Alle Ideale seines Lebens betrachtete er unter dem Gesichtspunkte ihres Verhältnisses zu Gott, vor dem er sich in Andacht neigte. Für alle entscheidenden Entschlüsse seines Lebens hat er sich im Gebet gesammelt, sich im Gebet durchgerungen zu einer tiefinnerlichen sittlichen Selbstbestätigung, die ihm die Überzeugung göttlicher Billigung seines aufrichtig geprüften Willens gab. Und wenn das Ziel der Arbeit erreicht, der Kranz erkämpft war: wie pries und lobte er dann in Demut und kindlicher Inbrunst den Herrn, den mächtigen König der Ehren, der Alles so herrlich regieret, der wie auf Flügeln des Adlers ihn sicher geführet.

Engverbunden mit dieser echten Religiosität war die lautere Loyalität seines Wesens, die sich in nichts schöner und reiner offenbart als in seiner vollkommenen Neidlosigkeit. Das sollte ja eigentlich eine selbstverständliche Eigenschaft der Könige sein; aber wie oft hat uns die Geschichte neidische Völker und Fürsten gezeigt! — Ist es schon eine seltene Königstugend, die Männer, welche das höchste Vertrauen verdienen, richtig zu wählen, ist es eine weitere große Herrscherkunst, sich völlig mit ihrem Rate, sie dagegen ganz mit dem eigenen Willen zu durchdringen, so

bleibt es doch das Höchſte und Schönſte: nach großartigen Erfolgen, welche den leitenden Staatsmann, den leitenden Feldherrn zu unermeßlicher Volkstümlichkeit emporgehoben, ſo königlich zu denken, daß die Seele auch nicht vom leiſeſten Anhauch geheimer Scheelſucht berührt wird. So aber war's bei Kaiſer Wilhelm, und wie durch alle Jahre, in denen er unter ſeiner Siege Lorbeern lebte, ſo hatte er noch auf ſeinem Sterbebette für die großen Männer, die ihm zur Seite geſtanden, nur Dank und nichts als Dank.

Ein Leben von 91 Jahren! — Kein deutſcher König, kein römiſcher Kaiſer ſeit Karl dem Großen hat auch nur das 80. Jahr erreicht; der Älteſte von ihnen, Kaiſer Friedrich III. (IV.) ſtarb mit 77 Jahren. — Wie fernliegende Zeiten verknüpft die Perſönlichkeit des nun Dahingeſchiedenen! Die Hände der Oberhofmeiſterin Gräfin Voß, die ihn am 22. März 1797 zuerſt aus denen der Mutter empfingen, hatten noch die Hände Friedrich Wilhelm I. berührt, der 1740 ſtarb. Der Kaiſer hat eine ſeiner Urgroßmütter, die treffliche Landgräfin Luiſe von Heſſen (1729—1818), gar wohl gekannt, und wenn Friedrich Wilhelm II. ſchon neun Monate nach ſeiner Geburt ſtarb, ſo lebte doch ſein Großvater mütterlicher Seite, der Großherzog Karl von Mecklenburg (geb. 1741), bis zum Jahre 1818. Ihm ſelbſt aber wurde im Mai 1879 von der Erbprinzeſſin Charlotte das erſte Urenkelkind, Prinzeß Feodora, geboren, und zuletzt ſchaute er auf 4 Urenkelſöhne: Wilhelm, Friedrich, Adalbert und Auguſt Wilhelm, unſeres jetzigen Kronprinzen blühende Sproſſen, hinab. So hat denn der Kaiſer (ſeine eigene hohe Perſon eingerechnet) ſieben Generationen gekannt, was kaum erhört iſt. Und der erhabene Greis war ſich dieſes Vorzugs wohl bewußt, entſprach es doch dem tiefen Zug von Treue, der durch ſein ganzes Weſen ging, ſich immer in Zuſammenhang zu halten mit den Seinen wie mit den eigenen Erinnerungen. An jedem einzelnen Tage vergegenwärtigte er ſich auf Grund ſorgfältig und liebevoll ausgearbeiteter Überſichten die wichtigeren Er-

eigniſſe der Vergangenheit, welche auf dies Datum gefallen und ließ ſo gewiſſermaßen jährlich ſein ganzes Leben wieder an ſich vorübergleiten. Und mit welchen Menſchen hatte ihn dies Leben in Beziehung geſetzt! Es gibt kaum eine hervorragende Perſönlichkeit ſeit der Wende des vorigen Jahrhunderts, mit der er nicht einmal eine Berührung gehabt: von Schiller an, der 1805 ſtarb, durch all die Mächtigen der Napoleoniſchen Ära, durch all die Helden der Befreiungskriege, die Epigonen der Folgezeit bis zu den Größen unſerer eigenen Tage. — Es war Kaiſer Wilhelm beſchieden, vier Feldzüge mitzumachen, und man hat berechnet, daß er 723 Tage ſeines tatenreichen Lebens im Felde zubrachte. Davon entfallen 337 Tage, alſo nahezu die Hälfte, auf die Befreiungskriege, 126 Tage auf den Badiſchen Feldzug, nur 35 Tage auf den Krieg in Böhmen und 225 Tage auf den franzöſiſchen Krieg. Alles in allem ſtand der hohe Herr alſo kaum zwei Jahre lang im Felde, eine verſchwindend kurze Zeit ſeines Lebens, wenn man die entſprechenden Verhältniszahlen der Lebensläufe Alexanders, Cäſars, Karls des Großen, Friedrichs und Napoleons damit vergleicht. Wieviel Tage und Nächte er aber für das preußiſche, das deutſche Heer gearbeitet hat, das entzieht ſich jeder, auch nur annähernden Berechnung. Ja es war ein Leben voll Mühe und Arbeit, das nun zur Rüſte ging; aber eben deshalb war es reich und es bleibt beſonders wunderbar dadurch, daß der Herrſcher, der es lebte und der dem Zeitalter ſeinen Namen aufprägte, erſt mit 64 Jahren den Thron beſtieg, dann noch 27 Jahre lang regierte und in dem erſten Jahrzehnt ſeiner Herrſchaft den Staat von 5100 Quadratmeilen auf deren 6393 vergrößerte. Der Zuwachs der Bevölkerung des preußiſchen Staates während ſeiner Regierung beläuft ſich auf 10 Millionen (28 gegen 18). Die Krone ſeines Lebenswerkes aber iſt doch die Herſtellung des deutſchen Reichs. — Wenn einſt Jahrhunderte vorübergerollt ſein werden und das Auge ferner Geſchlechter zurückblicken wird auf dieſen König — dann erſt werden die Verhältniſſe ſeiner erhabenen

Persönlichkeit in ihrer Vereinigung von gewaltiger Macht und schlichter Würde vollkommen deutlich sein; Sage und Dichtung werden sie erfassen und Kaiser Wilhelm wird unsterblich leben im Volksmunde und im Liede. — Wie aber auch die kommenden Geschlechter ihn preisen mögen: als Wilhelm den Siegreichen oder Wilhelm den Großen — wir nennen ihn aus dem Kern seines Wesens heraus

Kaiser Wilhelm den Getreuen!

7. Walther von der Vogelweide.*)

Ludwig Uhland: „Walther von der Vogelweide“ 1822.
Heinrich Kurz: „Walther von der Vogelweide“ in der Geschichte der deutschen Literatur 1853.
Max Rieger: „Leben Walthers von der Vogelweide“ 1863.
Franz Pfeiffer: Einleitung zur Ausgabe Walthers von der Vogelweide 1864.
Rudolf Menzel: „Das Leben Walthers von der Vogelweide“ 1865.

Walther von der Vogelweide ist mutmaßlich um das Jahr 1170 geboren. Wie in Griechenland sieben Städte um die Ehre rangen, die Geburtsstätte des Homer mit ihren Mauern zu umschließen, so wetteifern die Gelehrten von sieben deutschen Landschaften, Walthern als ihren Stammgenossen anzuerkennen. Die Schweiz und Schwaben, Bayern und Böhmen, Österreich, Franken und Tirol, jedes Land nennte ihn gern den seinen, und es ist nicht ohne Humor, daß die namhaftesten Gelehrten immer die plausibelsten Gründe dafür fanden, den großen Dichter für ihren Landsmann zu erklären. Den schweizerisch-schwäbischen Thurgau führen die ältesten Traditionen als Walthers Heimat auf, und bereitwillig nehmen der Schwabe Uhland, der Schweizer Heinrich Kurz die willkommene Verwandtschaft an. Auf ein Wort Walthers gestützt: „ze Osterrîche lernte ich singen unde sagen,“ welches freilich nur beweist, daß er sich in diesem sangesfrohen Lande zum Meister bildete, stempelte man ihn gleich zum Sohn des Donaulandes, und der Österreicher Karajan frohlockt, daß „Walther sich nicht schämte, den heimatlichen Unter-

*) Aus den „Preußischen Jahrbüchern“. Bd. XX. (1867) Heft 3.

richt offen zu bekennen.“ Indeſſen drang, zuerſt vom Franken Obenthür behauptet und dann von den gewichtigſten Autoritäten, namentlich von Wackernagel, Jacob Grimm und Franz Pfeiffer begründet, allgemein die Anſicht durch, Walther wäre ein Franke geweſen, bis ganz neuerdings endlich durch denſelben Pfeiffer in glänzendſter Weiſe und nunmehr wohl ſtichhaltig nachgewieſen wurde, die Heimat unſeres Dichters ſei in Tirol gefunden. Viele, hier nicht näher zu erläuternde Momente laſſen kaum einen Zweifel, daß ein in Handſchriften des dreizehnten Jahrhunderts aufgeführtes „Vogelweide“ im oberen Eiſacktal, nach welchem noch heute Waldſtrecken „Vorder- und Hinter-Vogelweide“ heißen, Walthers Heimat war, daß er hier zwiſchen den großartigſten Bergrieſen des Brenners und des Stilfſer Joches zuerſt das Licht dieſer ſchönen Welt erblickte, die er in ſeinen Liedern mit ſo innigem poetiſchen Glanze verklärt hat.

Es war wohl ein kleines beſcheidenes Heimweſen! Eine Vogelweide, ein Vogelhof, der ſeinem Vater, einem Miniſterialen des fürſtlichen Hauſes von Tirol, angewieſen war, um dort herrſchaftliche Jagdfalken zu hegen, und für den Genuß des zugehörigen Grund und Bodens, während faſt alle benachbarten Höfe ſechzehn, ja zwanzig Pfund jährlicher Abgabe zahlten, einen Herbſtzins von nur drei Pfunden zu entrichten. Im kleinen Lehmhauſe, auf dem geſtampften Eſtrich der ebenen Erde und doch zugleich unter dem Dache, das ſich kümmerlich aus Schindeln und Moos zuſammenſetzte, im Rauch des kaminloſen Herdfeuers, krächzende Falken ätzend, Bolzen ſchnitzend, Fanggarne bereitend, ſo werden in Walthers Kinderjahren die Winter dahin gegangen ſein. Da lauſchte er den ſeltenen Erzählungen des wetterharten Alten, ſeines Vaters, der wohl mit dem Kaiſer Rotbart über die Alpen gezogen und Mailands Mauern mit geſtürmt, und der, wenn auch arm, doch ſtolz war, daß er ein Edler ſei und mit am Schild der Ritterbürtigen hebe. — Da ſchwoll des Knaben Bruſt von Tatendrang und farbenreichen Bildern, und wenn dann der Frühling kam, geſchmolzener Schnee-

maſſen voll, die Eiſack donnernd durch die roten Porphyrtore ſtürzte und der Lenz mit ſeinem grünen Siegesbanner aus den Tälern hinaufſtieg auf die Berge und es höher und höher pflanzte, bis endlich nur noch des Brenners und des Ötztaler Ferners Eispanzer weiß überragte, dann ſtieg wohl auch Walther um die Wette mit Lenz und mit Gemſen und jubelte hinaus in die weite, weite Welt und ſang jene erſten ſüßeſten Lieder, deren ſich der Knabe ſchämt, wie das Mädchen ſeiner eigenen Schönheit, und die man niemandem vertrauen will als dem einſamen Wald, dem man ſie ſo oftmals wiederholt, daß die Vögel ſie in Muſik ſetzen und daß das Echo ſie auswendig lernt. — Und ſo kam denn einſt ein Frühling, da blieb es nicht dabei, daß Walther hineinſah und hineinſang in die Welt, da kam ein Tag, an dem er Abſchied nahm von Vater und Mutter und leichgegürtet hinauszog, hinaus in die Fremde, um ſein Glück zu verſuchen. Der aufgehenden Sonne zog er entgegen, nach Oſten, nach Öſterreich, nach Wien. Damals gab es da noch keine Habsburger. Das Haus der Babenberger, deren alte Stammburg noch heut bei Bamberg in das heitere rebengrüne Maintal grüßt, war zu Walthers Zeiten im Beſitz der deutſchen Oſtmark und hatte ihr eine Reihe edler Fürſten gegeben, unter denen das Donauland wie wenig andere Gaue des Reiches herrlich emporgeblüht war. Handel und Wohlſtand erfreuten ſich kräftigen Schutzes; die einſt ſo furchtbaren Ungarkämpfe waren verſtummt oder doch zu unbedeutenderen Grenzgefechten herabgeſunken, und Wien, unter kräftiger Geltendmachung bürgerlichen Rechts und ſtädtiſcher Freiheit und begünſtigt durch den glänzenden Hofhalt der Babenberger, war zu einem Anſehen und einer Entwicklung gelangt, die es mit Köln am Rhein vergleichen ließ. Denn die feinſinnige und prachtliebende Art der öſterreichiſchen Fürſten verſammelte an ihrem Hofe jeden Gewerbefleiß und jede Kunſt, vor allem aber ſchuf ſie ihn zum glänzendſten Brennpunkte des damals ſo reich bewegten Lebens der deutſchen Dichtung.

Wir müſſen einen Blick auf dieſes Leben werfen.

Wenn man abſieht von den Nachklängen der altgermaniſchen Heldenſage, muß man als innerſtes Prinzip der mittelalterlichen Dichtung die Romantik anerkennen. Was iſt dieſe Romantik? Jedermann kennt ihren eigentümlichen Reiz, der darin beſteht, daß die romantiſche Poeſie Diſſonanzen anſchlägt und dem Hörer aufs Lebendigſte die Empfindung des auflöſenden Akkordes erweckt, ohne dieſen ſelbſt zu geben. In dieſem Sinne aber iſt das ganze Mittelalter Romantik. Herausgeriſſen aus innigſtem Zuſammenhange mit der alten Mutter Natur, war der Menſch in die Schule des Chriſtentums geführt, das mit unerbittlicher Strenge forderte, den natürlichen Menſchen, den alten Adam, abzulegen und einen neuen Menſchen anzuziehen, gering zu achten alles, was ihm bisher am höchſten ſtand, und Tugenden der Entſagung und Erniedrigung zu üben, die er bisher verachtet hatte. Wohl war das eine tief ergreifende Diſſonanz, und doch hörte die Menſchheit in ihren heiligſten Ahnungen, wie der auflöſende Akkord ſie geheimnisvoll umklang, und ihre Dichtung, die unaufhörlich den Kampf zwiſchen den Anforderungen des natürlichen Selbſtgefühls und der chriſtlichen Selbſtverleugnung widerſpiegelt, gewinnt ihren höchſten Zauber durch den Lichtſchimmer jener Ahnung, der ſich wie ein Regenbogen hinüberwölbt über die ungeheure Kluft. Aber wer nicht zu fliegen vermag, den trägt keine Regenbogenbrücke, und ſo ſchreitet denn die Poeſie des Mittelalters nicht den ſtolzen Stahlſchritt urväterlicher Heldenſage, ſchlingt nicht den helleniſchen Reigen alten olympiſchen Tanzes, ſondern ſie ſchwebt; ſie hebt ſich aufwärts

und berührt mit dem Scheitel die Sterne,
aber nirgends haften
die unſich'ren Sohlen.
Und mit ihr ſpielen
Wolken und Winde.

Die Sehnſucht, das Langen und Bangen in ſchwebender Pein, iſt ein Hauptmoment aller Romantik, und wenn Goethe ganz dasſelbe als innerſte Bewegung der Seele bezeichnet, die liebt,

ſo iſt aus der Gleichartigkeit dieſer tiefſten Grundſtimmung von ſelbſt deutlich, daß die glänzendſte, bedeutungsvollſte und allgemeinſte Äußerung der romantiſchen Poeſie die Minnedichtung werden mußte.

Es lag ſchon im deutſchen Heidentum ein Zug zur Vergöttlichung des Weibes; die chriſtliche Religion der Demut, der die Abſicht innewohnt, das Unterworfene, geringer Geſchätzte zu erhöhen, ſie mußte jener Neigung, getreu dem Spruch: „Die Letzten werden die Erſten ſein“ breiteſten Spielraum und eine bis dahin unerhörte Entfaltung geben. Im Gegenſatze zur natürlichen Auffaſſung der antiken Welt, die den Träger der Tatkraft, den Mann, als Mittelpunkt des Lebens ehrte, hob die Romantik das gefühlsinnige Weib auf den Thron, und die Minne zu ihm wurde, — wie es Scherr mit ſeinem Ausdruck bezeichnet — „eine geiſtige Vollkommenheit, ein myſtiſcher Akt, der ſich abwandte von der natürlichen Liebe der Geſchlechter, oder ihr doch erſt die höhere Weihe gab.“ — Zuerſt ausgebildet ward dieſe Auffaſſung bei den Völkern, die der Romantik den Namen gaben, bei den Romanen; bald aber kam ſie, namentlich auch durch die Kreuzzüge vermittelt, zu uns herüber und wandelte unſere heimiſche Dichtung um. Denn in älteren früheren Minneliedern finden wir noch das natürliche Verhältnis der Geſchlechter bewahrt: Das Weib iſt dem Manne noch in treuer Liebe untertan; gerade im deutſchen Oſten, in Öſterreich und Bayern klangen volkstümliche Lieder dieſes Sinnes, die ſich vorteilhaft auszeichnen vor ſpäterem Minneſang durch natürliche Friſche und unmittelbare Empfindung. Bald aber änderte ſich der Ton. Vom Niederrhein, der den franzöſiſchen Einflüſſen offen war, dringt der Minnekultus ein; gerade die höchſten Kreiſe des Volkes bekennen ſich zu ihm; die Sprache, damals noch in einer uns jetzt leider längſt verlorenen biegſamen Fülle ſchwelgend, ſpendet dieſem Kultus ihre ſüßeſten Schätze, und in ernſten Sängerſchulen lernt der Jünger vom Meiſter den höfiſchen gefügen Ton, in dem er ſingen ſoll und ſingen muß.

Denn nicht vergeſſen darf es werden: Art und Form des Minneſangs, ja ſelbſt kein geringer Teil ſeines Inhalts war doch etwas von außenher Überkommenes und behielt unleugbar während der ganzen Zeit ſeines Beſtehens einen gewiſſen Schablonencharakter, welchen der Deutſche zwar, wie die ja ebenfalls aus Frankreich übernommene ſogenannte gotiſche Baukunſt, genial behandeln und gemütlich vertiefen konnte, der aber niemals ſein ureigenſtes Weſen vollgültig auszudrücken und zwanglos darzuſtellen imſtande war. Umſomehr bedurfte eine ſolche Kunſt höfiſchen Schutzes und höfiſcher Schule. Namentlich die Schule, die mündliche Überlieferung war höchſt notwendig. Denn wohl nur wenige der ritterlichen Dichter konnten leſen und ſchreiben; ſie mußten, wenn ſie recht ſingen wollten, zu allgemein anerkannten Sängern in die Lehre gehen und die Mannigfaltigkeit der Töne, die feinen Geſetze, die für Reim, Rhythmus und namentlich Strophenbau in allgemeiner Geltung waren, von Mund zu Mund erlernen, ſie mußten die Kunſt erwerben, ihrer Dichtung eine neue Weiſe, die Melodie, anzuſchmiegen, ſie mußten Stimme und Vortrag üben, das tonbeflügelte Lied zu ſingen und mußten Herr der Geige werden, um ihren Geſang zu begleiten und durch Zwiſchenſpiele anmutig zu unterbrechen. Man ſieht, dieſe Anforderungen waren nicht gering, und es dürfte heut wenige lyriſche Dichter geben, die ihnen Genüge leiſten könnten.

Die Hauptſchule höfiſchen Geſanges beſtand in Öſterreich. Ein junger Tyroler, der Sänger werden wollte, wohin konnte er ſich beſſer wenden, als nach Wien, das ja bis auf die Gegenwart herab ſo hohen muſikaliſchen Ruhm behauptet, und wo damals die Nachtigall von Hagenow, Herr Reinmar der Alte, als des deutſchen Minneſangs König thronte. In ſeine Schule trat Walther der Knabe vom Berge, vielleicht zugleich als Jagdpage dienend am Hof der Babenberger, die ihn gütig aufgenommen haben und zu deren jüngeren Prinzen Friedrich und Leupold, den Söhnen Leopolds VI., ſich ihm ſogar ein näheres

persönliches Verhältnis entwickelte. Reinmar wurde ihm ein eifriger Lehrer und wohlwollender Freund, bis später des Schülers leuchtender Ruhm die Eifersucht des Alten weckte. Aber davon war anfangs natürlich noch keine Spur. Ob Walther außer Reinmars Unterweisung im Minnesang noch anderen gelehrten Unterricht genoß, ist zweifelhaft, ja fast unwahrscheinlich. Höfische Ritterſitte, Menschenkenntnis, klaren Blick in die Zeitgeschichte, alles das gab ihm die Schule des Lebens unmittelbar. Immerhin aber fallen in diesen Jugendaufenthalt am Hof der Babenberger des Meisters Lehrjahre, und zugleich wohl die glücklichsten in Walthers ganzem Leben. „Hievor war die Welt so schön!“ ruft er später einmal klagend aus.

Und Walther war der Mann, das heitere Leben heiter zu genießen. In das reiche, glänzend bewegte Treiben des fürstlichen Sängerhofes brachte er einen kräftigen Körper, ein frisches Herz, einen frohen Sinn. Überall erwarb sich ein so gearteter Jüngling Zuneigung und Liebe. Bald kann Walther dreier Fürsten Höfe nennen, so lange die blühen, braucht er nie fern um Herberge zu streichen: sein Wein ist gelesen, seine Pfanne sauset. Die drei Fürsten sind Herzog Leopold zu Österreich, Herzog Bernhard und Berthold von Kärnthen, der biderbe Patriarch von Aquileja. So von fürstlicher Milde ausgestattet und doch eigentlich wenig bedürfend, beglückt und ermutigt durch den Beifall, der sehr bald seinen Liedern in den weitesten Kreisen fern und nah zu Teil geworden zu sein scheint, ließ Walther sich in seliger Sorglosigkeit vom glücklichen Augenblicke wiegen. War er auch in der Schule: der Schulstaub trübte ihm die Augen nicht; lernte er auch höfisch singen und sagen: die Tiefe seines jugendlichen Herzens quoll doch über von volksmäßig naivem Sang, und sicherlich ist der größte Teil der schönsten und frischesten Lieder, die er von Lenz und Liebe sang, in dieser Zeit entstanden; denn die Unmittelbarkeit der Empfindung, der schalkhafte, mutwillige Ton, der diese Weisen, wie schneller

Herzſchlag jugendlich beflügelt, bürgt für Zeit und Art ihrer Entſtehung. — Man höre z. B. ein kleines Winterlied:*)

Schlimm hat der Winter gehauſt überall;
Haide und Wald, die ſind beide nun fahl,
Vogelgeſang iſt verſtummet im Tal.
Spielten am Wege die Mädchen erſt Ball
Käm er wohl wieder der liebliche Schall.

Könnt ich im Winter verſchlafen die Zeit!
Wach ich, ſo nagt mich beſtändig das Leid,
Wie er uns knechtet, ſo weit und ſo breit. —
Mut! Unterliegt er dem Lenze im Streit,
Pflück ich wohl Blumen, wo Reif er geſtreut.

Und er pflückte die Blumen. Wie preiſt er ſich glücklich, da er die ſchönſte geſchaut hat.

Wohl mir der Stunde, da ich ſie erblickte,
Die mir den Leib und die Seele bezwungen,
Die mir die Sinne benahm und entzückte.
Daß mich ein ſeliges Leben durchdrungen,
Daß ich nun nie von ihr ſcheiden mehr kann,
Das hat die Huld und die Güte gemacht
Und ihr roter Mund, der ſo minniglich lacht.

Ich hab den Mut und die Sinne gewendet
An die viel Gute, die Liebe, die Reine:
Mag es uns beiden bald werden vollendet,
Was ich von ihr zu empfangen noch meine.
Das Schönſte, was je ich auf Erden gewann,
Das hat ihre Huld dann und Güte gebracht
Und ihr roter Mund, der ſo inniglich lacht.

Aber wird er ſie erringen? In holdem Liebesweh verſunken fragt er — echt volkstümlich und echt kindlich — das Halmorakel, das ganz ebenſo, wie wir jetzt flatternde Kronenblätter der Sternblume, die Schößlingsknoten ſchlanker Halme zählt und ſich

*) Ich gebe hier und in den noch folgenden Übertragungen Waltherſcher Gedichte meine eigenen Umwandlungen in das Neuhochdeutſche, wobei ich freudig anerkenne, wieviel ich den mir vorangegangenen Überſetzern ſchulde.

von ihnen „ja“ und „nein“, „Heil“ und „Unheil“ prophezeien läßt. Er erzählt:

In einem zweifelhaften Wahn
Saß ich und ſann, und ich gedachte
Zu laſſen ihren Dienſt fortan
Als mich ein Troſt ihr wiederbrachte.
Troſt mag es zwar nicht heißen, wehe drum;
Es iſt ja kaum ein kleines Tröſtelein,
So klein, daß wenn ich's nenne euch, ihr ſpottet mein;
Doch freut ſich ſelten jemand, der nicht weiß warum.
Ein Halm hat mich gemacht ſo froh;
Er ſagt: „mir ſolle Gnade kommen!“
Ich maß das kleine ſchlanke Stroh,
Wie ich's bei Kindern wahrgenommen.
Nun lauſchet auf, ob ſie den Willen wohl mir tu;
„Sie tut's, tut's nicht, ſie tut's, tut's nicht, ſie tut's“.
So oft ich maß, ſtets war das End ein gut's.
Das tröſtet mich! Doch freilich Glauben braucht's dazu!

Aber das Halmorakel hat ihm wirklich Wort gehalten. Ganz reizend iſt die liebliche Liederbeichte, die er dem holden Mädchen in den Mund legt.

Unter der Linden
An der Haide,
Da unſer zweier Bette war,
Da möget ihr finden
Duftend beide
Zerdrücktes Gras und Blumen klar.
Vor dem Wald in einem Tal
Tandaradei!
Lieblich ſang die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Aue:
Da harrte ſchon mein Schatz auf mich.
Nun ward ich empfangen
Heil'ge Fraue!
Daß ich bin ſelig inniglich.
Küßte er mich? wohl tauſend Stund':
Tandaradei!
Seht nur, wie rot mir iſt der Mund

Wie hat er gemacht doch
Unter Scherzen
Von Blumen ſchön die Lagerſtatt.
Deß wird wohl gelacht noch
Recht von Herzen.
Kommt einer her denſelben Pfad,
Bei den Roſen er wohl mag
Tandaradei!
Merken, wo das Haupt mir lag.

Daß wir beide da lagen,
Wüßte es jemand
(Verhüte es Gott), ſo ſchämte ich mich.
Sein wonniges Wagen
Niemals, niemand
Erfahre das als er und ich
Und ein kleines Vögelein
Tandaradei!
Das mag wohl verſchwiegen ſein. —

Wer empfände nicht, wie ſolche Lieder in fröhlicher Werdeluſt aus dem Herzen, aus dem Leben ſelbſt hervorgeſprudelt, wie ſie nichts zu tun haben mit dem ſtarren Kanon modegerechten Minneſangs. Und wohl ward Walther getadelt, daß er ſeine Augen und ſein Lied nicht höher erhöbe; aber er will davon nichts wiſſen: die Anmut und Treue ſeiner wahren Geliebten gilt ihm mehr als ferne Schönheit einer glänzenden Herrin und er meint, der kleine gläſerne Fingerring ſeines Mädchens ſei ihm lieber als das fremde Gold der Krone einer Königin.

So ragt denn Walther durch die Friſche dieſer Jugendlieder weit hinaus über die Menge der meiſten anderen Minneſänger, die vornehmlich gemachte Verhältniſſe auf vorgeſchriebene Weiſe ſchildern, denen es kaum je gelang, eine wirklich abgeſchloſſene dichteriſche Perſönlichkeit zu bewahren, ſondern die in der Mehrzahl untergingen im Strome der allgemeinſten Empfindungen und die über die Verfeinerung der Kunſtform, über die Steigerung der Technik jede Bereicherung des Inhalts, jede Entwickelung neuer Gedanken, jede Vertiefung der Empfin-

dungen verſäumten. Denn nicht nur die Darſtellungsweiſe, auch der Stoff wurde nach Überlieferung und Herkommen beſchränkt: Freude am Mai, Liebeshändel, Liebesſeufzer wiederholen ſich in ermüdender Gleichmäßigkeit, ſo daß die Minnelieder ſich untereinander bald ſo ähnlich wurden, daß auch die gelehrteſte Kritik, wenn die Namen der Meiſter nicht überliefert wären, ſie nur in den ſeltenſten Fällen von einander zu ſondern vermöchte.

Aber wenngleich Walther dieſer Eintönigkeit nicht verfiel, wenn er ſich auch im Minneſang die volle freie Perſönlichkeit wohl wahrte, der Kreis der Liebesdichtung an ſich mußte ihm doch bald zu enge werden, und wenn er auch ſehr hoch von Frauenminne dachte, ja ſogar meinte, daß ohne dieſe niemand Gottes Huld erwerben könne, ſo empfand er doch als echter Dichter das Leben viel zu ſehr als großes Ganze, um auf lange Zeit hinaus einer einzigen Seelenrichtung ausſchließlich zugewendet bleiben zu können. — Und wenn er von Betrachtung und dichteriſcher Verklärung der Einzelperſönlichkeit zu der des Volks vorwärts ſchritt, wenn er ſein Lied dem Vaterlande widmete, welches Schauſpiel bot ſich da dem Jünglingsblick! Wahrlich ein großes, ein ſo herrliches, wie es ſeitdem Deutſchland nie wiederſah, wie es aber bis heut das Ziel der Sehnſucht aller Herzen war und iſt.

Das deutſche Reich ſtand im Zenithe ſeiner Macht, und Hand in Hand mit dieſer gingen Wohlſtand, Leben und Frohſinn. Der Hohenſtaufen Königsgewalt, der Glanz des Rittertums, die Begeiſterung für die Kreuzzüge, der Kirche wunderbarer Prieſterbau — alles das gab dem Daſein eine Geſtalten- und Farbenfülle, wie ſie unſerem Grau in Grau malenden Zeitalter nicht mehr geläufig iſt. Zwar hatte nach glanzvollem tatenreichem Leben Barbaroſſa eben in des Kalykadnos Fluten ſeinen Tod gefunden. Aber der ihm nachfolgte auf dem Kaiſerthron, Heinrich VI., behauptete nicht nur was der Vater errungen, ſondern er ſchickte ſich an, das Begonnene zu Ende zu führen.

„Aufgewachsen in den idealen Vorstellungen Friedrich Rotbarts von der weltbeherrschenden Bedeutung des Kaisertums, als Jüngling schon im Besitze einer Macht, wie sie seit Karl dem Großen kein Fürst mehr innegehabt, durfte er es mit mehr Recht wie je ein anderer unternehmen, die Herrlichkeit und Hoheit der alten Cäsaren, als deren Erbe und Nachfolger er sich fühlte, zu erneuern und alle Fürsten zurückzuführen in das Verhältnis kaiserlicher Vasallen.“ Und den Riesenplänen gesellte sich die Riesenenergie; dem hochfliegenden Ehrgeize vermählten sich in zartem Körper ein durchdringender Verstand und eine rücksichtslose Folgerichtigkeit. Aber neben die harten Seiten des Charakters traten auch zartere Züge: freigebige Milde, feiner Sinn für Kunst und Poesie*), und so vereinigten sich in Heinrich alle Eigenschaften, um die Blüte Deutschlands zu ihrer herrlichsten glorreichsten Entfaltung zu zeitigen. — Eine glänzende Errungenschaft folgte der anderen. Richard Löwenherz mußte England vom deutschen Kaiser zu Lehen nehmen und sich verbinden, auch Frankreich zu beugen unter Heinrichs Willen. Diesem wurde ein Sohn geboren, der noch ungetauft von den deutschen Fürsten zum König gewählt wurde; und zu gleicher Zeit starb des Staufischen Hauses Erbfeind, der alte Welf, Heinrich der Löwe. Ganz Italien und alle Inseln des Mittelmeeres gehorchten Heinrichs Winken, der König von Cypern selbst nahm seine Krone aus des Bischofs von Hildesheim Händen als kaiserliches Lehen, ein Teil Nordafrikas, Antiochien und das asiatische Armenien huldigte dem Erben der Cäsaren, und Heinrich im Besitze aller Schlüssel des Orients, Herr einer großen Flotte im adriatischen Meer, bereitete einen Kreuzzug vor, der, hinschreitend über den

*) Wenn es auch zweifelhaft geworden ist, ob ein dem Kaiser zugeschriebenes deutsches Minnelied wirklich von ihm herrührt, so war Heinrich VI. doch von deutschen Dichtern tatsächlich umgeben: Friedrich v. Hausen, der Sänger, der am feinsten und leichtesten den zierlichen französischen Stil wiedergab; Bligger v. Steinach, dessen Wappenschild mit der Harfe noch heut den Reisenden im waldumkränzten Neckartal grüßt, waren in seinem persönlichen Gefolge.

wankenden Thron von Byzanz, für alle Zeit das heilige Land mit dem römiſchen Kaiſertum deutſcher Nation verbinden ſollte. 1196 ſteht das Kreuzheer gerüſtet und gehorſam in Italien, der Glockenhammer hebt ſchon aus, um die glorreichſte Stunde des Reiches zu ſchlagen — da zerſpringt die Glocke: Plötzlich, wie von eines feindlichen Gottes Hand berührt, ſtirbt Heinrich zu Meſſina. Mit ihm ging alles zu Grabe! Die widerwillig gehorchenden Mächte erhoben gewaltſam das Haupt, die Hierarchie vor allen, bisher in atemloſem Schrecken ſcheu gehorchend, warf die Maske ab und trat hervor, Unfrieden ſinnend und im Trüben fiſchend, und der Deutſchen unglückſelige Neigung, jedem Einzelwillen, jeder Einzelmeinung zuchtlos Spielraum und Geltung zu verſchaffen, ſtürzte auch die Heimat in blutigen Bürgerkrieg und Anarchie.

Wie mußte ſolch jäher Rückſchlag ein Herz ergreifen, das gleich Walthers warm und hoch für Deutſchland ſchlug!? Und zur Teilnahme am allgemeinen Weh geſellte ſich für ihn ſogleich auch noch perſönliches Mißgeſchick. — Sein alter Gönner Herzog Leopold VI. war ſchon lange zu ſeinen Vätern verſammelt. Die gleiche Gunſt indes wie er hatte ſein Sohn Friedrich dem liebenswürdigen Dichter gewidmet. Als Kaiſer Heinrich aber die Heerfahrt zum gelobten Lande vorbereitete, war der junge Fürſt zum Heer geſtoßen und hatte Öſterreich in Leopolds, ſeines Bruders, Obhut zurückgelaſſen. Das Verhältnis Walthers zu dieſem Fürſten ſcheint ſich früh getrübt zu haben, vielleicht, daß er mit ſeinem Urteil nicht vorſichtig genug geweſen, daß er ſeine Dienſte zu ausſchließlich dem edlen Friedrich gewidmet. — Genug, als die Nachricht von dem während des Kreuzzuges erfolgten Tode des jungen Herzogs nach Wien kam und Leopold nun den Fürſtenſtuhl beſtieg, da ſah ſich Walther plötzlich vom Hofe verwieſen, hinausgeſtoßen aus all den liebgewordenen nahen Beziehungen, verbannt, verwaiſt.

Ein harter Schlag! Aber ſicherlich leichter zu verwinden, wenn der quälende Schmerz um des Vaterlandes Not nicht die

Seele festgehalten hätte. Er selber sagt: „Ließen mich Gedanken frei, so wüßte ich nicht um Ungemach!“

Aber die Gedanken konnten ihn nicht frei lassen! Es sah furchtbar aus in der Welt. Des kaiserlichen Stammes echter Erbe war ein Kind, der gewaltige Geist des Kaisers aber stand auf in einem Manne, der alles das bekämpfen mußte und wollte, was Barbarossa, was Heinrich Großes geschaffen. Innocenz III., ein geborener Weltherrscher im rüstigsten Mannesalter, hatte unmittelbar nach des Kaisers Tode den Stuhl Petri bestiegen, und der Schwerpunkt der Welt war verlegt. Für nichtig erklärte der Papst das Kronrecht Friedrichs, des Kindes, da es noch nicht getauft gewesen, als die Wahl erfolgt. Viele Deutsche, die entweder selbst ehrgeizig nach der Krone strebten, oder denen mit einem Kinde als König nicht gedient war, pflichteten des Papstes Ausspruch bei. Des verstorbenen Kaisers Bruder, Philipp von Schwaben, suchte anfangs dem jungen Neffen die Krone zu erhalten, bald mußte er, um nur überhaupt der Hohenstaufen Recht zu wahren, selbst Anspruch erheben auf die Krone. Aber auch ihm trat Innocenz, wenn auch zunächst nur mit geschlossenem Visier, ränkeschmiedend und versteckt entgegen, und es gelang dem Klugen eine mächtige Partei in Deutschland zu vermögen, einen Gegenkönig aufzustellen, Otto von Braunschweig, den Welfen. Die Kriegslust der Deutschen, bisher nach außen gewandt, schlug nun sich selbst die tiefsten Wunden, Hungersnot und Faustrecht wüteten; es schien der jüngste Tag zu nahen, und jener leuchtende Edelstein der deutschen Kaiserkrone, den man den „Waisen“ nannte, weil er, nie und nirgends seines gleichen findend, wie „verwaist“ erschien, er verdunkelte sich und war nun auch für alle Zeit getrübt.

Wie mochten in Walthers Geist die Gedanken toben. Wie mochte er sinnen, mit seinem Liede zu helfen. Er stellt sich uns in einem seiner Gedichte dar, wie er auf einem Steine sitzend, Bein über Bein geschlagen, Kinn und Wange in die Hand geschmiegt, nachdenkt über die Welt. Es ist diese äußerliche Stellung

ſymboliſch; denn es iſt dieſelbe, welche vielerorts ausdrücklich dem Richter vorgeſchrieben war, wenn er das Urteil finden ſollte; aber ſie bezeichnet damit auch trefflich das Weſen von Walthers nachdenklicher, über die Zeit zu Gericht ſitzender Dichtung und zwei alte Handſchriften bilden ihn vor ſeinen Liedern in dieſer Stellung ab.

Hören wir ſein Lied:

Ich ſaß auf einem Steine
Und kreuzte Bein mit Beine,
Darauf ſetzt ich den Ellenbogen;
Zur Hand hatt ich hinabgebogen
Das Kinn und eine Wange. —
So dacht ich noch viel lange,
Wie man auf Erden ſolle leben!
Doch keinen Rat wußt ich zu geben,
Wie man drei Ding erwürbe,
Daß keins davon verdürbe.
Von zweien: Ehr und ird'ſchem Gut,
Meiſt ein dem andren ſchaden tut.
Das dritte, Gottes Milde,
Wird beiden erſt zum Schilde.
Die wollt ich gern in einem Schrein.
Doch leider kann's jetzt nicht mehr ſein,
Daß Ehr und Gut der Welt,
Mit Gottesfurcht geſellt,
In einer Bruſt zuſammenkommen,
Da ihnen Weg und Steg genommen.
Auf off'ner Straße herrſcht Gewalt,
Die Falſchheit liegt im Hinterhalt,
Friede und Recht ſind todeswund:
Nicht frei Geleit wird jenen dreien,
Die beiden würden erſt geſund! —

Wenn dieſes Spruches Inhalt allgemeine Beziehungen auf die Gefährdung der höchſten Güter des Menſchen bilden, ſo tritt ein gleichzeitiges Gedicht unmittelbar dem Wahlſtreit nah. Und da muß es uns modernen Menſchen einen ganz wunderbaren Eindruck machen, mit welcher Energie Walther davor warnt, die

Macht der kleinen Fürſtenkronen zu vermehren, um nicht die unſelige Sondertümelei der Deutſchen zu verſtärken, wie er vielmehr darauf dringt, ſich der einheitlichen Königsmacht ohne Zögern unterzuordnen.

Ich lauſchte einem Bach
Und ſah den Fiſchen nach;
Ich ſah, was ringsum bot die Welt,
Laub, Rohr und Gras und Wald und Feld,
Was kriechet und was flieget
Und Bein zur Erde bieget;
Ich ſah es und ich ſag euch das:
Da lebt nicht Eines ohne Haß;
Das Wild und das Gewürme,
Die ſtreiten ſtarke Stürme;
So tobt auch bei den Vögeln Streit.
Doch eins tun ſie in Einigkeit:
Sie glaubten ſich verloren,
Wenn kein Gericht erkoren;
Sie kieſen Kön'ge, ordnen Recht,
Sie unterſcheiden Herrn und Knecht. —
So weh dir, deutſcher Zunge,
Wie ſteht dein Ordenunge!?
Die Mücke ſelbſt hat ihren König,
Doch deiner Ehren denkſt du wenig!
Bekehre dich! Nicht mehre
Der Landeskronen Ehre.
Die kleinen Herren drängen dich!
Philippen ſetz den Waiſen auf und heiß ſie treten hinter ſich!

Es ſcheint dies Gedicht mittelbar auch an Philipp ſelbſt gerichtet zu ſein, um den Zögernden aufzufordern, dem Drängen ſeiner Partei nachzugeben und die bevorſtehende Wahl anzunehmen. Daß Walther auf Philipps Seite getreten, verſtand ſich von ſelbſt. Er hätte nicht der ſcharfblickende klare Geiſt ſein müſſen, um zu verkennen, in welchem Lager das wahre Recht, vor allem aber die wirkliche Vertretung der deutſchen Intereſſen zu ſuchen ſei. Er wie alle, welche deutſch dachten und fühlten und die eigenen Abſichten gern opferten, wo es des

Vaterlandes Wohl und Größe galt, er mußte die erbliche Befestigung und Sicherstellung der Königsmacht dringend wünschen und schon deshalb ein Anhänger der Hohenstaufen sein, auch wenn Philipp nicht, wie alle Fürsten dieses Hauses, ein Gönner und Kenner deutschen Minnesangs, durch seines Wesens Anmut, seine leutselige Milde und durch den Zauber seines Namens einen Dichter wie Walther hätte fesseln müssen. Und auf der anderen Seite stand Otto von Braunschweig, dem stets meuterischen Welfenhause entsprossen, nur halb deutsch, da er groß geworden im wüsten Treiben der normannischen Ritterschaft Englands und Frankreichs, riesig und roh, und in Deutschland auf den Schild gehoben von den Pfaffen. —

Philipp von Schwaben nahm die Wahl zum Könige an. Aber gleich darauf zog Otto mit französischen Rittern in Cöln ein, eroberte Aachen, ließ sich zum Könige krönen. Philipp jedoch war im Besitz der Reichskleinodien, was damals viel bedeutete; er zog nach Mainz und empfing hier nebst seiner holden griechischen Gemahlin aus des Trierer Bischofs Hand die so heiß umworbene Krone Karls des Großen. Walther war zugegen bei dieser Krönung. Jubelnd sieht er seinen Wunsch erfüllt und freut sich, wie trefflich die alte Krone dem jungen Könige paßt.

Längst war die Krone ehe Philipp war.
Doch alle mögt ihr schaun, wie wunderbar
Der Schmied ihr einst das rechte Maß gegeben.
Sein kaiserliches Haupt ziemt ihr so wohl,
Daß sie mit Recht nun niemand scheiden soll,
Da sie sich wechselseitig strahlend heben.
Sie leuchten beid einander an
Das Edelgestein und der junge süße Mann.
Die Augenweide sehn die Fürsten gerne!
Wer nun im Reich noch irre geht,
Der schaue, wem der Waisen hoch über dem Nacken steht
Und folg dem Stein, der Fürsten Leitesterne.

Mit diesen Liedern betrat Walthers Poesie das politische Gebiet und der Dichter selbst einen dornenvollen, aber glorreichen

Weg, von dem er bis zu ſeinem Tode um keines Haares Breite abgewichen.

Lieder, wie die eben mitgeteilten, wurden im Gegenſatz zum Frauendienſt des Minneſangs dem Herrendienſte zugerechnet, gerade ſo wie die provenzaliſchen Dienſtgedichte, jene Sirventes, die aber freilich in ihrer Mehrzahl nichts weniger waren, als Lieder zum Preiſe irgend eines Herrn und ſeines Dienſtes, vielmehr Geſänge glühender Oppoſition, lodernden Zornes und gewaltigen Volksſturms, die ſich in erſter Reihe gegen Rom, gegen die Prieſterherrſchaft richteten. Der Troubadour Bertrand de Born und Peire Cardinals feurige Lieder, ſie waren es, die den freien kühnen Mut der provenzaliſchen Ketzer geſchürt, ſie waren es, die gegen denſelben Innocenz III., der Deutſchlands Blüte knickte, jenen Geiſt emporgeführt, der leider unter der Zeiten Mißgunſt, wie eine zu früh durch den Schnee hindurchgebrochene Blume, in den Albingenſerkriegen ſo beiſpiellos entſetzlich zertreten ward. Peire Cardinal ſingt von den Pfaffen:

Sie heißen Hirten ſich;
Doch morden fürchterlich;
Sie ſind voll Heiligkeit,
Betrachtet man ihr Kleid. —
Stets kommt es mir zu Sinn,
Wie einſtmals Iſegrin
In eine Hürde ſchlich,
Doch ob der Hunde ſich
Ein Lammfell überzog,
Damit er ſie betrog.
Nun hat er freien Lauf
Und fraß auch alles auf.

Wenn aber in ſo glühenden Haſſes Tönen der Provenzale den Ingrimm ſeines Volkes ſang, ſo fehlte es an verwandten Klängen auch in Deutſchland damals nicht. War doch die Geiſtlichkeit tatſächlich in einem Zuſtande, der den Hohn und die Verachtung der Nation erregen mußte. Bezeichnend für die Stimmungen der großen Menge ſind die Lieder fahrender Schüler. Da heißt

es z. B.: „Kein Geiſtlicher gibt die Gnade der Kirche umſonſt. Jegliche Pforte öffnet Geld! Judas verfiel der Hölle, weil er Chriſtum einmal verkaufte. Ihr aber, die Ihr täglich ſiebenmal des Herren Leib verkauft, welche Strafe bleibt für euch? Die Nacht hindurch buhlt der Prieſter, und mit befleckten Händen feiert er dann die heilige Meſſe, ſegnet er Chriſti Leib. Die Biſchöfe ſchweigen dazu ſtill und ſpähen nach Beute, ſtatt des Stabes führen ſie die Lanze, ſtatt der Inful den Helm, den Panzer ſtatt der Alba und ſtatt der Stola den Schild!“ —

Da ſolche Lieder in des Volkes unteren Schichten gang und gebe waren, ſo konnte natürlich gleicher Sinn auch in den höheren Kreiſen nicht fehlen und mußte Ausdruck finden. Der Mann aber, der da die rechte Sprache traf, der einzige Sänger, den wir Deutſche der großen Reihe provenzaliſcher Rügedichter ebenbürtig an die Seite ſtellen können, ein Patriot voll feſten Freimuts, ein Vorläufer der reformatoriſchen Helden, die drei Jahrhunderte nach ihm kämpfen ſollten, iſt Walther von der Vogelweide. Und Walther war fromm, auch im Sinne ſeiner Zeit durch und durch fromm, voll tiefer Achtung vor den Satzungen der Kirche, ein eifriger Verteidiger der Kreuzzugsidee, voll inniger Verehrung auch gegen die Königin der Engel, deren keuſcher Leib den umfing, den aller Welten Höhe, Breite und Tiefe nicht umgreifen mögen. Aber je wahrer und wärmer Walther im religiöſen Boden ſeiner Zeit wurzelt, um ſo gewaltiger iſt ſein Haß gegen den Mißbrauch der Prieſtermacht und gegen das den Sinn gefangen nehmende trügeriſche Gleißen und die Aalglätte der Kleriſei.

Nie war ſo ſchwer wie jetzt die Chriſtenheit verwirret,
Denn ihre Lehrer ſelbſt ſind tief im Wahn verirret.
Es wär zuviel, geſchäh von dummen Laien das!
Sie ſünd'gen ohne Scham. Drum trifft ſie Gottes Haß!
Zum Himmel weiſen ſie und fahren ſelbſt zur Hölle
Und pred'gen: wer nur ihren Worten folgen wölle,
Nicht ihren Werken, der werd einſt vor Gott gedeih'n.
Die Pfaffen ſollten keuſcher als die Laien ſein.

Welch frommes Buch gab denn die Künſte ein,
Wie man der ſchönen Frauen Tugend fälle!?

Man hört, es iſt hier ganz derſelbe Ton wie bei Peire Kardinal und wie bei den fahrenden Sängern, und eine ſo tief ſittlich angelegte Natur, wie die unſeres Walther, mußte ſich ſo ausſprechen. Aber es kam noch ein anderes Moment hinzu, um ihn feſtzuhalten auf dem Kampfplatz gegen die Hierarchie. Politiſcher Zorn iſt's, der ihm die gewaltigſten Lieder in dieſem Sinne diktiert und der ihn auch ſofort ſich gegen die höchſte Stelle, gegen Innocenz ſelber, richten heißt.

Denn hervorgetreten war der Papſt, ſeit Philipp die Krone genommen, aus ſeinem lauernden Hinterhalt, und mit dem ſtrahlenden Waiſen zugleich war über des Hohenſtaufen königliches Haupt der Bannſtrahl gekommen, und zwar in der wunderbarſten verſteckteſten Art. Denn nicht Innocenz ſprach den Bann aus, ſondern er erdichtete einen Bannſpruch ſeines Vorgängers Cöleſtin, deſſen Ablöſuug er unter demütigenden Bedingungen anbot. Dieſem niederträchtigen Gaukelſpiel gegenüber ſchwillt des deutſchen Walthers Bruſt und er ſingt:

Ich ſah mit meinen Augen
Der Menſchen Tun und Taugen;
Und prüfend ich vernahm und ſah,
Was jeder ſprach und was geſchah.
Da hört zu Rom mit Lügen
Zwei Kön'ge ich betrügen;
Davon hub an der größte Streit,
Der jemals ward in aller Zeit,
Weil Pfaffen ſich und Laien
Begannen zu entzweien.
Das war eine Not vor aller Not,
So Leib als Seele lagen tot.
Die Pfaffen wurden Krieger,
Die Laien blieben Sieger.
Das Schwert da legten jene nieder,
Und griffen zu der Stola wieder
Und bannten, wen ſie wollten,

Nicht den ſie bannen ſollten.
Der Friede ſtarb in Gottes Haus:
Ich hörte fern in einer Klaus
Wohl Jammern ohne Maßen,
Ein Klausner ſaß verlaſſen,
Der klagte Gott ſein bitt'res Leid:
„O weh, der Papſt iſt allzujung, Herr Gott,
hilf deiner Chriſtenheit.“

Aber es iſt Walthers Blick auch nicht verborgen, wo eine Hauptquelle dieſes Unheils zu ſuchen ſei. Die prieſterliche Herrſchſucht und jene Prätenſion, daß der Papſt die Sonne der Welt ſei, von welcher der Kaiſer und alle Fürſten erſt ihr Licht zu empfangen hätten, ſie haben einen ganz beſtimmten Boden, in dem ihre breiteſten Wurzeln ruhen und immer wieder neue Nahrung ſaugen: die weltliche Herrſchaft des Papſttums, die angebliche Schenkung Kaiſer Conſtantins, deren Bekämpfung der arme Arnold von Brescia ſchon zu Barbaroſſas Tagen mit dem Feuertode bezahlte. Walther, wie alle ſeine Zeitgenoſſen, an Conſtantins Schenkung glaubend, ſpricht dennoch mit Entſchiedenheit ſeine tiefe Überzeugung von dem unheilvollen Charakter dieſer Herrſchaft aus:

Es hat der König Conſtantin
Dem Stuhl zu Rom ſo viel verlieh'n:
Speer, Kreuz und Kron, ſo daß er Macht empfangen.
Da ſchrie der Engel laut: „O weh,
Und aber weh, zum dritten weh!
Wie ſtand die Chriſtenheit in Zucht und Prangen!
Nun iſt ein Gift herabgefallen,
Ihr Honig ward zu bitt'rer Gallen,
Die einſt am Mark der Erde nagt.
Drum leben Fürſten jetzt mit Ehren,
Indeß der Kaiſer Schmach erduldet! —
Das hat der Pfaffen Wahl verſchuldet,
Das ſei Dir, ſüßer Gott, geklagt!
Die Pfaffen wollen Laienrecht verkehren:
Der Engel hat uns wahr geſagt!

Und mehr und mehr ſollte dieſe Wahrſagung ſich erfüllen.

Der Kampf zwiſchen den Gegenkönigen ſchwankte zweifelhaft und mit wechſelndem Glück hin und her. Und Walther beteiligte ſich daran mit dem regſten Streben. Meiſt ſcheint er ſich an Philipps Hofe ſelbſt aufgehalten zu haben; denn er ſagt: „Mich hat das Reich und die Krone an ſich genommen,“ häufig aber dürfte er auch zu politiſchen Sendungen gebraucht worden ſein, denen der ebenſo ſprachgewandte als charakterfeſte Dichter gewiß in hohem Maße gewachſen war. In ſolchen Aufträgen ſehen wir ihn vorübergehend am thüringiſchen und öſterreichiſchen Hofe, ja zu Paris bei dem Philipp befreundeten Franzoſenkönige tätig, und es iſt wahrſcheinlich bei der Heimkehr aus Frankreich, daß er jenes berühmte Lied ſang, welches unter dem Namen „Deutſchland über Alles“ bekannt iſt und welches ſeinen Zeitgenoſſen ſchon ſo teuer, wert und mundgerecht war, daß es die Boten auf der Straße ſangen:

Ihr ſollt ſprechen: „Sei willkommen!“
Der euch Mähre bringet, das bin ich.
Alles was ihr ſonſt vernommen,
S'iſt eitel Wind: jetzt fraget mich!
Doch ich hoff auf Güte,
Lohnt ihr mir es gut,
Sing ich euch wohl manches, das euch ſänftlich tut.
Seht, wie man mir Ehren biete.

Deutſchen Frauen will ich ſagen
Solche Mähre, daß die Holden traun
Aller Welt noch mehr behagen:
Ohne Sold auch ſäng ich ſo die Frau'n.
Dürft an Lohn ich denken?
Sie ſind mir zu hehr:
Drum beſcheid ich mich, und nichts erbitt ich mehr,
Als mir holden Gruß zu ſchenken.

Ich hab Lande viel geſehen;
Nahm der Beſten überall in Acht:
Übel müſſe mir geſchehen,
Hätt ich's jemals übers Herz gebracht,

Daß mir wohl gefallen
Wollte fremde Sitte.
Nun, was hilf es mir, wenn ich im Unrecht ſtritte?
Deutſche Art geht doch vor allen.

Und von der Elbe bis zum Rhein
Und herüber bis zum Ungarland
Mögen wohl die Beſten ſein,
So ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu ſchauen
Anmut, Leibeszier,
Nun bei Gott ſo ſchwör ich, daß die Weiber hier
Beſſer ſind, denn and're Frauen

Deutſche Männer — wohl gezogen,
Recht wie Engel ſind die Frau'n getan,
Wer ſie ſchilt, der ward betrogen,
Anders nicht verſtünd ich ſeinen Wahn.
Tugend und reines Minnen,
Wer die ſuchen will,
Komme der in unſer Land, da iſt Wonne viel!
Mög ich leben lang darinnen! —

Von ſeinen diplomatiſchen Reiſen ſcheint Walther immer wieder an den Staufiſchen Hof zurückgekehrt zu ſein und an allen Begebniſſen desſelben teilgenommen zu haben. Vor ihm hat er wohl jenes Lied zu Deutſchlands und ſeiner Frauen Preiſe zuerſt geſungen, und Walthers herzliche und warme Beziehungen zu Philipp und den Seinen ſchildert auch ſehr anmutig ein Spruch auf das Weihnachtsfeſt von 1199, welches der Hof zu Magdeburg feierte. Die Schilderung der Kaiſerin als einer Roſe ohne Dornen und einer Taube ohne Gallen atmet eine ſo friedliche und frohe Stimmung, wie ſie wohl ſchon bald darauf am Hofe ſelten genug geworden ſein mag. Denn der Stern Philipps wurde ernſtlich bedroht und ſchien auf immer erbleichen zu ſollen.

Im Lenz 1201 trat nämlich Innocenz offenkundig und ohne Rückhalt auf des Welfen Seite, und ſprach ſelbſt und in feier-

lichſter Form über Philipp den Kirchenbann. Otto hatte dem Papſt unbedingten Gehorſam geſchworen, wurde er Herr, ſo herrſchte Innocenz; kein Wunder, daß dieſer jedes Mittel verſuchte, des Welfen Schale ſinken zu machen. Ein unerhörter Abfall der Fürſten war die unmittelbare Folge von Philipps Verfluchung. Böhmen, Meißen ſagten ſich ſofort von ihm los, der Krieg ſchlug aufs neue in lodernden Flammen auf, und es begann in Deutſchland ein Zuſtand der Unſicherheit des öffentlichen Lebens wie des Rechtsbewußtſeins, den die Zeitgenoſſen ſchon mit grauenerregenden Farben ſchildern. Der Abt von Urſperg ſagt: „Damals fingen die Übel an, ſich auf der Erde zu vervielfältigen; denn es entſtand unter den Menſchen Feindſchaft, Trug, Untreue und Verrat. Gegenſeitig ſtürzten ſie ſich in Tod und Untergang, Raub, Plünderung, Verheerung, Brand, Aufruhr und Krieg. Jedermann iſt jetzt meineidig und in Frevel verſtrickt; und wie das Volk, ſo die Prieſter. Die Verfolgung iſt ſo groß, daß niemand ſeinen Wohnſitz verlaſſen mag, um auch nur zum nächſten Ort zu gehen!“ — Wie mußte Walther ſolchen Zuſtänden gegenüber fühlen! — Mit Trauer und Entſetzen klagt er um die alte Ehre und Sitte. „Leer ſtehen die Stühle, auf denen ehedem Weisheit, Adel und Alter ſaßen. Das Recht hinkt, die Zucht trauert, die Scham iſt todeskrank. Verkehrt iſt der Sonne Schein, Untreue hat ihren Samen geſtreut und den Vater betrügt das Kind, Bruder den Bruder, Geiſtliche die Laien.“ Schaudernd erkennt der Dichter hierin die Zeichen des nahenden Weltgerichts und tiefbekümmert hält er der zerrütteten Gegenwart des alten Glanzes Bild entgegen.

Ich ſah hiervor einmal den Tag,
Da klang unſer Preis von jeglicher Zungen
Und wo nur ein Land in der Nähe uns lag,
Da bat es um Frieden, ſonſt ward es bezwungen.
Wie haben wir damals nach Ehren gerungen.

Aber die Zeit war vorüber, und Walther, der ſo klar ſieht und ſo tief entrüſtet iſt, er wäre wohl noch unglücklicher geweſen,

hätte er ahnen können, auf wie lange Jahrhunderte hinaus die Trümmer der damals begonnenen Untergrabung des deutschen Reiches sogar den Neubau hindern sollten.

Mit dem Jahre 1204 nahmen die Angelegenheiten eine günstigere Wendung für König Philipp, es gelang ihm, den Gegner in offener Schlacht aus dem Felde zu schlagen. Adolf von Köln, bisher Ottos mächtige Stütze, trat nebst dem Brabanter Herzog auf Philipps Seite, und dieser entschloß sich zu einer zweiten Krönung an der gesetzlich vorgeschriebenen Stätte, er bestieg zu Aachen den Thron Karls des Großen. — 1206 erfocht er dann einen neuen Sieg im Limburgischen. Auch die Stadt Köln, der Mittelpunkt der Welfischen Macht, wurde erobert, und Otto, von allen Bundesgenossen verlassen, zog sich in seine Stammlande nach Braunschweig zurück. In demselben Jahre aber war Liefland dem Reiche gewonnen und der Bischof von Riga zum deutschen Reichsfürsten erklärt; Konstantinopel, stets das ersehnte Ziel Hohenstaufischer Politik, war in den Händen der Abendländer, und der Mainzer Erzbischof Luitpold drang mit einem starken Heer in Italien ein und setzte auch hier dem päpstlichen Einfluß eine mächtige Grenze.

Jetzt schien der Zeitpunkt gekommen, an welchem Philipp die große Politik seiner Vorgänger aufnehmen und die gewonnene Machtstellung in Deutschland, ja in Europa benutzen mußte, um die kaiserliche Hoheit der päpstlichen siegreich, frei und weltbeherrschend gegenüber zu führen, es war der Augenblick eingetreten, in welchem Barbarossa oder Heinrich VI. unbedingt die Alpen überstiegen und den feindlichen Innocenz in den Staub geworfen hätte. — Daß Walther ein solches Vorgehen erwartete, versteht sich bei seinen Anschauungen von selbst. Gewiß sah er schon im Geiste das deutsche Heer einziehen in Rom, einen neuen Papst gewählt und von Philipp eingesetzt, diesen aber auf dem Wege nach Sizilien, nach Messina, um von hier, von der Todesstätte seines Bruders Heinrich aus, einen Kreuzzug zu rüsten, der zum Abendlande auch den Osten unter die Hoheit des deut-

ſchen Kaiſers zwingen mußte. — Da tat Philipp den unerwarteten Schritt: er reichte Innocenz die Hand zur Verſöhnung, er rief den Erzbiſchof Luitpold mitten aus ſeinem Siegeszuge ab, er empfing feierlich des Papſtes Legaten, er ſchwur in allen Dingen, um die er gebannt worden, zu gehorchen und wurde feierlich zu Worms vom Banne gelöſt.

Das mußte ihm Walthers Liebe koſten. Unterwerfung unter den Willen des Papſtes? Jetzt im Augenblicke des Sieges? Es ſchwindelt dem feurigen Sänger. War das der König, für den er ununterbrochen gerungen und geſungen? Und trotzig, wie er war, ſchüttelte er den Staub von ſeinen Füßen, verließ des Königs Hof und zog wieder hinaus in die Welt als fahrender Sänger, um von der Kunſt und für die Kunſt zu leben, da ſich die große Welt ſo wenig wert zeigen wollte der begeiſterten Liebe und des glühenden Eifers, die der Dichter ihr gewidmet hatte.

So wird denn Walther wieder Minneſänger, aber freilich ein anderer als vordem. Ein elegiſcher Ton zieht durch alles, was er ſingt; und auch da, wo dieſer einmal leiſer klingt, iſt alles, was der nun vierzigjährige Mann von Minne ſingt, ſo gedankenhaft durchklärt, ſo frei von den gärenden Fluten der Leidenſchaft, daß wir vor allem immer hören: es iſt der Künſtler, der Dichter von Beruf, der ſingt. Wie weit eigene Empfindungen und Erfahrungen auch bei dieſen Liedern die Grundlage bilden, dies zu entſcheiden, iſt wohl trotz aller Verſuche vergeblich.

Hören wir als Beiſpiel eins ſolcher Lieder.

Wird denn niemand wieder froh,
Daß wir nicht immerdar in Sorgen leben?
Weh, wie tun die Jungen ſo,
Die vor Luſt in Lüften ſollten ſchweben!
Manche zwar ſind Leides voll,
Doch bei Reichen tad'l ich's und bei Jungen,
Die ſind unbezwungen,
Der Gram ſteht ihnen ſchlecht, die Freude ſtünde wohl.
. . . . . .

Wer verholen Sorge trage,
Der gedenk an gute Frau'n: er wird erlöst!
Der gedenke lichter Tage,
Immer hat das Troſt mir eingeflößt. —
Drückt mich oft der dunklen Tage Not,
Nehm ich mir ein Beiſpiel an der Haide,
Die ſich ſchämt im Leide:
So ſie den Wald ſieht grünen, wird ſie immer rot!

Frau, wenn ich gedenk an dich,
Wie in reinſtem Leib ſo holde Tugend wohnet,
O laß ab! Du rühreſt mich
Mitten an das Herz, wo meine Liebe thronet,
Lieb und lieber nur, das mein ich nicht;
Nein, du biſt das Liebſte, das ich meine:
Du biſt mir alleine
Auf aller Welt noch lieb, mein Troſt, mein Licht!

Während Walther ſo dem Minneſange und der Beſchaulichkeit lebte, waren plötzliche große Weltbegebenheiten hereingebrochen, welche die Lage des Vaterlandes abermals umwälzten und alles bisher Erworbene aufs neue in Frage ſtellten. — König Philipp, der in Franken zum letzten entſcheidenden Schlage gegen Otto von Braunſchweig ein Heer ſammelte und ſeiner Nichte Beatrix von Burgund Hochzeit auf der Burg zu Bamberg feierte, fiel hier am 21. Juni 1208 unter dem mörderiſchen Schwerte des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, eines Mannes, den er mit Wohltaten überhäuft. — Mit Philipp ſchien der Staufen Sache in Deutſchland für immer verloren zu ſein! Denn ihr einziger Stammhalter war jener Sohn Heinrichs VI., Friedrich von Sizilien, der, in Italien unter des Papſtes unmittelbarem Einfluß aufgewachſen, noch niemals Deutſchland geſehen hatte und der, dieſer Erziehung wie auch ſeiner Jugend wegen, unfähig ſcheinen mußte, in ſo kritiſchem Augenblick die Leitung Deutſchlands in die Hand zu nehmen. Dieſer Sachlage gegenüber entſchloſſen ſich die meiſten Reichsfürſten zu augenblicklicher Anerkennung des nun tatſächlich alleinigen Königs Otto IV.

und ſofort fiel auch der Welfe in die Staufiſchen Stammlande, und Parteiung und Verheerung toben aufs neue durch die allzuſchwer heimgeſuchten Gaue Deutſchlands. Von der Notwendigkeit zu Ottos, als des nunmehr wirklich rechtmäßigen Königs, Fahne überzutreten, war auch Walther von Anfang an überzeugt. Kam es ihm doch nie auf irgend welche dynaſtiſchen Intereſſen, ſondern ausſchließlich auf des Vaterlandes Größe an. Wenn er trotzdem zunächſt in der Ferne blieb und ſein Lied ſich noch zu keiner Huldigung verſtand, ſo war daran gewiß weniger die Abneigung gegen Ottos rohe und gewalttätige Perſönlichkeit als vielmehr die tiefe Mißſtimmung Schuld, welche Walther die weitgehenden, ja ſchimpflichen Zugeſtändniſſe bereiten mußten, zu denen ſich König Otto der Kurie gegenüber mit ſchmachvoller Bereitwilligkeit herbeiließ, Zugeſtändniſſe, welche nicht nur die Kaiſermacht weſentlicher Attribute entkleideten, ſondern auch eine fürchterliche Bedrohung des freien Geiſtes in ſich ſchloſſen, da ſie den König verpflichteten, jede abweichende Glaubensmeinung mit dem Schwerte auszurotten. Mochte darum auch Walther den König anerkennen: er konnte ihn weder lieben noch achten, und ſo blieb er ihm fern.

Vornehmlich in Thüringen dürfte ſich der Dichter während dieſer Friſt aufgehalten haben, in Eiſenach, wo auf der Wartburg damals Landgraf Hermann Hof hielt, und wo auch die Sage unſeren Dichter gerade um dieſe Zeit mit den berühmteſten ſeiner Kunſtgenoſſen: Wolfram von Eſchenbach und Heinrich von Oſterdingen, im Sängerkriege ſtreiten läßt.

Das Leben an Hermanns Hof ſcheint ungemein lebendig, ja ungeſtüm lärmend geweſen zu ſein. Walther ſelbſt ſagt:

Wer in den Ohren ſiech iſt, oder krank im Haupt,
Der meide ja Thüringens Hof, wenn er nur glaubt:
Käm er dahin: er würde ganz betöret.
Ich drang ſo lange zu, daß ich nicht mehr vermag,
Ein Zug fährt ein, der andre aus, ſo Nacht als Tag:
Ein Wunder iſt's, daß da noch jemand höret:
Der Landgraf hat ſo milden Mut,

Daß er mit ſtolzen Helden, was er hat, vertut,
Davon ein jeder wohl als Kämpe ſtände.
Mir iſt ſein hohes Tun wohl kund:
Und gelt ein Fuder guten Weines tauſend Pfund,
Doch Niemand leer der Ritter Becher fände! —

Die urteilsloſe Freigebigkeit Hermanns führte eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft an ſeinen Hof. Auch Wolfram von Eſchenbach tadelt im Parzival Ton und Treiben zu Eiſenach, und verweiſt auf einen uns verlorenen Spruch Walthers, der die dortige Geſellſchaft mit „Guten Tag, Böſ' und Gut'!“ anredet. Und bis zu geſellſchaftlichen, ja rechtlichen Unzuträglichkeiten ſcheint man oft fortgeriſſen worden zu ſein. Zwei Spottlieder Walthers gegen einen Eiſenacher Hofgenoſſen, Gerhard Atze, ſchildern höchſt ergötzlich, wie ihm dieſer Mann ein Pferd erſchoſſen, jedoch nicht dahin zu bringen war, Schadenerſatz zu leiſten. Wo aber ſo ungefüges äußeres Leben hauſte, da iſt kaum zu erwarten, daß eine übergroße Feinſinnigkeit in künſtleriſcher Beziehung geherrſcht haben werde, und wenn Walther in mehreren Sprüchen dem Landgrafen rät, als guter Gärtner das Unkraut auszuraufen, auf daß es nicht edle Pflanzen überwuchere, und die Schwätzer und Kläffer vom Hofe zu ſenden, die jeden Anderen überſchrieen, ſo ſind in ſolchen dichteriſchen Überbleibſeln wohl Andeutungen feindlicher Strömungen am thüringiſchen Dichterhofe zu erkennen, deren geſchichtlich nicht mehr nachweisbarer Zuſammenſtoß vermutlich den Anlaß gab zur Sage vom Sängerkriege.

Walthern mußte derartiges Treiben mißbehagen; ſeine beſtändige, wiederholt auch in den Liedern ausgeſprochene Sehnſucht zieht ihn immerdar nach Öſterreich; er beſucht auch wirklich einmal den Babenberger Hof; indeß die Zeiten waren auch dort andere und mit ihnen die Verhältniſſe fremder und kälter geworden, und ſelbſt wenn Walther noch volles Behagen gefunden, er hätte trotzdem nicht bleiben können in Wien, denn die politiſche Lage nahm eine Geſtaltung an, welche ihn ſofort

wieder auf den Kampfplatz und ſomit nach dem Norden Deutſchlands rufen mußte.

Eine ganz andere Entwicklung nämlich, als urſprünglich der Anſchein war, hatte das Verhältnis König Ottos zum Papſte erfahren. Zwar empfing der König noch aus den Händen Innocenz' in Rom die Kaiſerkrone, aber bald darauf zeigten ſich ſchon die erſten Anzeichen des Bruches. Otto fühlte mit jedem Tage mehr die Unmöglichkeit, den gegebenen ſchimpflichen Verſprechungen treu zu bleiben, die er vielleicht ſchon mit der Abſicht gab, ſie nicht zu halten; und nun in Italien, im Vollbeſitz der Macht und Würde, mußten jene Feſſeln ſo drückend, mußte der Gegenſatz zwiſchen der Hoheit des Kaiſerlichen Amtes und der Niedrigkeit dem Papſte gegenüber ſo empfindlich werden, daß Otto ſich kurz entſchloß und in Unteritalien, auf das er feierlich Verzicht geleiſtet, mit Waffengewalt einrückte, um dieſe altſtaufiſchen Länder dem deutſchen Kaiſertum wieder zu gewinnen. Aber acht Tage nach dem Einmarſch traf ihn auch ſchon der Bannfluch Innocenz', und bald wurde der Kaiſer genötigt, nach Deutſchland heimzukehren, wo ihm infolge des Bannes von vielen Fürſten der Gehorſam gekündigt ward und wo im Herbſt des Jahres 1211 ſogar der offene Abfall des böhmiſchen Königs, des Mainzer und Magdeburger Erzbiſchofs, wie der Meißener und Thüringer Fürſten erfolgt war, während zu Nürnberg, unter der Ägide des Papſtes, Heinrichs VI. Sohn, der jugendliche Friedrich von Sizilien, zum Könige der Deutſchen erwählt worden war.

Jetzt, angeſichts des Kampfes, der wieder auf Tod und Leben zwiſchen deutſchem Königtum und päpſtlicher Prieſterherrſchaft ausgebrochen, jetzt tritt auch Walther ohne Zögern wieder auf die politiſche Bühne, und obgleich er Otto keineswegs liebt und ſchlecht genug von ihm behandelt wurde — er hält treu bei ihm aus und ſingt in ſeinem Dienſte die Reihe ſeiner kühnſten nnd gewaltigſten Lieder, Lieder, die alles übertreffen, was jemals vor Luther gegen die Macht der Hierarchie

geſagt und geſungen, und die um ſo mehr Bewunderung verdienen, als ja damals das Papſttum auf dem Höhepunkt ſeiner Macht und Herrlichkeit ſtand und die ganze Welt ſich ſeinen Herrſcherwinken zagend beugte.

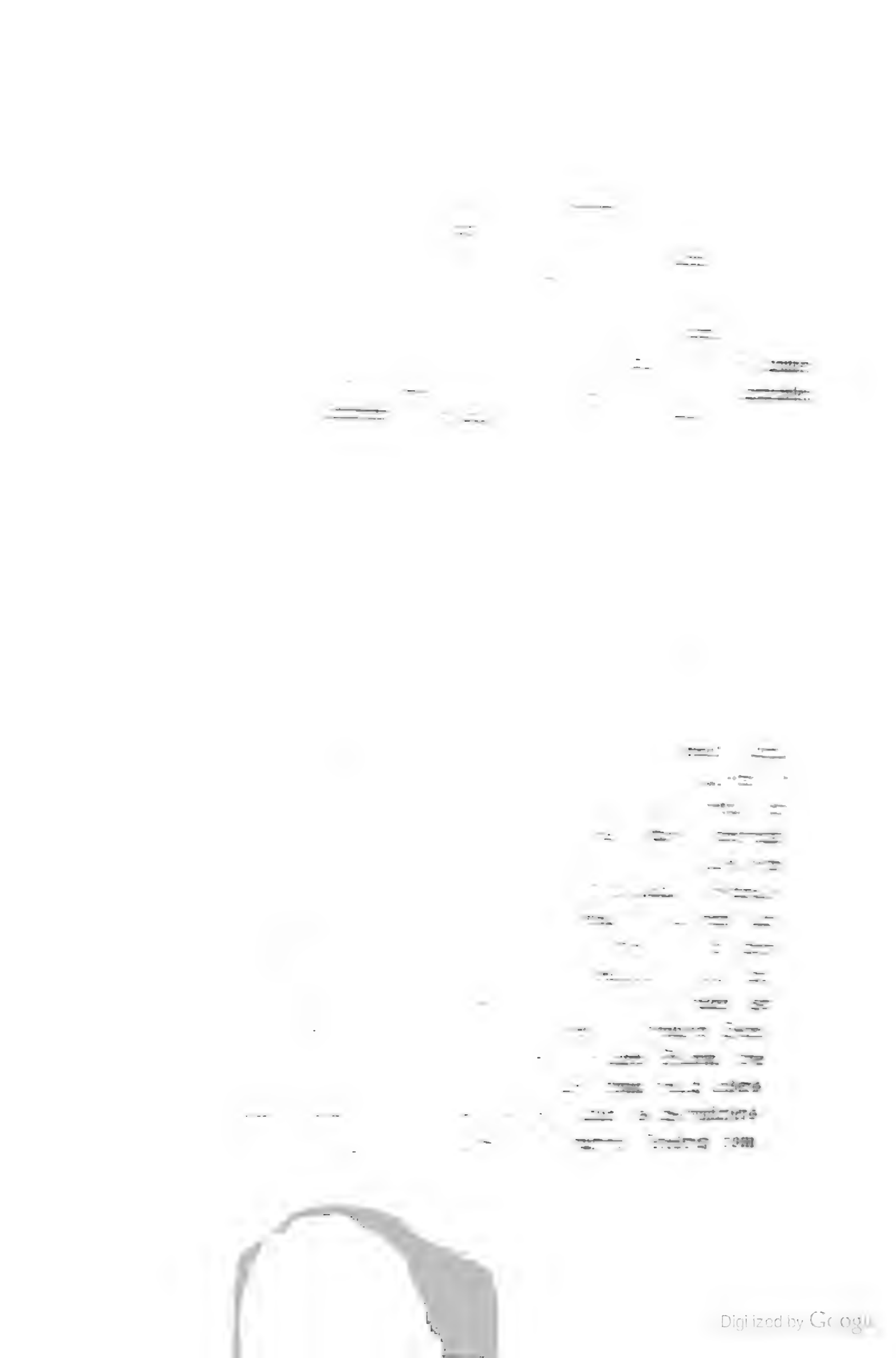
Wenn Walther außerdem dem gebannten Kaiſer auch diplomatiſch wichtige Dienſte geleiſtet und namentlich die abgefallenen Fürſten von Bayern und Meißen wieder zur Treue zurückgeführt zu haben ſcheint, ſo iſt doch das, was er mit jenen Liedern tat, unendlich viel größer und folgereicher geweſen, und wie alles, was echt iſt, der Nachwelt unverloren bleibt, ſo finden heut noch ſeine Worte volltönenden Widerhall auch in unſeren Herzen, im Herzen des neunzehnten Jahrhunderts.

Gleich nach der Rückkehr Ottos, als dieſer dem Papſte und dem Gegenkönige zum Trotz Hoftag hielt zu Nürnberg, bringt ihm Walther ſeinen Liedergruß entgegen und beginnt:

Herr Kaiſer, ſeid uns hochwillkommen!
Des Königs Nam' iſt Euch benommen
Und Eure Krone ſtrahlt vor allen Kronen!
Eure Hand iſt Kraft, und Schatzes voll.
Ihr tut nun übel oder wohl,
Die Hand kann beides, ſtrafen oder lohnen.

Man hört, zutrauen tut Walther dem Könige auch das Übeltun. Er liebt ihn nicht. Aber er hält ihn für den rechtmäßigen Herrn; er glaubt, daß nur durch treues Feſthalten an dem Erwählten und Gekrönten Deutſchlands Friede und Größe herzuſtellen ſeien, und ſo ſcheuet er ſelbſt den Bann nicht, der mit Otto ja alle ſeine Anhänger und alſo auch das fromme Haupt unſeres Dichters traf. Großartig und mächtig wendet er ſich gegen den doppelzüngigen Innocenz:

Herr Papſt, ich fürchte mich noch nicht;
Denn ich gehorch Euch, wie es Pflicht! —
Wir hörten Euch der Chriſtenheit gebieten:
Dem Kaiſer untertan zu ſein.
Ihr ſelbſt gabt ihm die heil'gen Weihn,
Daß wir ihn hießen „Herr" und vor ihm knieten.



Digitized by Google

Mainzer Erzbiſchof die Krone, während Otto auf dem ſpärlich beſuchten Hoftage von Aachen nur wenige Getreue zuſammenhielt. Zu dieſen Getreuen gehörte Walther, ſo ſehr ihn auch das wilde und rohe Treiben abſtoßen mußte, welches am Hof des Welfen herrſchte. Denn nichts ſcheint Otto fremder geweſen zu ſein, als der Begriff edlen Maßes, den die Griechen mit Recht als die Grundlage der Sittlichkeit betrachteten, und den auch Walther unter dem Namen „Frau Maße“ in ſeinen Liedern feierte. Wahrer König iſt ihm nur der, der vor allem ſich ſelbſt beherrſcht:

Wer ſchlägt den Leun? Wer ſchlägt den Rieſen?
Wer überwindet den und dieſen?
Der tut es, der ſich ſelbſt bezwingt
Und alle ſeine Glieder bringt
Aus wildem Sturm in ſteter Tugend Port.

Otto von Braunſchweig war aber ganz und gar nicht der Mann, der ſich ſelbſt zu bezwingen vermochte. In Köln, wo der Kaiſer bald nur noch von der Bürger Gnade lebte, herrſchte eine abſcheuliche Völlerei, und mehrere Sprüche Walthers warnen namentlich vor dem unmäßigen Trinken:

Der hat nicht wohl getrunken, der ſich übertrinket:
Ziemt's einem hohen Mann, daß ihm die Zunge hinket
Von Wein? Wer alſo zechet, Sünd und Schande zu ſich winket.

Solche Rügelieder halfen indeſſen natürlich nichts, ebenſowenig, wie andere perſönlicher gehaltene Mahnſprüche, in denen Walther auf die Erfüllungen von Verſprechungen dringt, die der Kaiſer ihm gemacht und die ihm, da ſie auf Erteilung eines Lehens hinausgingen, möglich machen ſollten, entfernt vom Hofe und ungeſtört von ſeiner wüſten Lüderlichkeit nur der Sache des Königs, nicht ſeiner Perſon zu dienen.

Jene Sache hatte noch immer ſeine volle Teilnahme, umſomehr als Friedrich, der bei Ottos Anhängern nur der „Pfaffenkönig“ hieß, dem Papſte eine Reihe neuer ſehr weitgehender Zugeſtändniſſe machte und ſomit Welfen und Waiblingen ihre

Rollen völlig gewechſelt zu haben ſchienen. Der gebannte Guelfe Otto vertrat die Staufiſche Kaiſeridee, der Ghibelline Friedrich, Heinrich VI. Sohn und Erbe, ſchien für das Panier der päpſtlichen Macht zu fechten. Das hielt Walther natürlich feſt in Ottos Lager; und was ihn aufs neue mit tiefſtem Grimm gegen die päpſtliche Partei erfüllte, das war die Sendung des Kirchenſtocks nach Deutſchland, d. h. die Aufſtellung und Umherſendung von Schreinen, um gegen Austeilung päpſtlichen Segens Gaben zu ſammeln, angeblich zur Wiedereroberung des heiligen Landes, in Wahrheit aber wohl zu Nutz und Frommen der päpſtlichen Parteiintereſſen. Hiergegen empört ſich Walther, und es iſt höchſt intereſſant zu ſehen, daß er gerade, wie ſpäter Luther durch die Schnödigkeit des Ablaßkrames, zu den heftigſten Angriffen entflammt wird gegen den Mißbrauch der päpſtlichen Macht

Ahi, wie chriſtlich mag der Papſt wohl unſrer lachen,
Wenn er zu ſeinen Wälſchen ſpricht: Seht, alſo muß man's machen!
(Was er da ſpricht, er hätt es beſſer nie gedacht!)
Zwei Alemanen hab ich unter eine Kron gebracht,
Die müſſen nun das Reich zerſtören und belaſten.
Ich füll inzwiſchen meine Kaſten;
Zu meinem Stocke treib ich ſie; ihr Gut wird alles mein!
Ihr deutſches Silber fährt in meinen wälſchen Schrein.
Ihr Pfaffen, ſchmauſet Hühner, trinket Wein
Und laßt die dummen Deutſchen ..... faſten! —

Ein anderer Spruch redet den Kirchenſtock ſelbſt an:

Sagt an, Herr Stock, hat Euch der Papſt hieher geſendet,
Daß Ihr ihn reicher macht, uns Deutſche aber pfändet?
Wenn's ihm nun golden ſtrömt zum Lateran,
So lacht er ſeiner Liſt, wie er ſchon oft getan,
Und klagt uns doch, wie Not und Sorgen ihn umſtarren,
Daß neuen Zins ihm ſenden alle Pfarren.
Wohl wenig von dem Schatz gelangt ins heilge Land';
Denn großen Hort verteilt nicht gern der Pfaffen Hand.
Herr Stock, Ihr ſeid zum Schaden hergeſandt
Und ſucht im deutſchen Reich nach Törinnen und Narren!

Wie groß die Wirkung dieſer Sprüche war, geht daraus hervor, daß Thomaſin von Zerkläre, ein päpſtlich geſinnter Zeitgenoſſe Walthers, dieſen anklagt, tauſende mit ſeinen Sprüchen betört zu haben, daß ſie Gottes und des Papſtes Gebot nicht befolgt. Walther aber wendet ſich noch viel ſchärfer gegen dieſen Innocenz, gegen den neuen Judas, wie er ihn heißt. Er iſt es, der den Papſt zuerſt den „Zauberer von Rom“ nennt, indem er ihn mit Sylveſter II. vergleicht, der damals allgemein für einen Schwarzkünſtler galt. Aber Walther hält den Innocenz für ſchlimmer:

Denn jener hat ſich ſelbſt doch nur der Höll' ergeben;
Du gibſt dich ſelbſt ihr preis und alle Chriſtenheit daneben!

Eifrig ruft er die Geiſtlichkeit auf, dem Ablaßhandel und der Simonie, dem Verkauf der geiſtlichen Ämter und Würden an den Meiſtbietenden Einhalt zu tun:

Ihr Biſchöf und ihr edlen Pfaffen ſeid verleitet:
Seht, wie der Papſt euch Teufelsſchlingen breitet!
Und ſagt ihr uns, daß er St. Peters Schlüſſel habe,
So ſprecht, warum er deſſen Lehr aus ſeinen Büchern ſchabe!?

Daß man das Sakrament verkaufe,
Ward uns verboten bei der Taufe.
Ihm lehrt's ſein Zauberbuch, das ihm der Höllenmohr
Gegeben hat; der pfeift ihm daraus vor.
Ihr Kardinäle, hütet euren Chor!
Der Hochaltar ſteht unter übler Traufe.

Die Glut dieſer Streitweiſe erinnert unmittelbar an Luther: es iſt der Simſon, der, von heiligem Zorn bewegt, an den Säulen des Philiſterpalaſtes rüttelt, gleichgültig, ob er ſelbſt mit den Stürzenden zerſchmettert werde.

Und in der Tat ſcheint es, als wenn wenigſtens die Körperkraft des Dichters dem Erliegen nahe geweſen ſei; die Sorge um das Vaterland, der leidenſchaftliche Zorn gegen Rom, die Anſtrengungen des ihm verhaßten und doch unvermeidlichen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

blickenden Sänger die durch Friedrichs Erfolge abermals möglich gewordene erbliche Befeſtigung der deutſchen Königsmacht als unter allen Umſtänden erſtrebenswert erſchienen ſein — genug: kurz nach Ottos Vermählung entſchied Walther ſich, die verlorene Sache des von ihm perſönlich verachteten Kaiſers aufzugeben und zu Friedrich von Hohenſtaufen überzutreten, feſt überzeugt, daß Deutſchlands Intereſſen nicht mehr in dem herabgekommenen, immer machtloſer und charakterloſer zuſammenſinkenden Otto ihre Vertretung fanden, und daher auch ſchnell entſchloſſen, mit ſeinem für große Kreiſe bedeutungsvollen Übertritt zu Friedrich der nationalen Sache durch Beſchleunigung des doch unvermeidlichen Prozeſſes einen Dienſt zu leiſten.

Und er hatte die Verhältniſſe richtig angeſchaut: wenige Wochen nach ſeiner Entſcheidung für Friedrich ſchlug die Schlacht von Bouvines des Welfen letzte Macht endgültig zu Boden; er war kein wirklicher Kaiſer mehr, und nur ein raubritterartiges Fehdetreiben füllte noch die letzten Jahre bis zu ſeinem Tode, während Friedrich abermals, und zwar an der rechten Stelle, nämlich zu Aachen, das jugendliche Haupt mit Deutſchlands Krone ſchmückte.

Wohl bei dieſer Feier im Juli 1215 war es, daß Walther, der der Sitte der Zeit gemäß vorher darum in aller Form gebeten hatte, ein Reichslehen empfing, über welches ſich der nun bald fünfzigjährige Mann wahrhaft kindlich freute. „Ich hab ein Lehen, all die Welt, ich hab ein Lehen!“ ruft er jubelnd aus; nun braucht er nicht mehr ruhelos als Gaſt unſtet umherzuziehen; er iſt ſelbſt Wirt; er weiß, wo er im Lenze Maienfriſche auf eigenem Grunde atmen, im Winter Glut mit eigenen Scheiten zünden kann. Das Lehen lag jedenfalls in unmittelbarer Nähe von Würzburg, und hier im ſchönen Maintal hat denn auch Walther einen großen Teil ſeiner ſpäteren Lebensjahre zugebracht. Allerdings aber nicht alle, denn abgeſehen davon, daß trotz der lebhaft empfundenen Ruhebedürftigkeit ſeine Wanderluſt und Wandergewohnheit doch zu ſtark war, um ihn

dauernd daheim zu laſſen, abgeſehen davon, daß ihn mannigfache liebgewordene oder nicht leicht zu löſende Verbindungen mehrfach wieder an die Höfe von Öſterreich und Thüringen führten; auch ſeine Stellung zu König Friedrich geſtaltete ſich derart, daß ſie ihn zu längerem Aufenthalt an ſeinem Hoflager nötigte.

Poetiſch war Walther zwar nicht für den König tätig, wenigſtens was die politiſch-kirchliche Seite ſeiner Dichtung betrifft. Noch war ja Friedrich viel zu feſt mit der hierarchiſchen Partei verbunden, um die Kaiſerpolitik ſeines Vaters und Großvaters offen aufnehmen und einem an ſeinem Hofe lebenden Sänger geſtatten zu können, jenen Ton anzuſchlagen, der den Päpſtlichen ſo furchtbar und verhaßt geworden. Und auch nach dem im Jahre 1213 erfolgten Tode des gewaltigen Innocenz und der Thronbeſteigung Honorius III. Savelli war das Ränkeſpiel, welches ſich zwiſchen dem römiſchen Stuhl und der deutſchen Krone um die alten Machtfragen entſpann, in ſeiner zugeſpitzten Schlauheit und ſeinem ſtaatsmänniſchen Leiſetreten nicht dazu angetan, ſich von den Poſaunenſtößen Waltherſcher Kernſprüche und Rügelieder begleiten zu laſſen.

Endlich im Jahre 1220 hatte Friedrich den Papſt dahin gebracht, in ſeine Krönung zum Kaiſer einzuwilligen und trat den Römerzug an. An die Spitze der Reichsverwaltung von Deutſchland während ſeiner Abweſenheit ſtellte er den großen Engelbert von Berg, Erzbiſchof von Köln, und vertraute ihm zugleich die Oberleitung der Erziehung ſeines etwa zehnjährigen Sohnes Heinrich an. Als eigentlichen Erzieher aber, oder wenigſtens zum vornehmſten Beirat desſelben ernannte er Walthern von der Vogelweide, deſſen Trefflichkeit er wohl erkannt.

Denn der tiefe Ernſt, mit dem der gefeierte Dichter Welt und Leben maß, die freimütige Kühnheit, mit der er in den großen Fragen der Zeit geſungen und gehandelt, die erhabene Vorſtellung von deutſcher Kaiſermacht, die ſein innerſtes Weſen füllte, alles das mußte dem königlichen Staufen einen Mann

wert und ehrwürdig erſcheinen laſſen, der überdies damals auf der Höhe des Dichterruhmes ſtand und deſſen Name in allen deutſchen Gauen mit Bewunderung von Mund zu Munde ging. — Wie ernſt Walther das ihm übertragene Ehrenamt nahm, zeigt ein ſchönes Gedicht, welches den Kern ſeiner Jugendlehren in ſchlagender Form knapp zuſammenfaßt:

Niemand wird's gelingen
Zucht mit Ruten zwingen;
Wer zu Ehren kommen mag,
Dem gilt Wort ſoviel als Schlag!
Dem gilt Wort ſoviel als Schlag.
Wer zu Ehren kommen mag;
Zucht mit Ruten zwingen,
Niemand wird's gelingen!

Hütet eurer Zungen!
Das geziemt den Jungen;
Stoßt den Riegel vor die Tür,
Laßt kein böſes Wort herfür!
Laßt kein böſes Wort herfür,
Stoßt den Riegel vor die Tür,
Das geziemt den Jungen,
Hütet eurer Zungen!

Hütet eurer Augen!
Die zu Muſtern taugen,
Solche Sitten laßt ſie ſpähn,
Alle böſen überſehn.
Alles Böſe überſehn
Laßt ſie ſolche Sitten ſpähn,
Die zu Muſtern taugen!
Hütet eurer Augen!

Hütet eurer Ohren!
Oder ihr ſeid Toren,
Iſt das böſe Wort erſt drin,
So beſchmutzt es euren Sinn.
Es beſchmutzt euch euren Sinn,
Iſt das böſe Wort erſt drin.
Werdet nicht zu Toren,
Hütet eurer Ohren!

Hütet wohl der Dreien
Leider allzufreien!
Zungen, Augen, Ohren ſind
Schelme oft, für Ehre blind. —
Schelme oft, für Ehre blind,
Zungen, Augen, Ohren ſind:
Der nur allzufreien
Hütet wohl der Dreien.

Leider traf die hochſinnige, tief ernſte Natur des erziehenden Dichters in Heinrich auf einen durchaus verwahrloſten und verzogenen Knabencharakter, der ſtörriſch und ſtolz ſchon in ſo zartem Alter kaum lenkbar ſchien. Ein Spruch Walthers klagt dem edlen Engelbert, daß er nicht wiſſe, welchen Ton er gegenüber dem Königsknaben anſchlagen ſolle, und wenn er in dem eben mitgeteilten Gedichte die Rute als Erziehungsmittel verwirft, ſo hat ſein Amt bei König Heinrich ihn bald genug dahin gebracht, aufrichtig zu bedauern, ſie ihm gegenüber nicht zur An-

wendung bringen zu können. Dies findet ſich deutlich und rund heraus in einem Spruch geſagt, mit dem der Dichter die undankbare Stellung, zu der ihn auch vielleicht ſeine perſönliche, mehr ſtreitbare als erzieheriſche Anlage weniger geeignet machte, noch vor des Königs Rückkehr aufgegeben zu haben ſcheint. Der Spruch beginnt:

Verwahrloſt Kind, du biſt zu krumm,
Grabbiegen kann dich niemand mehr,
Biſt für die Rute leider ſchon zu groß
Und für das Schwert zu klein!
Schlaf denn in Ruh vor mir.
Ich ſchelte mich nun ſelber dumm,
Warum auch ſchätzt ich dich ſo ſehr!
Ich barg dein Ungeſchick in meinen Schoß,
Ich band mein Leid ans Bein
Und neigte mich vor dir.
Nun laß ich deine Schule meiſterlos . . . .

So zog ſich denn Walther, den Hofdienſt hinter ſich laſſend, im Sommer 1223 wieder in die Stille ſeines fränkiſchen Lehens zurück, um dort bald durch die Nachricht von der Ermordung des ſo hoch von ihm verehrten Erzbiſchofs Engelbert tief gekränkt zu werden. Er widmete dem Toten einen gegen die Mörder zornſprühenden Nachruf, und ſchmerzbewegt ſah er aus ſeiner Abgeſchiedenheit, wie infolge des Mordes und in Abweſenheit des Kaiſers Deutſchlands innerer Friede abermals aufs heftigſte erſchüttert ward.

Friedrich von Hohenſtaufen hatte unterdeſſen ganz Italien ſiegreich ſeinem Szepter unterworfen, die Kaiſerkrone auf ſein Haupt, auf das ſeines Sohnes die römiſche Königskrone geſetzt, und dadurch, wie es ſchien, die Verbindung Siziliens mit dem Deutſchen Reiche dauernd geſichert. Dann war er ruhig in Apulien ſtehen geblieben, unter dem Himmel Groß-Griechenlands feſtlich heiterem Leben huldigend, deſſen ſonniger Glanz faſt heidniſch-helleniſche Blüten zeitigte. Aber ſchon Innocenz dem Dritten hatte Friedrich einen Kreuzzug verſprochen; Honorius

mahnte ihn wieder und wieder daran, und endlich legte ihm der Vertrag von San Germano 1225 die Pflicht auf, binnen zwei Jahren die heilige Heerfahrt bei Strafe des Bannes auszuführen. 1227 ſtarb Papſt Honorius und den Stuhl Petri beſtieg alt an Jahren, aber jugendlich energiſch an Willen Gregor IV. Die Zeit des Kreuzzuges war da; Italien füllten fremde Kriegsvölker, und obgleich Seuchen ihre Reihen lichteten, ſchiffte ſich der Kaiſer, welcher Jolantha, die Erbin des Königreichs Jeruſalem, zur Gemahlin genommen, wirklich ein. Aber ſchon nach drei Tagen mußte er, von ſchwerer Krankheit befallen, heimkehren und in den Bädern von Puzzuoli Geneſung ſuchen. Sofort ſchleuderte Gregor, ſchon längſt bereit, dem übermächtigen Kaiſertum in die Ferſe zu ſtechen, gegen Friedrich den Bann und wiederholte und ſteigerte ihn, des Unglücks ſchamlos ſpottend, von Monat zu Monat. Der Kaiſer aber faßte den ebenſo unerwarteten als hochherzig-kühnen Entſchluß, dem Bann zum Trotze, ſobald er irgend hergeſtellt, dennoch die Kreuzfahrt anzutreten.

Nun aber zeigte ſich die Hinterliſt Roms, das Gaukelſpiel, welches es mit den Kreuzzugsideen und der heiligen Einfalt der Völker trieb, in abſchreckender Nacktheit. Gregor erklärte alles für ungültig, was für die Kreuzfahrt vorbereitet; alle, die das Kreuz genommen, entband er von ihrem Gelübde und bedrohte mit dem Bannfluche jedermann, der dem excommunicierten Kaiſer folgen werde nach Jeruſalem. — Je leidenſchaftlicher der Papſt, deſto maßvoller Friedrich. In gemeſſener Ruhe legten ſeine diplomatiſchen Schreiben den Sachverhalt dar, und in edel ſchwungvollem Aufruf wendet er ſich an Deutſchlands Fürſten und Völker und fordert ſie auf, ihm zu folgen und unbeirrt durch den verirrten Glaubenshirten die große Chriſtenpflicht zu üben und ihr Gelübde am heiligen Grabe zu löſen.

Wie mußten Walthern ſolche Donnerworte treffen. Obgleich ſechzigjährig und in ſeiner Körperkraft durch ein ſo wechſelreiches, aufreibendes Leben erſchüttert, hält ihn doch nichts da-

Die da jede Zunge preiſt.
Mein iſt, was ich je erbat,
Da ich ſchauen darf den Pfad,
Den des Menſchen Sohn betrat.

Eine Stelle dieſes Liedes iſt auch ein merkwürdiges Zeugnis von Walthers Duldung, von jenem unbefangenen Sinn in Glaubensſachen; denn er ſingt:

Juden ſagen's, Chriſten, Heiden,
Daß dies Land ihr Erbe ſei.
Gott wird wohl den Streit entſcheiden,
Führt ja ſelbſt der Namen drei.

Dieſer hohe freie Sinn, der an die Fabel der drei Ringe in Leſſings Nathan mahnt, und der ſeinen mächtigſten Vertreter in Kaiſer Friedrich ſelber fand, der wird noch gekräftigt worden ſein durch des alternden Dichters Aufenthalt im Morgenlande. Wie lange dieſer gedauert hat, wann Walther heimgekehrt iſt — wir wiſſen es nicht. König Friedrich landete ſchon im Mai 1229 in Apulien und verjagte das in ſeine Erblande eingefallene päpſtliche Schlüſſelheer. Die Nachricht davon wird Walthers alte Tage erheitert haben; und da es in der Tat dem Kaiſer gelang, durch vollſtändige Demütigung des Papſtes ſeine Herrſchaft in Italien neu zu befeſtigen und ſich vom Banne zu löſen, ſo wird der alte Dichter mit dem frohen Bewußtſein vom Leben geſchieden ſein, daß der Sieg der Kaiſeridee, das hohe nie aufgegebene Ziel ſeines Lebens, glücklich errungen und — ſo durfte er damals wohl hoffen — auch dauernd geſichert ſei.

Wann der Tod Walthern berührte, vermögen wir nicht genau anzugeben. Mit dem Kreuzzug verſtummt ſein Geſang, und ſo wird es etwa zu Anfang der dreißiger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts geweſen ſein, daß der ſtreitbare Sänger auf dem ſtillen, vom Kreuzgange umſchloſſenen Grashofe des Neumünſters zu Würzburg unter breitäſtiger weitſchattender Linde beſtattet ward.

Unter der Linden
Hold beſchattet,

Kreuzfahrt, die ja doch unter allen Umſtänden das ewige Heil erwerben laſſe und ſelbſt dem gemeinſten Söldner geſtatte, um eine Himmelskrone zu kämpfen, die herrlicher ſei, als alle irdiſchen.

Daran gedenkt, ihr Ritter; denn euch iſt es geſagt,
Die ihr die lichten Helme, die ſtarken Panzer tragt
Und feſte Schilde ſchüttelt und das geweihte Schwert! —
Gott gebe, daß auch ich noch für ihn zu ſtreiten wert! —
. . . . . .
Wenn mir die liebe Reiſe gelänge über See,
Wollt ich nur Jubel ſingen und nimmer wieder Weh —
Nimmer, nimmer o Weh.

Und der Wunſch ſeines Herzens wird ihm erfüllt. Er erreichte das Heer des Kaiſers, der im Mai 1228 in einer großen Verſammlung zu Baroli in Italien unter freiem Himmel ſein Teſtament verlas und dann allerdings nur mit 40 Galeeren nach dem Morgenlande ſegelte.

Während der nach Perugia geflüchtete Papſt jedem, der auch nur die Kreuzzugsſteuer entrichtete, mit dem Banne drohte, hatte Friedrich, hoch und vorurteilsfrei über dem fanatiſchen Glaubenshaſſe ſeiner Zeit ſtehend, durch Verträge mit dem Sultan von Ägypten ſeinen Zug geſichert, und mit dieſer Hilfe gelang es ihm denn auch, trotzdem daß der Papſt durch ſeine Legaten, Franziskanermönche, ſogar noch im heiligen Lande allen Chriſten: den Tempelherren, den Johannitern, dem Patriarchen jeden Verkehr mit Friedrich bei Strafe des Bannes verbot, wirklich das heilige Land wiederzugewinnen und das Königreich Jeruſalem herzuſtellen.

Walther war Zeuge dieſes wunderbaren kaiſerlichen Doppelkampfes mit den Heiden und mit dem Papſt, und war unendlich glücklich, die heiligen vielerſehnten Stätten mit Augen zu ſchauen. Da ſingt er — ganz im Tone des Chorals:

Nun erſt leb ich ohne Fährde,
Seit ſich meinen Augen weiſt,
Heil'gen Landes heil'ge Erde,

Die weiſet ſie nach Wunſche wohl,
Die weiß wohl, wo ſie ſuchen ſoll
Der Minnen Melodien.
Sie und die mit ihr ziehen,
Die mögen alſo ſingen,
Daß ſie zu Freuden bringen
Ihr Trauern und ihr ſehnendes Klagen:
Und das geſcheh noch in meinen Tagen!

Daß es geſchah, haben wir geſehen; und da nun Walther verſtummt, klagen ihm andere Sänger nach; vor allem der Truchſeß von St. Gallen, Ulrich von Singenberg:

Uns zog uns'res Sanges Meiſter auf die Fahrt,
Den man ſonſt von der Vogelweide nannte,
Die keinem wird von uns nach ihm erſpart.

Wenn aber die Mitlebenden in Walther vor allem den höfiſchen kunſtreichen Minneſänger rühmten, ſo müſſen wir ſeiner immer und immer wieder gedenken als des unerſchütterlichen großen Patrioten, als des erſten und kühnſten politiſchen Sängers der Nation, der ein Träger war ihrer erhabenſten Tendenzen, ein Anwalt ihrer Sehnſucht und heißeſten Wünſche und ein Vorkämpfer in ganz ähnlichen Schlachten wie die, in denen wir ſelbſt jüngſt ſo heiß gefochten und in denen wir noch heute ringend ſtehen. Zu gedenken haben wir ſeiner als eines der früheſten und energiſchſten Vertreter jenes proteſtantiſchen Geiſtes, der der Geiſt freien Denkens, der antirömiſche Geiſt, ja im Grunde genommen der deutſche Geiſt ſelber iſt. Und wenn heute das Tirol, unſeres Dichters Heimat, die feſte Burg des Ultramontanismus heißt — ein Blick auf Walther lehrt, wie alt auch in jenen Gegenden das proteſtantiſche Selbſtbewußtſein deutſcher Männer iſt; und wenn uns aus dieſer Erkenntnis Hoffnung für die Zukunft keimt, dann ziemt auch uns wohl jenes herzliche Wort, das ſchon einer von Walthers Zeitgenoſſen, Hugo v. Trimberg, in ſeinem „Renner" ſpricht:

„Herr Walther von der Vogelweide,
Wer deß vergäße, der tät mir leide!" —

Inhalt.

Seite

Vorwort 5

Max Jähns. Eine biographische Skizze von Karl Koetschau 7

Max Jähns als militärischer Schriftsteller von Alfred Meyer . 77

Geschichtliche Aufsätze von Max Jähns.

1. Die Kriegskunst als Kunst. (Aus den „Grenzboten“ 1874) 97
2. Die Trilogie Karls des Kühnen. (Aus den „Grenzboten“ 1876) 131
3. Die Schlacht von Pavia am 24. Febr. 1525, das „Sedan“ des 16. Jahrhunderts. (Aus den „Grenzboten“ 1874) . . 224
4. Der Große Kurfürst bei Fehrbellin, Wolgast und Stettin 1675—1677. (Aus dem „Hohenzollern-Jahrbuch“ 1897) . 301
5. Der Große Kurfürst auf Rügen und vor Stralsund 1678 und der Winterfeldzug in Preußen 1679. (Aus dem „Hohenzollern-Jahrbuch“ 1899) 367
6. Kaiser Wilhelm. Ein Umriß seines militärischen Lebens. (Aus den Beiheften zum „Mil.-Wochenblatt“ 1888) . . . 422
7. Walther von der Vogelweide. (Aus den „Preußischen Jahrbüchern“. Bd. XX. Heft 3, 1867.) 495

Digitized by Google

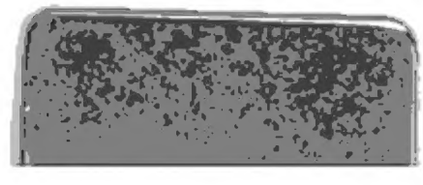
Druck von G. Bernstein in Berlin

Digitized by Google

DD 93 .J34 1903 C.1
Geschichtliche Aufsatze /
Stanford University Libraries
3 6105 039 817 973

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305



Digitized by Google